

zur

Allgemeinen Moden=Zeitung.

Walter.

Eine Erzählung.

Von

Arthur Stahl.

1.

Heimath.

Kennst Du den Harz, lieber Leser? Dann läßt Du Deine Erinnerungen vielleicht gern noch einmal hinüberschweifen und an den Plätzen ausruhen, die Dir lieb waren. Es überkommt Dich wohl auch ein Gefühl der Dankbarkeit für die Erfrischung an Geist und Körper, die Dir nach einem Jahre der Arbeit und des Actenstaubes oder der Krankheit und Verstimmung Waldschatten und tanzende Quellen freigebig zulächelten.

Noch wohler würde Dir einige Jahrzehende früher dort gewesen sein, ehe noch Alles so übercultivirt war und man an einzelnen Punkten zu der Meinung kommen konnte, es sei das Berliner Geheimrathsviertel verlegt oder alle Welt bedürfe blauer Brillen...

Der Harz glich damals einer Jungfrau in voller Jugendschöne, noch unberührt von den begehrliehen Blicken vieler, und wer sich den Weg zu ihrem Herzen, den lauschigen Waldwiesen, suchen wollte, durfte Gestrüpp und abwehrende Dornen nicht scheuen. Hatte er ihn gefunden, so konnte er sich getrost sagen, daß es vor ihm noch Keinem vergönnt war diesen geheimen Herzschlag zu belauschen.

Die bekannten Orte waren wie immer sehr besucht, aber diese einfache Erzählung hat für jetzt nichts von ihren Schönheiten zu berichten, sondern muß den Leser bitten ihr in ein kleines Haus zu folgen, dessen Einwohner wenig von den fashionablen Reisenden wissen.

Es liegt in der nördlichen Ebene des Harzes und bildet mit seinen Gehöften das Borwerk eines größeren Gutes, gegen dessen stattliches Wohnhaus es gewaltig contrastirt. Nicht weil es klein — wie manche Idylle feiert ein weißes, rebenumkränztcs Häuschen! — sondern weil seine Physiognomie noch grauer und mürrischer ist als die des alten Uranus, der in einiger Entfernung am

Eingang des Parkes sitzt und mit marmorner Gleichgiltigkeit auf die ewig junge Welt blickt.

Das Pächterhaus ist von einem Gärtchen umgeben, das aber für die heutigen Fortschritte der Gartenkunst keine Belege liefert, wenn man nicht einige Duzend Spielarten Kürbisse dahinrechnet, welche seine Hauptzierde ansprechen.

Vor der Gitterthür liegt ein großer Hund an der Kette, der häufig anschlägt. Man ist im Zweifel warum, denn der Hof ist ganz still und es kommt Niemand. Vielleicht wünscht Phylax, eins von den Kindern, deren helle Stimmen aus der offenen Hausthür schallen, möchte herauskommen. Sie sind im Wohnzimmer um die Mutter versammelt — viele kräftige Ranken für einen so zarten Stamm.

„Still, Kinder!“ flüstert sie.

Der Kleine in ihren Armen schlägt immer wieder die hellen Augen auf und greift mit den Händchen nach ihrem Gesichte. Sie geht auf und ab und summt ein altes Lied. Die Kinder schleichen auf den Zehen, sprechen einige Minuten leise bis sie es vergessen und ihre Stimmen wieder frisch hinaus-schallen. Ihr Klang ist das einzige Heitere in diesem Zimmer, alles Andere redet von einer Vergangenheit, die besser war. So verblichen sind die Farben, so zertreten die Blumen des Teppichs, so ermattet das Gesicht der Mütter! —

Der Kleine schläft, sie hat sich niedergesetzt und arbeitet. Die Kinder spielen im Garten, es beginnt zu dämmern. Sie sieht auf nach der Uhr. Das Glas ist gesprungen, sie muß aufstehen, um den Zeiger zu sehen, ach und die Rosen, mit welchen die bronzenen Horen ihre Stunden bekränzen sollten, sind lange verwelkt und umher gestreut.

Als sie aus dem Fenster in den Garten blickt, sind die Kinder nicht mehr allein, ein Mann läßt sich von ihnen helfen Kürbisse aufzubinden. Die Pflüge dieser edlen Früchte scheint ihm sehr angelegen zu sein. Er ist von sehr langer hagerer Statur; es macht den Eindruck als wäre er stets im Wachsen. Der Ausdruck seines Gesichts ist heiter, sonst ist darin weiter nichts auffallend als ein merkwürdig großer Mund und die Augenbrauen, welche um drei Linien zu hoch sitzen, was ver-

ursacht, daß er zu den einfachsten Dingen verwundert ausfieht.

„Ohnesorg, bist Du wieder da?“ sagt seine Frau aus dem Fenster.

Er richtet sich auf und nickt ihr zu. So — nun ist der letzte hohle Kopf gestützt und er geht zu ihr hinein.

„Ich habe so oft nach Dir geschickt, lieber Mann.“

„Ach, liebe Frau, Herr von Kleist wünschte, daß ich seinen angekommenen Gästen das Gut zeigte. Er ist krank. Ich habe sie umhergeführt und ihnen Ausichten gezeigt — delicate Ausichten. Einer der Herren war so entzückt, daß er mir sogleich einen gewissen Riesenfürbis versprach, den nur er allein zieht. Warum hast Du nach mir geschickt, liebe Anna?“

„Die Heuer fragten an, ob sie heute Nachmittag einfahren könnten, es wär' ein so schöner Tag.“

„Es werden schon noch mehre gute Tage kommen, Frauchen. Vielleicht ist morgen meine Anwesenheit oben nicht so wünschenswerth.“ Er betrachtet den Himmel. „Es wird doch heute keinen Hagel geben? — nein, die Wolken ziehen vorüber.“ Darauf reibt er sich vergnügt die Hände, bürstet sich sorgfältig das Haar, lächelt seine Zungen zufrieden an und klopft seiner Frau auf die Schulter. „Nun will ich wieder gehen, liebe Anna, damit die Gesellschaft nicht auf mich wartet.“

„Ich hoffte, Du bleibst heute Abend bei uns,“ sagt sie.

Herr Ohnesorg sieht sie an und macht plötzlich ein sehr bestürztes Gesicht.

„Anna, was fehlt Dir? Du siehst so traurig aus, bist Du krank? — Wie Du mich erschreckst! Ich bitte Dich, rede.“

„Ja, ich möchte mit Dir sprechen, denn mir liegt eine Sorge schwer auf dem Herzen,“ sagt sie tief athmend. „Morgen wird Walter aus der Schule entlassen; was soll dann aus ihm werden?“

„Das ist es nur, liebe Frau?“ entgegnet Herr Ohnesorg und erholt sich von seinem Schreck. „Bade ihm einen Kuchen. Die Kinder sollen einen vergnügten Tag haben. Und Du, beruhige Dich, ich habe schon für ihn gesorgt.“

Frau Anna horcht gespannt auf und ihr Mann lächelt geheimnißvoll. „Ich wollte Dich damit überraschen, Annchen, aber da Du Dir Sorge machst, will ich es Dir nicht länger vorenthalten. Ich habe meinem ältesten Bruder angeboten ihm den talentvollen Knaben zu überlassen. Es wird ihm gewiß große Freude machen, und er in seinen großen Fabriken die passendste Beschäftigung für Walter ausfinden.“

Frau Ohnesorg macht ein sehr enttäushtes Gesicht. Herr Ohnesorg bemerkt es nicht, weil er sich lächelnd zur Wiege gewandt hat.

„Den kleinen Schelm da habe ich für meinen jüngsten Bruder bestimmt. Es wird uns freilich schwer werden ihn fortzugeben, aber wenn es sich um das Glück der Kinder handelt . . .“

Der Kleine schläft ahnungslos in die verheißene Zukunft hinein. Es schlägt sieben. Herr Ohnesorg bereitet sich mit einer gewissen Unruhe zum Fortgehen.

„Wer nur den lieben Gott läßt walten,“ spielt die Uhr, was sehr erbaulich geklungen haben würde, wenn nicht einige fehlende Stifte den Schluß jeder Strophe unterbrochen hätten.

„Anna, mache Dir keine Sorgen,“ sagt der Mann noch einmal; „die Hilfe kommt oft über Nacht und Heiterkeit macht Alles leicht. Sei heiter! Die Höflichkeit erfordert, daß ich jetzt gehe, sonst bliebe ich. Herr von Kleist wünscht, daß ich Ananas schäle. Adieu!“

In der Hausthür traf er auf seinen ältesten Knaben, der aus dem nahen Städtchen kam, wo er in die Schule geht.

Annas Züge erheiterten sich sogleich als sie ihn erblickte.

„Mutter,“ ruft er ihr athemlos zu, während er sein Känzchen abwirft, „ich habe ein Panorama gesehen! Der Herr Rector hat mich mitgenommen. Paris, London, Chinesen, Schiffe! Mutter, das Panorama — das Panorama . . .“

Die Kinder starren ihn voll Bewunderung an während er ihnen weiter erzählt von der neuen Welt, die sich ihm aufgethan hat, bis sie ihr Abendbrot gegessen haben und eins nach dem andern staunend einschlafen.

Mutter und Sohn sind allein. Sie hat mit Blick und Wort seine Freude getheilt und ihm die glühenden Wangen gestreichelt. Sie sitzen einander am runden Tisch gegenüber; die Lampe steht zwischen ihnen. Er hat ihre Züge, aber während um ihren Mund ein mattes trauriges Lächeln spielt, steht auf seinen frischen Lippen Muth und Lust, ja es könnte Trost sein, wenn die lichtbraunen Augen nicht gar so freundlich lachten.

„Mutter, war nicht mein Großvater auch in London?“ fragte er.

„Ja, Walter, in seiner Jugend. Er hat fast so viel von der Welt gesehen als Du heute im Panorama.“

Die Augen des Knaben bligten. „Erzähle mir vom Großvater, Mutter. Ich glaube ich würde ihn sehr lieb gehabt haben, wenn ich ihn gekannt hätte,“ setzte er lebhaft hinzu.

„Und er Dich,“ denkt seine Mutter. „Mein Großvater schickte ihn nach England, um das Maschinenwesen kennen zu lernen und von da trieb es ihn weiter und weiter, bis er zurückkam und sich einen Namen und eine Stellung erwarb.“

„Warum kann ich das nicht auch, Mutter? fragte der Knabe schnell.“

Sie sah ihn traurig an. „Mein Vater war der einzige Sohn seiner Eltern und sie konnten ihm alle Mittel gewähren sich Kenntnisse zu erwerben. Wir, lieber Walter, haben für Dich nur Wünsche und Hoffnungen.“

Wie hoffnungslos das Wort klang! Er hat sie noch vieles gefragt ehe seine Aufregung ihn an Ruhe denken ließ. Nun ist sie ganz allein und nur die leisen Athemzüge der schlafenden Kinder durchziehen das stille Gemach. Sie legt den Kopf auf den Rand der Wiege. An dieser heiligen Stelle hat sie ihr Herz durchforscht nach seinen Irrthümern zu tausendmalen; hier hat sie es gereinigt von Eitelkeit und Selbstsucht und es endlich ganz hingegeben in Liebe und Opferfreudigkeit. Ein unschuldiges Kind ist ein strenger Richter, wenn es auch lächelt im Schlafe, während die Mutter bitterlich weint.

Oben im Schlosse ist die Scene indessen um Vieles heiterer. Im eichengetäfelten Speisesaale sitzen vier Herren. Das Mahl ist vorüber. Die silbernen Schalen mit Früchten und Desserts werden fortgenommen und die Herren beginnen den feinen Duft der Havanna einzuziehen. Der Wirth ist noch leidend, aber man würde es seinem sonngebräunten Gesichte nicht ansehen, wenn nicht der Bediente bemüht wäre den kranken Fuß in eine bequemere Lage zu bringen. Zurückgelehnt im Armstuhl hält seine weiße Hand den Fuß des Glases und läßt den unberührten Inhalt im Lichte funkeln. Seine Gäste sind Grundbesitzer aus dem Unterharz, die von Paris zurückkehren und viel Interessantes von der Industrieausstellung erzählen.

Herr Ohnesorg sitzt in unmittelbarer Nähe eines mächtigen Eisbehälters.

„Hüter des Graals, füllen Sie die Gläser!“ ruft Herr von Kleist. „Meine Herren, auf den Fortschritt der Industrie auch bei uns!“

Herr Ohnesorg schwingt den silbernen Löffel mit so viel Bedacht als diente er wirklich einer heiligen Sache. Er ist still vergnügt und spricht nicht viel, außerdem beschäftigt ihn sein Gönner fast unaufhörlich.

„Können Sie, im Fall ich morgen noch verhindert bin auszugehen, den Herren wieder als Führer dienen, lieber Ohnesorg?“ fragt Herr von Kleist.

Ein unverständliches Gemurmel von Heu geht der höflichen Versicherung voraus, daß es ihm eine große Ehre sein werde zu thun wie Herr von Kleist wünsche. Und da indessen die Uhr Zwölf geschlagen hat, empfiehlt er sich dem geneigten Wohlwollen und verschwindet.

„Ein heiterer Famulus!“ lacht einer der Herren.

„Bequem und zu Allem zu gebrauchen,“ sagt Herr von Kleist. „Mir schmeckt der Wein nicht allein.“

„Ist er in Ihren Diensten?“

„Einer meiner Pächter. Leider geht dem armen Schelm die Wirthschaft so zurück, daß sie ihm nächstens die Pacht nicht mehr tragen wird.“

Der Bediente hat indessen die Kerzen für die Herren angezündet, sie wünschen gute Nacht und Beförderung.

Der Morgen bricht an, ein Morgen so grau wie die Langeweile eines Sonntag-Nachmittags in England. Schon seit Mitternacht hatten die vereinigten Wolkenmassen begonnen ihre nasse Bestimmung zu erfüllen. Tröpfelnd standen die Bäume, schwankend die Pflanzen und Ströme von Thränen rannen in den Bart des alten Hundes.

Im Pächterhause ist schon Alles wach. Herr Ohnesorg steht am Fenster und sieht von dem Thermometer links nach dem Barometer rechts. Der Zipfel seiner Schlafmütze hängt traurig herab. Seine Gattin besorgt ihre häuslichen Geschäfte noch stiller als sonst.

„Kannst Du nicht warten, lieber Walter, bis der Regen nachläßt?“ fragt sie ihren Knaben, der eilig sein Känzlel nimmt, um nach der Schule zu gehen.

„Ich fürchte mich nicht vor dem Wetter,“ sagt er lachend und fort ist er.

Sie sieht ihm nach wie er die Schiefertafel über den Kopf haltend durch den Garten läuft. Im Vorbeieilen erhält Phylax einen freundschaftlichen Klapp und er sieht ihm auch nach, bis seine Ohren naß herabhängen und vom Dach seiner Hütte ein Gießbach auf seine breite Nase fällt. Walters Geschwister finden den Regen so lustig, daß sie sich nicht enthalten können eins nach dem andern aus dem Hause zu springen und einmal durch den köstlichen großen See zu waten, der sich mitten im Garten gebildet hat.

Die Gatten haben noch nicht viel mit einander gesprochen. Wahrscheinlich beschäftigt sie Beide derselbe Gedanke an die verdorbene Heuernte; aber der Verlust ist so klar, daß sie nicht erst nöthig haben sich darüber Mittheilungen zu machen. Indessen scheint Herr Ohnesorg doch diese Absicht zu haben, denn er hat seinen Kopf mehrere Male hastig nach seiner Frau umgedreht, als es klopft und der Briefträger eintritt. Herr Ohnesorg bemächtigt sich hastig des Briefes.

„Von Braunschweig?“ Ja, von Braunschweig. Das ist ein Sonnenblick durch Regenwolken. Seine Miene hellt sich auf und er wirft seiner Frau einen Blick zu, in welchem sich würdig zurückgehaltener Triumph ausspricht. Aber warum öffnet er den Brief nicht sogleich? Um die Vorfreude länger zu genießen? Um sich zu gra-

tuliren, daß er auf einen so glücklichen Einfall gekommen ist? Er spricht sich nicht darüber aus, gewiß ist aber, daß er ausgedehnte Vorbereitungen macht den Eindruck voll zu empfangen. Er schiebt die Kinder hinaus, damit sie keinen Lärm machen; er stellt die Uhr fest, welche eben in früher Morgenstunde, wo andere Stimmen heiser sind, hell und klar beginnt: „den wird er wunderbar erhalten,“ setzt sich, richtet den Zipfel seiner Nachtmütze auf und löst das Siegel. Es vergehen lange zehn Minuten; die Augen seiner Gattin ruhen auf seinen Zügen. Erst sind sie sonnig, dann wie der Morgen draußen, endlich wie zu Eis erstarrt, und die Augenbrauen sitzen höher als je. In diesem Stadium blickt er unverwandt vor sich hin, bis sein Kopf auf eine Seite fällt wie ein Kürbis, der seiner Stütze beraubt, und der Brief aus seinen Händen auf die Erde.

Anna hebt ihn auf. Er enthält nur wenige Worte. Sie liest:

Lieber Bruder.

Wer viele Kinder hat, muß für viele Kinder sorgen. Laß Deine Söhne etwas lernen und wäre es nur ein Handwerk, so will ich später sehen, ob ich ihnen nützlich sein kann. Versuche nur einmal ernstlich Dich aufzuraffen. Gott befohlen!

Oswald.

Der Brief macht auf sie einen andern Eindruck als auf ihren Gatten. Ihre Erwartung war gering, darum ist es ebenso ihre Enttäuschung. Sie ist gebeugt, aber nicht fassunglos. Inmitten der stets wachsenden Sorgen um die Ihrigen sind ihre Kräfte aufgerieben, aber nur bis zur Resignation; den Stolz der Unabhängigkeit hat sie sich bewahrt. Sie weiß, daß sie lieber mit ihrer Hände Arbeit das drohende Unheil abgewandt als die Bitte ausgesprochen hätte, welche diese Antwort erhalten hat. Nur zu oft hat ihr Gatte gegen ihren Wunsch fremde Hilfe in Anspruch genommen, ach und sie allein konnte doch nicht helfen, weil die steten Sorgen der Mutterschaft auf ihr lagen. Armes Weib! Wie das mißhandelte Selbstgefühl ihre bleichen Schläfe glühen läßt!

Indessen ist in Herrn Dhnesorg Leben und Bewegung wiedergekehrt. Mit hastigen Schritten durchmisst er den beschränkten Raum und stößt im Vorbeigehen an das Schaukelpferd, welches im Wege steht, daß es sich hastig bewegt.

„Habe ich nicht stets gesagt, daß wir zum Unglück bestimmt sind! Ich soll mich aufraffen? Hinraffen wird mich mein Schicksal. Jede Heuernte verregnet mir. Jeder Hagelschlag trifft mich. Jede Feldmaus kommt auf meinen Acker.“ Er stößt sich auf den Kopf des Schaukelpferdes, welches sich beruhigt.

„Wie können diese Brüder sich herausnehmen, mir gute Lehren zu geben. Was haben sie vor mir voraus? Sind ihre geachteten Eltern nicht meine geachteten Eltern? Haben wir

nicht dieselbe Erziehung genossen? Ich, der Enkel eines Präsidenten, der Sohn eines Geheimraths, sollte meinen Sohn Schneider werden lassen oder was sonst mein Bruder unter Handwerker versteht? Nimmermehr! — Lieber will ich die Beute des nächsten Hagelschlags werden. Dhnesorg — Name — wie höhnt Du mich!“

Anna hat ihrem Gatten geduldig zugehört, aber noch kein Wort erwidert. Rath und Entschluß müssen von ihr kommen, das fühlt sie wohl, aber ehe sie ihn ertheilt, will sie ganz einig sein mit sich. Ihr entlockt die drohende Gefahr keine Ausbrüche der Verzweiflung mehr, weil sie dieselbe stets vor Augen hat und den Gedanken daran nicht fortschieben kann wie ihr Gatte. Grausamere Bilder haben die schwarzen Schatten ihrer schlaflosen Nächte vor ihr heraufbeschworen: Wie sie mit Mann und Kindern fortwandert von Haus und Hof, wie sie elend und todtmatt hinsinkt und doch in ihrer heißen Liebe noch Muth findet zum Leben.

Nach langem Schweigen richtet sich Herr Dhnesorg auf.

„Herr von Kleist wünschte,“ sagt er mit gebrochener Stimme, „daß ich heute seinen Gästen“

Anna unterbricht ihn sanft:

„Wir dürfen jetzt nicht daran denken, lieber Mann, was Herr von Kleist wünscht sondern was unsere Kinder fordern. Walter verläßt heute die Schule; dann dürfen wir keinen Tag verlieren ihm weiter zu helfen.“

Sie blickt zu ihrem Gatten auf, er sieht bejammernswerth aus.

„Glaubst Du, daß unsere Verhältnisse uns gestatten werden ihn einen Beruf ergreifen zu lassen, welcher der Stellung unserer Verwandten entsprechend wäre?“

Herr Dhnesorg schweigt.

„Dann erscheint mir der Rath Deines Bruders, Walter Handwerker werden zu lassen, sehr vernünftig, lieber Mann.“

„Schneider? Das hieße mich bei langsamem Feuer braten. Weib, wie kannst Du das von mir verlangen?“

„Das verlange ich ja auch nicht,“ sagt sie traurig lächelnd, „aber giebt es nicht höhere Berufswege, denen ein Handwerk zu Grunde liegt? Wenn wir ihn zum Beispiel Schlosser werden lassen?“

Herr Dhnesorg findet Anfangs Vieles dagegen zu erwidern, endlich aber geht er auf den Vorschlag ein und erklärt sich bereit sich noch denselben Tag in Ilfenburg um eine Stelle für Walter bemühen zu wollen.

Wieder ist es Abend geworden und wie gestern sitzen Mutter und Sohn zusammen in dem stillen Zimmer. Sie hat ihm den gelungenen Erfolg von seines Vaters Bemühungen mitgetheilt und er ist lebhaft erregt, wie immer wenn sich ihm etwas Neues bietet.

Aber das ist es nicht was ihre Wangen fiebernd färbt; zum ersten Male hat sie es über sich vermocht das Herz ihres Kindes mit einem Theil der Sorge zu beschweren, welche auf ihr lastet. Nicht weil sie zu schwach war sie allein zu tragen — was hätte sie darum gegeben ihn schonen zu können! — sondern weil ihre letzte Hoffnung sich in dem heißen Wunsche concentrirt seine junge Seele zum Muth und zur Thatkraft anzuspornen. Mit zitternder Stimme und niedergeschlagenen Augen hat sie es gethan als wäre es das Bekenntniß eigener Schuld. Die Ansprüche der eignen Geburt und Erziehung, welche sie längst für begraben hielt in allmähligem Entsagen, stehen wieder fordernd auf, nun es sich um die Zukunft ihres Sohnes handelt und bewirken, daß sie fast unerträglich leidet in Kopf und Herzen.

Walter begreift den Kummer seiner Mutter nur, weil er sie traurig sieht. Wenn er bis jetzt ein Ziel zu erreichen wünschte, so hatte er es versucht und es war ihm gelungen. Das hatte ihm Zuversicht in seine Kraft gegeben und die Lust zum Leben höher angefacht als es die Fülle der Gesundheit allein hätte thun können.

Die Welt war für ihn kein bestimmter Begriff, denn er kannte von ihr nur die Scholle, auf welcher er geboren war. Er sah sie wie in einem Zauberspiegel bevölkert von tausend Gestalten, die ihm zulächelten wie so Mancher es gethan hatte. Im Vordergrund aber stand das Ideal seines Lebens — sein Großvater. Nicht allein mit den vortrefflichen Eigenschaften, welche seine Mutter erwähnte, hatte er diese Gestalt geschmückt; all die stolzen Ritter seiner Bilderbücher, ja selbst die trojanischen Helden, von denen der Herr Rector ihm erzählt hatte unter dem großen Birnbaum im Schulgarten, mußten ihm Stoff liefern.

Was seine nächste Zukunft betrifft, so ist er weit entfernt es als eine Erniedrigung zu betrachten, daß er Schlosser werden soll. Bis jetzt hat er gelernt; nun lustig auf den Ambos geschlagen, daß die Funken umhersprühen! Und dann die hübsche grüne Blouse, an der die Mutter eben näht! Sie wirft sie ihm über.

„Sie ist zu lang,“ sagt sie lächelnd und streicht ihm die Locken zurück, die ihm über das Gesicht gefallen sind. Walter streckt seine geschmeidigen Glieder so lang er kann, aber sie bleibt zu lang. Der kleine Bursche muß noch tüchtig wachsen. Und er sieht aus als hätte er die Absicht schnell zu wachsen in Allem was seiner Mutter Freude machen kann. Wie zärtlich blickt sie ihn an, wie drückt sie ihn an sich, wie rinnen ihr die hellen Thränen über die Wangen!

Als er eine brennend heiße auf seiner Schläfe fühlt, tritt er zurück aufs Aeußerste erschrocken.

„Warum weinst Du, Mutter? Habe ich Dir weh gethan?“

„Nein, Walter. Es sind unnütze Thränen; ich weiß, daß Du meine Stütze bleiben wirst und meine Hoffnung.“

„Ja, Mutter, das will ich!“ ruft der Knabe so voll frischen Muthes, daß sich ihr banges Herz daran aufrichtet wie an der Verheißung einer bessern Zukunft.

Ilfenburg im Winter muß recht unfreundlich sein, denkst Du wohl, schöne Leserin, und drückst Dich fester in den weichen Sessel am Kamin. Hättest Du aber einmal den Muth der Kälte zu trotzen, so würdest Du staunen über die Pracht eines Wintertages im Gebirge. Wenn Schnee liegt und über Nacht der Himmel klar geworden und Raufrost gekommen ist, dann haben Bäume und Sträucher einen Festschmuck angelegt der seltensten und köstlichsten Art. Ganz bedeckt bis in die feinsten Spitzen ihrer Aeäste sind sie von dem weißen Flaum. Jedes Federchen erstarrt zum glänzenden Krystalle. Jeder Halm trägt ein Kränzchen von Brillanten. In weiße Mäntel gehüllt stehen die Bergkuppen und auf der höchsten hebt sich scharf aus dem blauen Himmel ab das schwarze Kreuz des Ilfensteins. Die Ilse, der unbändige Wildfang, wäre fast zum Stehen gebracht; desto toller genießt sie ihre Freiheit über Eisstücke und Gestein springend. Hier ist sie jung, unten im Thal muß sie bedächtigt werden und Werkeltagarbeit thun.

Das erste Haus, welches der Bach im Thal begrüßt, ist eine Schmiede. So schwarz liegt sie da auf der hellen Fläche, daß der Schnee herum sich grau färbt als ob er sich des Contrastes schäme. Auf jedem kleinen Vorsprung des Daches, der Fensterläden, der Räder, Pflüge und Ackergeräthe, die umher stehen, hat er sein Plätzchen gesucht und rieselt in feinen Flokken nieder, wenn es ihm die schwägenden Sperlinge streitig machen.

Obwohl es Sonntag ist, wird in der Schmiede munter gehämmert, so daß oft die rothen Funken aus der offenen Hausthür zischend in den Schnee springen. Endlich hat der junge Arbeiter den letzten Schlag an der Arbeit gethan, die von der Woche übrig geblieben ist und tritt hinaus seine Arbeit zu betrachten. Walter ist's. —

Ein halbes Jahr tüchtiger Arbeit hatte seine Wangen noch höher gefärbt, seine Augen noch lichter gemacht und auch die Blouse war ihm nicht mehr zu lang.

Einige Bauersleute, die in ihrem Sonntagsstaate vorüberkamen, traten zu ihm an die Thür. Sie wollten von dem Tode seines kürzlich verstorbenen Meisters hören und wie das so schnell und unerwartet gekommen sei. Walter erzählte mit betrübtem Herzen und fügte

hinzü, daß der Geselle und die Frau Meisterin das Geschäft fortsetzten.

„Der brave Mann!“ sagten die Bauern kopfschüttelnd, indem sie weiter gingen.

Der Geselle und die Frau Meisterin hatten sich schon sehr gut verstanden als noch der kranke Mann auf dem Siechbette lag und oft hatte sich die Frau Meisterin draußen zu schaffen gemacht und Walter hineingeschickt, daß er sich anstatt ihrer an das Lager setze. Der Kranke war immer sehr zufrieden gewesen mit Walters Gesellschaft und hatte ihm viel erzählt von seinen Wanderungen und Schicksalen. Es hatten ihn überhaupt Alle gern in der Schmiede, weil er so freundlich und gefällig war. Auch heute hatten ihm Geselle und Meisterin das Häuschen allein überlassen und die Obhut über das Kindchen der Meisterin dazu.

Er schloß die Hausthür und trat in die Stube. Da lag die kleine Else wachend in der Wiege und sah ihn lächelnd an. Er dachte an seine Mutter und sein Brüderchen zu Haus, trat an die Wiege, versuchte die Kleine heraus zu nehmen und es ging. Die kleine Else war so zart und schneebleich, aber sie fürchtete sich nicht im Mindesten vor dem schwarzen Mann, sondern beruhigte sich augenblicklich.

Walter fühlte sich stolz, daß er ein menschliches Wesen in der Welt zu schützen hatte und wünschte, es möchte irgend eine Gefahr geben, aus der er sie befreien könnte. Aber für die kleine Else gab es keine größere Gefahr als das schlechte Beispiel ihrer Mutter und das verstand sie zum Glück noch nicht. Doch zog sie ein Trieb von ihr fort zu Walter. An seinem Finger lernte sie zuerst das Gehen, seinen Namen sprach sie zuerst, sie hing sich an ihn wo sie ihn erblickte.

So verging ein Tag nach dem andern und jeder brachte frische Thätigkeit, müde Arme und gesunden Schlaf. Als aber Walter die einfachen Arbeiten, welche in einer Dorfschmiede gefordert werden, wie oft schon gemacht hatte, begann er zu fühlen, daß die Freude am Gelingen sich verringerte. Er machte sich Vorwürfe darüber, aber es half nichts, sobald er eine Sache vollkommen erlernt hatte, langweilte sie ihn. Der Geselle begriff das nicht, denn bei ihm war es gerade umgekehrt. An Sonntagen suchte Walter seine Schulbücher wieder hervor, aber er konnte sie auch alle auswendig. Nur ein kleiner Grundriß der Mathematik, den der Rector mit ihm, als dem befähigsten Kopfe seiner Schuljugend, durchgenommen hatte, fesselte ihn, wenn er auch der Gesell geradezu alles für Unsinu erklärte was man nicht auf den Ambos legen und tüchtig verhämmern konnte.

Der Schnee schmolz und stürmte mit den Sießbächen rauschend ins Thal, düster und schweigend standen

die Wälder, nur dann und wann ein Schuß oder das heifere Geschrei einer Krähe. Nebel und Regenwolken hingen tief hernieder und ließen Himmel, Berg und Thal in Eins verschwimmen. Und gerade in dieser trübsten Zeit beginnen die Knospen zu schwellen und der Saft zu pulsiren.

Auch über den Knaben war eine trübe Zeit gekommen. Er träumte, er sann und hoffte, er wußte selbst nicht auf was. Wohl fiel es ihm oft in diesem Alter der Offenbarungen wie Schleier von den Augen und es eröffneten sich ihm weite Fernsichten, aber sie verdichteten sich wieder wie die Nebel auf den Bergen. Die Knospen drängten hervor, aber der Frühling zögerte das Zauberwort zu sprechen.

So oft Walter nach Hause gekommen war, hatte er sich vorgenommen der Mutter seine Kümernisse mitzutheilen, aber mit jedem Male war sie ihm bleicher erschienen und besorgter um ihn, und er hatte es nicht über sich vermocht. Und doch würde ihn seine Mutter am besten verstanden haben, denn ihre Worte und ihr Einfluß hatten den Samen gestreut, der zu Keimen begann.

Die Vögel kamen, die Blumen und endlich auch Gäste von nah und fern, vornehme Leute mit vielen Töchtern und mit Bedienten, stodig gewordene Leute, die sich der Sonne aussetzen wollten, Blasirte, die Naturwüchsigkeit suchten und einige Wenige von Sehnsucht getrieben....

So oft Walter das Rollen eines Wagens hörte, welcher Fremde brachte, konnte er sich nicht enthalten an die Thür zu treten und ihm nachzusehen. Es war für ihn ein Ton aus dem Geräusch der großen Welt, welcher Jene entflohen und die ihn so geheimnißvoll anzog. Um das Ankommen beneidete er sie nicht, aber um das Abreisen ach wie sehr! Dann pflegte er zurückzutreten und eine Weile so eifrig zu arbeiten als wolle er die Gedanken tothhämmern, die ihn quälten. Es stahl sich auch wohl aus dem übervollen Herzen eine Frage über seine Lippen, ob es denn seinen rothlodigen Gefährten auch so übermächtig hinaus zöge? Der aber sah im Häuschen umher, ins Wohnstubenfenster, an welchem der Kopf der Meisterin sichtbar war und in den Rauchfang hinauf, der voll Würste und Speckseiten hing und meinte, in der Heimath wäre es warm und gut und da wüßte man was man habe.

Die Wanderlust! Woher stammt sie? Vielleicht kann der Mensch darauf nicht besser antworten als der Vogel, aber Beide müssen ihr folgen, bewußt und unbewußt.

Eines Tages, als Walter vor der Thür beschäftigt war, rollte eine mächtige Kutsche heran. Walter sah noch nichts dergleichen. Waren die Schrauben rostig geworden oder auf dem steinigigen Wege losgegangen, kurz, als er

in gleicher Höhe mit der Schmiede erschien, sah Walters scharfes Auge, daß eins der Räder im Begriff sei abzurollen. Schnell wie der Blitz sprang er hinzu, rief den Kutscher an, welcher sogleich hielt und stemmte sich gegen den Wagen.

Drei Gesichter sahen erschrocken aus dem Fenster desselben: ein würdiger alter Herr mit weißer Halsbinde, eine Dame und ein junges Mädchen mit schwarzem Lockenkopf. Diese Letztere wartete nicht bis Walter den Tritt herabließ, sondern sprang mit gleichen Füßen auf die Erde und besah sich das Unheil.

„Siehst du, Papa!“ rief sie, „hätten wir den Wagen zurückschlagen lassen, so hätte ich es früher bemerkt.“

„Es konnte regnen, liebe Tochter,“ antwortete der alte Herr und sah nach den Regenschirmen im Fond. Dann nahm er eine Priese aus einer goldnen Dose und wandte sich an den Kutscher mit der Frage: „Was mag der Grund dieses Unfalls sein, Johann?“

„Ich glaube, Herr Professor, ich glaube, das Alter,“ pläzte Johann heraus.

Indessen war der Gefelle, welcher auch herbeigekommen, mit den gebrochenen Schrauben in die Schmiede gegangen und Walter stand am Rade und hielt es.

„Mein junger Freund, Sie haben uns einen wesentlichen Dienst geleistet,“ sagte der Professor. Walter wurde roth vor Freude, noch viel röther aber, als der Mann ein Goldstück aus der Tasche zog, um es ihm zu geben. Die Thränen traten ihm in die Augen vor Schaam. Er danke sehr, er könne kein Geld nehmen; es habe ihm so große Freude gemacht.

„Ei, ei!“ sagte der Professor und sah ihn erstaunt durch seine runde silberne Brille an.

„Papa, so werde ich unserm Lebensretter zum Danke die Hand schütteln,“ rief die Tochter Hedwig, und that es augenblicklich.

Walter schlug das Herz hoch auf vor Stolz, aber er war so befangen vor dem schönen Mädchen, daß er seine Augen nicht zu ihr aufschlagen konnte. Ihre schwarzen Augen blitzten desto schelmischer und sie hätte sich vielleicht noch eine Weile an dem Erröthen des hübschen Jungen geweidet, wenn nicht die kleine Else, welche ihm wie gewöhnlich nachgetrippelt kam, gefallen wäre und ein jämmerliches Geschrei erhoben hätte.

Walter befand sich in einem großen Dilemma, das Rad und die kleine Freundin bedurften seiner gleich sehr. Er sah so beängstigt nach dem Kinde, daß Hedwig schnell hinsprang und es aufhob.

„Walter, lieber Walter!“ schluchzte Else und beruhigte sich nicht eher, als bis er sie mit der Hand, welche er frei hatte, liebkoste, während ihr Hedwig Bonbons aus der Reisetasche holte.

Nun kam auch der Gefelle mit der fertigen Schraube und legte sie an. Schmunzelnd empfing er die reiche

Belohnung und dahin fuhren die Fremden von Walters Blicken begleitet. Langsamem Schritte und zerstreuter als sonst kehrte er zu seiner einförmigen Arbeit zurück. Zum ersten Male hatte ihn wieder eine weibliche Hand berührt so weich wie die seiner Mutter und die Sprache, in welcher er aus ihrem Munde die ersten Lehren alles höhern Strebens empfangen hatte. Es ging ihm plötzlich ein Verständniß der edleren Form auf, welche die Bildung giebt, abgesehen von ihrem Inhalt. Er konnte nicht umhin zu vergleichen mit den Personen seiner Umgebung und ihre Ausdrucksweise wie ihre Sitten erschienen ihm roher als gewöhnlich.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

In den Moden bemerkt man jetzt einen gewissen Stillstand. Die nothwendigsten Toilettegegenstände für den Winter sind gewählt, viele Gesellschaften giebt es noch nicht, so daß man die Soirétoiletten noch nicht bewundern kann. Bis jetzt sind die schönsten Puzkleider mit Schneppe und Draperie, aber im Ganzen bilden die ausgeschnittenen Leibchen noch die Minderheit. Am liebsten hat man sie halb offen und herzförmig. Viele Leibchen, sogar für kleine Soirée, sind hochhinaufgehend, wenn auch mit sehr kurzen Ärmeln. Unten herum verziert man die Röcke mit Grecques, Kanten, Ovalen, Festons oder Bäuschchen, wenn man sie nicht ohne allen Auspuß vorzieht. Dieser Mangel an Auspuß paßt sich sehr gut zu den sogenannten Rutenkleidern, die vorn herunter mit Schleifen oder Posamentirarbeit verziert sind.

Die modischen Stoffe haben zierliche kleine und gleichförmige Muster.

Drei Kleider bemerkten wir in einer der ersten Pariser Modenhandlungen. Das eine war von grünem ungerissenem Sammet, Leibchen und Rock aus einem Stück, hinten mit Soutaschborten und Schmelz ausgepußt, auf jeder Achsel schmal anfangend und dann größer werdend auf den Rock hinunter fortlaufend. Derselbe Auspuß auf dem kleinen Kragen mit Klappen auf der Brust, vorn auf dem Leibchen und von da, wie hinten, auf dem Rocke hinuntergehend.

Das zweite von grauem Taffet hatte unten einen Bolant, war an den Seiten offen und ließ das Unterkleid sehen; das Leibchen war hoch mit kleinem schwarzem Sammetkragen, unter welchem vier schmale Sammetstreifen begannen, die vorn bis in die Mitte der Brust gingen, während vier ähnliche hinten bis in die Mitte

des Rückens reichten. Die Aermel hatten halbe Mousquetaire-Ausschläge mit Stahlknöpfen.

Ein Ballkleid von weißem Tulle war mehrfach mit blauem Tulle in Hufeisenform besetzt und unter diesem Besatz kamen Bauschchen von weißem Tulle hervor — ein Ausputz, der zu gefallen scheint und schon mehrfach angewendet worden ist.

Die Juavenjäckchen von Tuch, Sammet oder Casshemir mit Sticereien in Seide, Schmelz und Stahlperlen oder besetzt mit Fransen, die farbige Glöckchen haben, sind noch immer sehr zahlreich.

Unter den neuen Mänteln macht der sogenannte canadische Aufsehen. Er ist von grauem oder braunem Viber aus einem Stück, sehr leicht und sehr warm und braucht weder Regen noch Zerdrückung zu fürchten. Eben so gefallen Kragen von Seidenplüsch mit einer Sticerei um den Hals und mit seidnen Bindeschnüren. Auch gefallen kurze Mäntel von Sammet, deren Kragen, Klappen, kleine Taschen und Knopflöcher mit einer Goldschnur eingefasst sind und die an den Seiten Stahlknöpfe haben. Eben solche kurze Mäntel hat man auch mit Gold- oder Schmelzsticerei.

Die Hüte sind noch immer ganz vorn auf dem Schirme sehr voll garnirt. Man sieht viel schwarze mit weißem oder ponceau, auch wohl gelbem oder braunem Ausputz.

Viele Kopspitze bestehen aus breitem gefältestem Bande oder Sammet mit einer Art kleiner Rinne oder Kamm oben auf der Stirn. Einer von schwarzem Sammet, mit Gold eingefasst, war mit goldenen Aehren verbunden und endigte hinten in einer Schleife. Andere in neapolitanischer Form sind vorn eckig und endigen in einem kleinen Schleier.

Modenblatt N^o 1.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Spizenhäubchen mit einer einzelnen Rose über der Stirn; Kleid von Taffet mit knappem rundem Leibchen; Berthe von schwarzen Spizen und kleiner gestickter Krage; fast ganz lange halbweite Aermel mit Besatz von schwarzen Spizen unten herum, unter denen die kleinen weißen Unterärmel hervorsehen; rosa Gürtel mit Schnalle; auf dem Rocke vorn herunter an beiden Seiten ein Besatz von rosa Taffet und schwarzen Spizen, unten aber Bolants von schwarzen Spizen; halb lange dänische Handschuhe; Schuhe.

2. Spizenhäubchen mit einer Blume über der Stirn; Kleid von schwarzem Taffet mit hohem knappem

Leibchen, das von dem Rocke nicht getrennt und wie der letztere mit Posamentirrosetten besetzt ist; ganz unten auf dem Rocke herum ebenfalls Besatz von Posamentirarbeit; weite an der Vorderseite geschligte Aermel, so daß man die bauschigen weißen Unterärmel mit langen Manschetten sieht, über welchen letztern schwarze Armbänder liegen; ganz kleiner gestickter Krage; Glacéhandschuhe; Schuhe.

3. Modische Ordnung des Haares; hellfarbiger Rock mit zwei Knopfreihen, niedrigem Krage und kleinen Ausschlägen, beide mit gesteppter Seide überzogen; halb weite Aermel ohne Ausschläge; bunte Cravatte; Weste mit Shawlkrage; halbweite Beinkleider; Stiefeln mit hohen Absätzen.

4. Hut von Sammet mit absteheudem Barte und Ausputz darauf, während über dem Kopfe eine violette Fanchon liegt; schwarze Bindebänder; violettes Kleid mit knappem, hohem, rundem Leibchen und Ausputz von schwarzen Sammetblättern, die sich auch unten auf dem Rocke herum in doppelter Reihe wiederholen; modischer Mantel mit hängenden Aermeln, Capuchon und großem Krage, mit Borte in kleinen Bogen besetzt; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

5. Negligéanzug eines alten Herrn.

Stahlisch N^o 1.

Anna Eggeling,

herzoglich Braunschweig. Oberhofopernsängerin.

(Nach einer Photographie.)

Die junge Künstlerin, welche erst seit etwa vier Jahren der Bühne angehört, leistet namentlich in den höheren Soubrettenpartien der komischen Oper, die sie mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit und grazioser Gewandtheit giebt, ganz Vorzügliches. Ihre Vielseitigkeit befähigt sie jedoch auch zu ersten Partien, wie Giulietta, Agathe u., die sie sowohl in Braunschweig als bei ihren Gastspielen in Berlin und Hamburg mit größtem Erfolge sang. In letzterer Stadt war sie eine der ersten Dinorah-Sängerinnen und rivalisirte als solche mit großem Glück mit der gefeierten Frassini. Zur Nachfolgerin der Tuczek von der kgl. Hoftheaterintendantz zu Berlin ausersehen, wurde die junge Künstlerin durch einen zehnjährigen Contract der Braunschweiger Hofbühne erhalten, zu deren beliebtesten Mitgliedern sie mit Recht gehört.

ad wie
; unten
nentir-
el, so
langen
e Arm-
éhand-

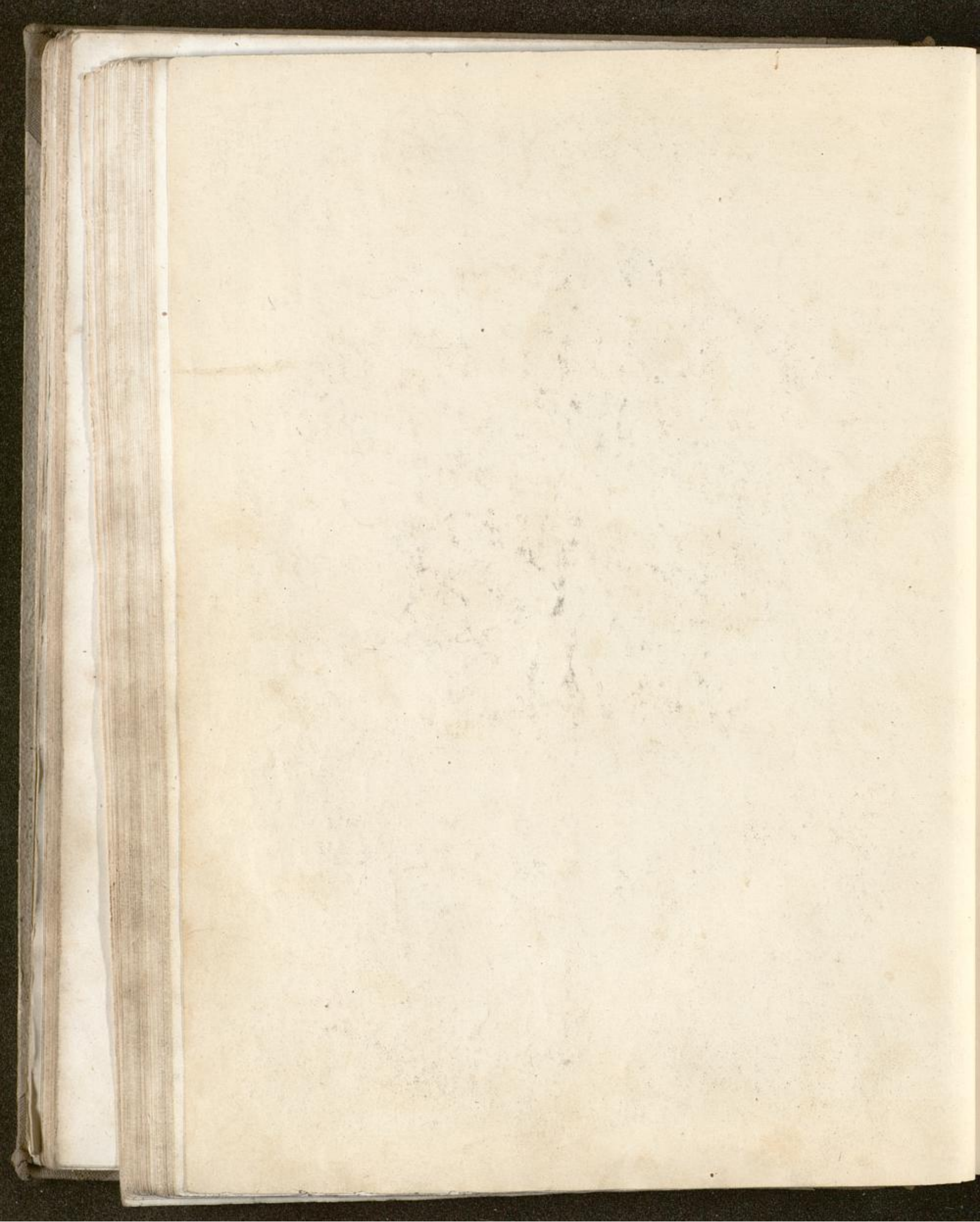
farbiger
kleinen
rzozen;
ravatte;
Stie-

erte und
violette
leid mit
at; von
auf dem
tobischer
großem
acehand-

twa vier
h in den
die sie
öser Ge-
elfseitigkeit
Giulietta,
s bei ih-
größtem
e der er-
solche mit
zur Nach-
rintendanz
erin durch
iger Hof-
n sie mit

d in Leipzig.







Nach einer Photographie

Stich v. Pruck u. Weger in Leipzig

Anna Czajkowsky.

Verlag v. Bismarck'scher Buchh.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Walter.

Eine Erzählung.

Von

Arthur Stahl.

(Fortsetzung.)

Gewiß wirken die Eindrücke, welche man in der Kindheit empfängt, mächtiger auf die Gemüthsrichtung als die spätern. Walter war zwar in sehr einfachen Verhältnissen aufgewachsen, aber seine Mutter hatte im Unglück den Adel ihrer Seele bewahrt und ihm unbewußt davon mitgetheilt. Sein Gemüth, zart besaitet von der Natur, hatte unter ihrer Hand harmonisch gestimmt bis er von ihr Abschied nahm. Jetzt würde es ihr nicht mehr gelungen sein die grellen Dissonanzen aufzulösen; das Leben mußte fortsetzen was sie begonnen hatte. Wo aber bot sich ihm der Arm? Fort mußte er und bald, das fühlte er von diesem Tage an, aber wohin? An einem andern Orte dieselbe Arbeit zu beginnen war unmöglich. Er hatte von Eisenbahnen gelesen, von Telegraphen, von Maschinen, die viele Menschenhände ersetzen und die Vorstellung, welche er sich von diesen Dingen machte, elektrisirte ihn so sehr, daß er den ganzen Wald und die Berge darum gegeben hätte, nur einmal eine wirkliche Locomotive zu sehen.

Inzwischen hatte die muntere Hedwig das Leben eines ungeduldigen Vogels geführt, der durch die Stäbe seines Käfigs die erste Frühlingssonne scheinen sieht. Dieser hübsche Wildfang von sechzehn Jahren war sehr niedergeschlagen darüber, daß der Papa zwei volle Tage gebraucht um auszupacken, sich einzurichten und zu orientiren. Von Herzen gern hätte sie allein kleine Streifzüge unternommen, aber die Mama war zu ängstlich, daß dem lieben Kinde Etwas zustoßen könne. Endlich am Sonntag fand sich alles bereit zum ersten Ausfluge. Hedwig konnte den Augenblick kaum erwarten, wo sie den Wald erreichen würden. Nicht hundert Schritte hatte sie auf dem breiten Wege gemacht als er ihr er-

mühdend grade vorkam und sie es vorzog aufs Gerathewohl in's Gebüsch zu dringen. Da gab es Hindernisse und Hindernisse waren belustigende Baumstämme, über die man springen mußte, herabhängende Zweige, Dornen, die sich ins Kleid häkelten, endlich gar eine Barriere und eine unübersteigliche wie es schien. Hedwig war nicht leicht abzuschrecken. Es lockte durch die Querstangen so sonnig und grün und unter der Eiche, deren mächtige Geäste bis zu ihr hinüberschatteten, mußte sich prächtig ruhen nach dem Abenteuer. Denn wenn sie mit Muth und Klettern über diese Barriere kam, war das wirklich ein Abenteuer. Gewagt und gewonnen! — Nach einigen vergeblichen Versuchen stand sie oben, hielt sich an einem Zweige fest und hatte nur noch einen Sprung zu thun, um auf der andern Seite zu sein. Da bemerkte sie, daß der Platz unter der Eiche, den sie sich so einladend gedacht hatte, bereits eingenommen war. Regungslos über sein Buch gebeugt, saß Walter, den Kopf so nachdenklich auf die Hand gestützt, daß ihm die Locken tief herabsielen. Neben ihm im Grase lag seine Blouse und ein Fingerhutweig mit purpurnen Glocken. Endlich hob er ungeduldig den Kopf als ob Etwas nicht geslingen wolle und er sah —, gewiß Schöneres sah er nie zuvor in seinem Leben! Wie ein Zauberbild schien die leichte Gestalt des Mädchens in den Zweigen zu schweben, der schwarze Lockenkopf, das weiße Kleid, der purpurne Schwal..... Wie zwei neugierige Vögel sahen Beide einander an, schüchtern, staunend, lächelnd.... und Hedwig sprang — wieder zurück in den Wald. Fort war die Erscheinung und Walter starrte ins Blaue. Wie lange er starren mochte, sie kam nicht wieder. Da warf er einen verlegnen Blick auf seine blendend weißen Hemdärmel und zog schnell seine Blouse an.

Hedwig fand die Eltern am ersten Kreuzwege. „Papa,“ rief sie, „unser Lebensretter! Da sitzt er im Grünen und studirt als ob an einem solchen Tage das Lernen ein Vergnügen wäre.“

„Vielleicht liest er nur einen der vielen schlechten Romane, die jetzt geschrieben werden und vor welchen ich Dich immer so nachdrücklich warne, liebe Tochter. Ein neuer Beweis, daß der Trieb zur höhern geistigen Ausbildung in der arbeitenden Classe geweckt ist,“ sagte der Professor zu seiner Frau. „Ich halte es für kein Glück.

Mit der Bildung kommen Ansprüche, mit den Ansprüchen der Wunsch sie zu befriedigen und Erbitterung, wenn der Ertrag der Arbeit dazu nicht ausreicht. Die Gelehrten für die Theorie, die Arbeiter für die Praxis und mögen sie einander aushelfen, wo es Noth thut.“

Er beschleunigte seine Schritte, blickte umher, und gelangte auf einem andern Wege wirklich zu dem Platze, wo Walter saß.

Als er sie kommen sah, war er aufgestanden und hatte sich verbeugt, nun stand er etwas verwirrt mit niedergeschlagenen Augen da.

„Mein junger Freund, Sie studiren hier im Grünen?“ redete ihn der Professor an. Walter antwortete nicht gleich, er wußte nicht ob das Studiren sei.

„Ist das Buch, welches ich da in Ihrer Hand sehe, auch wohl des Sonntags würdig?“ examinierte der Professor weiter. „Hüten Sie sich ja vor schlechten Büchern, junger Mann; nichts verdirbt so sehr...“

Da schlug Walter frei die großen Augen auf. „Ich wollte meinen, daß es ein gutes Buch wäre“, stand leserlich darin. Des Professors Neugierde wurde dadurch noch mehr gereizt und er streckte seine Hand nach dem Buche aus. Walter schlug das Titelblatt auf: „Faßlicher Grundriß der Mathematik, von Kies, Professor an der Universität zu H.“

„Siehe da, mein Grundriß der Mathematik!“ sagte der Professor und nahm eine Prise, während er den Knaben von Kopf bis zu den Füßen betrachtete. „Wie kommen Sie zu dem Buche, mein junger Freund? Macht es Ihnen Freude? Verstehen Sie es?“

„Ich möchte!“ sagte Walter aus der Tiefe seines Herzens.

Die Versuchung war zu groß für Jemand, der seit dreißig Jahren täglich zu lehren gewohnt war. So unbequem der Lehrstuhl auch sein mochte, welchen die Wurzeln der alten Eiche improvisirten, der Professor setzte sich darauf und begann sogleich.

Walter strahlte vor Freude. Die Frau Professorin betrachtete Beide mit großer Theilnahme, sagte Hedwig, die indessen auch herangekommen war, von dem Vorgang und wie sehr verbreitet doch des Vaters Bücher seien.

Hedwig sah Walter an wie ein neckischer Kobold, schlug ihm mit dem Blüthenzweige, den sie vom Boden aufgehoben hatte, auf die Schulter und sprang wieder davon.

Die Mama dagegen, die nie ohne Strickzeug auszugehen pflegte, nahm dieses hervor, setzte sich still in ein Vorkenhäuschen, das dicht dabei stand, und bemerkte von da aus, daß ihr Gatte sehr erkrankt und befriedigt aussah.

Freimüthig antwortete Walter was er wußte und freimüthig bekannte er, wo es ihm fehlte. Da das Letztere wahrscheinlich den bei weitem größern Reiz für den Pro-

fessor hatte, so vergingen wohl zwei Stunden ehe er wieder daran dachte, daß sie ausgegangen waren eine Bergpartie zu machen.

Bergebens hatte Hedwig immer ungeduldiger alle ihre kleinen Künste angewandt, den Papa daran zu erinnern; die Versuche waren stets an den Winken der Mama auf halbem Wege gescheitert. Nachdem sie die nächste Umgebung recognoscirt hatte, wählte sie schmolend den höchsten Stein, welchen sie an der plätschernden Ase erklimmen konnte, zu ihrem Ruhefize, und belustigte sich damit Steinchen und was sie erreichen konnte hinein zu werfen. Die Zeit wurde ihr sehr sehr lang und eben wollte sie versuchen zu schlafen, als sie Walter kommen und nach allen Seiten umblicken sah, nur nicht in die Höhe.

„Ein hübscher Junge,“ dachte sie, „wenn er kein Schmied oder Schlosser wäre!“

Sie pflückte eine Hand voll Anemonen und warf sie nach ihm. Der Blüthenregen ließ ihn schnell aufwärts blicken und Hedwig entdecken.

„Ach Fräulein!“ sagte er verwirrt. „Ich sollte das Fräulein suchen.“

„So komm und hilf mir von dem verwünschten Steine herab.“ Walter folgte schnell dem Befehl und als ihr Fuß nicht gleich einen Stützpunkt fand, hielt er seine Hand hin, in welche sie ihn mit dem Anstand einer Königin setzte und herabsprang. Dann folgte er gehorsam dem Mädchen, dessen weiße Gestalt vor ihm zwischen den Bäumen hin huschte.

Die Eltern hatten Walter eingeladen mit ihnen den Sonntag zuzubringen. Er mußte seinen neuen Freunden von seinen Eltern und seiner Kindheit erzählen und dabei hatte er denn unbewußt den innersten Zustand seines Herzens zu Tage gelegt. Der Professor wurde dadurch in seiner Meinung bestärkt, in ihm ein williges Gefäß zu finden den unerschöpflichen Reichthum seiner Gelehrsamkeit aufzunehmen. Hedwigs Gedächtniß glich den Gefäßen der Danaiden. Die Frau Professorin interessirte sich, wie es einer Frau geziemt, für alles was ihres Mannes Theilnahme erregte. Aber das nicht allein; sie war auch eine gute Frau und hatte bei Walters ungekünstelter Erzählung tief in sein Gemüth geblickt und weiter in das Gemüth der Frau, die es gebildet. Beide verstanden sich also sehr bald, als eines Morgens, kurz vor ihrer Abreise, der Professor den Wunsch äußerte den Knaben mitzunehmen. Mit Bedacht überlegten sie den ganzen Tag jedes Für und Wider und als am Abend Hedwig dem Papa die letzte Pfeife angesteckt hatte, wurde die Sache förmlich beschlossen. Hedwig erklärte sich auch für einverstanden.

Walter war ausgelassen vor Freude als es ihm mitgetheilt wurde. Der Professor begleitete ihn selbst zu seinen Eltern, um ihre Einwilligung zu erbitten. Er

fand sie. Walters Mutter hatte nur wenige leise Worte ihren Dank auszusprechen, Herr Ohnesorg dagegen offerirte dem Herrn Professor den Sohn und die Sorge gern und mit dem Anstande eines Mannes von Welt. Nur eine Person im ganzen Dorfe machte Walter den Abschied schwer, — die kleine Else. Schluchzend klammerte sie sich an ihn und wollte ihn nicht lassen, bis er endlich versprach sie mit zu nehmen. Das konnte er nun freilich nicht, aber am Tage vor seiner Abreise machte er sich in der Frühe mit ihr auf den Weg und legte sie in die Arme seiner Mutter, sie ihrer Obhut und Zärtlichkeit empfehlend.

In der großen Stadt begann für Walter ein neues Leben. Anfangs betäubten ihn die neuen Eindrücke fast, bald aber begann er mit lebhafter Auffassungsgabe sie zu begreifen, zu sondern und im rechten Lichte zu sehen und sog nun mit allen Sinnen die Nahrung ein, welche seiner Entwicklung taugte. In der Schule sahen die vornehmen jungen Herrchen Anfangs spöttisch auf ihn und lachten, wenn er bei einer lateinischen Frage nicht als ginge der Klingelbeutel vorüber und er hätte keine kleine Münze, doch das wandte sich bald in das Gegentheil um. Aus den Spöttern wurden Kameraden und endlich Freunde. Das Haus des Professors aber gewährte ihm das höchste Gut, das es für den Menschen giebt: eine geistige Heimath.

Es lösten sich die Unklarheiten und Träumereien seiner Knabenjahre und gestalteten sich schnell nach seiner Individualität zu klaren Ansichten, Entschlüssen und Bestrebungen nach bestimmten Zielen. Hedwigs unaufhörliche Redereien ertrug Walter geduldig, lernte aber bald sie so geschickt pariren, daß sie sich entschließen mußte, sanfter und verständiger zu werden, damit er nicht mit ihr spiele wie sie zuvor mit ihm. Auch entwuchs sie bald der Sphäre der Tanzstunde und sah nach den glänzenden Uniformen der bewaffneten Macht, was den Abstand zwischen ihm und ihr vermehrte, aber zugleich den Nimbus, in welchem ihre Schönheit ihm erschien.

Das Verhältniß zwischen Hedwigs Eltern und Walter wurde dagegen immer inniger. Mit jedem Buche, das er unermüdet durchstudierte, eroberte er einen Platz im Herzen des alten Professors.

So war Walter allmählig zwanzig Jahre alt geworden und hatte nach glorreich bestandenem Examen aus Hedwigs Händen einen frischen Lorbeerkranz empfangen. Es war nun die Frage, welchen Beruf wählen? Der Professor hätte gern einen Büchergelehrten vom reinsten Wasser aus ihm gemacht, trug aber ihm zu Liebe den Gelüsten der heutigen Jugend Rechnung, die nicht bloß wissen will, auch sehen und leben.

Lächelnd hatte Walter seinem väterlichen Freunde

in dem kleinen Conflict das zerlesene Büchlehen gebracht, das ihre Bekanntschaft begründet, und ihm gesagt: „Lassen Sie mich den kühnen Bau, welchen Sie aufzuführen, in Stein und Eisen bilden, ich werde stets in Ihnen den Meister betrachten, denn der Gedanke steht höher als die Form.“

So wurde denn beschlossen, daß Walter seine Ausbildung in England vollenden und die Träume seiner Knabenzeit standen verwirklicht vor ihm. Was sie an mysteriösem Reiz verloren, hatten sie an fester Gestalt gewonnen.

Bevor er ging, hatte er noch eine Freude, die ihm das Herz so leicht machte wie man es mitnehmen muß auf die Reise. Er hatte seinem Vater bereits verschiedene Vorschläge gemacht, die Lage der Familie zu verbessern und sie waren bis dahin stets an irgend einem Bedenken gescheitert. Nun hatte dieser würdige Mann endlich selbst einen Berufszweig entdeckt, welcher seine tiefsten Sympathien ansprach.

Eine Gesellschaft Unzufriedener, in den Wechselfällen des Glücks Erfahrener, rief ihn an ihre Spitze zur Bildung einer Versicherung gegen Hagelschlag. Er installirte sich mit den Seinigen fröhlich in H., befestigte ein Schild an seiner Thür und bot seine Brust dem Treiben der volkreichen Stadt.

Walter sah seine Mutter wieder lächeln, was sie so lange verlernt hatte. Else, die sie selten von sich ließ, wurde ihr schon eine liebe kluge Gesellschafterin, die sie erheiterte und ihr half wo sie konnte. Sie hatte sie geliebt und behütet wie die eignen Kinder, dafür hing Else mit der ganzen Zärtlichkeit ihres junges Herzens an ihr und Walter — Walter, von dem sie nun Beide eine noch größere Entfernung trennen sollte.

Die Stunde des Abschieds war für Walter die bitterste seines Lebens. So fassunglos traurig war seine Mutter als er sie an sich drückte, so tief betrübt Else — er stürzte fort, um in der einsamen Kammer das weiche Jünglingsherz zu bewältigen.

Noch ein Abschied von den drei Menschen, die ihm nächst jenen die Theuersten waren — und hinaus in weite Fernen leuchtete sein Stern.

2.

Weite Welt.

Walter sollte zu den Menschen gehören, die man als Günstlinge des Schicksals bezeichnen hört und deren „Glück“ man anstaunt und beneidet. Wenn man diese Sonnenkinder um ihr Geheimniß fragte, würde man erfahren, daß keine geflügelte Göttin an ihrem Lager steht und ihnen im Traume geheime Schätze offenbart; man würde

erstaunen über den Mangel an wunderbaren Ereignissen und die durchsichtige Klarheit ihrer Bekenntnisse. Von einem Gefühle aber würden ihre Lippen überströmen; — von dem Gefühle der Dankbarkeit gegen den Schöpfer, welcher ihre Organisation bildete zur Trägerin eines festen Willens und starker Kraft; nächst ihm aber gegen Die, deren Streben es gewesen zu helfen an dem Bau und der unbewußten Thätigkeit die bewußte Erkenntniß als Leuchte beizugesellen.

Walter stand nun als gereifter Mann abermals an der Schwelle einer neuen Zukunft und sah zurück.

Reiche Bilder rollten sich auf vor seinem geistigen Auge, fremde Länder, fremde Völker, Stunden der heißen Arbeit und der Entbehrungen, aber auch Stunden der reichsten Belohnung. Sein nächstes Ziel war England gewesen; aber einmal erfaßt von der Lust des Sehens, hatte es ihn immer weiter getrieben, nach Süden und Norden und über den Ocean. Das hatte seine Kraft erprobt, und ihn gelehrt den Augenblick zu nutzen.

Ob es seinem regen Sinn auch manches Jahr scheinen wollte als hätten seine Bestrebungen nicht den erwarteten Erfolg, ob er auch eine Illusion nach der andern zerflattern sah; zwei treue Gefährten ließen ihn nimmer sinken und sprachen ihm mit ernstem Wort oder mit lächelnder Lippe zu: frischer Muth und Heiterkeit!

Endlich war er nach England zurückgekehrt und mit dem Gefühl als setze er den Fuß auf den Boden seines Vaterlandes. Er fand etwas in der gesunden Thatkraft dieser Nation, das seiner eigenen Natur entsprach und es ihm leicht machte, sich Vertrauen und einen Namen zu erwerben.

In vielen großartigen Unternehmungen wurde er genannt und es machte ihm Freude mit andern intellektuellen Männern vereint der Ausführung kühner Pläne zu dienen. Dann aber kam die Stetigkeit des männlichen Alters und mit ihr der Wunsch seinen Ideen, Erfahrungen und Studien in einem eigenen großen Werke Gestalt zu geben.

In einem der sonnigen Thäler des südlichen Englands hatte er sich einen Fleck gesucht und den Bau begonnen, der nun vollendet, groß und prächtig vor ihm lag. Entzückt betrachtete ihn Walter und bat den Segen Gottes herab auf sein Haus. Keine schwindelnde Speculation hatte es erbaut, keine fremde Existenz hatte es gefährdet, es ruhte auf solider Basis, das wußte Walter und darum war er so freudig. Ein freier Mann stand er auf seinem Eigenthum.

Alles war Thätigkeit und Leben in den weiten Räumen; tausend drehten sich die mächtigen Räder, gingen die Achsen und durch die hohen Glasfenster grüßte die Sonne und spiegelte sich in den glänzend geschliffenen Flächen der Cylinder.

Prüfend ging Walter umher, sprach mit den Ar-

beitern und ordnete an wo es noch fehlte. Nichts in seinem Wesen war befehlend oder herrisch und doch war die Herrschaft, welche er ausübte, vollkommen; denn sie bestand in freiwilliger oder unbewußter Anerkennung einer fertigen und überlegnen Bildung.

Wer jemals der Vollendung eines bestimmten Werkes all seine Kräfte Jahre lang gewidmet hat, der wird das Gefühl bezeichnen, von welchem des jungen Mannes Augen glänzten, ein Gefühl, das tausendfach belohnt für die überstandenen Mühen, ein Glück so positiv wie es sich die nicht träumen lassen, welche, die Hände in den Schoß gelegt, an Weltschmerz leiden.... Wollten sie nur versuchen zu gefunden am Segen der Arbeit!

Walter ging durch die alte Kastanienallee in das Wohnhaus. Aber im seltsamen Widerspruch war das der einzige Ort seiner neuen Heimath, der ihm noch nicht wohllich geworden war. Es war mit allem Comfort ausgestattet, es fehlte nichts, aber es war so still, so einsam und ungesellig. Im Garten hörte man wenigstens das Geräusch der Thätigkeit, hier — Walter klingelte. Eine ältliche schweigsame Frau kam, ihm den Thee zu bereiten. „Sind Briefe angekommen, Ms. Vold? — „Nein, Sir.“ — „Haben Sie die Bilder ausgepackt, Ms. Vold?“ — „Ja, Sir.“ — „Ist etwas beschädigt?“ — „Nein, Sir.“

Das war die Unterhaltung seines Abends.

Walter saß am Feuer und versank in Träumereien. Das war ihm schon manchen Abend geschehen ganz gegen seine Gewohnheit. Dann löste sich aus der Erinnerung das Bild der Heimath und die lieben alten Gestalten traten vor ihn.

Wenn jetzt seine Mutter ihm wie früher gegenüber säße und er in ihr treues Gesicht sehen und ihr sagen könnte: Nun ruhe aus, du arme müde Seele, und laß mich ein kleines Theil von dem abtragen, was das Leben an dir verschuldet hat!.. Oder wenn es ihm vergönnt wäre seinen alten Freund hier umherzuführen, ihm zu zeigen was er erstrebt und was er erreicht und seine ehrwürdigen Mienen zu fragen, ob er zufrieden sei und fühle was und wie tief er ihm danke!

Ein bitterer Schmerz preßte Walters Herz zusammen: die Beschützer seiner Jugend waren heimgegangen. Und wenn vorher ein stolzes Gefühl seine Brust geschwellt hatte, so sah er jetzt fast demüthig auf die Unzulänglichkeit menschlichen Vermögens. Er war mehrere Male in der Heimath gewesen und hatte versucht Sonnenschein in das Leben der Seinigen zu bringen so viel es in seinen Kräften stand; aber selbst die Erinnerung daran, wie beglückt seine Mutter durch seine Liebe gewesen war, wie befriedigt die alten Freunde mit seinen Erfolgen, genügte ihm jetzt nicht mehr, wo es endlich in seiner Macht gestanden hätte seinem Herzen vollste Genüge zu geben.

Er öffnete die Thüren der nächsten Zimmer und ging langsam auf und ab, aber die trüben Gedanken wollten nicht weichen. Er trat durch die Glasthür in den Garten. Es war ein warmer Sommerabend. Weich legte sich die Luft an seine Schläfe und er ließ sein Ohr den sehnächtigen Tönen, die aus dem Gebüsch zu ihm drangen. Sehnächtig wogte es auch ihm auf im Herzen und er wehrte den süßen Regungen nicht sich voller und heißer in seiner Brust zu drängen. Die Sterne blickten so schweigsam, die Rosen dufteten, für wen?

Walter betrachtete eine volle Centifolie. Anmuthige Erinnerungen schwebten wie ein Schatten an ihm vorüber — Hedwigs Bild nur blieb stehen und schaute ihn an wie sie es beim Abschiede gethan hatte. Könnte ich die Rose für dich pflücken, schöne Hedwig, dachte er. Eine Libelle setzte sich auf die Rose und Libelle und Blume wiegten sich anmuthig zusammen in der lauen Luft.

Sein letzter Besuch in der Heimath hatte Hedwig gegolten, weil sie es wünschte, ihrer — Hochzeitsfeier. Es war schon lange her. Sie heirathete einen vornehmen reichen Mann. Walters äußeres Leben hatte damals noch keine bestimmte Gestalt. Dann war er fortgegangen, weiter als je zuvor. Viele Wochen zwischen Himmel und Meer gewiegt, war die unendliche Einsamkeit seine einzige Vertraute gewesen. — Nun kamen die Träume wieder, die der leise Taktschlag der Wellen allnächtlich in sein Ohr geflüstert hatte, wenn er in seiner Kajüte lag, schlaflos die Stunden zählend. . . .

Dann dachte er auch an Dich, kleine Else, aber für Deine Wünsche hatte er den Maßstab verloren. Klöppelte sie Spizen mit den andern Mädchen im Dorfe? Oder war sie in der Stadt geblieben, oder hatte sie sich gar verheirathet? Er hatte so lange kein Wörtchen gehört; nach den traurigen Nachrichten waren auch die heitern ausgeblieben.

Es war Nacht geworden und immer verlodender fangen die Nachtigallen im Park — aber Walter hörte sie nicht mehr, er war hineingegangen und schrieb. Was glaubst Du wohl, schöne Leserin, daß er schrieb? Eine elegische Klage an die Sterne oder gar eine Liebesbitte? Nichts weniger als das. Einen Brief an einen alten mährischen Mann mit grauen Haaren. Dagegen erwartete er in den folgenden Tagen die Antwort auf diesen Brief mit einer Ungebuld wie sie nur nach Absendung eines Liebesbriefes zu entschuldigen ist.

Sie ließ, wie es Walter schien, ungebührlich lange auf sich warten und schon saß er zum zweiten Male am Schreibtisch um seiner Ungebuld Ausdruck zu geben als der alte Herr selbst die Antwort brachte, indem er sich bereit erklärte, Walter so lange vertreten wollen als es nöthig sei.

3.

U ü c h k e h r.

Am folgenden Tage befand sich Walter auf dem Wege nach Deutschland. Er fühlte sich plötzlich von einer ganz unbezwinglichen Sehnsucht erfaßt das Vaterland wieder zu sehen und hatte auf dieser Reise größere Freude an der Erfindung der Eisenbahnen und Dampfschiffe, als selbst bei seiner Fahrt über den atlantischen Ocean.

Bald wurden ihm die Gegenden vertraut, die nördlichen Haideflächen, die unabsehbaren Getreidfelder, die Rübenplantagen und endlich der Harz und die schönen Harzerinnen mit ihren Kröpfen.

Zuerst wollte er seinen Geburtsort wiedersehen, dann Ilfenburg, dann — Deutschland im Allgemeinen.

Wenn man sich nach langer Abwesenheit und völlig neu gestalteten Lebensverhältnissen plötzlich zurückversetzt sieht in die alten Umgebungen, so fühlt man in sich auch den alten Menschen wieder auferstehen mit seinen Gefühlen, Vorstellungen, Tugenden und Fehlern. War die Vergangenheit schön, so wird sich das Gefühl bald auflösen in das freudige des Wiedersehens; war sie aber drückend, so wird das alte Weh wieder über das Herz hereinbrechen und den Glauben an die erworbene Kraft in dem Grade vergessen lassen als die Erinnerung stark ist an die Ohnmacht und Unklarheit, welche man ihr damals entgegenzusetzen hatte. Der Schmerz gräbt tiefe Furchen ins Gedächtniß als das Glück und die Sorge haftet länger an den Physiognomien der Menschen und Gegenstände.

Walters Wagen näherte sich jetzt der Besitzung des Herrn von Kleist. Er ließ halten und stieg aus.

Da war der Schulweg, da der kleine Bach, den er unzählige Mal mit bloßen Füßchen durchwatet hatte, da Uranus, der alte Hund, noch eben so mährisch, und da — sein elterliches Haus. Er hätte es fast nicht erkannt, so ganz anders sah es aus, und wie klein alles geworden war was den Knaben so groß dünkte! Er konnte nicht verhindern daß die Thränen ihm über die Wangen stürzten als er nach den Fenstern des Hauses blickte. Es war ihm als müsse das Gesicht seiner Mutter sich zeigen und ihm zunicken. Jetzt erst begriff er ganz die Geschichte seiner Eltern und seine eigene. An das Gitter des kleinen Gartens gelehnt stand er lange in Gedanken verloren. Ein Hund schnoberte zu seinen Füßen. Als er sich wenden wollte zu gehen begann das Thier zu bellen, sprang an ihm herauf, wedelte wie unfinnig mit dem Schwanz und stieß endlich ein so starkes Freudengeheul aus, daß Walter augenblicklich den alten Phylax erkannte, den treuen Spielgefährten seiner

Knabenzeit. Er drückte den zottigen Kopf an seine Brust — er war ja der erste Freund im Vaterlande.

Der jetzige Bewohner des Hauses trat in die Thür und sah erstaunt der Scene zu. Walter erklärte ihm, daß er den Hund früher besessen habe, fragte ob er käuflich sei und der Handel war bald abgeschlossen.

Phylax war ganz ungeberdig und der Leichtsinm der Jugend schien ihm wiederzukehren. Er rannte hin und her, sprang mit einem Satze in den Wagen und wieder heraus, und Walter ließ sich ungehindert von ihm zausen, bis Phylax sich zuletzt ermüdet auf den Rücksitz niederlegte.

Bis dahin war aber geraume Zeit verflossen und der Wagen stolperte bereits auf einem Wege, der Walter außer Zweifel ließ, daß er in Ilfenburg angekommen sei. Und wirklich, da lag die Schmiede im Sonnenlichte. Die Frau Meisterin stand in der Thür, einen dickköpfigen Jungen auf dem Arm mit rothem Haar und verschiedene desgleichen kollerten sich auf der Erde.

Walter fühlte keine Neigung auszustiegen. Die kleine Else war nicht da, das sagte ihm ein bestimmtes Gefühl. Seine Gedanken wanderten hin und her zwischen dem Sonst und Jetzt, doch je mehr er sich dem Ziel seiner Reise näherte, desto freundlicher wurden sie.

Endlich am Nachmittage des folgenden Tages erblickte er mit klopfendem Herzen die Thürme und Kuppeln der alten grauen Stadt. Lachende und singende Studenten begegneten ihm vor dem Thore und Einige von den stereotypen, immer gleichen Schritt gehenden, und nie älter werdenden Spaziergängern, die zu dem Inventarium jeder Stadt zu gehören scheinen. Phylax bellte aus dem Wagen jeden Stadthund wüthend an und brachte sich dadurch in eine Aufregung wie sie kaum von der seines Herrn übertrossen wurde.

Nun hielt der Wagen vor dem Hôtel, das gerade dem ehemaligen Hause des Professors gegenüber lag. Ein Zimmer war zu haben; einige Minuten später stand Walter am Fenster und sah nach den gegenüberliegenden Fenstern wie er es früher oft umgekehrt gethan hatte. Phylax, nachdem er zwei Pferde scheu gemacht, eine Dame tödtlich erschreckt, dem Kellner in die Stiefeln gefahren — kurz sich ganz wie ein ungebildeter Hund benommen hatte, legte die Pfoten auf das Fensterbrett und sah gleichfalls hinüber.

Drei Fenster waren hell erleuchtet, aber die Vorhänge dicht herabgelassen. Ein Kellner mit spitzer Nase, spitzen Vatermördern, spitzem Toupée und spitzem Stiefeln, welche Phylax abermals reizten, erschien mit der Serviette unter dem Arm.

„Your orders, Sir?“ Er hatte auf Walters Gepäck das Zeichen von London gesehen und affectirte den Engländer.

„Bringen Sie Thee und — wem gehört das Haus jetzt drüben?“

„Frau von Hochstraten.“

Hedwigs Name. Also sie wohnte wieder in dem Hause.

„Seit wann bewohnt Herr von Hochstraten das Haus?“

„Herr von Hochstraten? Die Dame bewohnt es allein. Sie ist geschieden.“

Walter wandte sich so schnell, daß Phylax glauben mußte es geschähe ihn zu necken, denn er sprang empor, worauf der Engländer Miene machte sich zu retten.

„Seit wann ist die Dame geschieden?“

„Seit zwei Jahren, Sir.“

Walter fragte nicht weiter. Die Nachricht verfestete ihn in große Aufregung und mußte ihm entweder nicht mitgetheilt sein oder ihn verfehlt haben.

Walter überlegte, während er Thee trank, ob es unter so unerwarteten Verhältnissen nicht besser sei, mit dem Besuch bis morgen zu warten. Aber ohne daß er sich erinnerte, den bestimmten Befehl gegeben zu haben, hatte der Kellner den Koffer geöffnet, einen Anzug herausgenommen und stand zu weiterem Dienst bereit.

Walter sah noch einmal unentschlossen hinüber. Jetzt war ein viertes Fenster erleuchtet. Das war sein Zimmer gewesen. Wahrhaftig es war noch dasselbe Rouleau mit der Tropenlandschaft, blauen Rosen und unmöglichen Vögeln. Das verrieth Pietät für alte Sachen, vielleicht auch für alte Verhältnisse.

Walter betrachtete dann von der Thür des Hôtels aus das Haus. Es hatte ein neues Kleid bekommen und vor der Thür hielt jetzt ein Wagen mit adligem Wappen und gallonirtem Bedienten. Vielleicht war Gesellschaft bei der Besitzerin; in diesem Falle wollte er das Wiedersehen bis zum nächsten Tage verschieben. Er ging hinüber. Ehe er die Treppe hinaufstieg, mußte er einige Minuten stehen bleiben als beginne er an Asthma zu leiden. Langsam gelangte er in den Vorfaal der ersten Etage. Er war verändert. Zwar hingen noch einige der alten Portraits in niederländischer Tracht da, aber es waren andere hinzugekommen in goldenen Rahmen, die sehr viel vornehmer ansahen, die Köpfe höher trugen, weißere Hände, viel mehr Schmuck hatten und die Ersteren mit stolzen Blicken zu durchbohren schienen.

Ein Mädchen kam.

„Ist Frau von Hochstraten zu Haus?“

„Die gnädige Frau ist im Begriff auf den Maskenball zu fahren,“ sagte die Jose, erstaunt, daß irgend ein junger Herr in der Stadt davon nicht in Kenntniß sein sollte.

Also war Hedwig allein. Walter nannte seinen

Namen und bat, ihn zu melden. Das Mädchen sah noch erstaunter aus ob dieser Forderung an eine Dame, die im Begriffe ist, auf einen Maskenball zu fahren, ging aber hinein und ließ drei Thüren auf, wie Jedermann weiß, daß Mädchen thun. Walter konnte in das dritte hell erleuchtete Zimmer sehen. Er sah vier weibliche Gestalten, zwei in einem großen Spiegel, die ihn anblickten und zwei davor sitzend. Eine von Beiden nur war eine Schönheit, eine stolze prächtige, in griechischem Costüm. Diese nur konnte Hedwig sein, die andere, ein junges schlankes Mädchen, kniete vor ihr, beschäftigt noch etwas an der Goldstickerei der weißen Cashimirgewänder zu ordnen. Dann befestigte sie jener den Purpurmantel auf der Schulter, legte ihr breite goldne Spangen um die Handgelenke und begann das Diadem ins schwarze Lockenhaar zu legen, als die Kammerzofe zum dritten Male ihre Meldung machte und endlich von ihrer Herrin beachtet und verstanden wurde.

„Wer, Kitty?“ fragte sie. „Du verstehst nie die Namen genau.“

Das Mädchen nannte mit beleidigter Stimme einen wirklich barbarisch klingenden Namen.

„Bin ich fertig, Kleine?“ fragte Frau von Hochstraten und sah die helfende stille Freundin an.

„Ja,“ sagte diese und befestigte zum dritten Male eine widerspenstige Locke.

„Führe den Herrn herein, Kitty.“

Das Mädchen brachte die Meldung, Walter ging mit schnellen Schritten durch die Zimmer und stand vor ihr. Hedwig sah ihn an, senkte ungewiß die Augen und sah ihn wieder an.

„Ich werde genöthigt sein mich Ihnen vorzustellen, gnädige Frau,“ sagte Walter lächelnd.

„Herr Dhneseorg!“ rief sie aufs Höchste überrascht. „Walter!“ sagte sie wieder mit so weicher Stimme und so völlig verändertem Ausdrucke, daß Walter nichts thun konnte als sich auf ihre Hände beugen und sie küssen.

Es mochten heiße und wehe Erinnerungen sein, die über beider Herzen flutheten.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

Obgleich man bisweilen sehr helle Farben trägt, herrschen doch die dunkelfarbigen Anzüge unbestritten vor und viele sehen in der That wie Traueranzüge aus. Solche dunkle Kleider tragen selbst junge Damen zu Visiten, selbst zu Soirées.

Die Mode des Schminkens scheint immer allge-

meiner zu werden und wenn es nicht übertrieben wird wie es leider von manchen Damen geschieht, die sich so stark schminken wie Schauspielerinnen und Sängerinnen, welche auf die Bühne treten wollen, läßt sich allerdings nicht viel gegen diese Mode sagen.

Eine gewiß sehr schöne Mode ist die außerordentliche Vorliebe für Blumen. Man schenkt häufig Treibhauspflanzen in schönen Körbchen oder chinesischen Vasen. Auch die Blumentische in den Zimmern sind außerordentlich beliebt und sehr mannichfaltig. So sahen wir kürzlich einen in Etagen-Form von indischem Weidengeslecht. Auf jeder dieser „Etagen“ standen rothe Haide und Hyazinthen in mehreren Farben. Auch auf die Ball- und anderen Bouquets wendet man große Sorgfalt. Die neuesten sind die Kreuz-Bouquets. Sie bestehen meist aus Beilchen mit fünf weißen Camilien in Kreuzform in der Mitte. Manche Braut oder Geliebte erhält jeden Tag ein frisches solches Kreuzbouquet, natürlich von verschiedenen Blumen: bald von Beilchen mit Camilien, bald von Rosen mit weißem Flieder, bald von weißen Rosen mit Beilchen u.

Die Ballkleider bekommt man allmählig zahlreicher zu Gesicht. Eins war von weißem Tulle und auf den Bäuschchen untenherum auf dem Rocke befanden sich zahlreiche Schleifen von rosa Band. An der linken Seite auf dem zweiten Rocke lief eine Guirlande von Bergfameinnicht und Rosen hinaus, während auf der rechten einzelne Bouquets und hinten ziemlich lange Blumenagrafen angebracht waren. Der dazu gehörige Koppsputz bestand in einem Kranze von Beilchen und Rosen, der auf der Stirn ein ziemlich hohes Diadem bildete.

Ein zweites solches Kleid war von weißgrundiger magentarothe gegitterter Gaze und hatte zwei Volants, über deren jedem eine kleine Blonde hinlief. Ueber diesen Volants rundeten sich zwei andere tunicaähnlich und sechs kleine gaben in der Mitte eine schürzenartige Garnirung. Das edig ausgeschnittene Leibchen war mit Bäuschchen eingefast, an denen sich Blondes befanden, und hatte in der Mitte eine Schleife von magentarothem Band. Ähnliche kleine Schleifen befanden sich auf den kurzen Ärmeln.

Ein drittes Kleid von weißem Taffet hatte einen Volant von demselben Stoffe und darüber einen zweiten von schwarzen Spitzen. Ueber jedem derselben befand sich ein Tüllbäuschchen mit kleinen Rauten von lilas Sammet darauf, die mit schwarzen und weißen Spitzen eingefast waren. Dieselbe Garnirung wiederholte sich auf der gebauschten Berthe und unten an den Ärmeln. Dazu ein Koppsputz von weißen Rosen, Sammet-Pensées und schwarzen Spitzen.

Die beliebteste Farbe zu Halb-Negligé ist da Braun, das dem Teint gut steht, die Taille hebt und

meist von Dauer ist, was man gewöhnlich von dem Grün, dem Blau und Violet nicht sagen kann.

Wir sahen zwei recht hübsche Kleider dieser Art. Jedes hatte zwei Leibchen: ein hohes mit nach oben stehenden Taschen von braunem Sammet ausgeputzt, welcher den Gürtel bildet, und ein ausgeschnittenes, das ebenso geformt ist. Dazu halblange Ärmel. Zu diesen Kleidern gehörte ein schöner Fichu von weißem Tüll mit schmalen schwarzen Sammetbändern darauf, oben edig geschnitten, mit einer Tüllruche und mit einer Blonde.

Etwas hübsches Neues ist das Matrosen-Jäckchen von weißem Sammet mit ausgeschnittenem Sammet garnirt. Dieser Sammet in Fleischfarbe bildet unten an dem Jäckchen, an den Ärmeln und auf den kleinen Taschen Anker. Vorn wird es durch Knöpfe von fleischfarbigem Sammet und kleinen Schleifen von gedrehter weißer Seide zugemacht.

Die ganz kleinen weißen Kragen von feiner Leinwand gehören noch immer nothwendig zu einfachen Anzügen. Sie haben nur eine einfachen Steppnaht. Die meisten schlagen sich in Spitzen um. Die Unterärmel müssen immer dazu passen und sich in einer Leinwandmanschette endigen, welche durch einen doppelten goldenen Knopf geschlossen wird.

Zu Putzanzügen sind Kragen und Ärmel von Muslin oder Tarlatan, und zu großer Toilette von Tüll oder Tarlatan mit Bündchen in Bäschen von Band und kleiner Schleife.

Bei Soirées und selbst im Theater können die Damen runde oder zipflige Pelerinen tragen. Sie sind von Tüll oder Tarlatan, gefältelt, mit Band besetzt, mit Spitzen garnirt und kleinen Rosetten ausgeputzt. Andere hat man von schwarzer Guipure.

Modenblatt N^o 2.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Haarputz in fallenden Schalen und Locken mit einer hängenden lilas Feder, die abwärts von dem Chignon liegt und mit einem lilas Blumenkranz oben auf dem Kopfe; Kleid von lilas Foulard, unten auf dem Kocke herum mit zahlreichen Bäschen und ganz unten mit einem schmalen gefältelten lilas Bande garnirt, das weiß eingefasst ist; ausgeschnittenes Schneppenleibchen mit einer großen lilas Blume vorn, einer Berthe von weißen Spitzen mit lilas Bande und einer lilas Blume auf jeder Achsel und kurze Ärmeln, die mit weißen Spitzen garnirt sind; zweiter weißer Kock, der vorn

herunter, von der Leibschneppe an, mit lilas Band ausgeputzt und an der rechten Seite durch lilas Blumen ein wenig aufgenommen ist; Collier; halblange weiße Glacéhandschuhe mit goldenen Armbändern darüber; Fächer; Schuhe.

2. Kopsputz von Blumen vorn auf der Stirn und schwarzen Spitzenbarben, die hinten hinabfallen und an der Seite ein schmales braungelbes Band haben; Kleid von Moire mit neuem Doppelleibchen, dessen oberes kurz ist wie ein Jäckchen mit Bandbesatz oben und unten herum, wie vorn herunter, während das untere eine Schneppe und nur unten herum dieselbe Bandbesetzung hat; Ärmel ebenfalls mit Bandgarnirung; auf dem Kocke vorn herunter und unten herum dreifacher Bandbesatz in Zickzack, so wie von den Seiten der Schneppe ausgehend zwei Zeugstücke wie Enden eines Gürtels, die ebenfalls mit Band besetzt sind; Cravattenband gleich dem des Besatzes; kleiner Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Armabänder; Schuhe.

3. Kurzschirmiger schwarzer Hut, mit schwarzen Blumen und weißen Spitzen ausgeputzt und mit breiten schwarzen Bindebändern; Kleid von Seide, Leibchen und Kock aus einem Stücke, vorn herunter von oben bis unten mit einem Pelzstreifen besetzt, der auch oben um den Halsauschnitt geht und sich an den Achseln, so wie auf den Aufschlägen der weiten Ärmel und an der Tasche vorn im Kleide wiederholt; kleiner Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

4. Hut von gesteppter weißer Seide in der auffallendsten Form des neuen Schnittes, ganz vorn oben auf dem Schirme und unten auf dem großen abstehenden Barte violett, sonst mit schwarzen Spitzen ausgeputzt; weiße Bindebänder; Kleid von violetter feiner Wolle mit goldfarbigen Punkten ohne Ausputz auf dem Kocke; großer weiter Mantel von schwarzer Seide mit einem ganz eigenthümlichen Kragen, der mehrmals mit Borte besetzt ist wie der Mantel unten herum; Muff; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahlstich N^o 2.

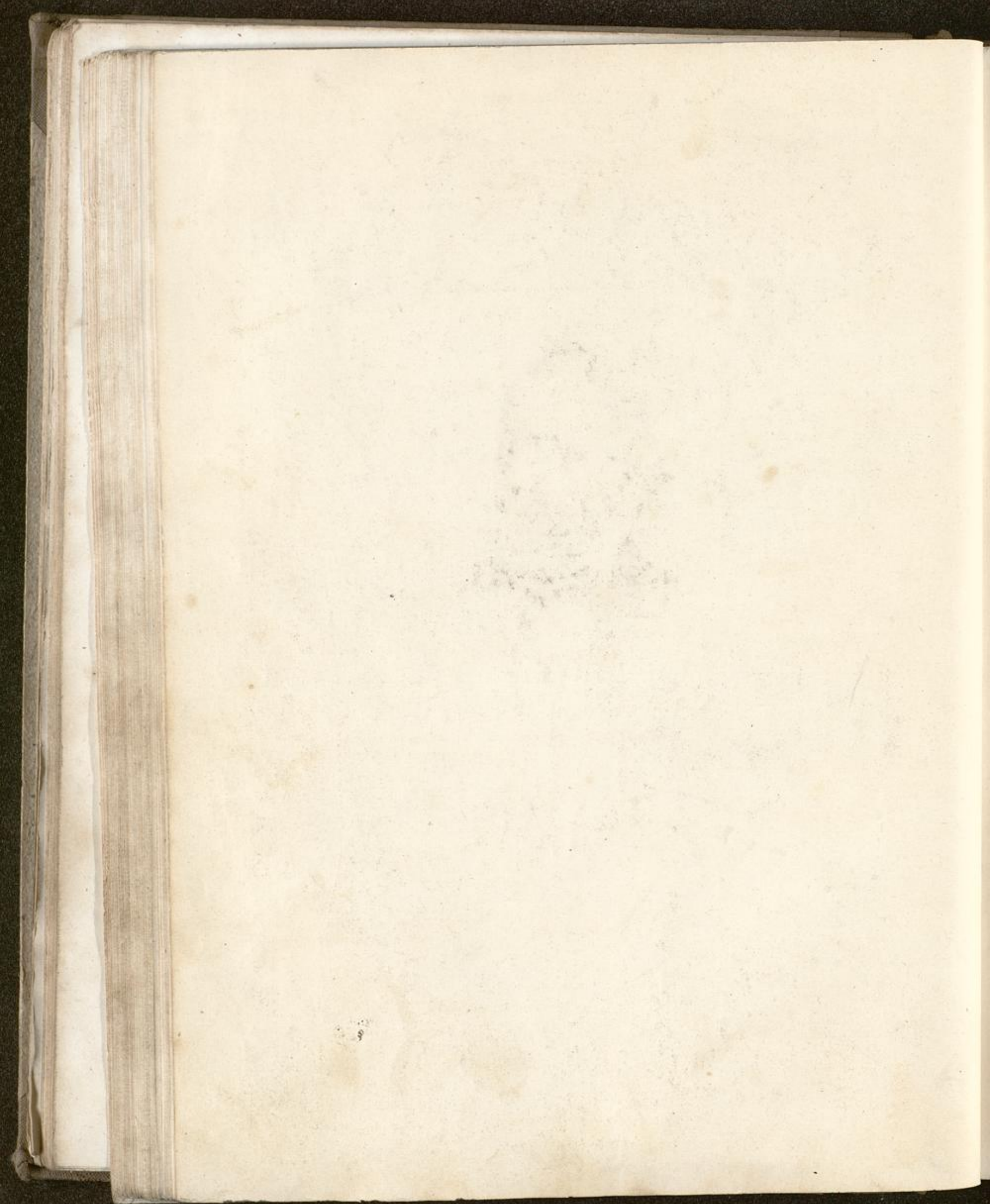
Der Pianist Wilhelm Scheidel.

(Nach einer Zeichnung von Kautbach.)

(Die nicht rechtzeitig eingegangene Biographie theilen wir später mit.)

Band
Blu-
blange
n dar-
rn und
und an
Kleid
es kurz
unten
ere eine
efezung
n Rocke
ndbesatz
pe aus-
ls, die
d gleich
e weiße
Schuhe.
Schwarzen
breiten
hen und
oben bis
oben um
keln, so
an der
en; ge-
Stie-
der auf-
orn oben
abstehen-
n ausge-
ter feiner
auf dem
Seide mit
mals mit
; Muss;
phyie thei-
d in Leipzig.







Zeichnung v. H. v. Kaulbach

Stich u. Druck v. W. v. Linnig

Wilhelm Speidel

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.

zur

Allgemeinen Moden=Zeitung.

Walter.

Eine Erzählung.

Von

Arthur Stahl.

(Fortsetzung.)

Während dieser Augenblicke stand die „Kleine“ wie erstarrt, mit gefalteten Händen, und sah die Beiden an.

„Das ist Else,“ sagte Hedwig als sie sich umwandte und es bemerkte.

„Else?“ fragte Walter erstaunt, aber so ganz hingegenommen von der Erregung des Augenblicks, daß es wie zerstreut klang. Er trat ihr näher und gab ihr die Hand. Sie zitterte.

„Ich würde Sie kaum gleich erkannt haben, Fräulein, wenn Frau von Hochstraten mir nicht geholfen hätte,“ sagte er freundlich, wandte sich aber lächelnd wieder zu der Letzteren.

Eine flüchtige Röthe flog über die Züge des jungen Mädchens und sie wollte etwas erwidern, aber ob Schüchternheit oder Thränen ihre Stimme ersticken — sie bewegte bloß die Lippen und verließ schnell das Zimmer.

„Ein sonderbares Kind!“ sagte Hedwig, „sie gewinnt so schwer Zutrauen.“

„Ist sie in Ihren Diensten, gnädige Frau?“

„O nein,“ sagte Hedwig. „Sie ist kaum zu bewegen die kleinen Beweise meiner Zuneigung anzunehmen.“

Sie ließ sich in einem Fauteuil nieder und winkte Walter dasselbe zu thun. Er blieb vor ihr stehen.

„Ich fürchte Sie zu stören. Das Mädchen sagte mir, daß Frau von Hochstraten im Begriff sei . . .“

Hedwig machte eine Bewegung mit der Hand, die Gleichgültigkeit oder Verachtung ausdrückte.

„Die Gesellschaft mag warten und — nennen Sie mich Hedwig, Walter,“ sagte sie sehr schnell und hastig. „Gott verzeihe dem, der mir den verhassten Namen gegeben hat!“

Walter sah sie erschrocken an. Hatte der reizende

Trotz, welcher sonst ihre Lippen kräufelte, sich in den Ausdruck so bitteren Hohns verwandeln können, welche Kämpfe mußte sie innerlich durchgemacht haben!

Hedwig schien ihn zu verstehen. Ihre Züge glätteten sich wieder bis zu einem Lächeln, das Walter noch bitterer erschien und das er um alles in der Welt aus diesem schönen Gesichte hätte entfernen mögen.

„Sie haben Recht,“ sagte sie schnell aufstehend, „es ist jetzt nicht die Stunde. Ich sehe Sie morgen wieder?“

Walter verbeugte sich. Dann half er ihr sich einhüllen und gab ihr den Arm. Sie stiegen schweigend die Stufen hinab und bemerkten es kaum, daß sie schwiegen. Else folgte ihnen und reichte Blumen und Fächer in den Wagen.

„Begleiten Sie mich, Walter,“ sagte Hedwig als der Bediente vortrat den Wagen zu schließen. „Wie lange habe ich mich nach Einem gesehnt, dem ich ganz vertrauen kann,“ hörte Else sie sagen als Walter eingestiegen war. „Adieu, Else!“ riefen Beide und dann rollte der Wagen fort. Else aber stand lange, lange im Dunkeln und sah ihm nach.

Dann kehrte sie langsam in das Zimmer zurück, welches Hedwig und Walter eben verlassen hatten. Kitty war beschäftigt den Putz ihrer Herrin fortzulegen und da sie Else Hut und Shawl nehmen und sich in Gefahr sah mit unendlichem Stoff zum Reden allein gelassen zu werden, wagte sie schnell noch einige nicht zurückdrängende Bemerkungen über reizende Maskenanzüge, über den reizenden Baron von Briesach, der das Fest arrangirt und gewiß — sie wollte darauf sterben — bald ihr Herr würde; über einen reizenden Pavillon, mit blauem Sammet ausge schlagen, dort im Garten, von welchem der Gärtner erzählt, der ihn mit Blumen geschmückt . . . bis sich Else eiligst durch die Flucht entzog. Sie bemerkte den unzufriednen Blick nicht, welcher ihr nachgesandt wurde auf ihren stillen Weg.

Ja, einen stillen Weg ging sie mitten durch das Geräusch der großen Stadt. Schnell vorüberhuschend an dem lauten Treiben wurde sie von Wenigen bemerkt und sie hatte keine Furcht. Als sie in die zweite Straße gebogen war, hörte sie Hedwigs Wagen zurückkommen, dessen Schall sie genau kannte. Sie drückte sich an ein

Haus und ließ ihn vorüber fahren. Der Schein der Laterne fiel hinein und sie konnte sehen wie Walter vorgebeugt saß und den Kopf auf die Hand stützte. Sie ging noch durch viele Straßen weiter bis sie die Höhe der Stadt erreicht hatte und vor einem kleinen Hause stillstand, wo sie klopfte. Eine alte Frau öffnete ihr.

„Guten Abend, Mutter Villa!“ sagte sie freundlich und sie ging schnell über den Vorplatz in ihre Wohnung, in ihre Stube, denn sie besaß nur eine.

Es war ein stiller Raum, so weit entfernt von dem Lärm des Tages, daß man keinen andern Laut hörte als den regelmäßigen Pendelschlag der Uhr. Auch sah man aus den Fenstern keine gegenüber liegenden Häuser und Lichter, sondern nur Himmel und den Mond, der sein Licht über eine weite Landschaft goß. Ueber Elses Gestalt, die am Fenster stand, glitt sein Licht in das Gemach, streifte die schneeweißen Vorhänge des Bettes, die schmucklosen Geräthe, die grüngerankten Tapeten und ließ alles in seiner Einfachheit silbern schimmern.

Warum zögerte Else noch wie sonst jeden Abend ihr Klöppelkissen zu nehmen und die kleinen Finger emsig an dem feinen Gespinnste weben zu lassen? Weil sie erfreut war. Man darf doch erfreut sein, wenn man einen Freund nach langer Zeit wieder sieht und den Tag durch irgend Etwas feiern möchte.

Sie holte zwei Kerzen, steckte sie an und stellte sie auf den Tisch. Aber kaum hatten sie mit ihrem rothen Geslackter das silberne Licht des Mondes verschluckt als Else umherblickte, schnell beide ausblies und wieder im Mondschein stand. Noch dazu hielt sie beide Augen zu und machte eine Bewegung als ob sie schaudere.

Zwei Lichter hatte sie das letzte Mal angesteckt in einer trostlosen Nacht, um einer theuern Leiche die letzte Ehre und die letzte Liebe zu erweisen Heute aber wollte sie sich ja freuen, denn sie fühlte sich nicht mehr so grausig allein in der Welt.

Sie zündete ihre kleine Lampe an und nahm aus der Truhe ein sorgfältig verwahrtes Buch, zog es aus dem Futteral, besah von allen Seiten den rothen Maroquinband und las fast andächtig die geschriebenen Worte auf dem ersten Blatte: „Dir, mein theures Kind, mit dem Segen einer Mutter.“

„Seiner Mutter!“ so flüsterten ihre Lippen. Sie dachte wieder an Walters Begrüßung und ein Thränenstrom, so heiß er nur aus den Tiefen des Gemüths quellen konnte, verrieth schonungslos ihr Weh, so leidenschaftlich sie es sich auch zu verbergen trachtete.

Es gab in dem Herzen des jungen Mädchens eine verwundbare Stelle und gerade diese Stelle war verletzt durch einen Mann, dem sie einen Altar errichtet hatte, auf welchem sie alle die unschuldigen Berggötterinnen eines liebebedürftigen Herzens darbrachte. Bis jetzt hatte nichts die reine Flamme genährt als die Erinnerung,

die Phantasie und die Hoffnung, aber auch nichts sie gedämpft.

Wie ein Traumbild, aus dem Kindesalter herübergenommen, hatten die erwachenden Gefühle der Jungfrau ihm Reiz um Reiz geliehn und die Zärtlichkeit seiner Mutter, Walters Besuche und Grüße ihm bestimmtere Umrisse gegeben.

Aber Else war ein starkes Mädchen geworden. Sobald sie Kraft fand sich die Ursache ihrer Thränen klar zu machen, begann sie schnell und erbarmungslos zu kämpfen gegen die kindischen Träume.

Walter war, nachdem er Hedwig begleitet, in sein Hôtel zurückgekehrt und eine Stunde lang in seinem Zimmer unruhig auf und ab gegangen. Nach Verlauf dieser Zeit schellte er und beauftragte den Kellner ihm sogleich einen schwarzen Domino und eine Maske zu besorgen, worauf dieser dienstfertig verschwand und das Gewünschte nach kurzer Zeit brachte.

Noch eine Stunde später befand sich Walter im dichtesten Gewühl des Maskenfestes. Flitter, Blumen, alte und neue Zeit, alle Nationen schwirrten um ihn im Tanze, in Scherzen, in Geschmacklosigkeiten oder verliebtem Spiel. Eine silbergepanzerte Jeane d'Arc vergaß ihr Gelübde und ließ ihre Augen heiß in die ihres Ritters strahlen; Diana sandte von ihrem Bogen Amors Pfeile; Mephisto schmachtete und Nonnen rasten im Tanze.

Bergebens ging Walter durch die Säle, verfolgt, geneckt und aufgehalten von Wahrsagerinnen, Narren und lustigen Personen; die eine Gestalt, die er suchte, fand er nicht. Er ging in die kleineren Nebengemächer und sah unter Blumen und Lampen Scenen der buntesten Art, aber auch da Hedwig nicht. Endlich glaubte er sie unter einem Cameliengebüsch im eifrigem Gespräche mit einem Ordensritter zu entdecken und blieb entfernt stehen sie zu beobachten. Ein unbestimmtes Gefühl festelte seine Blicke auf das Paar und hielt doch seinen Fuß zurück. Es war ihre Gestalt und ihr weißes Gewand, aber das kleine Gemach zu matt erleuchtet, um genau zu unterscheiden. Jetzt nahm der Ritter ihre Hand und beugte sich nieder dann stand sie auf und näherte sich, nein — nein, Hedwig war es nicht!

Die Glashären der Säle standen offen und führten in den erleuchteten Garten. Es war eine warme Nacht. Walter trat hinaus. Tausend kleine Sterne an den Bäumen wetteiferten mit den Millionen des Himmels und schienen in der Ferne zu tanzen wie Irrlichter. Einige Partien des Parkes lagen dunkel, nur vom matten Lichte des Mondes erhellt, das sich durch die Zweige stahl, andere blendend hell.

Walter ging eine der Alleen entlang. Die rau-

schende Musik drang gedämpfter zu ihm; die Luft that wohl; er lehnte sich an einen Baum und legte die Hand an seine Stirn. Sein irrendes Auge streifte die Masken, die schnell an ihm vorüberhuschten. Der Weg wurde belebter. Walter bog in eine dunklere Seitenallee und beschleunigte seine Schritte; das Plätschern eines Springbrunnens zog ihn in seine kühlende Nähe.

Auf einem Plage, dicht von Bäumen umschlossen, stieg der Wasserstrahl hoch in die Luft und niederfallend brachen Millionen Tropfen die Lichter der rothen Kugeln, die in der Luft zu schweben schienen. In schweigender Runde standen marmorne Statuen im Dunkel der Bäume, nur hin und wieder berührt von rothem Schein. An eine der Statuen gelehnt stand Hedwig, so unbeweglich und so schön wie sie.

Einige Sekunden war Walter zweifelhaft ob er es wagen dürfe, die Einsamkeit zu stören, die sie so augenscheinlich gesucht hatte, aber indem er sie anblickte, schwand das Bild der Erinnerung und die Wirklichkeit in ihrer veränderten Gestalt trat vor ihn hin. Er näherte sich. Sie sah ihn an und kaum eine Ueberraschung malte sich in ihren Zügen als sie ihm die Hand gab.

„Sie haben mir den Abend gestört, Walter,“ sagte sie.

„Ach, Hedwig, das ist ein trauriges Wort an mich, dem Sie so viele Abende schön gemacht haben.“

„Ihre Wiederkehr an diesem Tage, Ihre Gestalt, Ihre Augen, Walter, rufen mir die Vergangenheit mit einem Weh zurück, daß ich daran sterben könnte. Ich fühle plötzlich wie so ganz verändert ich bin!“

Walter konnte den Sinn ihrer Worte nur halb verstehen, seine Augen aber mißverstanden ihn und ruhten auf ihr, bis sie die wunderbare Veränderung ganz aufgenommen hatten Sie war viel schöner geworden. Die lächelnden Reize waren verschwunden, aber in ihren Augen loderte ein Feuer wie es sich nur entzünden kann am Herde der Leidenschaft, gleichviel der Liebe oder des Hasses.

„Ja,“ sagte Walter langsam, als er sah, daß sie unter seinem Blicke erröthete, „Sie sind verändert.“

„Zu meinem Unglück Nein, Walter, Sie dürfen mich so nicht ansehen — Sie nicht, Walter.“

Er senkte verwirrt die Augen.

„Ich wußte, daß Sie Ihr Herz rein und unverfälscht zurückbringen würden aus der Welt,“ fuhr Hedwig fort, „nun lassen Sie mir die eine Stelle, an der ich ausruhen kann.“

Sie ließ den Kopf wie ermattet an Walters Brust sinken und es still geschähen, daß er sie mit seinen Armen hielt.

„Hedwig,“ sagte er leise, „bedürfen Sie eines Armes Sie zu beschützen, so sprechen Sie ein Wort . . .“

Sie fuhr empor.

„Ich bedurfte dessen, Du einziger Freund. — Es ist zu spät. Ich würde Deinen Frieden zerstören wie ich meinen verloren habe Hören Sie mich, Walter. Es ist vielleicht die letzte Stunde, die der Vergangenheit ihr heiliges Recht giebt. Bei Ihrem Anblick steigen die theuern Gestalten wieder empor und mein eignes Bild. Warum habe ich den stillen Weg verlassen, den ich ging von ihnen geleitet? Warum hat sich mein Sinn der Eitelkeit zugewandt, dem Ehrgeiz und all den glänzenden Chimären, die gleich den Sternen erbleichen, wenn man ihnen naht? Ich wurde gelockt von tausend Stimmen und von keiner gewarnt, bis ich das unselige Band schloß ohne Liebe, aber mit verbundenen Augen. Ich trug es, obwohl ich fühlte, daß Alles was in mir rein, weich und freundlich war, allmählig zu welken begann unter dem giftigen Hauch; ich trug es, obwohl ich fühlte, daß ich mich herabwürdigte — bis der Dämon erwachte, der von meinen Augen den Schlummer jagte und aus meinem Herzen die Resignation — der Dämon der Liebe! Können Sie ihn, Walter? Blicken Sie nicht so entsetzt! — Sie können ihn nicht tödten! Leise wie eine himmlische Erscheinung schlich er sich in meine Träume, verwirrte mir die Gedanken, verzehrte das Herz in Sehnen, bis ich kraftlos hinsank vor dem irdischen Bilde und mit gierigen Lippen Tropfen auf Tropfen des beräuschenden Giftes einsog“

Sie hielt die Hände fest gegen ihre Brust gedrückt und starrte in das schillernde Spiel des Wassers. Einzelne Töne der Musik drangen zu ihnen herüber und verklangen leise in den Wölbungen der Bäume. Walter horchte ihren Worten als wären es fieberkranke Phantasien und rang vergeblich nach Kraft sie zu verschweigen. Bleich und stumm an einen Baum gelehnt streckte er die Arme aus nach ihr.

„O, Hedwig, könnte ich Dich forttragen in mein stilles Asyl, da solltest Du Frieden finden.“

Sie hörte die leisen Worte nicht. Auf ihren Wangen brannte die Gluth der Erregung und ihre Augen irrten zu den Sternen empor.

„Und diese Leidenschaft,“ fuhr sie fort, „die mich an den Rand der Sünde geführt, die mich zur Priesterin im Götzendienste der Schönheit gemacht hat, der ich meine Kräfte, meinen Willen, meine bessere Ueberzeugung im blinden Wahn geopfert habe, wird enden, — enden ohne mir Ruhe gegönnt zu haben, — enden um mir nichts zu lassen als das Bewußtsein meiner Thorheit! Und das zu wissen, das sich mit quälenden Bildern auszumalen Tag und Nacht, von Eifersucht gefoltert, von der Herrschaft der Liebe gedemüthigt und doch den Zauber nicht brechen zu können Walter,“ unterbrach sie sich plötzlich, „hörte ich nicht Schritte im Gebüsch?“

Sie horchten Beide. Es blieb still, nur aus der

Stadt trugen tiefe Glodentöne die zwölfte Stunde herüber.

„Verlassen Sie mich nun, theurer Freund,“ sagte Hedwig verändert; „ich sehe Sie wieder.“

Walter zauderte als ob die Pflicht ihn an die Stelle banne, sie vor unbekanntem Gefahren zu schützen, aber ein zarteres Gefühl hieß ihn gehen. Er reichte ihr die Hand. Sie sah ihn mit unruhigen Blicken an und er fühlte die Pulse in ihren Fingerspitzen.

„Hedwig, Hedwig, denken Sie meiner, wenn Sie eines Freundes bedürfen!“ rief er, unfähig die Hand zurückzuziehen, die sie leise drückte.

„Ja, Walter,“ sagte sie und er stürzte fort in das dichteste Dunkel, bis er sich ganz allein sah und von Niemand's Auge belauscht.

Hedwig hatte ihm nachgesehen, bis der Schall seiner Tritte sich verloren hatte, dann blickte sie ringsum und schlug den entgegengesetzten Pfad ein. Aber nach wenigen Schritten kehrte sie zurück und warf sich mit dem Ausdruck der leidenschaftlichsten Aufregung auf einen Stein am Rande der Fontaine nieder. Sie ließ die brennende Stirn an den marmornen Busen einer Majade sinken, aber die Kälte des Steins durchschauerte sie und das warme Herz, das sie verschmäht, war fern. Sie richtete sich auf und neigte sich über das Wasser. Gebrochen und schattenhaft sah ihr bleiches Gesicht sie daraus an, farblos das Gold und der Purpur. Sie strich die verwirrten Locken aus der Stirn und ließ die Hände niederstinken. Es klirrte etwas auf dem Marmor, sie hob es auf, es war ein Ring. Der Brillant funkelte wie der Strahl eines Auges. „Du erinnerst mich, Du kennst Deine Macht,“ sagte sie und drückte ihn an ihre Lippen, forteilend mit flüchtigem Fuß.

Die heraufbeschwornen Schatten blieben zurück auf ihrem Wege und sie allein überschritt die Schwelle des strahlenden kleinen Asyls, selbst strahlend von Schönheit und Liebe. Was sie dachte? — Sie dachte nur noch fühlend, und der Gedanke des Gefühls reicht nicht über die Gegenwart und mißt sie nach den Körnchen des Stundenglases — sie lauschte an den sammetnen Portieren; sie zählte die schläfrigen Minuten; sie berührte mit heißem Munde die kühlen Blütenblätter der Magnolia, die unbeirrt von künstlichen Tagen, ihren süßesten Reiz, den Duft, der verschwiegenen Nacht vermählten — bis sie endlich von Sehnsucht erschöpft an die Brust des stolzen Siegers sank, an seinen dunklen Augen hing, die fast gebietend in die ihren flammten, an dem schönen Munde, der noch im Kuß zu spotten schien, bis seine Hand das stolze Diadem aus ihren Locken wand und es zu seinen Füßen niederlegte.

„Um welche Zeit mag ich zurückgekommen sein?“ fragte Walter den Kellner, welcher das Frühstück servierte und er warf dabei einen Blick aus dem Fenster, der ihm den sonnigsten Morgen und gegenüber noch verhangene Fenster zeigte.

„Drei Uhr möchte es wohl gewesen sein, und Mr. D. hätte sehr bleich ausgesehen; er hätte gern die Hausapotheke offerirt und wäre zu jedem Dienste bereit“

Walter strich sich wiederholt über die Stirn, öffnete die Fenster der frischen Luft — es wollte ihm nicht gelingen vollkommene Wahrheit in die Erinnerungen der Nacht zu bringen und er war nicht sicher, ob er nicht Maskenspiel, Traum und Wirklichkeit verwechselte. Nur eins war ganz klar: das Gefühl des Weh's, wenn er an Hedwig dachte. Wie anders hatte er sie gefunden als er erwartet! Wo war der einfache hohe Sinn, der ihre Jugend geleitet und ihr Bild in seinem Gedächtniß verklärt hatte? Er schien aus ihrem Hause und aus ihrem Herzen verdrängt zu sein durch glänzende Trugbilder. Wo war das warme brüderliche Gefühl, welches er ihr entgegengebracht? Es hatte schnell eine höhere Färbung genommen; es ließ ihn erglühen, aber es erwärmte ihn nicht mehr; es forderte ihn zum männlichen Kampf auf, aber versprach kaum als Sieg das reine Gut des Vertrauens zurückzulassen.

Hedwig hatte ihm offene Bekenntnisse abgelegt, das ist wahr, aber wußte er nicht, daß solche oft das Ergebnis augenblicklicher Schwäche sind und ohne genaue Schätzung der Person dem Bedürfnis nach Mittheilung genügen müssen? Sie hatte ihm Stolz gezeigt, aber der Stolz erschien ihm falsch; sie hatte ihm durch den Ausdruck ihres Unglücks Thränen ins Auge gelockt, aber zugleich dem Zweifel Nahrung gegeben und wenn ihre Leidenschaft ihn erschreckte und quälte, so fehlte es ihm doch an jedem bestimmten Anhalt ihre Bedeutung für Hedwigs äußeres Leben zu ermessen.

Später wollte er sie wiedersehen, wenn alles so still und geordnet in ihm wäre als nöthig ihr zu begnügen.

Er machte mit seinem zottigen Freunde einen weiten Gang und die köstliche Frische des Sommermorgens scheuchte ein Wölkchen nach dem andern von seiner Stirn. Er sah die lieben Orte wieder, die Plätze, die Häuser und auch manches alte Gesicht. Es zog ihn zu den Gräbern seiner Eltern und dann zu dem Hause, das ihre letzte irdische Stätte gewesen war. Es lag am Ende der Stadt auf der Höhe und schaute über die Ebene hin.

Eine alte Frau öffnete und, ja sie kannte ihn noch und wußte Antwort zu geben auf alle seine Fragen.

Hier hatte seine Mutter still und sorgsam gewal-

bis ihr der Engel des Friedens das Siegel auf die thränenschweren Augen und das müde Herz gedrückt hatte; hier hatten seine Geschwister gespielt, bis eins nach dem andern fortgegangen und der Vater allein übergeblieben war.

„Der alte Herr würde recht einsam gewesen sein ohne das Fräulein,“ meinte die alte Frau.

„Das Fräulein?“ Walter hat sie alles zu erzählen was sie wußte.

„Sie wissen, daß die Hagelschlaggesellschaft bankrott machte, weil es seit ihrer Gründung zu wenig Hagel gab und Niemand versicherte und das betrückte den alten Herrn so sehr, daß er sich für zu schwach erklärte etwas Neues zu beginnen und immer brütend dasaß. Seit der Zeit waren Ihre Briefe und Sendungen seine einzige Freude. Else ist bei ihm geblieben und hat ihm das Leben zu erheitern versucht bis ans Ende. Nur ich weiß was das junge Blut leiden mußte und Niemand hat es ihr je gedankt,“ setzte sie mit einem Blick auf den eleganten Herrn hinzu.

„Hat sie sich bei Ihnen beklagt?“ fragte Walter schnell.

„Gott behüte!“ sagte die Frau etwas gereizt. „Das Fräulein ist sehr schweigsam. Immer schnell im Handeln, aber . . .“

„Sagen Sie mir doch, wo ich sie finde?“ unterbrach sie Walter.

„O, das ist nicht weit, junger Herr; dort in dem Zimmer wohnt sie noch. Treten Sie nur näher.“

Walter ließ sie zuerst hineingehen. Wie ein Ungeheuer von Undankbarkeit kam er sich vor bei dem Gedanken Else zu finden und erst jetzt zu erfahren wie er ihr verpflichtet sei.

Die alte Frau winkte ihm und er trat hinein. Das Zimmer war leer. Sein erster Blick fiel auf einen wohlbekanntem Gegenstand: die bronzene Uhr seiner Eltern und da der Sessel und das Bild seiner Mutter! — Wie es ihm heiß und schmerzlich aufwogte im Herzen! Der ganze Raum war erhellt vom warmen Sonnenlichte, das in die offenen Fenster strömte. Sie führten auf eine kleine Terrasse, die mit Neben bekleidet, gegen das Thal abfiel, und oben nur Raum hatte für ein Blumenbeet und eine Laube, aber so schmutz, bunt und gepflegt als wäre es stets im Sonntagskleide.

Auch die Laube war nur klein. Sie gab kaum Platz für Zwei, aber das rothe Gerank des Weisblattes schützte sie vor den neugierigen Sonnenstrahlen und strömte süßen Duft bis in das freundliche Gemach.

Auf der Moosbank saß Else so lieblich und frisch wie der Morgen selbst. Auf ihrem goldblonden Haar spielte das Sonnenlicht und glitt über Hals und Gewand fort grüßend zu Walter herein. Auf ihren gesenkten Augen schatteten noch leicht die Schmerzen der

Nacht, aber auf den geschlossenen Lippen stand Wille und Entschluß. Ihre Hände lagen auf der Spitzenarbeit, aber sie saß regungslos, um die Vögel nicht zu verschrecken, die von dem Tischchen das täglich hingestrente Frühstück aufspickten.

„Else!“ rief Walter aufs höchste überrascht und erfreut und störte rücksichtslos die gestederten Gäste, die zwitschernd aufflogen. „Liebe, liebe Else!“ sagte er und nahm ihre beiden Hände. „Wie soll ich Ihnen danken für Alles was Sie an meiner Stelle gethan?“

Sie senkte die Augen und erröthete, aber nicht aus Schüchternheit, denn ihre sanfte Stimme klang fast heftig als sie sagte:

„O nein, nein! Reden Sie nicht davon, Herr Ohnesorg. Es schmerzt fast, wenn Sie loben was nur natürlich war.“

„Und nachher, liebe Else, was wurde aus Ihnen?“

„Ich blieb allein.“

„Wer beschützte Sie?“

„Niemand.“

„Wer sorgte für Sie?“

„Ich arbeitete,“ sagte sie und ließ die Hölzchen ihres Kissens zusammenklingen.

„Aber, mein Gott, warum gingen Sie nicht zu Ihrer Mutter?“

„Sie hat mich nicht gern.“

„Oder zu sonst Jemandem, zu Hedwig?“

„Nein, Herr Ohnesorg. Sie ist vornehm; ich bin arm. Sie ist immer freundlich gegen mich, das ist wahr, aber ich liebe sie nicht genug, um von ihr abhängig sein zu können.“

Walter sah sie immer erstaunter an.

„Mißverstehen Sie mich nicht,“ bat sie; „ich bin nicht stolz — ich arbeite für Geld von früh bis spät; aber meine Dienste und meine Neigungen kann ich nicht verkaufen, ich muß sie frei verschenken können ohne dafür zu empfangen und das ist was mich reich macht in meiner Armuth.“

„Ach, Else, Sie verdienen ein viel besseres Loos.“

(Schluß folgt.)

M o d e n b e r i c h t.

(F.) Wie es heißt, werden die Damen auf dem Balle keine Bouquets mehr tragen; man will sie am

Gürtel befestigen oder an der Achsel, wie die Bräute es thun. Ja man sagt, man würde gar keine Bouquets zu Kleidern tragen, die mit Blumen garnirt sind.

Die Hauptforge geht auf die Erfindung neuer Garnirung und neuen Ausputzes der Kleider. Der einfachste Stoff giebt ein schönes Kleid, wenn es neu und geschmackvoll verziert ist; das Verdienst dabei liegt in der Neuheit und das Ungewöhnliche gilt für hübsch. Die Mode altert schnell und die Damen müssen sich deshalb beeilen das Neueste zu tragen, z. B. die Grecques, die man überall sieht, sogar an den Unterröcken, an den Hüten, an den Fenstervorhängen noch mehr als auf den Kleidern.

Die kleinen Bolants liebt man indeß auch noch, aber was man Bolant nennt — um nur den Namen beizubehalten — ist eigentlich nichts weiter als ein gefalteter Streifen. Was die Höhe solchen Besatzes betrifft, so darf er nicht bis zu den Knien reichen und die Bolants müssen in dicken Falten festgenäht sein. Im Allgemeinen sieht dies freilich kleinlich und ärmlich aus und man hat sich wohl nur durch den großen Umfang der Kleider genöthigt gesehen, solchen ärmlichen Besatz anzuwenden, um die Kleider nicht zu voll und schwer erscheinen zu lassen. Auch ist nicht unerwähnt zu lassen, daß die sichtbare Rückkehr zu den Moden aus der Zeit Ludwigs XVI. mehr als irgend etwas anderes diese kleinen Garnirungen herbeigeführt hat. Die Kleider hatten in jener Zeit, namentlich die zur Morgentoilette, nur einen einzigen kleinen Bolant ganz unten.

Sehr beliebt ist ein Ueberzieher von blauem Tuch, schwarz soutachirt, oder von Seide, mit Pelz besetzt. Diese bequeme, elegante und reizende Toilette, die namentlich zu schönem Wuchs vortrefflich steht, wird von Einigen eine Polonaise (ein polnischer Rock) genannt. Er ist ziemlich kurz, doch trägt man einen eben solchen Rock länger, ebenfalls von blauem Tuche oder Seide, dem man den Namen casaque (Jacke oder Kutte) läßt.

Ein sehr hübscher Kopfsputz, den wir im Theater sahen, bestand aus einer Rolle von ponceau Sammet mit einer Kette von Glasperlen und einer langen weißen Feder mit einem rothen Busch darüber. Ein anderer Kopfsputz war von blauem Sammet, Federn in eben solcher Farbe und einem Diamanthalbmond in der Mitte der Stirn.

Die runden Häubchen mit Blumen und Blonden werden ebenfalls im Theater getragen, z. B. eines mit einer dicken Tüllerruche, in welcher sich Büschel von Veilchen oder rosa Jasmin befinden. Oftmals bildet ein kleiner Schleier von schwarzen und weißen Spitzen das ganze Häubchen hinten; man bringt dann an der Seite

nur eine Blume an und einige Ruchon von schwarzem Taffet oder Spitzen begleiten die Scheitel.

Ein neues Kleid zu Visiten war von penséesfarbigem Sammet und auf jeder Bahn befand sich ein Köllchen von Taffet in derselben Farbe. Der Vordertheil hatte einen breiten Besamentirstreifen, violett gefüttert, eben so das Leibchen und die Aermelausschläge. Dasselbe Kleid in schwarzem oder rosa Sammet.

Die langen Aermel haben breite Ausschläge, doch sind die sogenannten Pagodenärmel noch immer die modischesten.

Zu dem oben erwähnten Kleide von pensée Sammet gehörte ein Hut von weißem Sammet mit weißen und schwarzen Federn, unter dem Schirme mit violettem Sammet und Spitzen ausgeputzt. Dieser Ausputz des untern Theils der Hüte ist im Ganzen sehr schwierig; man scheint auch nicht gerade große Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, und doch hängt meist die ganze Schönheit des Hutes davon ab.

Ein anderes Visitenkleid war von grünem Poux de Soie, in eben dieser Farbe, aber etwas dunkler, klein gestreift, vorn mit einem dreifachen Streifen von schwarzem Sammet besetzt, der mit einer Reihe schwarzer Sammetknöpfe harmonirte. Die Aermel waren lang, schwarz eingefaßt und mit Knöpfen. Dazu ein weißer Hut, roth gefüttert, mit Spitzen, so wie ein gestickter Kragen und eben solche Unterärmel.

Ein drittes Kleid war von brauner Popeline mit sieben schwarzen Sammetstreifen, von denen der vierte viel breiter, um den Besatz in zwei gleiche Hälften zu theilen. Das Leibchen eckig ausgeschnitten, eben so besetzt; die Aermel weit mit Bündchen, die mit schwarzen Sammet eingefaßt. Dazu eine gefältelte Chemisette und kleine weiße Bäuschchen, die unter den Aermelbündchen hervorsahen.

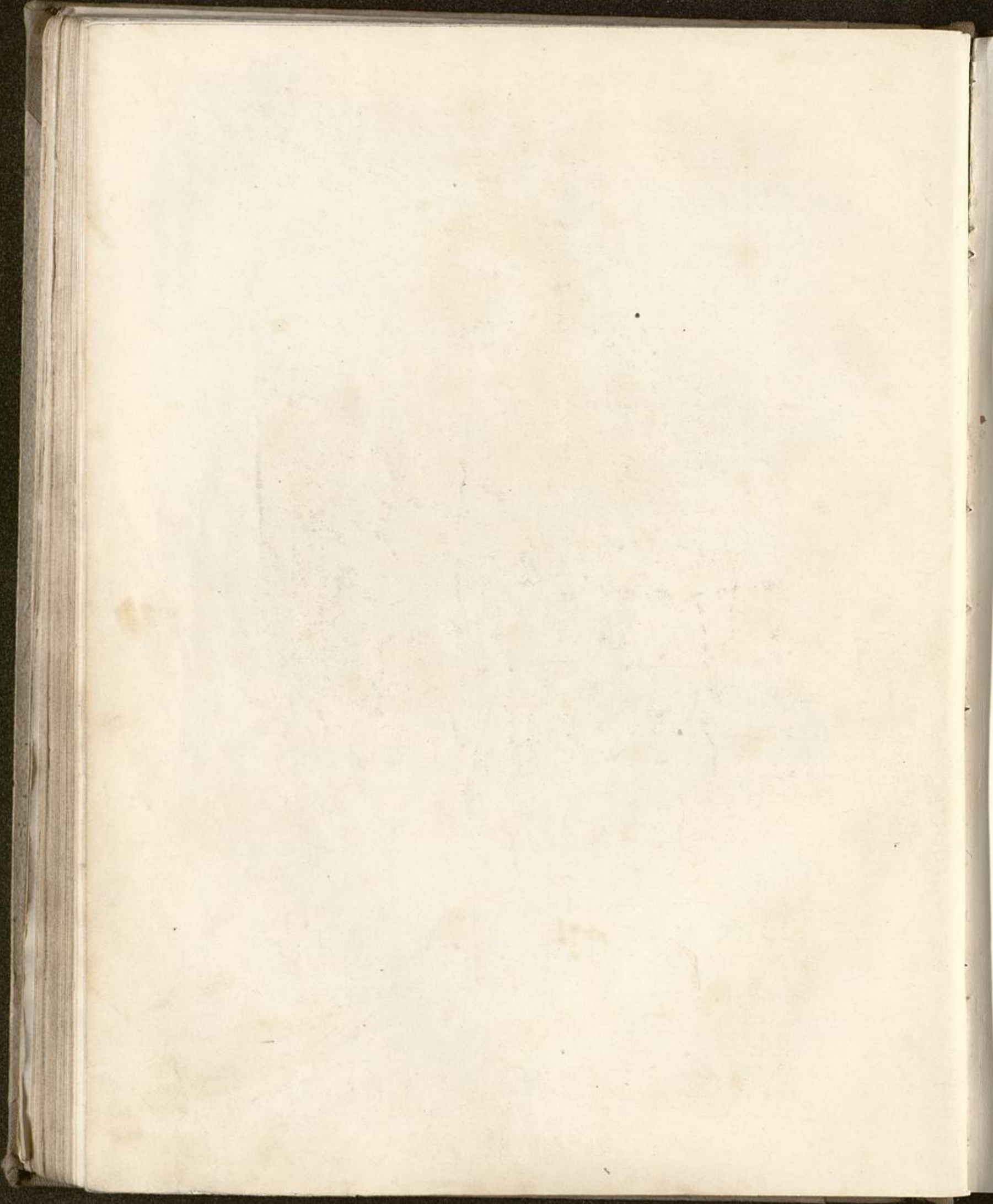
Modenblatt N^o 3.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Kopfsputz von Federn und Blumen ganz vorn auf der Stirn und hinten auf dem tief im Nacken ruhenden Chignon; Kleid von rosa Taffet mit ausgeschnittenem Schnepfenleibchen, das eine runde Berthe von weißen Spitzen hat; ganz kurze Aermel; auf dem Rocke Besatz von zahlreichen gefältesten Tüllstreifen unten herum und in S-Form darüber; Collier; Armbänder über den halblangen Glacehandschuhen; Taschentuch; Schuhe.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG



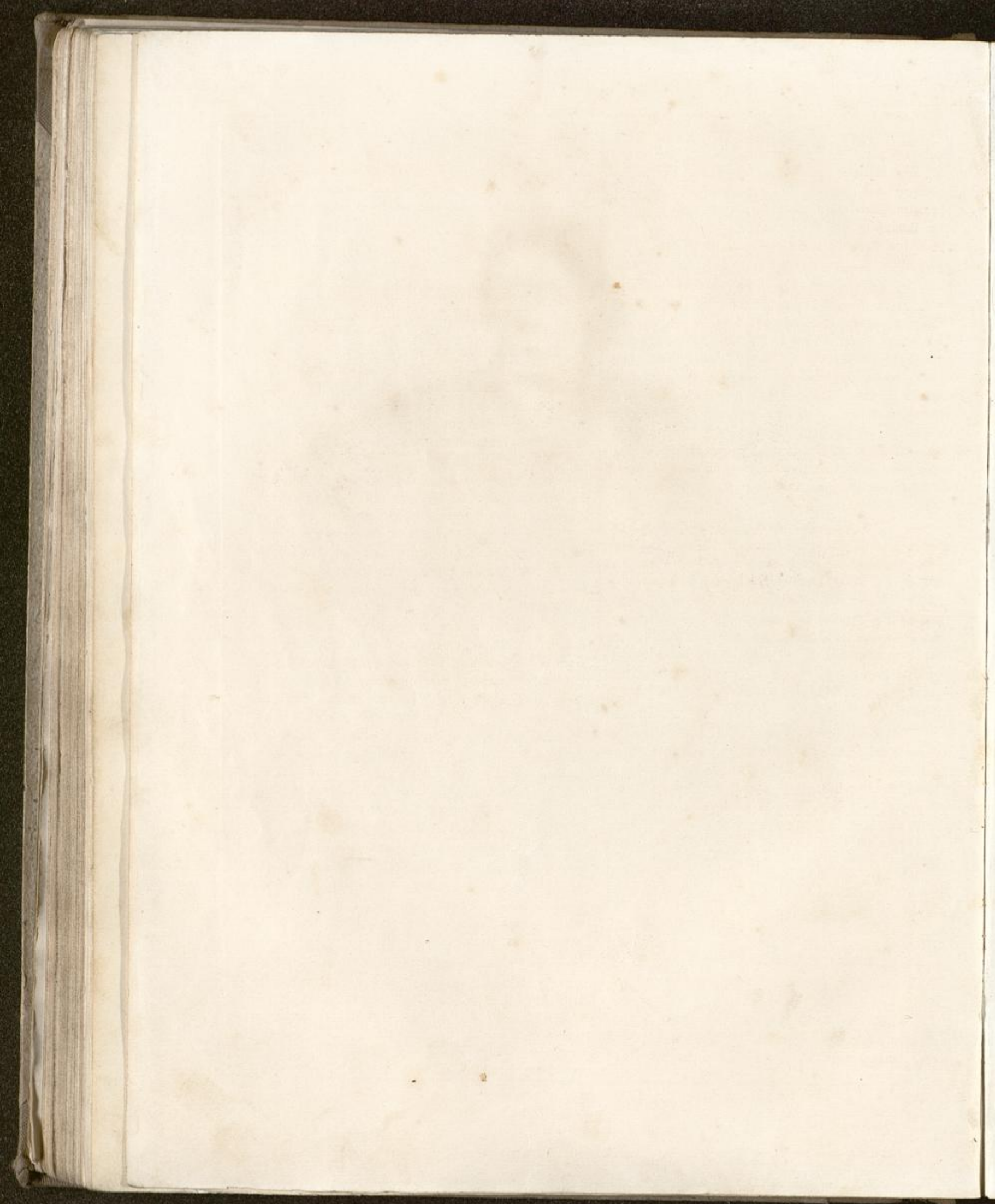


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Wagner in Leipzig

Ludwig Tjunker v. Carolófaló

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



2. Kopfsputz von schwarzen Spitzen mit einem grünen Bande über der Stirn und hinten lang hinabfallenden Barben; Kleid von grünem Taffet und hohem Leibchen, das mit Knöpfen zugemacht ist und einen schmalen Gürtel hat; halblange, sehr weite Aermel, an der Innenseite mit Posamentirarbeit garnirt; auf dem Rocke kein Auspuz; weiße weite geschlossene Unterärmel; ganz kleiner Kragen; dänische Handschuhe und Schuhe.

3. Kopfsputz von weißen und schwarzen Spitzen und rothen Blumen vorn über der Stirn und an der Seite tief unten; Kleid von schwarzem Taffet mit rundem etwas ausgeschnittenem Leibchen, das eine Berthe von schwarzen Spitzen an einem rothen Bande und einen schmalen Gürtel hat; auf dem Rocke unten herum ziemlich breiten Besatz von rothem Sammet, auf dem schwarzen Spitzen angebracht sind; hoch hinaufgehende Chemisette von schwarzen Spitzen; statt der Aermel von dem Kleidstoffe weiße Aermel, die an der Innenseite offen sind und unter denen sich ganz dünne schwarze Tülle-Aermel befinden; dänische lilas Handschuhe; goldene Armbänder; Schuhe.

4. Netz mit einer schwarzen Sammet schleife über der Stirn; Kleid aus einem Stück (Leibchen von dem Rocke nicht getrennt), das Leibchen oben offen und da, wie in der Mitte herunter mit schwarzen Posamentirspitzen besetzt; eben solche Spitzen bilden den Gürtel mit Schleife, von der zwei lange breite Enden mit Franzen herabhängen; halblange und halbweite Aermel, an der Außenseite und unten herum mit Posamentirarbeit garnirt; Chemisette; geschlossene weiße Unterärmel mit zurückgelegten Manschetten; braune dänische Handschuhe; Schuhe.

5. Anzug eines kleinen Mädchens bestehend in einem ungarischen Hütchen mit Besatz von lilas Sammet und weißen Federn; lilas Kleid und staubgrauer Ueberzieher, der mit lilas Sammet garnirt ist, oben eine Anzahl lilas Knöpfe, einen kleinen Pelzerintragen und weite Aermel hat; lilas Stiefelchen und strohgelbe Glacéhandschuhe.

Stahlsich N^o 3.

Ludwig Schnorr v. Carolssfeld.

(Nach einer Photographie.)

L. Schnorr v. Carolssfeld ist der Sohn des berühmten Malers und Directors der Akademie in Dresden, ausgezeichnet durch seine außerordentlich schöne

Stimme und an dem k. Hoftheater zu Dresden engagirt. Unterricht erhielt er durch Privatlehrer, wie er auch eine Zeit lang das Conservatorium in Leipzig besuchte. Eine Zeit lang war er am Theater zu Karlsruhe, von dem er aber bald in seine jetzige Stellung überging.

Der Pianist Wilhelm Speidel.

(Zu dem Portrait in Nr. 2.)

Wilhelm Speidel ist am 3. Sept. 1826 zu Ulm geboren. Sein Vater, ein tüchtiger Musiklehrer und Sänger, gab ihm den ersten Clavierunterricht. Schon mit dem achten Jahre spielte der hoffnungsvolle Schüler öffentlich. Von dem Ulmer Gymnasium mit guter Schulbildung ausgerüstet, zog er mit funfzehn Jahren nach München, um sich in der Musik unter Leitung von Mannner, Kuhn und Ignaz Lachner weiter auszubilden. Er fand im Hause Ernst Förster's, des bekannten geistvollen und gründlichen Kunstschriftstellers und Historienmalers, freundliche Aufnahme. Förster's Gattin war die ältere Tochter Jean Pauls, eine durch Schätze des Geistes und Gemüths ausgezeichnete Frau und übte auf den angehenden Künstler einen segensvollen Einfluss. 1846 siedelte Speidel nach Thann im Elsaß über, um dort als Clavierlehrer zu wirken. 1848 finden wir ihn wieder in München, und zwar bald in dem höchst anregenden Umgange mit Männern wie Kaulbach, Geibel, Thiersch, Bodenstedt, Lachner, Stäng. Sechs Jahre später wird er in seine Vaterstadt berufen und bleibt dort bis 1857. Seit letztgenanntem Jahre ist er als Lehrer am k. Conservatorium zu Stuttgart, das er mit gründen half, thätig und wirkt neben Faist, Eckert, Prudner u. s. w. zum Flor des jetzt eine Frequenz von 350 Schülern aufweisenden Instituts namhaft mit. Als Dirigent des dortigen „Liederkranz“ leitet er alljährlich das Schillerfest am Todestage des Dichters.

Als Pianisten lernte ihn das Concertpublikum von Leipzig, München, Basel, Berlin, Hamburg, Dresden u. s. w. schätzen. — Seine Compositionen, von denen zweiundzwanzig im Stich erschienen sind, zeichnen sich bekanntermaßen durch große Originalität, durch Formschönheit, Eleganz und Tiefe aus.

Von seinen Clavierstücken haben sich namentlich die „Bilder aus dem Hochland“ (Op. 3 und 5) in dem engeren Kreise der eigentlichen Pflieger dieser Kunst ihre Stätte bereitet.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 2 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Johann Andreas Hauschild's vegetabilischer Haarbalsam.

Es ist eine von den größten wissenschaftlichen Autoritäten anerkannte Thatsache, daß bei aus den gewöhnlichsten Ursachen entstandenem Haarschwund nicht auch die Haarkeime und Haarbälge eingehen, daß Herausfall und Behandlung die Wiedererweckung des Haarwuchses auf bereits kahl gewordenen Stellen in den meisten Fällen möglich ist. Der Hauschild'sche Balsam, ein Kräutereextract, der sich durch seine die Haut gelind reizende, unverkennbar belebende und stärkende Wirkung längst den Ruf eines außerordentlich zweckmäßigen cosmetischen Waschmittels besonders für die Kopfhaut erworben, kann als solches auch mit Recht als das zweckentsprechendste Mittel gegen das Ausfallen der Haare und zu Wiedererweckung des Haarwuchses auf schon kahl gewordenen Stellen empfohlen werden und hat sich in dieser Eigenschaft nicht allein an dem Erfinder selbst, der dadurch, wie bekannt, nach langjähriger Kahlwiedererlangte, sondern auch an Anderen in glänzender Weise bewährt.

Eine Broschüre, die Jedem gratis verabreicht wird, enthält die ausführlichste Anleitung zur richtigen Anwendung des Balsams und sind derselben eine große Anzahl Atteste und Anerkennungschriften, zum Theil von Personen aller höchsten Ranges, beigedruckt, die sämmtlich die Wirksamkeit des Mittels bestätigen. Die Originalität dieser und eine täglich sich vermehrende Menge ähnlicher Zeugnisse und Briefe bin ich jederzeit sehr gern bereit, zur Einsicht vorzulegen; ebenso kann ich sehr viele der achtbarsten hiesigen Einwohner namhaft machen, die sich des Hauschild'schen Balsam ebenfalls mit bestem Erfolge bedienen.

Respectablen Persönlichkeiten liefere ich denselben überdies auf Verlangen sehr gern ohne Vorausbezahlung oder mache mich gern verbindlich, im Nichtwirkungsfall den verausgabten Betrag zurückzuerstatten.

Der Balsam, der, worauf ich besonders aufmerksam machen möchte, in seiner Zusammensetzung durchaus neu und eigenthümlich ist und namentlich **entschieden nichts** von Klettenwurzel-, China-, Canthariden-Extract und ähnlichen bis jetzt meist zu Haarmitteln verwendeten Ingredienzen enthält, kann nebst der dazu gehörigen ausführlichen Anleitung **echt** und direct aus der Hand des hier lebenden Erfinders **nur** von mir in Originalflaschen à 1 Thlr., 20 und 10 Ngr. bezogen werden.

Julius Kratze Nachfolger in Leipzig, Dresdner Straße 2.

Im Verlage von Karl Göpel in Stuttgart erschien und ist von allen Buchhandlungen zu erhalten:

Sterben und Unsterblichkeit.

Eine Studie von Sigmund Schott.

Eleg. Ausstattung. Geh. 18 Sgr. oder 1 fl.

„Dieses Werk ist zu rein und schön für unsere Zeit.“ — „Diese Abhandlung hat mich gefangen genommen durch Meisterschaft des Denkens, durch Vollendung des Stils, welcher zwischen der Idee und ihrer Fassung keinen Bruchtheil zurückbleiben läßt.“ Das sind einem Privatbrief an den Verleger entnommene Ausprüche eines kompetenten Kritikers, der von sich selbst sagt, daß er in der ästhetischen Literatur als scharf und rücksichtslos verschrien ist.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt

Berlin, große Frankfurter Straße 30.

Dr. Vocke.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Walter.

Eine Erzählung.

Von

Arthur Stahl.

(Schluß.)

Else erhob die klugen blauen Augen zu ihm und antwortete:

„Sie sprechen wie Frau von Hochstraten. Sie verstehen auch nicht, warum ich so zufrieden bin.“

Wie gut verstand er sie!

„Sie sind vielleicht reich geworden und wissen nicht mehr wie süß es ist, den bescheidenen Lohn des eignen Schaffens zu genießen. Sehen Sie, es ist so wenig was ich habe, das kleine Zimmer, der winzige Garten, aber es ist mein! Ich habe es mir erworben mit Mühe und Noth, ein Stückchen zum andern gefügt, jede Blume gepflanzt, jede Ranke gezogen und nun sind mir die leblosen Dinge lieb und werth wie Gefährten meiner Einsamkeit...“

Walter hatte sich neben sie gesetzt und stützte den Kopf auf die Hand. Sie erschrak fast gegen einen fremden Mann so viel von sich gesprochen zu haben, und schwieg wie er es that.

Vor seinen Blicken stieg seine Vergangenheit auf. Hatte nicht dieses kleine zarte Mädchen Grundsätze ausgesprochen, die er, der gereifte Mann, bekannte mit jeder Handlung seines Lebens? Hatte sie nicht in der schlichten Einfalt ihres Herzens die Befriedigung da gesucht, wo er sie gefunden hatte? Sie glaubte, er verstehe sie nicht und wie gut verstand er sie! Er mußte an die Lust denken, mit welcher er denselben Zielen im Großen nachgestrebt und sie erreicht hatte. Oder hatte die kleine Else die Kunst zu leben doch noch tiefer erfaßt als er? Sie schien ganz glücklich zu sein, und warum war er hier?

„Es fehlt Ihnen also nichts, liebe Else? Sie sind ganz glücklich?“ fragte er laut.

Sie wandte den Kopf ein Wenig und eine leichte Blässe überflog ihre Züge.

„Ja, Herr Ohnesorg, ja, ganz,“ sagte sie leise und schnell.

Das erschien ihm als ein ganz kleiner Trost und es reizte ihn unwiderstehlich ihn zu brechen. Dazu waren ihre Lippen so entschieden geschlossen und auch die kleinen festgefalteten Hände sahen trotzig aus.

„Aber, Else, denken Sie nie daran, was Ihnen alles begegnen könnte? Wenn es Krieg gäbe und Niemand mehr Spitzen kaufte, oder wenn Sie krank würden und nicht arbeiten könnten, oder wenn man Böses von Ihnen spräche, wer sollte für Sie sorgen und wer Sie vertheidigen? Oder haben Sie Freunde, die es thun würden?“

„Ich glaube nicht.“

„Und Sie sind doch ganz zufrieden, liebe Else?“

„Ja, Herr Ohnesorg,“ sagte sie wieder mit etwas unsicherer Stimme.

„Und als Sie zuerst allein standen in der Welt, Else, auch da fühlten Sie keinen Mangel? Ich weiß, daß meine Mutter Sie geliebt hat wie ihre Tochter und als Sie nun diese Liebe entbehren sollten, armes Kind, sehnten Sie sich da nicht nach...“

Else streckte schnell den Arm aus wie um ihn zu beschwören nicht weiter zu sprechen und verbarg ihr Gesicht abgewandt in beiden Händen.

Walter stand auf und ließ seinen Blick lange auf ihr ruhen, dann berührte er leise mit der Hand ihren Scheitel und ließ sie allein.

Der nächste Morgen fand Walter auf der Reise. Warum er diese unternahm, die fast einer Flucht ähnlich sah, ohne Frau von Hochstraten wiederzusehen oder der kleinen Else die Thränen getrocknet zu haben, die durch seine Schuld über ihre Wangen gestossen waren — das mochte auf seinen lächelnden Lippen und in den sinnenden Augen stehen, die hinausblickten auf Land und Städte, an denen der Eisenbahnwagenzug vorüberbrauste, aber er sprach es gegen keinen der rauchenden, schlafenden, Bäderlesenden Herren aus, die mit ihm im Wagen saßen.

Zuerst besuchte er seine Geschwister, um zu rathen, zu helfen wo es Noth that und sie nach langer Tren-

nung wieder näher zu ziehen. Dann sah er einige große Städte und ließ ihre Sehenswürdigkeiten und Genüsse mit einer Lebhaftigkeit auf sich einströmen wie es sonst durchaus nicht in seiner genügsamen Weise lag.

Als er nach Verlauf von vierzehn Tagen eines Nachmittags zurückkehrte, sah Hedwig aus dem Fenster und schickte sehr bald hinüber ihn zu sich bitten zu lassen.

Sie empfing ihn in dem einzigen Zimmer des Hauses, das unverändert geblieben war, ihres Vaters Bibliothek. Ein warmer Strahl der Freude zuckte über Walters Gesicht als er es wieder sah und in Betrachtung der leblosen Gegenstände, die so vernehmlich zu ihm sprachen, vergaß er einen Augenblick selbst Hedwigs Nähe.

Es schien bei diesem Wiedersehen als wären die Rollen zwischen Beiden gewechselt. Hedwig war sanft, vertrauensvoll, Walter zurückhaltend.

Nicht daß die schöne Frau ihn nicht angezogen hätte — den Reiz ihrer Persönlichkeit fühlte er stets, aber zugleich, daß sie innerlich einander fremd geworden waren.

Er wußte nicht, daß Hedwigs Name bereits flüsternd mit einem andern genannt wurde, sie aber wußte es und dennoch täuschte sich Walter nicht, wenn er in ihrem Wesen ein feines, aber bewußtes Entgegenkommen zu bemerken glaubte. Er hatte in der Gradheit seines Herzens wenig darauf geachtet, wie man in der großen Welt Heirathen schließt. Der Gedanke, daß es möglich wäre aus freiem Willen eine Verbindung zu schließen mit halb gegebenem Wort oder mit der Leidenschaft für einen andern Mann im Herzen, lag ihm ganz fern, diese Möglichkeit in der That aber nicht ganz außerhalb der Handlungsweise Hedwigs. Sie befand sich in einem Stadium der Gefühlsbewegung, die zwar dem Augenblick keinen Widerstand entgegenzusetzen hat, aber in ruhigen Stunden noch Besinnung genug übrig läßt, um die Freundschaft neben der Liebe zu schätzen. Ja, Walters plötzliches Erscheinen hatte vielleicht verhindert, daß das wogende Meer noch nicht über ihrem Haupte zusammengeschlagen war. In fortwährendem Kampfe mit sich selbst streckte sie die Hand aus nach einem Halt . . . aber Walter erfaßte sie nicht. Und selbst wenn er gewußt hätte, daß es jetzt nur eines Wortes bedürfe sie sein zu nennen, er würde es nicht ausgesprochen haben. Der Zauber war gebrochen. Er hatte Schätze des Gemüths gesucht und zu finden gehofft; die Schätze, welche Hedwig bot: Schönheit, Name, Reichthum fielen leicht in die Wagschale seiner Wünsche, ja, noch mehr, sie brachten sie zum Schweigen.

Walter besaß den Stolz, nichts von seiner Frau empfangen zu wollen als Liebe und ihr dafür einen Hort zu bieten, so schön, so geschützt und stark wie nur eines Mannes beste Kraft ihn zu gründen vermag. Er

forderte von ihr das Höchste, weil er bereit war das Höchste zu geben*).

Walter sah Hedwig oft, bemüht einen Eindruck von ihr mit hinweg zu nehmen, der die Erinnerung mit dem Jetzt versöhnen könnte; aber welche Seite ihrer gemeinsamen früheren Beziehungen er auch anschlagen mochte, ihr Klang hatte gelitten unter dem Einfluß der Atmosphäre, in welcher Hedwig gelebt. Wie der Rost sich allmählig ansetzt und weiter frisst, so hatten die falschen Ehrbegriffe der Gesellschaft, die Oberflächlichkeit ihrer Zerstreuungen, der gänzliche Mangel an innerer Sammlung und die Kleinheit ihrer Motive im Gewande edler Uneigennützigkeit die ursprüngliche Harmonie zerstört und — vornehme Verstimmung zurückgelassen.

Wenn Walter sie so fand, versuchte er wohl ihr von der Freude seines eignen Innern mitzutheilen und leise deutend den Weg zu bezeichnen, auf welchem er sich das theure Gut erworben hatte, aber wem gelang das je?

„Sie glücklicher Mensch!“ pflegte Hedwig dann zu sagen und sie verstand wirklich so wenig, warum er es war, daß sie sich kaum klar machte wie himmelweit die Quellen auseinanderlagen, aus welchen die jungen Cavaliere ihrer Umgebung ihren Leichtsinn schöpften und Walter das, was sie seinen Leichtsinn nannte.

Auch Else hatte Walter oft besucht. Es war in ihrem stillen Leben keine Veränderung vorgegangen. Sie hatte noch glücklicher ihre kleine Häuslichkeit besorgt, noch sorgfältiger ihre Blumen gepflegt, noch fleißiger gearbeitet. Daß sie ihre kleine Dämmerstunde ganz aufgegeben hatte, war gewiß nur Zufall und ebenso daß sie seit vierzehn Tagen das rothe Buch und einen Brief, der darin lag, nicht aus der Truhe genommen hatte und etwas blasser geworden war.

Seit sie Walter jedoch zum letzten Male gesehen hatte, waren bereits acht Tage verflossen. Vielleicht war er immer bei Frau von Hochstraten oder schon fort, hatte sie am Morgen gedacht und am Nachmittage saß sie emsig zeichnend — Walters Mutter hatte sie in allen Fertigkeiten unterrichtet, die sie selbst besaß — zierliche Arabesken, auch wohl einen Buchstaben oder ein Gesicht an den Rand. Draußen bellte ein Hund ganz verzweifelt und gleichzeitig brach die Spitze ihres Bleistifts ab. Mutter Villa behauptete immer, wenn ein Hund mit einem gewissen Ausdruck vor einer Thür belle,

*) Und hier muß der Verfasser dieser einfachen Geschichte den geehrten Leser um Verzeihung bitten für die traurige Unkunde des Helden mit den gentilen Gebräuchen des Tages. Der Verf. darf sich derselben nicht schuldig machen. Er weiß sehr wohl, daß, besonders in Deutschland, die Frau sehr häufig das Haus baut, in welchem der Mann sich mit dem Selbstbewußtsein der Bienenkönigin niederläßt, unterhalten von den goldgeflügelten Vasallen, genährt, gepflegt in ruhender Größe.

müsse Jemand in dem Hause sterben und da junge Mädchen ebenfalls zuweilen abergläubisch sind, so konnte Else nicht umhin, die Treppe hinauf zu steigen und aus der Bodenkante, die einen weiten Blick gewährte, zu sehen, wem solches Unglück wohl bevorstehe. Sie konnte sich Gott sei Dank beruhigen, denn der Hund bellte vor gar keiner Thür, sondern nur so in die Welt hinein.

Darauf ging sie aus und kaufte Nähnadeln. Im Uebrigen aber glich ihr Gang dem Fluge, den die Vögel hundertmal in einer Stunde um ihr Nest machen, man weiß nicht warum. Als sie zurück kam, war es zu dämmerig geworden zum Zeichnen und nachdem sie ihre Blumen begossen hatte, stieg sie auf die Gartenbank um die langgewachsenen Ranken des Belangerjeliebers anzubinden. Doch sind die geschicktesten Finger zuweilen ungeschickt und Ranken lieben die Freiheit. Als sie, geröthet von der Anstrengung, mit emporgehobenen Armen den Knoten schlingen wollte, riß der Bast, das ganze roth blühende Gewinde fiel auf sie und befränzte sie wider Willen vom Scheitel bis zur schwebenden Fußspitze.

„Ich komme wohl gerade zur rechten Zeit, Ihnen zu helfen, liebe Else?“ sagte eine Stimme dicht hinter ihr. Sie wandte sich schnell um, wobei sie sich noch mehr verstrickte, reichte Walter die Hand und bemühte sich lächelnd unter seinem Beistande sich loszuwinden.

Walters Gesicht war aber ernst und als sie ihm schlichtern zum zweiten Mal angesehen hatte, legte sich auch über ihre Stirn eine leichte Wolke. Sie schüttelte sich die Blüthen aus dem Haar und blieb unschlüssig stehen.

„Ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen, liebe Else,“ sagte Walter.

Sie trat schnell an den Rand der Terrasse; er konnte ihr Gesicht nicht sehen.

„Schon, Herr Ohnesorg? Ich glaubte . . .“

„Was, liebe Else?“

„Ich glaube, daß Sie sich freuen müssen, Ihre schöne Heimath wiederzusehen.“

„Es ist eigen damit, Else. Erinnern Sie sich noch unseres ersten Gesprächs?“

Sie wiegte den Kopf ein Wenig als thäte sie es nicht. „Ja, Herr Ohnesorg,“ sagte sie endlich.

„Dann erinnern Sie sich auch, daß Sie mir gesagt haben, Sie wären vollkommen glücklich. Sie erinnern sich doch, Else?“

„Ich glaube ja,“ sagte sie wieder.

„Daraus habe ich ersehen, daß Ihre Philosophie besser ist als meine, denn ich bin es leider nicht ganz.“

Sie sah ihn einen Augenblick ungläubig an.

„Mir scheint, liebe Else, wir Beide haben im Leben dieselben Ziele verfolgt und ungefähr dasselbe erreicht, Sie im Kleinen, ich im Großen.“

Eine hohe Röthe der Bescheidenheit färbte Else's Wangen, sie lächelte und verstand ihn wirklich nicht.

„Nun sehen Sie, Else, als mir das größte Unternehmen gelungen war und ich vor dem vollendeten Werke stand, fühlte ich mich im ersten Augenblick so glücklich — so glücklich — wie Sie vielleicht, liebe Else. Im zweiten aber fühlte ich bereits die stolzen Schwingen gelähmt — es fehlte noch Etwas . . .“

„O, Sie sind so stark, Wal . . ., Herr Ohnesorg; es muß leicht gewesen sein zu schaffen was noch fehlte!“

„Doch nicht, Kleine. Es läßt sich nicht kaufen, nicht erwerben, es muß vom Himmel fallen oder frei geschenkt sein, und Dinge von so unschätzbarem Werthe giebt Niemand leicht fort. Im Hause fehlte es auf Schritt und Tritt, dem Aussehen der Zimmer, den Gesichtern der Gemälde und draußen gar dem Lichte der Sonne und dem Dufte der Blumen! Ich allein kam mir lebend vor unter todtten Gegenständen und mir wurde so einsam, daß ich entfloh. — Doch Sie wissen nichts von alle dem, liebe Else; Sie haben volles Genüge und verstehen mich vielleicht kaum . . . Mir fehlte ein Freund, ein treuer starker Freund, mit dem ich alle Freuden theilen könnte, und auch das Leid, wenn es käme.“

Else trat noch einen Schritt weiter von ihm zurück und sah hinaus ins dämmernde Land. Walters Blicke ruhten schweigend auf ihr.

„Else,“ sagte er dann schnell und leise, „erinnerst Du Dich noch eines kleinen Freundes, den Du einst hattest? Du konntest noch nicht sprechen als er Dich auf seinen Armen trug; Deine Füßchen machten die ersten unsichern Schritte an seinem Finger — und als Du älter wurdest und doch seiner noch so sehr bedürftest, war er stolz darauf wie ein König und hätte sein Leben gegeben Dich zu schützen. Er ist wohl lange todt?“

„O Walter!“ bat sie zitternd und drückte die Hände fest auf das arme gequälte Herz.

Walter trat ihr näher.

„Lebe wohl, Else,“ sagte er leise. „Es ist nicht gut alte Erinnerungen zu wecken. Willst Du mich noch einmal ansehen ehe ich gehe, liebe, kleine Else?“

Nein sie konnte ihn nicht ansehen, dann schluchzte sie heiß und still und wünschte, der kleine Freund wäre wirklich todt, oder sie hätte ihn nie, nie wieder gesehen. Sie wollte entfliehen, doch es gab nur einen schmalen Weg, auf welchem Walter stand, ihr so nah, daß sie ihn athmen hörte, und hinter ihm Phylax, unbekümmert mit dem Schwanze wedelnd. Sie wandte sich dennoch . . . und ohne zu wissen wie es geschah, lehnte sie an seiner Brust und seine Arme umschlossen sie. Schweigend stieg der Mond herauf und schickte sein silbernes Licht, damit sie Aug' in Auge den süßern Strahl des Lichtes trinken könnten, der wie ein mächtiger Strom unaufhaltsam emporquoll aus ihrem tiefsten Herzen. Leise zuckte der Fuß

des Mädchens zum Gehen und ihre Hand zum Widerstande, bis die Schauer der Wonne sie umflutheten und das Gefühl ihres Glückes so übermächtig wurde, daß sich der verschwiegenen Brust das Geheimniß entrang und auf die Lippen stoh wo er es fand.

Acht Tage nach diesem Abende, deren jeder einzelne den Verlobten inneres Zeugniß ablegte für die heilige Berechtigung ihrer Neigung, hatte auch Hedwig das entscheidende Wort gesprochen und Walter hielt in zierlichem Golddruck verschlungen ihren und des Baron von Briefach Namen in seinen Händen.

Er hatte den Baron bereits früher bei ihr kennen gelernt und die seine Kunst bewundert, mit welcher er sich scheinbar zu ihrem Sklaven machte, um ihr Herr zu werden. Und das war ihm bereits gelungen. Der stolze Aristokrat, der vollendetste Lebemann, hatte Herr von Briefach sie von dem Augenblick an vollständig zu beherrschen gewußt, wo sie ihre Zweifel zum Schweigen brachte, indem sie sich der Leidenschaft überließ.

Gewiß ist es das tiefeigene Bedürfniß der Frauennatur sich dem Manne unterzuordnen, den sie liebt, aber es geschieht auf sehr verschiedene Weise.

In der Liebe, die nur auf geistiger Ebenbürtigkeit und darum der höchsten Sympathie beruhen kann, giebt die Frau sich auf, das heißt, sie vereinigt die getrennten Theile zum Ganzen und dient dem höchsten Gedanken der Schöpfung.

In der Leidenschaft giebt die Frau sich ebenfalls auf, das heißt sie ignorirt ihr besseres Selbst bis sie erwacht und verzweifelt sieht, daß sie mit der Illusion auch einen Theil ihrer Selbstachtung verloren hat. Dann kommen die Stunden, auf deren Zifferblatt all die vergifteten Freuden als Zahlen stehen — zwischen denen der Sekundenzeiger, das gepeinigete Herz, rastlos seinen Kreislauf zurücklegt . . .

Zwei Trauungen fanden bald darauf in der Cathedralen statt, die erste von allem Glanz umgeben, den Rang und Reichthum verleihen können. Sie hatte die Elite der vornehmen Gesellschaft zu Zeugen und, was noch mehr sagen will, diese Elite mit vollkommener Genehmigung. Während der Traureden unterhielt sich die Gräfin Tekel mit der Gräfin Metel ziemlich lebhaft.

„Ein schönes Paar!“ sagte die Gräfin Tekel und ließ ihre Augen nach genauer Musterung von Hedwigs Toilette auch auf der Gestalt des Bräutigams ruhen.

„Eine höchst passende Verbindung!“ sagte Gräfin Metel. „Sie werden ein Haus machen.“

Die Damen unterbrachen sich als der Prediger begann die Namen abzulesen. Hedwigs Name war aller-

dings ein Fleck auf ihrem Wappen, aber der größere Theil hielt ihn — wenn man dabei die Annehmlichkeiten in Betracht zog, welche das Haus bieten würde — nach einer zweimaligen glänzenden Verbindung für abgewaschen. Dann führte eine lange Folge von Equipagen die Trägerinnen eben so schöner Gefühle als Federn, Damastroben und Spitzen zu Hedwigs Hochzeitfeier.

Das zweite Paar hatte mit seinem Glück der Defentlichkeit keinerlei Schaugepränge bereitet, sondern es still bewahrt, damit nicht die Berührung plumper Hände den Blütenstaub abwischen möchte.

Die brausenden Orgellänge hoben ihre heißen Gelübde empor und den einzigen schimmernden Schmuck, welchen sie trugen, legte ihnen, durch die bunten Fenster fallend, das Sonnenlicht auf die blühenden Gestalten als es „Friede! Friede!“ durch die Kirche tönte.

Zehn Jahre sind verflossen und das Wort hat sie begleitet auf allen Wegen. Blühend steht ihr Glück, das äußere fest gegründet auf dem innern. Da ist nichts von Hast und Unruhe, von Verfluchen und Veralten — es ist starke Liebe und echte Freundschaft bis in den Tod.

Und Hedwig? Sie hat viel gegläntzt, viel geschwankt und viel — gelitten, gelitten von derselben Gesellschaft, die ihr Vorbern streute so lange sie ihren Götzen diente, bis die alten Rechte ihres Wesens endlich siegten und sie sich durchkämpfte zu echter Unabhängigkeit, die frei ist auch in Banden.

Marie-Anne.

Eine Erzählung.

Der Herr Professor.

Ein schöner, edler Greis war mein Freund.

Ein Greis? Es lag wohl nur in dem langen, silberweißen Haar, daß man ihm den Namen gegeben; denn als ich ihn kennen lernte — und eine geraume Zeit ist darüber verflossen — da mochte er den Jahren nach noch im kräftigsten Mannesalter stehen. Auch seine hohe, stattliche Gestalt war ungebeugt, der Gang fest und sicher, und die klaren, blauen Augen hatten einen hellen, lebensvollen Blick, so daß eben nur das schnee-weiße Haar in einem so auffallenden Gegensatz zu der Kraft und Gesundheit seiner ganzen edlen, vornehmen Erscheinung stand.

Mit meinen frühesten Erinnerungen ist die Gestalt des ausgezeichneten Mannes verknüpft, seit ich denken konnte, hatte er uns immer gegenüber gewohnt, in dem stillen Hause, allein mit einer alten Haushälterin, während ein männlicher Diener, der zugleich den schönen Garten besorgte, in einem Häuschen darin lebte. Die Leute meinten, es sei eine arge Verschwendung, das große Gebäude nur zum eigenen Gebrauch zu benutzen, vornämlich in so schweren Zeiten — aber der Herr Professor mochte wohl anders darüber denken, er schien die tiefste Ruhe um sich her vor Allem hoch zu schätzen und es nicht zu lieben, sich auf enge Räume zu beschränken, denn kein einziges Zimmer war verschlossen, kein Fenster verhängt, alle blickten wohlthätig und behaglich auf die breite Straße hinaus.

Für alle Kinder der Nachbarschaft war der alte Herr eine gewichtige und beliebte Persönlichkeit, und der Ruf: „der Herr Professor kommt!“ gab gewöhnlich das Signal, daß wir innehielten im wildesten Spiele und herbeisprangen, ihn zu bewillkommen. Er war ein großer Kinderfreund, sein edles, ernstes Antlitz wurde freundlicher, wenn er inmitten der munteren Jugend stand, und all die lachenden Augen ihn anblitzten, und die frischen Wangen noch röthter wurden vor hellem Vergnügen über seine reichlichen Spenden an Obst und Kuchen. Mir hatte er stets eine besondere Vorliebe gezeigt, die ich wahrlich nicht durch meine Artigkeit verdient, denn ich war einer der Tollsten der lärmenden Schaar und allgemein unter dem Namen: „der wilde Paul“ bekannt; trotzdem mußte er es aus meinen Augen herauslesen, wie innig gut ich ihm war, wie mein ganzes Herz an ihm hing. Wenn die anderen Kinder sich begnügten mit seinen süßen Gaben, ich war nicht zufrieden bis seine schöne, weiche Hand in der meinen ruhte, und dann streichelte ich sie oder ich legte meine Wange daran, und einmal — es war schon dämmerig in der Straße, die scheidende Sonne röthete nur noch die Giebel der Häuser, wir standen ganz allein bei einander — da konnte ich nicht anders, ich mußte seine liebe Hand küssen. Bei hellem Tage und vor den Spielkameraden, hätte ich es niemals gewagt, aber in dieser stillen, einsamen Abendstunde, vermochte ich es nicht zu lassen. Seine klaren Augen ruhten auf mir mit einem langen, wunderbaren Blick; plötzlich hatte er mich in seine Arme genommen, und indem er mein Haupt liebevoll an sich drückte, sagte er mit zitternder Stimme: „Gott segne Dich, Du wilder Lodenkopf, und erhalte Dir Dein treues, warmes Herz!“

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

Wir haben diesmal ein Paar wirkliche Neuigkeiten zu berichten, deren erste von England kommt, wo sie außerordentlich modisch in der vornehmen Welt ist. Die zweite ist französischer Erfindung und für Reisende sehr bequem. Die erste ist der Knickerbocker (nach Washington Irving's Roman dieses Namens) und ein vornehmer Engländer würde sich schämen, hätte er nicht zwei Knickerbocker, einen für den Morgen, den andern für den Abend. Man trägt sie besonders auf dem Lande, zur Jagd &c. Es ist ein Anzug folgender Art: sehr weite Beinkleider, die genau bis an die Knie reichen, ein vorn nicht offenes Jäckchen, farbige seidene Strümpfe, Schuhe und ein weicher runder Filzhut. Die Stoffe, aus denen ein solcher Anzug besteht, sind wollene und carrirt; die eleganten Herren geben aber den einfarbigen in Hell- oder Dunkelbraun oder Grau den Vorzug. Bei der Jagd werden diesem Knickerbocker Leder-Gamaschen beigegefügt. — Der Abend-Knickerbocker ist dem vom Morgen dem Schnitt nach gleich, er besteht aber gewöhnlich aus schwarzem oder dunkelbraunem Sammet. Die seidenen Strümpfe sind ebenfalls schwarz, aber die Schuhe dazu haben Schnallen. Der Hut ist ebenfalls von Sammet oder auch von Filz, rund, aber sehr weich. Das Jäckchen bezeichnet die Taille etwas und gleicht einigermaßen dem Jagdjäckchen und dem Reitfrack, nur daß die langen Schößen fehlen, die wohl überhaupt bald das Ende ihres Daseins sehen werden. Der Knickerbocker ist auch von den Damen angenommen, selbst von denen, die reiten. Das lange sonstige Damenreitkleid ist durchaus nicht mehr modisch. Die Herzogin von Manchester zeigte sich zuerst, auf der Jagd in Schottland, in einem Knickerbocker und die ganze vornehme Welt findet ihn nur reizend. Bei einer Jagd, die Lord Shelton kürzlich bei Liverpool veranstaltet hatte, erschienen sämmtliche Damen im Knickerbocker.

Die erwähnte zweite Neuigkeit ist zwar Pariser Ursprungs, hat aber auch einen englischen Namen und heißt gown-rug (Schlafrocksdecke). Sie interessirt vorzugsweise die Reisenden, die wissen, wie gut es ist so wenig als möglich Gepäck mit sich zu nehmen. Der Gown-rug ist ein Schlafrock, der als Decke oder Plaid, oder ein Plaid, der als Schlafrock dienen kann. Die Ärmel lassen sich nämlich durch eine einfache Vorrichtung sehr leicht verstecken. Es ist am Halse oder in der Taille ein Zug angebracht, durch den man sogleich die Ärmel zurückzieht, wie z. B. beim Waschen &c. zweckmäßig ist. Jedes Plaid läßt sich in den neuen Gown-rug umwandeln.

Den farbigen Unterrock trägt man auf der Straße, aber er schließt den weißen, mag er gestickt sein oder nicht, nicht aus, namentlich zu Besuchstoiletten; bei reichen Kleidern ist er sogar durchaus nöthig. Man hat

Unterröcke von Perkal, die schwarz soutaschirt sind und man trägt sie gern zu Staatsvisiten. Sie sehen weniger pretentös aus als die gestickten und stehen deshalb zwischen diesen und den ganz einfachen.

Die weißen Kragen und Aermel sind ebenfalls je nach dem Anzuge verschieden. Vormittags trägt man Herren-Aermel, d. h. breite Aufschläge von Leinwand, die mit sehr großen Knöpfen von Topaz u. zugemacht werden und dem Knopf am Kragen entsprechen. Dieser ist sehr klein und zieht sich spitz nach vorn. Das kleine Cravattentuch, das meist schwarz ist, wird ohne Broche oder Agrafe einfach zusammengebunden.

Ein sehr hübsches Zuaven-Jäckchen für das Zimmer ist von schwarzem Sammet, hinten anliegend, vorn lose und rund herum mit Stahlpyramiden auf einem Streifen Sammet gestickt. Die oben engen Aermel haben auf der Achsel ebenfalls einen Sammetstreifen, der wie ein Armband den ersten Theil des Aermels endiget. Der untere Theil ist weit, etwas in Falten genommen wie ein Bolant und mit Stahlpyramiden gestickt. Das gesteppte Futter ist weiß oder violett und um das ganze Jäckchen geht ein geruchtes Band in gleicher Farbe.

Die russischen Hemden von weißem, blauem oder rothem Cashmir mit Soutasch-Stickereien werden häufig unter den Zuaven getragen und die Pelserinen von gestepptem Atlas, mit Schnuren oder einem Gegeritter von Sammet besetzt, ersetzen mit Vortheil die kleinen Wollen-Shawls, die zu gewöhnlich geworden sind.

Allgemein modisch sind die rothen Strümpfe, doch ziehen manche Damen die violetten oder violett und weißen, schwarz und weißen u. s. w. vor. Zu dem bunten Unterrock gehören durchaus rothe und violette Strümpfe. Diese farbigen Strümpfe sind so allgemein, daß die weißen ärmlich auszufehen aufangen und etwas zu wenig Comfortables haben.

Die Ballschuhe haben Rosetten von geruchtem Atlas und Blonden. Die seidnen Ballstrümpfe sind entweder durchbrochen oder ganz weiß oder mit kleinen farbigen Stickereien oder auch mit gestickten Zwickeln gleich denen, welche den vergangenen Sommer zu großer Toilette getragen wurden. Die Farbe der gestickten Zwickel muß zu jener des Kleids passen. Die Schuhe sind von weißem Atlas.

Die Ballkleider von diesem Winter werden sich selbst für einen Abend schwer frisch erhalten lassen. Sie haben sehr leichte Garnirungen von ausgeschnittenem Tüll oder sehr volle Kuchen, die bis zur Hälfte des Rockes hinaufgehen, so daß die Dame sich nicht setzen kann, ohne sie zu zerdrücken. Die Ballkleider sind in der That wie frisch gefallener Schnee; das schönste ist das lustigste, ein Wöllchen, aber nach dem Valle auch völlig unbrauchbar, ein Nichts.

Die Kopfsputze sind sämmtlich diademartig. Stahlperlen mischen sich dabei mit Sammetblättern.

Die modischsten Schmucksachen sind die Colliers, welche vollständig wieder Mode geworden, und die Rämme. Die beliebtesten Colliers sind von Gold und echten Perlen.

Die Ballanzüge wie die Kopfsputze sind fast alle von zwei verschiedenen Farben, weiß besonders mit farbiger Garnirung. Mehrere, die wir sahen, waren von Atlas, rosa, blau, grün oder weiß, und darüber mehrere Röcke von Tüll in denselben Farben. Ein Tailles-Bouquet nahm den ersten Rock auf.

Modenblatt N^o 3.

(Nach Originalzeichnungen.)

Anzüge zu Maskenbällen. 1. Costüm einer französischen Dame aus dem sechszehnten Jahrhundert.

2. Costüm eines französischen vornehmen Fräuleins aus dem vierzehnten Jahrhundert.

3. Phantasie-Anzug: Rock von strohgelbem Moiré, vorn herunter und unten herum mit blaßblauen Streifen besetzt, die schwarz eingefast sind; Leibchen und Hockleid von dunkelblauem Sammet mit reicher Goldstickerei; Puffen-Aermel von blauen Sammetstreifen und weißen Spitzen; am Leibchen eine Garnirung von reichen weißen Spitzen; als Kopfsputz ein Goldnetz mit blauen Federn und Diamanten; reicher Schmuck von Juwelen; Fächer; halbblange Handschuhe mit Armbändern; Schuhe.

Stahlstich N^o 4.

Ernst Julius Otto,

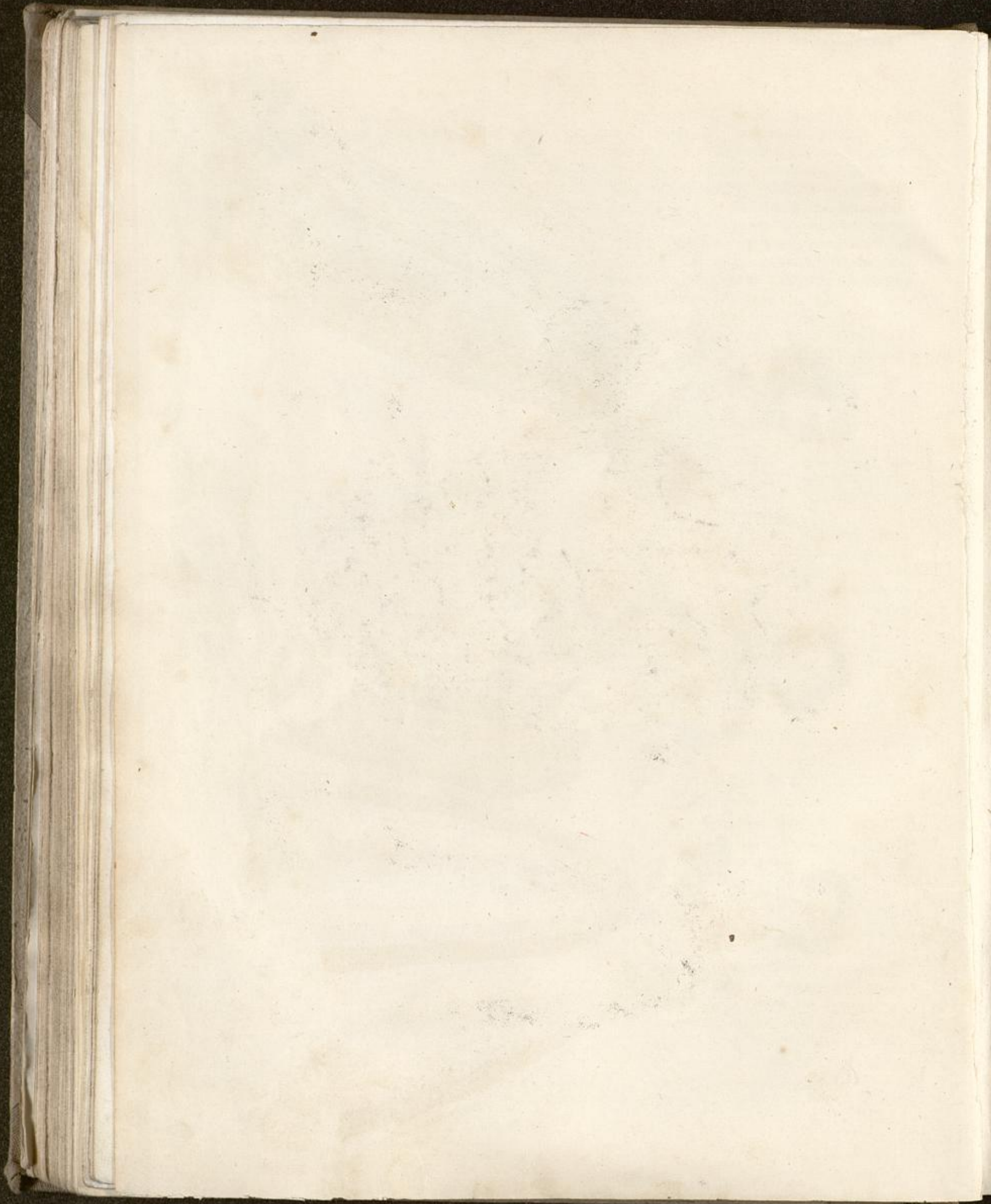
Cantor und Musikdirector an den drei evangelischen Hauptkirchen zu Dresden.

(Nach einer Photographie.)

Otto ward geboren am 1. Sept. 1804 zu Königstein in Sachsen, wo sein Vater Apotheker war, besuchte die Kreuzschule zu Dresden, trat daselbst als Sopranfänger, sogenannter Kathisdiscantist, ein und erregte durch seine schöne Stimme Bewunderung. Der damalige Cantor Th. Weinlig und nach dessen Abgange Uber, waren seine Lehrer in der Theorie der Musik, und schon als Schüler der Obersecunda schrieb er im Auftrage des damals kranken Cantor Uber eine Cantate für die Kirche beim Amtsantritt des Superintendenten Seltenreich, und



AL. GEMEINE MODENZEFITUNG



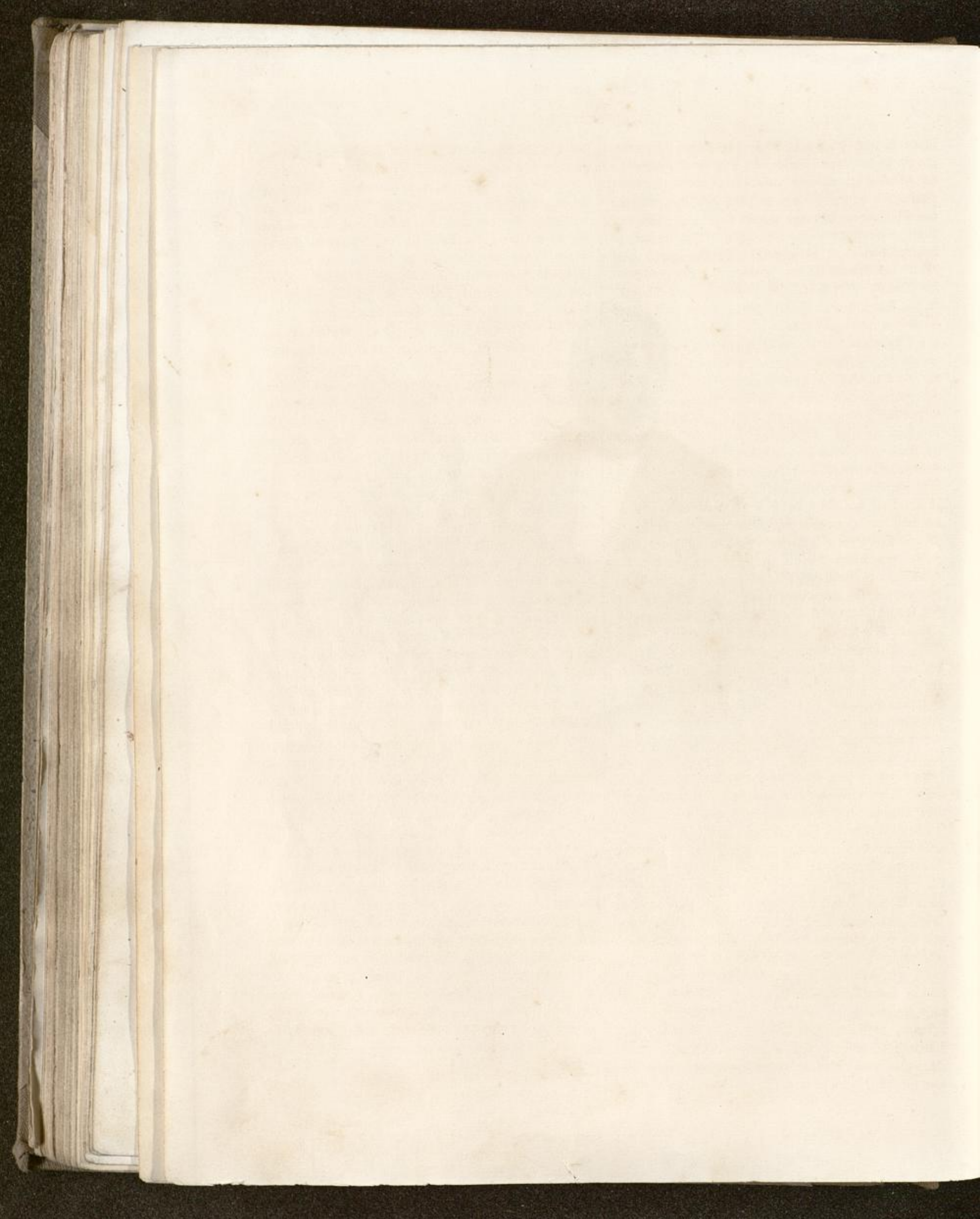


Nach einer Photographie

Stich v. Drossel u. Weyer in Leipzig

J. J. Otto

Verlag v. Leunigknecht's Buchh.



führte sie auch selbst auf. Dieser folgten noch drei andre für die hohen Feste. Da er nun auch in Wissenschaften sich hervorgethan und als Primaner die besten Censuren aufzuweisen hatte, schwankte er eine Zeit lang zwischen dem Studium der Theologie und der Musik; aber die große Vorliebe für letztre siegte. Er bezog die Universität zu Leipzig, hörte dort philosophische Collegia und studirte Musik weiter unter Cantor Schicht und dessen Nachfolger Th. Weinlig. Hier wurden Kirchencantaten und Motetten in der Thomas- und Nicolaikirche von ihm aufgeführt. — Nach Dresden zurückgekehrt, übernahm er den Gesangs- und Clavierunterricht in der Blochmann'schen Erziehungsanstalt. Da geschah es, daß der damalige Cantor Agthes an der Kreuzschule in Irtsinn verfiel; Otto meldete sich zur interimistischen Verwaltung des Amtes, erhielt die einstweilige Leitung und ward Ostern 1830 definitiv in das Amt eingesetzt. Sonach bekleidet er jetzt seine Stelle 31 Jahr. In dieser Zeit nun hat Otto bei treuer und gewissenhafter Ausfüllung des ihm übertragenen Amtes nicht nur sein Sängerkorps auf eine Stufe gebracht, daß es als eines der besten in Deutschland dasteht, sondern sich selbst als Componist sehr thätig gezeigt. Er schrieb für die Kirche viele Cantaten, Hymnen, Motetten, eine Missa (dem König Anton überreicht und auch in der katholischen Hofkirche aufgeführt), sowie drei große Charfreitagsoratorien, von denen namentlich „der Sieg des Heilands“, gedichtet von Ad. Peters, ganz vorzüglich aber das von seinem leider im 24. Jahre verstorbenen Sohn Julius gedichtete: „des Heilands letzte Worte“, sich des allgemeinsten Beifalls der Laien wie der Kenner erfreute, da sämmtliche Werke bei der gediegensten Harmonie fließend, charaktervoll und melodisch geschrieben sind.

Außer diesen Kirchensachen schrieb Otto eine große Anzahl einstimmiger Lieder mit Clavierbegleitung und übergab die meisten dem Stich, sowie zweihändige Rondos für Clavier und 12 vierhändige. Es erschienen ebenfalls Variationen, eine vierhändige Sonate, ein Trio für Clavier, Violine und Violoncello, und eine Ballade: „der Brautkuß“. Das Lied „In die Ferne“ von Kletke, erhielt den Mannheimer Ehrenpreis von 9 Ducaten und hat die Kunde durch Deutschland gemacht. Von weltlichen Sachen schrieb Otto ferner: „das Stiftungsfest“, ged. von Stiebritz, für Solo und gemischten Chor mit Clavierbegleitung, sowie zwei sogenannte „Kinderfeste“: nämlich das „Schulfest“ und das „Weihnachtsfest“, ged. von Fr. Hofmann in Leipzig, von Schulkindern auszuführen, mit Clavierbegleitung. Namentlich diese letzteren haben sich einer großen Ausbreitung zu erfreuen, da sie ganz für Kinderherzen geschrieben sind. Andre Compositionen sind ferner: „die Nacht“, „der Morgen und Mittag“, für gemischten Chor und Orchester mit Declamationen, denen nächstens, wie wir

hören, „der Abend“ folgen wird. Dichter dieser Tageszeiten ist Hermann Baldow in Dresden.

Was nun Otto auf dem Gebiete des Männergesangs geleistet, ist bekannt; er gilt nicht nur als einer der besten, sondern auch der fruchtbarsten Componisten für diesen Zweig der Tonkunst. — Eine große Anzahl Lieder, sowie religiöse Gesänge sind in dem von ihm redigirten, von Glaser herausgegebenen Werke, „Ernst und Scherz“, enthalten, darunter die von ihm erfundenen Cyclen: „Sängersaal, Burschenfahrten, Gesellenfahrten, Soldatenleben, Spinnabend, der Philister“. Er gab auch gegen 12 Hefte vierstimmiger Lieder heraus sowie auch eine vierstimmige Vocalmesse. — Das Oratorium „Hiob“, ged. von Jul. Moser, ist wohl eines seiner frischesten und besten Werke. Otto war auch der erste, der es unternahm eine komische Oper für Liedertafeln zu schreiben. Wem wäre die „Mordgrundbruch bei Dresden“ wohl unbekannt? Ist ja das Werk bis Amerika gedrungen, wo es in den meisten großen Städten von Sängern gegeben wird. Zwei andre, wie die erste bei Glaser erschienene komische Opern sind: „die Liedertafel in China“ und „in Schilda“, in welcher letzterer die Zukunftsmusik etwas tüchtig ins Gebet genommen wird. Ebenfalls bei Glaser sind erschienen: „im Walde“, ged. v. C. Gärtner in Schandau, „am Meeresstrand“, ged. von Klopsch in Breslau und „das Märchen vom Faß“, ged. von Herm. Baldow in Dresden. Sie sind für Solo, Chor, Orchester (letzteres Werk mit Declamation) und bestehen je aus 12 Nummern. Noch ist zu erwähnen, daß, als i. J. 1845 die Harmonie-Gesellschaft zu Trarbach ein Fuder (14 Eimer) des besten Moselweins für das schönste Lied zur Verherrlichung der Mosel und ihres Weins ausschrieb, Otto unter 195 Bewerbern diesen Preis durch das Lied: „des deutschen Ruhmes Braut“, ged. von seinem Sohne Julius. Methfessel in Braunschweig schrieb bei dieser Gelegenheit folgendes Distichon:

„Kaum hat sich Vater und Sohn zum Preis der Mosel verbunden,

Rollt auch der heil'ge Geist donnernd im Fasse herbei.“

Zuletzt noch sei erwähnt, daß Otto für das Würzburger Gesangsfest i. J. 1846 den von seinem Sohne gedichteten Hymnus nach dem 67. Psalm: „Herr, du bist meine Zuversicht“, schrieb, für das große deutsche Nürnbergers Gesangsfest i. J. 1861 aber den 23. Psalm, „der Herr ist mein Hirte“ — ersterer bei Glaser, der zweite bei W. Schmidt in Nürnberg erschienen. Beide Werke fanden die allgemeinste Anerkennung und wurden zu den besten der bei diesem Feste aufgeführten Werke gezählt.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's.

Von Dr. Julius Frauenstädt.

8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Sammlung der schönsten und geistvollsten Stellen aus Schopenhauer's Schriften hat den Zweck, auch dem großen gebildeten Publikum die Möglichkeit zu verschaffen, diesen großen Geist näher kennen zu lernen und sich mit ihm zu befreunden, in ähnlicher Weise wie es durch die in demselben Verlag erschienenen „Lichtstrahlen“ aus Wilhelm von Humboldt's und Georg Forster's Schriften geschehen ist. Schopenhauer gehört, wie Rosenkranz sagt, „unbedingt zu unseren besten Autoren, die man stets mit erneuerter Anregung lieft“, indess hatte das größere Publikum, welchem seine philosophischen Werke unzugänglich sind, bisher keine so gute Gelegenheit, sich davon selbst zu überzeugen, wie sie ihm durch vorliegende Schrift geboten wird.

Zur Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Herz und Welt.

Roman in drei Bänden

von

Gustav vom See.

(G. v. Streunsee.)

Oktav. 64 Bogen. Eleg. brosch. Preis 4 1/2 Thlr.

Gustav vom See, unstreitig einer der beliebtesten Romandichter der Gegenwart, schildert in diesem neuen Werke, wie der Titel andeutet, in der Geschichte zweier junger Männer und zweier junger Mädchen den Conflict der Neigungen des Herzens mit den äußeren Verhältnissen des Lebens. Des Verfassers leichte und anmuthige Form zu erzählen, wie auf den Fortgang der Handlung zu spannen, bewährt sich auch in diesem interessanten Romane, der sich so wie seine Vorgänger gewiß eines großen Leserkreises erfreuen wird.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Vor fünfzig Jahren. Roman. Drei Bände. 8. Eleg. brosch. 4 Thlr.

Zwei gnädige Frauen. Roman. Drei Bände. 8. Eleg. brosch. 3 3/4 Thlr.

Erzählungen eines alten Herrn. 8. Eleg. brosch. 1 1/4 Thlr.

Nebst einer literar. Beilage von **Eduard Trewendt** in **Breslau**.

Redacteur **Dr. A. Diezmann**. — Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in **Leipzig**. — Druck von **J. B. Hirschfeld** in **Leipzig**.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrierter Handatlas.

Soeben ist die vierte Lieferung dieses Kunst- und Prachtwerks erschienen, das von Th. Schade im Verein mit E. Leeder und H. Leutemann herausgegeben wird und für Freunde der Erdkunde wie zum Gebrauch beim Unterricht bestimmt ist. Die noch fehlenden zwei Lieferungen werden im Laufe des nächsten Jahres folgen.

Die erste bis vierte Lieferung (à 1 Thlr. 18 Ngr.) sind nebst einem Prospect in allen Buch- und Kunsthandlungen vorräthig.

Neue Cotillongeschenke. Gegenstände zu Verloosungen etc. in Gesellschaften.

Miniatur-Bibliothek

des

Nützlichen und Angenehmen.

Jedes Bändchen in anderer Farbe mit Goldprägungen, Preis à 5 Ngr. (in Partien billiger).

In zierlicher **Diamant-Ausgabe**.

1. Die **Blumensprache**. 2. **Stamm-
buchverse**. 3. **Deutung der Träume**. 4. **Char-
radenkrantz**. 5. **Sprichwörter**. 6. **Räthsel-
fragen**. 7. **Briefsteller für Liebende**. 8. **Der
spahhafte Tausendkünstler**. 9. **Der lustige De-
clamator**. 10. **Gesellschaftsspiele**. 11. **Atro-
sticha nebst Deutung der Namen**. 12. **Com-
plimentirbuch**. 13. **Der Kartentänstler**.
14. **Punktirbuch**. 15. **Trinksprüche**. 16. **Die
gewandte Kartenlegerin**. 17. **Gesellschafts-
lieder**.

Verlag von **Heinrich Mathes** in **Leipzig**.

Damen, welche in Ruhe und Ab-
geschiedenheit unter der gewissenhaf-
testen Behandlung und sorgsamsten
Pflege ihre Entbindung abzuhalten
wünschen, können unter billigen Be-
dingungen Aufnahme dazu finden und
erfahren das Nähere per Adresse

M. Beschorner,

verpflichtete Hebamme, Theaterstraße
Nr. 18, 1. Etage.

Chemnitz, den 14. Jan. 1862.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Marie-Anne.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Dann setzte der Professor mich nieder und eben so schnell wie ich von dannen lief, eilte er seinem Hause zu, gerade als hätten wir etwas gethan, dessen wir uns schämen müßten und trügen Sorge, daß es Niemand bemerke. — Obwohl ich nun von dem Tage an wußte, der Herr Professor habe mich lieber als alle die andern Kinder, bis in sein Haus war ich doch noch nicht gedrungen. Das lag so still und geheimnißvoll und doch so anlockend vor unsern Augen wie ein verschlossenes Paradies und wir ergingen uns oft in Muthmaßungen, welche Herrlichkeiten es wohl in sich bergen möchte. Selten nur, daß ein Fremder die Schwelle überschritt und doch war der Herr Professor ein berühmter Maler und hochgeschätzt in seiner Kunst nah und fern; noch seltener, daß er nicht im Hause weilte, seine langen Spaziergänge abgerechnet, welche ihn täglich ins Freie lockten. Allabendlich sah man die Lampe durch die herabgelassenen Vorhänge seines Zimmers schimmern, woraus wir schlossen, daß er sein stilles Leben vor Allen hoch halte. Ich erinnere mich oft sehnsuchtsvoll hinübergeblickt zu haben mit dem brennenden Wunsche, nur ein Mal dort an seiner Seite zu sein. — Die ältern Leute in der Straße nannten den Herrn Professor einen Sonderling, aber gram war ihm Keiner, im Gegentheil sie grüßten ihn alle gar freundlich, er that doch Niemand etwas zu Leide, sondern vielen erzeugte er Liebes, ja wo es galt der Noth zu steuern oder eine Freude zu bereiten, da hatte gewiß der Herr Professor seine Hand im Spiele, wenn auch nur in aller Stille.

Einmal hatten wir den lieben alten Freund schon volle drei Tage nicht gesehen, und wir Kinder waren in großer Aufregung über das seltsame Ereigniß. Keines wagte an dem verschlossenen Hause zu klingeln und eine Frage zu thun, da wir vor der alten barschen Haushälterin und ihrem Brummen gewaltigen Respect hatten.

Endlich am vierten Tage vermochte ich es nicht mehr auszuhalten und mit dem trostreichen Zuspruch, „daß sie mich doch nicht gleich verspeisen könne“, nahm ich all meinen Muth zusammen und zog beherzt die Klingel. Auf meine schüchterne Frage nach dem Herrn Professor, erhielt ich die kurze Antwort, daß er krank sei, auf meinen Wunsch, mich zu ihm zu lassen, schlug mir Frau Brigitte die Thür vor der Nase zu, ärgerlich brummend, daß ein so wilder Junge gerade noch im Hause fehle! — All mein inniges Bitten in den nächsten Tagen, mich nur einen einzigen Augenblick an das Bett des Kranken zu führen, ich wolle die Stiefeln ausziehen, um kein Geräusch zu machen und kein Wörtlein reden — Alles blieb erfolglos, und ich schlich von dannen mit der festen Ueberzeugung, der liebe Gott habe vergessen, der Frau Brigitte ein Herz mit auf die Welt zu geben.

Da aber die Festung nicht mit Bitten zu nehmen war, so wollte ich sie mit Gewalt oder List erstürmen, denn sehen mußte ich meinen alten Freund ehe der Tag sich neigte, und was der wilde Paul sich einmal in den Kopf gesetzt, das war nicht so leicht wieder daraus zu vertreiben. — Es gelang mir durch ein Nachbarhaus mit Springen und Klettern in den schönen großen Garten zu gelangen, welcher an die Hinterfront des Hauses vom Herrn Professor stieß. Die Hoffnung, eine der dahinausgehenden Thüren nicht verschlossen zu finden, war wieder vergebens und wirklich betrübt und bestürzt stand ich da meinen Strauß Frühlingsblumen in der Hand haltend. Doch nur einen Moment währte meine Niedergeschlagenheit, im nächsten hatte ich schon begonnen, das Spalier zu erklettern, welches im Sommer von Weinreben herankt bis in das zweite Stockwerk des Hauses führte. Einige Sprossen knickten und brachen unter mir, einmal war ich nahe daran zu fallen, aber dennoch erreichte ich ungefährdet die oberste Sprosse. Eins der Fenster war verhängt, durch das andere blickte ich in ein schönes, weites Gemach, in dem in sehr weißen Betten mein alter, geliebter Freund lag. Die Abendsonne spielte in das Zimmer hinein und erfüllte es mit einem rothigen Leuchten. Frau Brigitte saß unweit des Lagers an einem großmächtigen Strickstrumpf beschäftigt.

Ich klopfte leise, dann etwas lauter; mit einem

Schreckensrufe fuhr die Haushälterin empor als hätte sie einen Geist erschaut. Auch der Kranke blickte erschreckt nach mir hin, dann aber glitt das alte liebe Lächeln über sein Antlitz und die Hand winkte mir. Frau Brigitte war zum Fenster gestürzt.

Da saß der Blizjunge in leiblicher Gestalt, und es war kein Gespenst. Ja, da saß er ganz wohlgenuth und weil sie ihn nicht hinunterstoßen konnte, ohne sich geradezu des Mordes schuldig zu machen, so mußte sie schon das Fenster öffnen. Behende schwang ich mich in das Zimmer und kniete augenblicklich am Lager des Herrn Professors. Er wollte mich schelten ob der verwegenen That, aber er streichelte meine dicken Locken, und als ich ihm unter Weinen und Lachen erzählte, das Herz sei mir so schwer gewesen vor Sehnsucht nach ihm, daß ich den Eingang hätte erzwingen müssen, schimmerte es feucht in seinen klaren tiefen Augen; er nannte mich wieder seinen wilden Liebling mit dem warmen Herzen, freute sich der schönen Frühlingsblumen, die ich ihn gebracht, und der Friede war bald geschlossen.

Von da an bin ich fast ein täglicher Gast in dem stillen Hause gewesen. Mein alter Freund sagte, ich bringe ein Stück Frühling hinein, von dem er in diesem Jahre durch die Krankheit fern gehalten wurde, und selbst Frau Brigitte hatte ihr barsches Wesen in eine gewisse brummende Freundlichkeit umgewandelt und meinte, sie hätte nimmer gedacht, daß der wilde Junge sich so manierlich benehmen könne und so brauchbar sei an einem Krankenbett. — Doch mit der wiedererlangten Gesundheit meines alten Freundes hörten meine Besuche nicht auf, ich glaube, es hätte etwas gefehlt in dem stillen Hause, wenn ich nicht täglich gekommen wäre, und einige Male ertappte ich sogar die alte Haushälterin wie sie schon nach ihrem Wildfang schaute, der heute etwas länger ausgeblieben; daß sie bei Leibe nicht zugestand, man könne sich nach einem solchen „Unhold“ sehnen, änderte durchaus nichts in unserm guten Vernehmen.

Meine Mutter wollte anfangs meiner immer wachsenden Vertraulichkeit mit dem Herrn Professor entgegen treten. Ich glaube, sie war eifersüchtig über die fast schwärmerische Liebe, welche ich zu dem edlen Manne hegte, aber der Vater that einen Nachspruch, und ich durfte ungestört meine Besuche fortsetzen. Nach und nach söhnte sich auch die Mutter mit dem Allem aus, denn zu ersichtlich waren die Vortheile, welche mir aus dem Umgange mit dem liebenswürdigen, kenntnißreichen Manne erwuchsen. Obwohl ich durchaus nicht etwa lammfromm wurde — er selbst war kein Kopfhänger und zürnte wahrlich nicht über einen harmlosen Knabenstreich — so legte sich doch die unbändige Wildheit meines Wesens, der man früher so vergeblich gesteuert hatte.

Ich ließ von dem tollen, lärmenden Spielen auf der Straße — denn meine Freistunden brachte ich bei dem Herrn Professor zu — und vor Allem wurde ich zur großen Freude meiner Lehrer stetiger und eifriger in meinen Arbeiten. Wenn ein Lehrgegenstand durchaus nicht in meinen Kopf hinein wollte, wenn ich verschwor, es je begreifen zu können, so hatte mein alter Freund eine Manier es mir klar und faßlich zu machen, daß es ganz durchsichtig vor mir lag.

O, es waren herrliche Tage, die ich an seiner Seite in dem schönen großen Garten, oder in dem stillen Hause verlebte. Nie habe ich mich an einem Orte, selbst nicht in dem Elternhause, so behaglich gefühlt als dort. Es war Alles so schön und wohnlich; ein Geist des Friedens und der Ordnung wehte durch die Räume, der, weit entfernt von pedantischer Aengstlichkeit, sich wie Harmonie in die Seele schlich. Die Zimmer waren meist alle geöffnet und voll Staumens schritt ich anfangs hindurch, die sie schmückenden herrlichen Gegenstände zu betrachten. Blühende Blumen das ganze Jahr hindurch bildeten eine Zier derselben; die schönen Möbel, von gefälligen Formen, standen nicht nur steif und ängstlich wie zu seltenem Gebrauche, sondern wurden alle benutzt. Kostbare Waffen hingen in einem Zimmer an den Wänden, in einem andern gab es Schränke mit Büchern, seltenen Mineralien und Muscheln, vor denen der Knabe bewundernd stand. Aber herrlicher als Alles erschienen die prächtigen Gemälde, welche alle Räume schmückten und theils von des Herrn Professors eigener Hand gemalt, theils werthvolle Schöpfungen anderer Meister waren.

Von Kindheit an hegte ich eine leidenschaftliche Vorliebe für Bilder; in den Tagen meiner wildesten Ausgelassenheit war ein Bilderbuch das Einzige, was mich auf eine kurze Zeit zu fesseln und zur Ruhe zu bringen vermochte. Man kann sich denken, mit welcher andachtsvollen Bewunderung ich vor diesen schönen Gemälden weilte. Dem Herrn Professor schien mein großes Wohlgefallen daran eine besondere Freude zu machen. Neben dem Herausbilden mancher guter Seiten meines Charakters, neben dem Bekämpfen manchen Fehlers, ließ er es sich besonders angelegen sein, meinen Kunst- und Schönheitssinn zu fördern, denn er meinte stets: eine Seele könne nie der Gemeinheit verfallen, wenn das Streben nach Höherem recht darin angelegt sei. — Unter den vielen kostbaren Bildern war eins — mit einem grünseidenen Vorhang dicht verhängt — das meine ganz besondere Aufmerksamkeit oder besser Neugier erregte. Mein Hoffen, ich werde es einmal ohne die bergende Hülle erblicken, war vergeblich. Woche auf Woche, Monat auf Monat verging und immer noch wußte ich nicht, was hinter der Gardine zu erschauen sei. Meine Neugier wurde so heftig, daß ich mich einmal zu der Frage

hinreißen ließ, weshalb denn der Vorhang das Bild verberge?

„Weil Niemand anders als ich es anblicken soll,“ entgegnete der Herr Professor so kurz und bestimmt, daß ich die Unbescheidenheit meiner Frage sogleich deutlich fühlte und innig wünschte, ich hätte sie nicht gethan.

Wer aber wüßte nicht, hätte es nicht an sich erfahren, wie lockend die verbotene Frucht winkt! Alle die anderen Bilder hatten vorübergehend ihren Reiz für mich verloren, nur an dem einen hing meine Gedanken.

Es war an einem hellen Sommerabende als ich noch einmal zu meinem alten Freunde hinüberlief. Frau Brigitte, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, hieß mich ihn erwarten, er müsse sogleich von einem Spaziergange heimkehren. Sie ließ mich unbehindert in die Zimmer gehen, denn sie wußte wohl, daß ich vorsichtig und bescheiden war und nichts berühren oder verderben würde. — Ja, wenn nur das verschleierte Bild nicht gar so geheimnißvoll verlockend auf mich herniedergeschaut hätte! — Es war kein leichter Kampf in dem Herzen des Knaben, er war vielleicht eben so heiß wie mancher Streit, welchen später des Mannes Seele durchsocht, wenn die Hand sich nach einem verbotenen Gute ausstreckte und das Gewissen dagegen Einspruch that. — Was aber konnte es dem Herrn Professor schaden, wenn ich einmal, ein einziges Mal hinter den Vorhang blickte?

Die Begierde war zu groß — die Gelegenheit zu günstig! Einen Stuhl hatte ich herangeschoben, schon stand ich darauf, aber noch mußte ich mich auf die Fußspitzen strecken, um die Schnur zu erfassen, welche den Vorhang zusammenhielt. Schon lag sie in meiner zitternden Hand — ein Zug und mein brennendes Verlangen war befriedigt, das verschleierte Bild enthüllt! Kein Geräusch störte mich, tiefe Stille war ringsumher. — Doch noch einmal regte sich das mahnende Gewissen und zeigte mir das Verwerfliche, das Niedrige meines Vorhabens. Mit einem hastigen Sprunge stand ich mitten im Zimmer und mein glühendes Gesicht in den Händen bergend, rief ich wie beschwörend aus:

„Nein, nein, ich thu es nimmer!“

Sanft wurden meine Hände mir vom Antlitze gezogen und, indem ich aufschaute, sah ich in die vor Nahrung leuchtenden Augen meines Freundes. Er war unbemerkt Zeuge meines Kampfes und meines Sieges gewesen. Seine Hand führte mich nun selbst vor das Bild.

„Setz, mein braver Knabe, sollst Du sehen, was noch kein anderes Auge als das meine erblickte,“ sagte er mit feierlichem Tone.

Der Vorhang zog sich leise zurück und ein Frauenbild von einer nie gesehenen Schönheit strahlte mir ent-

gegen. Ich würde geglaubt haben, es sei die Madonna mit dem Jesuskinde, denn schön und hehr genug war sie dazu, aber der Glorienschein, ohne den man zu jenen Zeiten sich kein Heiligenbild denken konnte, umwebte nicht das edle Haupt. Dennoch weiß ich g. wiß, daß ich niemals eine so feierliche Andacht, eine so heilige Nahrung empfunden habe, als gerade vor diesem wunderholden Bilde. Es lag eine Frömmigkeit und Gottseligkeit über dem süßen stillen Antlitze des jungen Weibes und die Augen weilten mit einem so leuchtenden Glanz innigster Mutterliebe auf dem schlafendem Kinde, daß es wirklich etwas Zauberhaftes hatte.

So vollkommen klar der Einzelheiten bin ich mir damals als Knabe nicht geworden, doch der Eindruck des Bildes war ein gewaltiger. Lautlos stand ich davor, die Hände gefaltet, während große Thränen in meinen Augen schwammen; endlich flüsterte meine Lippe mit andachtsvoller Bewunderung:

„Wie schön, wie schön ist diese Gestalt!“

„Ihre Seele war noch schöner!“ sprach der Herr Professor leise und still schwebte die Hülle wieder über das Bild.

Es ist nicht meine Absicht, mein Leben in dem stillen Hause zu beschreiben, so reich an Schönem und Poetischem es in aller seiner Einfachheit war. Die Jahre gingen dahin, aus dem Knaben wurde ein Jüngling, der durch die weise Hand des edlen Mannes geleitet, manche Klippen vermied, an denen sonst oft das jugendliche und zumal ein so warmes Herz scheitert. Immer inniger verband uns jetzt die seltene Freundschaft, immer tiefere Blicke durfte ich in die reiche Seele des Greises thun, immer mehr lernte ich aus dem Schatze seiner Erfahrung. Von seiner Kindheit, seinen Eltern sprach er zu mir, von seinem Ringen und Streben auf der Bahn der Kunst, von den weiten Reisen in fremde Lande, von Allem was ein so tiefes Gemüth erfährt und erlebt. Doch von seinem Herzen, von jenem Bilde, welches ich nur das eine Mal erschaut und das gewiß in einem engen Zusammenhange damit stand, sprach er nie. Und welcher treuen, ungewöhnlichen Liebe mußte dieses große Herz fähig gewesen sein!

So zogen die Jahre still dahin, so standen wir Beiden fest beieinander, gegenseitig beglückt durch unsere Freundschaft, bis der Tod das Band löste. Ohne ein langes Kränkeln, noch im Besitze voller Lebenskraft schied mein edler, alter Freund dahin. An meine Brust gelehnt, hauchte er den letzten Athem eines Lebens aus, das so lange ich es gekannt, ein stilles, segenvolles, freudereiches gewesen war; dem wohl nicht die helle Sonne des Glückes gestrahlt, das aber ungetrübt durch Stürme und dunkle Wirren dahingeflossen.

Die ganze Straße, ja die halbe Stadt trauerte als man den Herrn Professor zum Grabe führte, und die

Sträuße frischer Blumen, welche die Nachbarinder noch manches Jahr auf den Grabhügel niederlegten, waren mir eine schönere Zier als das Denkmal, welches ihm seine dankbaren Schüler und Bewunderer, unterstützt von einem kunstsinigen Fürsten, errichten ließen. — Sein nicht unbedeutendes Vermögen fiel an eine entfernte Verwandte und an verschiedene wohlthätige Anstalten — ein Jahrgeld nebst dem schönen, stillen Hause, mit Allem wie es stand und lag, ward mir zu meiner großen Ueberraschung zu Theil. O, es hätte dessen nicht bedurft, um meinem Freunde ein unverlöschliches Andenken in meinem Herzen zu bewahren, zuviel des Guten und Schönen hatte er mir gereicht, auch ohne diese nicht unbedeutende Erbschaft.

Wenn ich in den stillen behaglichen Räumen weile, die unverändert wie einst sind — selbst von dem Bilde ziehe ich nur in geweihten Stunden den Vorhang — denn es ist mir oft als müßte er wie sonst zu mir treten, der edle Greis, seine klaren tiefen Augen auf mir ruhen zu lassen, mit jenem lieben Blick, und die Rede milder Weisheit müßte von seinen Lippen strömen. — Frau Brigitte steht noch dem Hause vor und soll für immer eine bleibende Stätte darin finden. Alles ist wie sonst — nur Er fehlt.

Die Briefe und Papiere des Verstorbenen ungelesen zu verbrennen, dem Gebote bin ich getreulich nachgekommen. Ein Heft Schriften fand ich vor, das an mich adressirt war. Es enthielt den Theil seiner Lebensgeschichte, von dem mein Freund nie gesprochen hatte. Jetzt erfuhr ich, wo die Heimath seines Herzens gewesen, jetzt fand ich den Schlüssel zu Manchem, das mir unverständlich geblieben, jetzt nahm er selbst den Schleier von dem Allerheiligsten seiner Seele, — und ich lauschte mit Andacht und Freude und Schmerz zugleich auf das Leben und Leiden eines so edlen Herzens, auf das Rundgeben einer so treuen, ungewöhnlichen Liebe.

Lange Zeit bewahrte ich das Geheimniß als mein alleiniges Eigenthum, später theilte ich die Blätter einem gleichgesinnten Freunde mit. Er war ein Dichter und seine leicht empfängliche Seele wurde auf das Lebhafteste von der einfachen Erzählung ergriffen. Er versicherte mich, die Geschichte enthalte so viel des Schönen und Hochherzigen, sei so reich an Momenten, welche die Seele tief und mächtig bewegen, daß sie auch bei Anderen als uns Weiden, die wir ein tieferes Interesse daran nahmen, Anklang finden würde. Immer von Neuem bat er mich, ihm die Veröffentlichung zu gestatten. Und als auch sie, die Vielgeliebte, welche ich jetzt als Herrin in mein schönes Haus geführt, deren Liebe und Nähe die höchste Errungenschaft, der köstlichste Schatz meines Lebens ist, ihre Bitten denen des Freundes vereinte, als mein theures Weib, das blonde Köpfcgen an meine Schulter lehrend und mit den tiefen Augen auf mich blickend,

versicherte: ich thäte mir recht, wenn ich die Blätter einem weitem Kreise zugänglich machte, und es sei meine Pflicht in dieser Zeit der Zweifelsucht und Unbeständigkeit, da kein Mann mehr wisse, was Liebe sei — wie schelmisch sie dabei lächelte — den Beweis zu führen, daß es einst besser gewesen, daß Liebe und Treue eine bleibende Stätte in des Mannes Herz gehabt — da gab ich endlich den Vorstellungen nach und willigte ein in ihr Begehren.

Viele Jahre sind seit den Erlebnissen verflossen, alle Betheiligten ruhen längst im Grabe, so glaubte ich keine Indiscretion zu begehen, wenn ich die Mittheilung dieser Herzensgeschichte gestattete. Sie ist in den folgenden Blättern enthalten, unverändert wie mein alter Freund sie selbst niedergeschrieben, ja, mit der Ueberschrift, welche er gewählt.

Marie-Anne.

Auf einer meiner Fußwanderungen durch die Mark, kam ich Abends in ein kleines Fischerdorf, das mir von einem befreundeten Maler seiner reizenden Lage wegen empfohlen war. Der Anblick, den es mir bot als ich aus dem Fichtenwalde hervortrat — und so weit mein Auge reichte, breite, spiegelklare Seen, umkränzt von sanft aufsteigenden Laubhügeln, vor mir liegen sah, mit grünen Wiesen durchschnitten, die als Ausläufer der Hügel sich in das Wasser hineinschoben, war ein unbeschreiblich schöner und anmuthiger.

Ich hatte die Mark so oft verteidigt, wenn Freunde und Bekannte sich beklagten in einer Gegend geboren zu sein, die dem Maler so wenig oder doch so unerquickliche Gelegenheit zum Studium, so selten Motive zu einem Bilde gäbe, ich hatte sie Stämper genannt, die nur im Stande wären sich zu Dolmetschern jener sogenannten „schönen Gegenden“ zu machen, wie sie der classische Boden Italiens mit dem südlichen Reize seiner Färbung, wie sie die wilde Romantik des Nordens bietet, die uns erhebt und mächtig erfaßt mit der Gewaltigkeit ihrer Erscheinungen, ohne uns das süße Gefühl der Ruhe zu geben, das zu suchen, es uns hinaus treibt in die Natur.

Ich hatte die Mark, im Gegensatz dazu jenen großen niederländischen Meistern verglichen, die mit der Tiefe ihres Gemüthes, mit der Innigkeit ihrer Empfindungen das kleinste Motiv der alltäglichen Natur zu einem Bilde erhoben, zu dessen Widerspiegelung es eben eines Künstlerauges bedurfte, weil es in seiner schlichten Einfachheit wie ein ungelöstes Räthsel vor dem Auge des Laien lag.

Und wie ich mich so häufig zum Anwalte d. r. Reize meiner geliebten Heimath gemacht, wie mich fern im

Süden ein süßes Erinnern an sie überkam, wie es mich zurückrief aus dem Norden voll Sehnsucht zu ihr — so war es mir an jenem Abend als ich den Saum des Waldes erreicht hatte und die stille, anmuthige Landschaft vor mir erblickte, als habe die Marl sich geschmückt, um mir zu danken, als habe sie sich diesmal mit all ihren Reizen angethan, um mir zu zeigen, daß sie meiner Liebe werth sei.

Wie die Sonne sich immer tiefer in ihre purpurflammen- den Schimmer hüllte, ehe sie ganz in den violetten Duft der fernen Berge hinabsank, wie ihr Abschiedsgruß zitternd und leuchtend über die Wasser eilte — wie das Dörfchen sich so ruhig um den vordersten See lagerte und die niedern Hütten mit ihren schiefen Giebeln und den Storchnestern darauf sich fast silhouettenartig vom Goldgrunde des Himmels ablösten, während der Rauch, der Vorbote der Abendmahlzeit sich in reizenden, geheimnißvollen Figuren in der stillen durchsichtigen Luft kräufelte — wie einzelne Kühe und Schafherden heimkehrten nach dem Stall, langsamen, leisen Schrittes, von feinem Staube umgeben, welcher den röthlichen Ton der ganzen dustigen Landschaft trug! O, es war nichts in dem Bilde, nichts von der öden, kahlen Sandfläche an, die ab und zu durch wogende Kornfelder und breite grüne Flächen hindurchblickte, von den weiten stillen Wäldern, bis zu der fernen blauen Hügelkette, das nicht auch so harmonisch tönte wie die Abendglocke selbst, welche vom Dorfe herüberklang, den Sonntag einläutend.

Von solchen wohlthuenden Empfindungen bewegt, wanderte ich in das Dorf, das freilich je näher ich kam, je mehr von dem Zauber, von der poetischen Ruhe verlor, die in der Ferne darüber zu lagern schienen; dennoch war es ein hübscher Ort, besonders ausgezeichnet durch die uralten herrlichen Linden, welche den Schmuck der Dorfstraße bildeten; mächtige Bäume, in deren Schatten die Hütten so winzig erschienen, daß sie fast in dem grünen Gezweige verschwanden.

Kräftige, blühende Kinder, deren Gesichter, Hemden und Röckchen der frischen Sonntagswäsche sehnsüchtig entgegenharrten, spielten jubelnd unter diesen Bäumen, während von Zeit zu Zeit eines dem lärmenden Häuflein entsprang, um dem heimkehrenden Vater entgegenzulaufen. Vor mancher Hütte saßen spinnend oder auch die müden Hände im Schoße ruhend einige Matronen, wahrscheinlich die Großmütter und Hüterinnen der spielenden Kleinen, indessen die Frauen und Mädchen noch auf dem Felde oder in der Wirthschaft beschäftigt sein mußten, da keine von ihnen sichtbar wurde. Männer und Burschen kehrten aus der ziemlich entfernten Stadt heim, wohin sie die Beute ihres frühen Fischzuges, auch Obst aus den Gärten zum Verkauf gebracht hatten. Zeigte sich in der Ferne auf dem Wasser ein

Rachen, so erkannte bald eines der Kinder den Kahn des Vaters oder des Bruders und sprang jubelnd dem Ufer zu, in der Hoffnung, daß der Heimkehrende irgend eine jener bunten glitzernden Kleinigkeiten mit aus der Stadt mitbringe, welche alle Kinder und vornehmlich ein Bauernkind so sehr entzücken.

Als ich die Dorfstraße entlang ging, wurde ich nicht wenig angestaunt, denn selten wohl mochte ein Fremder sich in diesen stillen, abgelegenen Ort verirren. Ich fragte eine alte Frau nach der Schänke und sie gab mir freundlich ihren Enkel zum Führer, der lustig vor mir hersprang von einigen Spielgefährten begleitet. Das Außere des Wirthshauses, das sich durch seine Größe vor den anderen Hütten auszeichnete, war nicht vielversprechend, dennoch winkte eine Bank im Schatten einer prachtvoll belaubten Linde dem müden Wanderer zu einladender Rast. Auch das ländliche Mahl, welches vor mir stand, in schöner Milch, kräftigem Brod und frischen Eiern bestand, mundete mir vortrefflich. Bald hatte die rührige Wirthin mir in einer der Giebelstuben, die, nach dem dustigen Hauche, der noch darin schwebte, wohl eine Obstkammer gewesen sein mochte, ein Lager bereitet, auf dem ich des tiefen, traumlosen Schlafes genoß, welchen nur die Gesundheit der Jugend bietet.

Der Morgensonne helle Strahlen, die, durch keine Vorhänge behindert, den Eingang in mein Stübchen gewannen, weckten mich zu einem herrlichen Sommertage, den ich in der anmuthigen Umgegend mit meinem Skizzenbuch beschäftigt, sehr zufrieden verlebte. Besonders bot die Ruine eines alten Klosters, dessen Trümmer malerisch gruppiert an einem der breiten Seen lagen, dem Auge des Malers des Anziehenden viel.

Am Abend als schon die Sonne sich neigte, saß ich vor der Thür des Wirthshauses unter der alten Linde, aus deren dichtem grünem Wipfel der Vögel Abendlied herniedertönte. Die Mädchen und Burschen des Dorfes zogen in langen Reihen, den Sonntag feierend, lachend und singend die breite Dorfstraße entlang, bald sich in kleinere Gruppen vertheilend und einander ausweichend, um sich dann wieder mit Jubel und Neckeln zu begegnen und zu vereinigen. Schon zu verschiedenen Malen waren sie bei der Schänke vorbeigegangen, wobei sie sorgende Blicke zu mir hinsendeten, auch wohl im Geheimen flüsternd spotteten über den Städter, der dort so einsam und träumend saß. Als die fröhliche Schaar wieder ein Mal vorüber kam, gesellte ich mich zu ihnen, einen freundlichen guten Abend bietend, ein Gruß, der von den meisten Mädchen etwas scheu und lütlisch, von den Burschen aber entgegenkommender erwiedert wurde. Indem ich meine Unterhaltung ihnen anpaßte, mich auch meistens nur mit Fragen über die Gegend, den Erwerb und dergleichen Dinge an sie wandte, kamen wir mit

dem Gespräch leidlich vorwärts, wobei mir intimer wieder wieder das Dorf durchzogen, vor dessen Hütten die älteren Frauen in traulichem Geplauder saßen, während die Männer, mit der dem Bauer so eigenen Behäbigkeit, den Rauch ihrer Pfeifen in die Luft bliesen und ab und zu einen tüchtigen Trunk aus dem Bierkrüge thaten.

Ganz am Ende des Dorfes, eigentlich schon am Waldsaume, weit entfernt von den andern Hütten, bemerkte ich plötzlich ein kleines Haus, welches ich am Tage vorher nicht gesehen hatte. Was jetzt so plötzlich meinen Blick fesselte, ich vermöchte es nicht zu sagen; war es die Stille und Einsamkeit, welche das Häuschen umwehte, die mir besonders als Gegensatz zu dem regen Leben vor den Hütten des Dorfes auffiel, lag es in der größern Sauberkeit und Ordnung, die den kleinen Fleck Erde umgaben? Das weißgetünchte Haus sah freundlich und schmuß aus den es seitwärts umstehenden Fliederbüschen hervor, während die schönste Linde des Dorfes ihre Zweige darüber ausbreitete.

Genug, meine Aufmerksamkeit war durch das stille Haus erweckt worden und mit der Frage, ob es bewohnt sei, wem es zugehöre, wandte ich mich an meinen Begleiter.

„Das ist ja das Grafenschloß,“ rief eine der jungen Dirnen, deren schnellen kaden Antworten mir schon mehrfach aufgefallen waren.

„Bärbel!“ entgegnete ein junges hübsches Bauernmädchen mit strengem Tadel in Worten und Gebärden, „Bärbel, wie vermagst Du nur so höhnisch zu reden!“

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

Die Kaiserin Eugenie von Frankreich, welcher die Mode schon manches Neue verdankt, z. B. die Crinoline u. s. w., bringt in Paris das Schlittschuhlaufen bei den Damen in die Mode. Sie selbst hat in der Kunst des Eislaufens eine ziemliche Gewandtheit erlangt. Polinnen, Russinnen und Engländerinnen wetteifern mit den französischen Damen an Grazie und Geschicklichkeit. Man bemerkte neulich mehrere Damen, welche ein eigenes Schlittschuhlauf-Costüme mit sehr kurzen Röcken und ziemlich hohen Stiefelchen trugen, während ein Cavalier (Marquis Galiffet) kurze Kniehosen und roth und schwarz gestreifte Strümpfe angelegt hatte.

Aber auch aus Berlin, das sich mehr und mehr

zur Modehauptstadt für Deutschland emporzuschwingt, meldet man:

Seit einigen Jahren schon ist das Schlittschuhlaufen in Berlin eine Modesache geworden und wird von Jung und Alt mit großer Vorliebe betrieben. Kräftige Männer und holde Mädchen fliegen auf der glatten Fläche und tummeln sich rüstig im Gefühle freier Kraft. Hunderte und zuweilen Tausende von Schlittschuhläufern kreisen bald in mehr, bald in minder kunstvollen Bindungen auf dem Eispiegel, der sich durch den schönsten Theil des Thiergartens erstreckt. Das ist ein Wogen und Drängen, ein Leben und Treiben, ein Fliehen und Suchen, mit einem Worte ein eben so anmuthiges als für den Beobachter interessantes Schauspiel. Besonders die Frauen erscheinen meist in kleidsamer, zuweilen selbst in eleganter, fast koketter Toilette, mit eng anschließenden Jacken von Sammet und Seide, welche die schwellenden und graziösen Formen hervortreten lassen, mit kaden Hüten, unter denen die reizenden Gesichter schelmisch hervorbliden. Lustig flattern die blauen und die grünen Schleier im wehenden Winde, die Locken fliegen, die Wangen glühen und die schönen Züge leuchten hell von Lust und Vergnügen. Hier gleitet eine stolze Schönheit der Aristokratie an uns vorüber gleich einer von dem Boden losgelösten schlanken Lilie, umschwärmt von bunten Gardeoffizieren und jungen Legationsräthen, welche das glatte Parquet der diplomatischen Salons mit der glatten Eisfläche vertauschen. — Bald fällt ein Ungeschickter oder ein Neuling unter allgemeinem Gelächter, bald erregt ein eben so kühner als graciöser Schlittschuhläufer durch seine gewagten Künste, überraschenden Wendungen und Biegungen die allgemeine Bewunderung. Fern von dem großen Haufen flieht ein liebendes Paar; sie auf den kräftigen Arm des Mannes gestützt, er die holde Braut leise umschlingend, fühlen sie das volle Glück des Lebens, während ihre Blicke sich jetzt begegnen, jetzt zu dem winterlichen Abendhimmel emporschauend, der so rosig gefärbt erscheint wie die strahlenden Wangen des Mädchens. Der Liebesstern leuchtet ihnen bereits, sie aber ziehen weiter und weiter, ohne sich um die heimkehrende Menge zu kümmern, bis sie in der lustigen violetten Dämmerung verschwinden gleich zwei seligen Geistern.

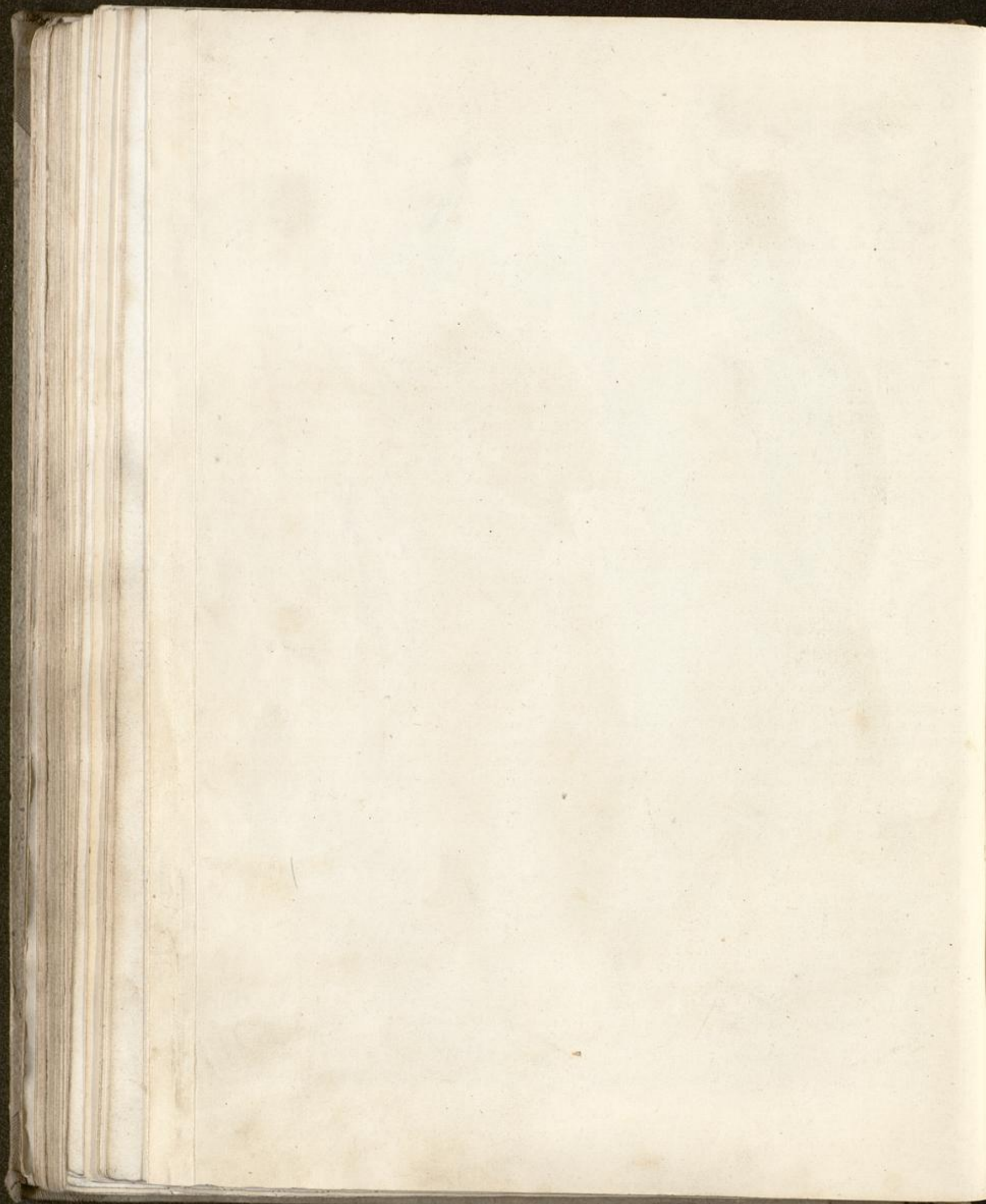
Abgesehen von dieser romantischen Seite hat das Schlittschuhlaufen noch seine praktisch sociale und selbst medicinische Bedeutung. So manche interessante und für das ganze Leben entscheidende Bekanntschaft ist auf dem glatten Eise angeknüpft worden. Außerdem empfehlen die Aerzte und zwar mit Recht das Schlittschuhlaufen als ein ausgezeichnetes Mittel gegen die herrschende Nervenüberreizung und Bleichsucht unserer jungen Damen. Allerdings sollte man auch glauben, wenn man an einem schönen Wintertage in Berlin die vielen lachenden, blä-

wingt,
huhlau=
rd von
kräftige
glatte
r Kraft.
huhläu=
stvollen
n schön=
in Wo=
Fliehen
uthiges
L. Be=
er, zu=
mit eng
welche
ten las=
den Ge=
e blauen
ie Locken
ge leuch=
ne stolze
ich einer
schwärent
sräthen,
lons mit
ein Un=
Belächter,
littschuh=
en Wen=
nderung,
es Paar;
er die
as volle
begegnen,
nen, der
Wangen
t bereits,
um die
e lustigen
i jseligen
hat das
und selbst
e und für
auf dem
empfehlen
huhlausen
ende Ner=
Damen.
an einem
den, blü=



ALLGEMEINE MODENZEITUNG.





henden Mädchengesichter sieht, daß beide Krankheiten hier nicht existiren, obgleich sie nur zu sehr verbreitet sind.

Doch wenden wir uns zu dem, was jetzt alle Damen vorzugsweise beschäftigt, zu den Balltoiletten. Da sehen wir eine ganz von weißem Tulle, bis an die Knie mit Bänfchen besetzt, auf die ein zweiter kurzer Rock von Tulle fällt, welcher von Rosenguirlanden gehalten wird. Ueber das Leibchen ziehen sich ähnliche Rosenzweige, welche in der Mitte die Berthe theilen, die aus einer Tulledraperie besteht.

Ein blaues Atlaskleid verhüllt Tarlatan, auf dem man Sterne von ganz schmalen weißen Blondes sieht. Aus jedem dieser Sterne kommt ein weißes Glockenblümchen hervor. Das Leibchen hat eine Draperie von gebauschtem Tarlatan; auf jeder Achsel, in der Mitte der Berthe und auf der Schnuppe ein Blondenstern mit einer Blume in der Mitte.

Ein Kleid von sehr blaßblauer Seide war durch eine Tunica von Tarlatan verhüllt, die ganz und gar ein Gegitter von weißer schmaler Blonde und schmaler grüner Atlasbandruche bedeckte. Natürliche Guirlanden von Winden in allen Farben liefen bis in die Mitte des Rockes hinauf. Das Leibchen war gegittert wie die Tunica, oben am Ausschnitte aber befanden sich Rosetten von Band und Blonde, um die sich eine Guirlande von Winden schlang, die in dreifachen Enden nach unten und nach jeder Achsel lief.

Ein ganz duftiger Ballanzug bestand in einem Rocke von weißem Taffet, der ganz wie mit Schnee von kleingebauschtem Tulle bedeckt war. Auf diesen Schnee waren Rosenblätter gestreut, unter denen man hier und da auch eine ganze Rose mit einem Blatte oder eine Knospe bemerkte. Das Leibchen entsprach dem Rocke und hatte an den kurzen Ärmeln lange sogenannte Seraphita-Armel von mit Rosen bestreutem Tulle. Auch in dem blonden Haar der Dame, das nach antiker, jetzt sehr modischer Art geordnet war, waren Rosenblätter wie verstreut. Schuhe von rosa Atlas mit einer Rose darauf statt des Bandes vollendeten diesen reizenden Anzug.

Kleid von lilas Moire, auf dem runden Leibchen mit Moire-Revers, die mit breitem schwarzen Sammet und Spitzen garnirt waren. Dieser Besatz setzte sich auf dem Rücken als Berthe fort und war auf den Achseln geschligt. Die Mitte des vorn sehr offenen Leibchens wurde durch zwei Sammetstreifen gehalten. Unter dem Leibchen eine Guimpe von Tarlatan in Schweizer Falten und oben herum mit Spitzen und schmalen Sammet eingefast. Medici-Gürtel ebenfalls von Sammet, dessen lange Enden auf den Rock fielen. Kopfsputz von lilas Maßliebchen, deren eine einen Brillant enthielt; dazu an der Seite ein Schildkrotkamm mit Perlen oben

hin; Armband von Smaragd, Brillanten und echten Perlen.

Extrablatt.

Herrenmoden.

1. Nicht sehr hoher Hut mit schmalen Krempe; Rock mit nur einer Knopfreihe; Weste mit Shawlkragen; schwarze Cravatte; ziemlich weite dunkelfarbige Beinkleider; Ueberziehrock mit Pelz besetzt und gefüttert, durch Schnuren vorn zusammengehalten, so lang, daß er weit über die Knie reicht; dänische Handschuhe.

2. Hausanzug eines Künstlers; kurzer Rock von schwarzem Sammet, vorn herunter, unten herum, an dem Kragen und an den Taschen vorn mit einem dünnen weißseidenen Schnürchen eingefast; weite Beinkleider ebenfalls von schwarzem Sammet; hellfarbige Cravatte; Hausschuhe.

3. Halbhoher Hut mit schmalen Krempe; einreihiger kurzer Rock mit ziemlich breiter Borte besetzt; bunte Cravatte; weiße Weste; halbweite hellfarbige Beinkleider; durchgängig wattirter und gesteppter Ueberziehrock; dänische Handschuhe.

4. Polnische Mütze mit Pelzbesatz; Ueberzieher ebenfalls mit Pelzbesatz; darunter schwarzer Frack, weiße Weste, kleine bunte Cravatte und schwarze halbweite Beinkleider; gelbe Glacehandschuhe.

5. Hellfarbiger Rock mit schmalen niedrigem Kragen, der nach den Klappen zu ziemlich breit wird, mit breiter Borte eingefast; bunte Cravatte; weiße Weste mit Shawlkragen; hellfarbige gestreifte Beinkleider; dänische Handschuhe.

6. Halbhoher Hut mit schmalen Krempe; schwarzer Frack und schwarze Beinkleider; weiße Cravatte und weiße Weste; Ueberzieher mit schmalen Pelzkragen, vorn herunter und unten herum mit Pelz garnirt; sehr weite hängende Armel mit Pelzausschlägen; gelbe Glacehandschuhe.

Modenblatt N^o 5.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Häubchen von schwarzen Spitzen mit Rosen an der Seite; Kleid von Taffet mit hohem Leibchen, das wie das Leibchen eines Herrenrockes geschnitten und am Kragen mit schwarzen Posamentirspitzen belegt, vorn herunter aber mit Knöpfen von schwarzer Seide zugemacht ist; sehr weite Armel, an der Außenseite offen, auf der Achsel und den Ausschlägen mit Spitzen besetzt;

auf dem weiten Rocke vorn eine Reihe schwarzer Knöpfe; geschlossene weite Unterärmel; in Falten gelegte Chemisette mit einem ganz schmalen Cravattenbände, das ein goldener Knopf zusammenhält; dänische Handschuhe; Taschentuch.

2. Sehr kurzschirmiger weißseidener Hut mit schwarzem Atlasbarte, weißen Bindebändern, schwarzen Spitzen unter dem Schirme und einer einzigen sehr großen weißen Blume; Kleid von Taffet mit hohem Leibchen, das jadenartig mit gemustertem Sammet besetzt ist; ziemlich weite Aermel, eben an der Achsel, außen an der Seite und oben herum mit eben solchem Sammet garnirt, der auch den modischen Gürtel bildet; auf dem weiten Rocke ganz unten ein doppelter Besatz von Sammet und Franzen; geschlossene Unterärmel mit drei Bäuschchen vorn; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

3. Sehr kurzschirmiges Hütchen in Schwarz und Weiß mit rosa Ausputz unter dem Schirme und breiten, rosa Bindebändern; Kleid von Taffet mit hohem Leibchen und halbweiten Aermeln, die an der Seite außen und unten herum mit kleinen schwarzen länglich runden Sammetstreifen garnirt sind, welche sich auch unten herum auf dem Rocke, etwas größer, wiederholen; geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Hut mit schwarzem Atlasbarte, der in der Mitte spitz nach oben und vorn geht und mit weißseidenem Kopfe und abstehendem Barte, der auch mit weißen Spitzen garnirt ist; weiße Bindebänder und als Ausputz zwei violette Federn, von denen eine vorn nach dem Gesichte zu, die andere nach der Seite hin fällt, Kleid von violetter Seide mit hohem Leibchen und weitem Rocke ohne Ausputz; reicher Aermel-Mantel von Sammet mit Pelz besetzt; Glacéhandschuhe; Taschentuch; Stiefelchen.

Stahlstich N^o 5.

Anna Versing-Hauptmann.

(Nach einer Photographie.)

Eine der bekanntesten Kunstgrößen unserer Zeit ist die Hofschauspielerinnen Anna Versing-Hauptmann, deren Spiel wir erst im Sommer 1861 in Leipzig zu bewundern Gelegenheit hatten.

Geboren 1835 in Mainz, kam sie als zweijähriges

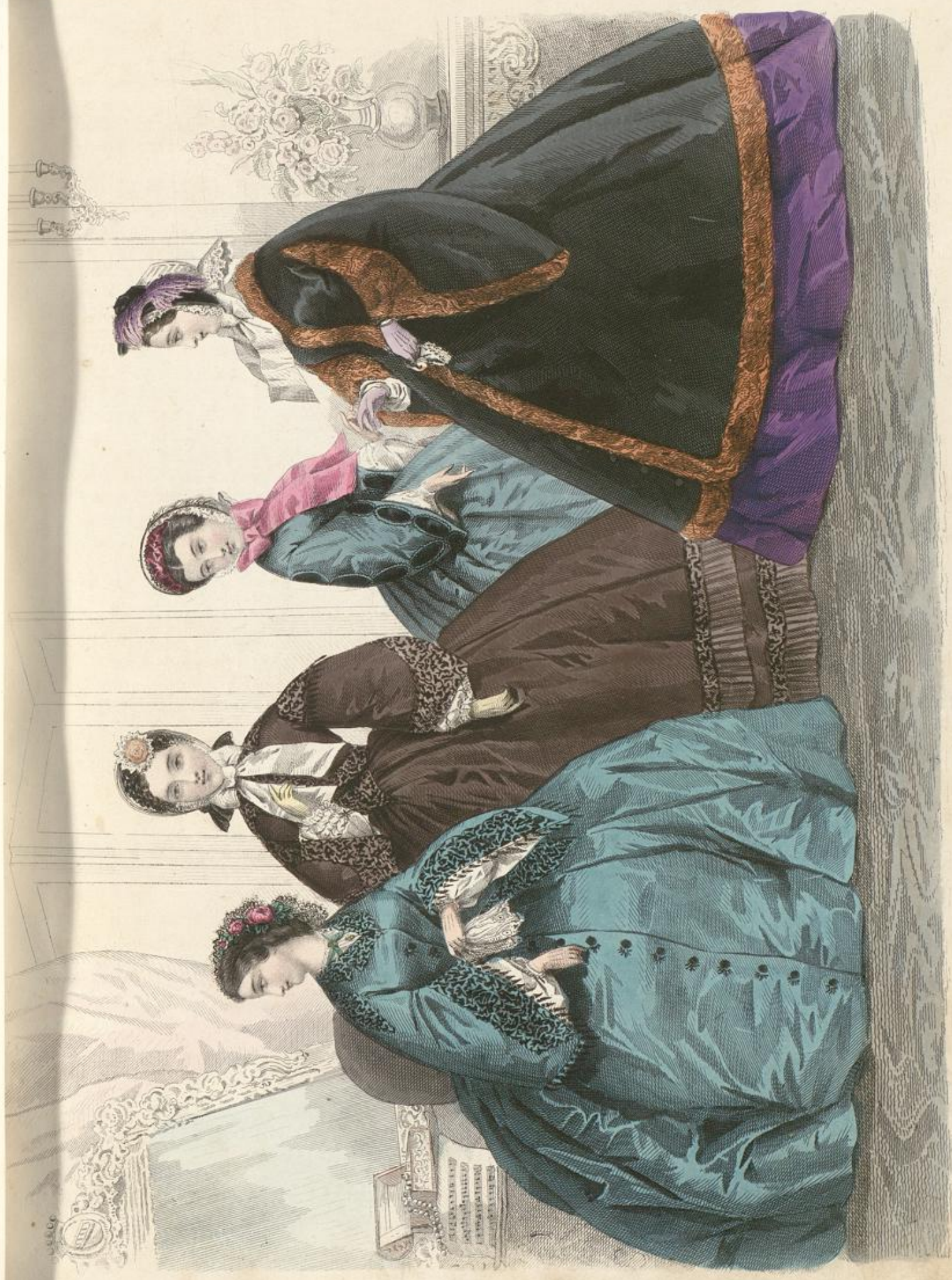
Kind mit ihren Eltern, dem Sängler Versing und der berühmten Schauspielerinnen Lauber-Versing, deren Zimmermann so häufig gedenkt, nach Rußland, wo sie in einem der angesehensten Mädchen-Pensions-Institute Petersburgs eine vortreffliche Erziehung erhielt.

Obwohl nicht zum Theater bestimmt, hatte sie doch immer so unüberwindlichen Drang zur dramatischen Kunst, daß sie nach längerem Widerstreben ihrer Eltern, ihren Willen durchsetzte und im Alter von vierzehn und ein halb Jahren in Olmütz zum ersten Male die Bühne betrat. Ihr Debüt fiel so glänzend aus, daß sie bei den folgenden Vorstellungen mit Blumen förmlich überschüttet wurde. In Prag, wo sie gleich darauf gastirte, errang sie nicht mindern Beifall, so daß ihr sofort von Brünn und Wien aus Engagementsanträge gemacht wurden. Auf den Rath ihrer Eltern wählte sie Brünn wo sich ihr ein vielseitigerer Wirkungskreis und mehr Gelegenheit darbot, ihr Talent zu entwickeln und auszubilden. In Kurzem war sie der Liebling des Publikums, aber schon nach zwei und einem halbjährigem Wirken verließ sie die Bühne, um sich mit dem Buchhändler A. Hauptmann zu verheirathen. Seinem Wunsche gemäß schlug sie jeden ferneren Engagementsantrag, selbst einen sehr vertheilhaftigen nach Hannover, aus und entsagte ganz dem Theater, um nur ihrem Manne und ihrer Familie zu leben.

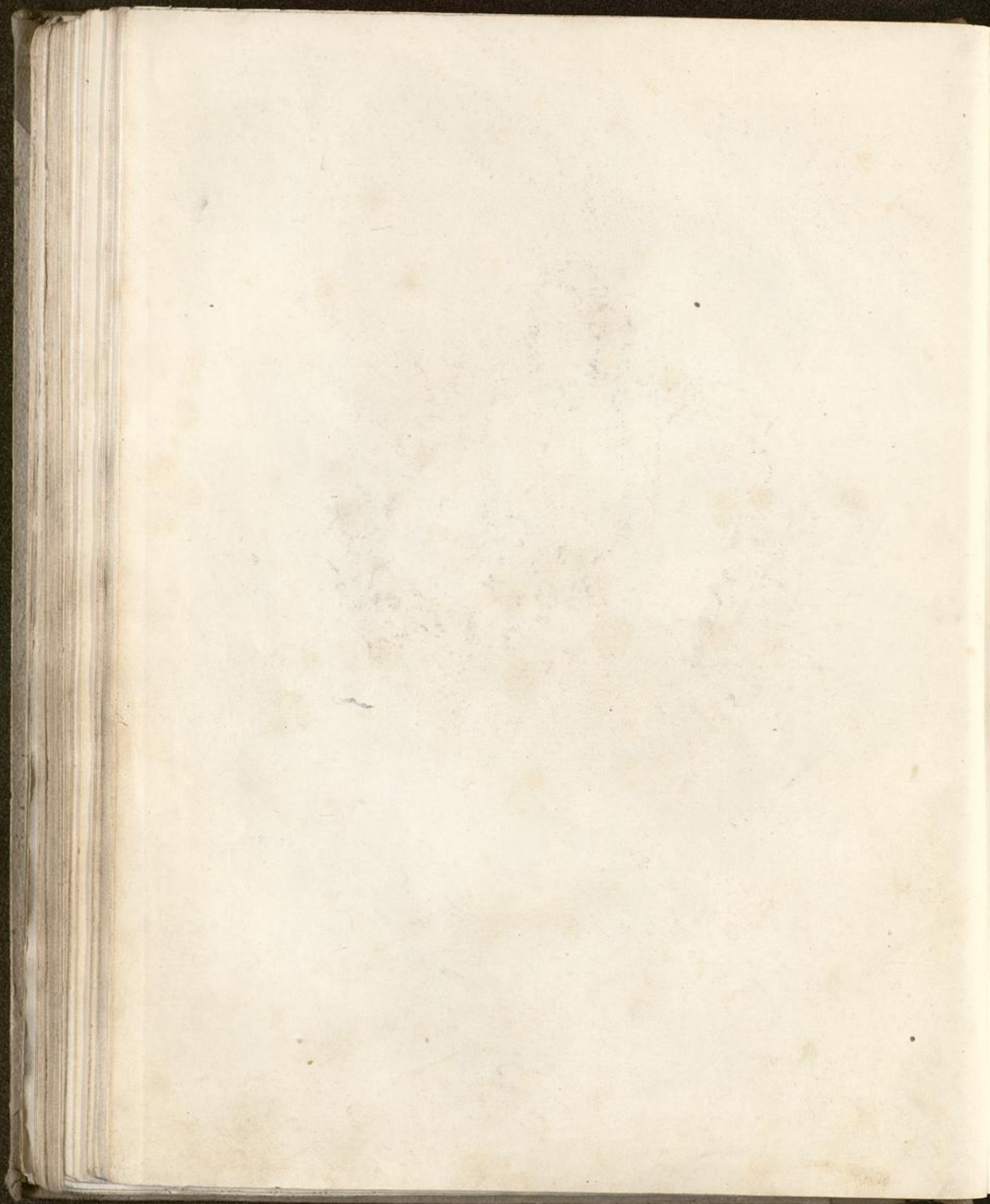
Aber ihre Neigung für die Kunst war zu groß, um sich auf immer zurückdrängen zu lassen. Bereits 1859 trat sie in Frankfurt a. M. wiederum auf und nahm daselbst, da ihr zweites Debüt denselben Erfolg hatte wie das erste, ein neues Engagement an. Sieben Monate später trat sie eine längere Gastspielreise an und erntete in Breslau, Görlitz, Berlin, Magdeburg, Wien, Dresden, Graz, Pesth, Prag und Koburg ungewöhnlichen Beifall. Ein ehrenvoller Antrag der Hofbühne zu Koburg bewog sie dort zu bleiben, wo sie seitdem sich der ungetheiltesten Anerkennung des Publikums erfreut. Auch von Seiten des Hofes ward ihr die Auszeichnung zu Theil, als Vorleserin der Herzogin ernannt zu werden.

Von der Natur ebensowohl geistig wie körperlich reich begabt, ist Anna Versing-Hauptmann außer dem Theater eine nicht minder glänzende Erscheinung als auf der Bühne und durch die Lieder, welche sie kürzlich bei D. Wigand in Leipzig veröffentlicht hat, beweist sie, daß sie nicht nur eine Stelle unter den besten deutschen Schauspielerinnen einnimmt, sondern auch zu den poetisch begabten Frauen gehört.

und der
Zimmer-
in einem
Peters-
sie doch
natischen
Eltern,
ehn und
e Bühne
sie bei
h über-
gastirte,
ort von
gemacht
Brinn
nd mehr
nd aus-
Publi-
m Wir-
schänd-
Wunsche
g, selbst
nd ent-
und ih-
u groß,
Bereits
auf und
Erfolg
Sie-
pielreise
deburg,
y unge-
er Hof-
wo sie
Publi-
ard ihr
ngin er-
rperlich
er dem
ig als
he sie
ht hat,
den be-
n auch
und all
ich 22
mimo 3
und 33
Leipzig.



ALLGEMEINE MODEZEITUNG



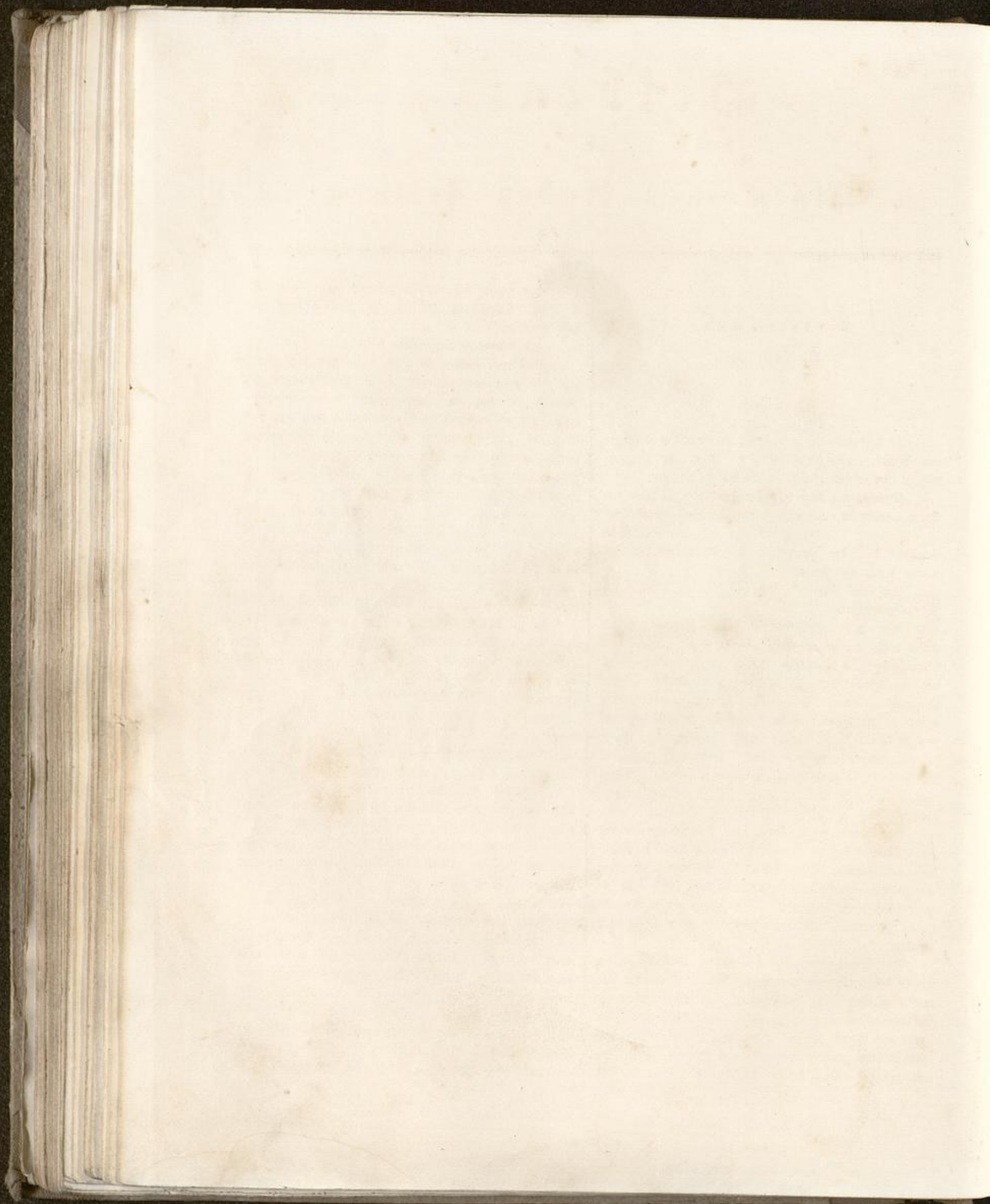


Nach einer Photographie v. Prasek

Stein u. Druck v. Weger in Leipzig

Anna Kersing Hauptburg

Verlag v. Baumgarten & Buchh.



zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Marie-Anne.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

„Ist's etwa nicht wahr?“ antwortete die Gescholtene schnell, „ist nicht die Marie-Anne ein Grafenkind, sie selbst nun eines Grafen Liebste und der —“

„Schweig mit Deiner bösen Zunge!“ rief die junge Dirne, während eine helle Bornesröthe auf ihrem Antlitze emporloderte. „Wer spricht gern von seines Nächsten Unglück. Hat der Herr Dich überhaupt um die Geschichte der ganzen Familie befragt?“

„Und des Grafen Schatz ist sie doch,“ warf die Andere trotzig ein.

„War sie,“ erwiderte die Vertheidigende schnell. „Wer weiß, Bärbel, ob Du, ob wir Alle so lange den Bewerbungen des schönen Grafen widerstanden hätten wie die Marie-Anne. Ihr habt Alle gut reden und großmächtig thun, Ihr werdet nimmer so der Versuchung ausgesetzt sein, denn Ihr wißt so gut wie ich, daß es sein Lebtag kein so schönes Mädchen im Dorfe, ja viele Meilen in der Runde gegeben hat wie die Marie-Anne. Um uns wird wahrlich kein Graf aus seinem Schlosse kommen und blaß und krank werden vor lauter Liebe.“

Ein Murren des Unwillens lief durch die Gruppe der Dirnen, selbst die jungen Männer warfen böse Blicke auf das Mädchen, und einzelne Reden wurden laut wie — die Kefe spreche ja sehr bestimmt und keck — sie sei wohl selbst nicht abgeneigt der Schatz eines vornehmen Herrn zu werden, daß sie die Marie-Anne so warm vertheidige.

Die Geschmähte, der die hellen Thränen in die Augen schossen, wollte vermuthlich den beleidigenden Reden in gleicher Weise antworten, doch schnell sich eines Besseren besinnend, lief sie hastig dem Dorfe zu. Ich ahnte aus ihrem ganzen Thun, daß sie vielleicht schon öfter in dem gleichen Streite der Uebermacht hatte weichen müssen. Mit einem Gefühle plötzlich erweckten

Interesses blickte ich der Forteilenden nach, als eine Stimme, welche ich alsobald für die Barbaras erkannte, rief:

„Da kommt ja die Gräfin selbst!“

Blitzschnell wandte ich mich um. Aus dem Walde trat eine hohe Frauengestalt. In die dort übliche Tracht gekleidet, nur daß der schwere, faltige Rock dunkler und länger als bei den anderen Bauermädchen war, und daß statt des schwarzseidenen breitzipfligen Kopfstüches ein weißes leinenes Tuch das Haupt umschlang — schritt sie langsam dem kleinen Hause zu. Unfehlbar mußte sie Barbaras hämischen Ausruf gehört haben, aber nicht für einen Augenblick beeilte dies ihren Schritt, ebenso gerade und stolz blieb die Haltung, kein Blick slog zu uns herüber. Die einzelnen Züge des Gesichts vermochte ich in der Dämmerung nicht mehr zu unterscheiden, aber wie sie das Haupt so stolz und edel hielt, wie die herrliche Gestalt mit ihren vollen und doch schlanken Formen hervortrat, das hätte wohl manches andere Auge als das des Künstlers entzückt. Auf dem Kopfe trug sie einen Korb mit frischen Kräutern gefüllt, und obgleich er allzuschwer sein mochte, so stützte doch der eine ihrer erhobenen Arme die Bürde. Diese ganze Stellung, so wohlgeeignet die Verhältnisse einer schönen Figur in das hellste Licht treten zu lassen, hatte etwas so Malerisches und Reizvolles, daß ich das anmuthige Bild augenblicklich in mein Skizzenbuch hätte aufnehmen mögen.

Während ich stumm auf die Dahervandelnde schaute, flogen die bittersten, spitzesten, ja bössartigsten Bemerkungen über sie durch den Kreis und plötzlich wie auf ein verabredetes Zeichen stimmten die Mädchen und Burschen ein Lied an, ein wohlbekanntes Volkslied, dessen Worte von einem verlassenen Lieb handelten, das man höhrend neckte und verspottete. — Jetzt stieg auch mir die Gluth des Zorns hell empor, dessen Ausbruch ich nur mit Mühe zurückhielt, da ich mich jedenfalls in einen nutzlosen, ungleichen Streit verwickelt hätte. Widerwille, Abscheu gegen die Hohheit der Dorfjugend, ein tiefes Mitleid mit dem armen verlassenen Mädchen, dem vielleicht jeder Ton, jedes Wort des Liedes wie ein Dolchstich das Herz traf, erfüllten meine Seele. Mit erschüttertem Unwillen fehrte ich den Singenden den Rücken und eilte schnell dem Walde zu, um nur nicht ferner

mit ihnen in Gemeinschaft zu kommen. Dabei traf ich dicht mit Marie-Anne zusammen und ein „Grüß Gott!“ flog von meinen Lippen ihr entgegen. Sie stutzte; es mochte etwas so Warmes und Inniges in dem Tone meiner Stimme liegen, das sich ihr unwillkürlich mitgetheilt, als könne mein wohlgemeinter Gruß sie für die Unbill entschädigen, welche Jene ihr angethan. Einen Augenblick stand sie still, verwundert auf mich schauend, dann erklang ein wohlklingendes „Schön Dank, mein Herr!“ und langsam schritt sie dahin.

Als ich aus dem Walde zurückkehrte, war der Mond herausgezogen und glitzerte auf dem Spiegel des Sees und lag voll und weich über dem weißen Hause am Waldesfaume. Tiefe Ruhe herrschte ringsumher, nur in den Blättern der Linde lispelte ein leiser Abendwind und wehte würzigen Duft hernieder, und durch die Stille der Nacht drang plötzlich aus dem kleinen Hause eine leise sanfte Stimme, eines jener uralten süßen Schlummerlieder singend.

Warum es so wunderbar mein Herz durchzuckte, wie es mir plötzlich war als sei mir etwas sehr Wehes geschehen! Warum eine Thräne in mein Auge stieg? Ich konnte es nicht sagen.

Unter den Bäumen vor dem Wirthshause saß Kefe, die Nichte der Wirthin, den Sonntag bis zu Ende genießend, indem sie die sonst so fleißigen Hände feiernd im Schoße ruhen ließ. Nachdem ich mich unweit von ihr niedergelassen, bat ich sie mir zu sagen, was es mit der Marie-Anne sei, denn obschon ich den Zusammenhang der traurigen Geschichte ahnte, hoffte ich immer noch, es könne, es müsse sich Alles anders herausstellen. Die Kefe schien nur auf meine Frage gewartet zu haben, denn ihr Herz, von Unwillen über der Gefährten rohes Benehmen und von Theilnahme an Marie-Annes Schicksal erfüllt, floß nun über.

„Ach, Herr, mit der Marie-Anne war es immer etwas Apartes und Schönes. Sie war stets das beste Kind im ganzen Dorfe, die Erste in der Schule immerdar. Wenn sie Alle die Lection nicht begriffen und den Lehrer anstarrten, die Marie-Anne hatte es im Umsehen fort. Lesen und Schreiben that sie, daß es eine wahre Pracht war — ich glaube kein Professor könnte es besser, und so wie sie hatte keine je ihren Katechismus gelernt. So war sie als Kind; und so rein und sittlich und jedem Lärmen und wüsten Treiben abhold ist keine Jungfrau je gewesen wie sie; es war stets als müßte man besser sprechen und leiser lachen, wenn sie dabei war. Aber obgleich etwas ganz Besonderliches in ihrem Thun und Wesen sich ausdrückte, so lag es gewiß nicht in ihrem Willen uns durch Fernhalten zu kränken, und hochmüthig war sie nicht, das geb' ich partout nicht zu.

Lieb und freundlich ist sie zu uns Mädchen immer gewesen, und daß sie die Burschen mit ihrem oft rohen Wesen und Scherzen nicht heranließ an sich, das fand ich just in der Ordnung, denn mir schien keiner werth die Marie-Anne nur zum Tanz zu berühren, vielweniger als Weib heimzuführen. Und das hat sie gewiß im Stillen auch gedacht, wenn sie es auch nicht laut werden ließ; aber weil sie sich absonderte und still daheim bei der Mutter blieb — seitdem sie nicht mehr mit des verstorbenen Predigers Töchterlein umging, denn zu des seligen Herrn Lebzeiten war sie wohl gelitten im Pfarrhause — und weil sie nie auf dem Tanzboden erschien, so wurmte und kränkte es die Burschen, und daß sie trotzdem nach ihr schauten Sonntags beim Kirchgange, das ärgerte die Dirnen und machte sie neidisch. So sammelte sich immer mehr Groll gegen die Marie-Anne an, die dennoch still und ruhig ihren Weg ging und sich nicht beirren ließ und nach Keines Meinung fragte und zu fragen nöthig hatte, bis —“

Die Kefe hielt inne als könne sie in ihrer Erzählung nicht weiter; ein leises Weinen drang von ihr zu mir herüber, bis plötzlich die rauhe, barsche Stimme der Wirthin mit polternden Worten die Stille unterbrach.

„Ich dünkte Kefe, das Weitererzählen der sauberen Geschichte überließe Du mir, möcht' sich besser passen für mich als für Dich junge Schnid-Schnade. Muß Dir überhaupt sagen, daß sich Dein Hierstigen in die dunkle Nacht hinein gar nicht ziemt; laß den Christoph nicht dahinterkommen; weißt schon, daß er Dein stetes Vertheidigen der Marie-Anne nicht liebt und er hat Recht daran. Es thut niemals gut, wenn junge Dirnen in manchen Dingen zu weichherzig sind; könnte da kommen, daß sie selbst Recht mit Unrecht verwechselten — aus lauter Christenliebe. Jetzt marsch hinaus in die Kammer, damit Du morgen zu rechter Zeit aus den Federn kommst, mit Deiner Trägheit hat man ohnedies seinen hellen Jammer!“

Das so heftig gescholtene Mädchen — die Worte der Frau Bernede waren noch mild und weich gegen den Ton ihrer Stimme — warf trotzig den Kopf zurück und sprang eilig in das Haus hinein, ohne jedoch dem Gebot der Ruhme vollständig Folge zu leisten, denn ab und zu zeigte ein hellerer Strahl des Mondes mir sie, im Hintergrunde des Hausflurs lehrend.

„Ja, ja mein Herr Maier,“ begann die Wirthin, nachdem sie es sich wie zu einem recht langen Gespräche bequeme gemacht hatte, vor dem ich zurückgebebt sein würde, wenn das Thema nicht ein zu interessantes war, — „ja, ja, da ging sie einher in ihrem stolzen hoffärtigen Wesen die Marie-Anne, das ihr von Kindesbeinen an eigen, das ihr, glaub' ich, schon im Blute gelegen und von der feinen Frau Mutter, die Jungfer auf

einem Schlosse gewesen, bestmöglichst herausgebildet wurde. Die Leute im Dorfe konnten sich damals, als die Langens herzogten — an die zwanzig Jahr mögen es sein — gar nicht recht erklären, wie die feine zarte Schloßmamsell zu dem rauhen läppischen Lorenz gekommen sei; dem war von unserm gnädigen Herrn Grafen — Gott habe ihn selig — die Stelle als eine Art Waldaufseher angewiesen, man könnte eigentlich sagen die Charge sei nur seinetwegen geschaffen, da der Wald vorher gerad' so gut im Stande und eben so grün und frisch war als seit der Lorenz in dem weißen schmucken Häuschen wohnte und für wenig Arbeit möglichst viel Vorzüge genöß. Ich hab' das Ganze gleich durchschaut, denn der liebe Herrgott hat mir — Dank sei ihm dafür — ein Paar gute klare Augen gegeben, die sehen gerade hindurch durch eine Sache. Und als ich zum ersten Male der Margareth Kind, die kleine Marie-Anne, erblickt, in dem schneeweißen Bettchen liegend, mit den feinen Linnen angethan, da wußt' ich gewiß woran ich war, denn so vornehm und bildsauber hat seit der Welt Bestehen noch niemals ein richtiges Bauernkind ausgesehen. — Viel Glück war nicht in dem kleinen Hause, so friedlich und schmuck es stets von außen dalag. Der Lorenz und die Margareth waren nie recht Eins, obgleich sie — denn der Wahrheit immer die Ehre — still und bescheidenlich in ihrem Thun und Wesen sich erwies, ganz lammfromm und unterwürfig all sein Brummen und Schelten trug und sich die zarten weißen Hände grob und rauh arbeitete, es uns anderen tüchtigen Hausfrauen gleich zu thun. Zum Vorwurf konnte man ihr eigentlich nichts machen als daß sie gar zu unbändig stolz auf die Marie-Anne war und in sie schaute wie in einen goldenen Kelch. Denn ihre Augen, sonst immer so trüb und still, leuchteten schier, wenn sie auf die schöne Tochter blickte, und wenn der Lorenz — der nie große Stücke auf die Dirne hielt, sondern stets barsch und unfreundlich mit ihr umging — ihr die größte Arbeit recht expreß auswählte, dann suchte die Mutter durch doppeltes Liebhaben und Berzärteln das Mädchen dafür zu entschädigen. Und als nun vollends der Lorenz starb und seine Rauheit nicht mehr all der übermäßigen Schwäche das Gleichgewicht hielt, da hat die Margareth der Tochter erst gar den Kopf verrückt mit ihren hochfliegenden Plänen; ihr hätte kein Graf, kein Fürst zu gut geschienen für das Goldkind. Ich laß' auch mein Leben darauf, sie hat darum gewußt, daß der feine Herr Graf — nicht etwa der Sohn von unserer Standesherrschaft, sondern von jenem Schlosse über dem See — so mächtig verliebt in die Marie-Anne war und ihr aufgepaßt im Walde allüberall; ich bin fest überzeugt, daß die Mutter dem Mädchen eingeredet, er werde sie zur Frau Gräfin machen. So gehört eigentlich die größte Schuld vor deren Thür, denn sie war eine alte vernünftige Frauensperson, die

ein Stück von der Welt und ihrem Getreibe kennen mußte, wohingegen die Marie-Anne ein junges kaum achtzehnjähriges Ding war. Aber die Mutter konnte ihren sündigen Hochmuth nicht abbüßen hier auf Erden, denn gleich als das Kind geboren war, haben sie die Margareth ins Grab gesenkt. Und da hat die Marie-Anne mich doch gedauert in ihrer jammervollen Verlassenheit — denn mein Herr Maler, man hat auch kein Kieselherz, wenn es auch ein ehrbares Herz ist — und ich hab' mich herabgelassen zu ihr zu gehen. Aber ist es zu glauben," die Stimme der Sprechenden wurde immer heftiger, eine stets wachsende Leidenschaft machte sich in ihren Geberden kund, „ist es zu glauben, daß das hochmüthige Geschöpf meine guten Vorschläge, wie ich ihr in der Stadt einen schönen Dienst besorgen und das Kind austhun wolle, rundweg zurückwies? Ist es zu glauben wie sie mir, der Wirthin zum goldenen Anker der ehrfamen Frau Andreas Bernede, der Wittwe des einstigen Schulzen hier im Orte, so zu sagen die Thür zeigte? Hoch und stolz streckte sie sich vor mir und sagte: „Frau Andreas Bernede, ich habe Euch niemals gebeten Euch in meine Angelegenheiten zu mischen; ob es aus purer Christenliebe geschieht, daß Ihr mich aufsucht — sagte sie — dies möcht' ich nicht erforschen. Ich aber entgegne Euch auf Euer Anerbieten, ich bleibe hier und mein Kind geb' ich nicht von mir mein Lebtage nicht. Euch und der Gemeinde soll es gewiß nicht zur Last fallen, so lange ich meine beiden gesunden Hände habe zu arbeiten; und nach meinem Tode wird schon dafür gesorgt werden. Alles was der Mensch sich selbst bereitet, muß er auch Muth und Kraft zu tragen haben. Das sag' ich Euch und denen, die Euch sonst vielleicht gesandt haben mit Euren guten Vorschlägen. Und da ich Euch nicht her zu mir gerufen, Frau Andreas Bernede, so wollt' ich Euch hiermit gebeten haben, mich fortan allein meinen Weg gehen zu lassen!“ So hat sie geredet, Herr Maler, justement so, und dabei war nicht ein Fünkchen Demuth oder Freundlichkeit in ihrem Wesen. Groß und hoch aufgerichtet ist sie vor mir gestanden und hat auf mich herniedergeblickt so vornehm und stolz wie eine Gräfin. Die Bettelgräfin die! Jetzt könnte sie für mich auf den Steinstufen meines Hauses darben liegen, ich streckte meine Hand nicht nach ihr aus.“

Der Zorn der Wirthin schien bei der neuerweckten Erinnerung an diese Beleidigung den höchsten Grad zu erreichen, die Stimme wurde fast unverständlich, ihre Augen funkelten vor Haß, daß sie gar widerwärtig anzusehen war, und es bedurfte einer geraumen Weile, ehe sie sich wieder von ihrer heftigen Erregung erholte.

Indessen war die Nese wie ein Pfeil aus dem Hause geschossen und stand zum Kampfe bereit vor der erstau-

ten Frau. In einem hastigen Ueberstürzen begann sie wieder ihre Vertheidigung.

„Was Ihr dem Herrn erzählt, Ruhme, ist wahr, aber man kann auch jed' Ding auf eine gute und böse Manier darstellen, man kann eine Sache drehen, daß sie noch die nämliche scheint und doch ganz anders ist. Wenn Ihr zu der Marie-Anne gekommen aus purer Nächstenliebe und hätt' sie Euch so gründlich zurückgewiesen, dann wäre es schwarzer Undank und frecher Hochmuth von ihr gewesen; aber sagt auch dem Herrn Maler, daß Ihr nimmer daran gedacht zu ihr zu gehen, wenn man Euch nicht mit den Aufträgen für sie — Ihr wißt auch woher — betraut hätte. Da ich, die einfältige Kiese, das Ding durchschaut habe, so ist es gewiß, daß die Marie-Anne in ihrer Klugheit ganz genau wußte, woran sie mit Euch war. Nein, nein, Ruhme, schlecht, grundschlecht hat sich das ganze Dorf zur Marie-Anne benommen; sie, die Allen Gutes gethan, hat man schmählich verlassen in der Stunde der Noth. Laßt Euch erzählen, Herr Maler, was sie uns Allen erwiesen, nicht nur, daß Ihr die Marie-Anne an jedem Krankenbett finden konntet und daß sie vornehmlich die Kinder gepflegt hat — denn sie war stets so kinderlieb — so ist sie in der Zeit als die schrecklichen Blattern hier im Dorfe wütheten, wie ein Gottesengel von einer Hütte zur andern geeilt und hat nicht an ihre eigene Gesundheit und Schönheit gedacht und ist zur Hilfe und Pflege bereit gewesen Tag und Nacht. Da sie nun das gethan, da hat man sie gepriesen nach Herzenslust — denn die Worte kosten kein Geld und keine Mühe — und der alte Herr Pfarrer selig hat ihr selbst von der Kanzel herab gedankt und hat sie belobt um ihr schönes Thun. Und als sie anf dem Siechbett gelegen, ganz allein und verlassen, von schwerem Kreuz heimgesucht, da hat sich keine Hand ausgestreckt ihr zu helfen. Alles was sie uns Liebes und Gutes angethan, hatte man nun vergessen. Und als ich zu ihr gelaufen, um ihr, meiner Wohlthäterin, beizuspringen, da hat die Ruhme mich mit Gewalt zurückgeschleppt, hat mich mit Schlägen tractirt und eingeschlossen. Aber ich fand dennoch Mittel und Wege zu ihr zu gelangen, doch jetzt war es Marie-Anne selbst, die mir ihr Haus verbot. Bei meiner Liebe zu ihr hat sie mich gebeten, Euch, Ruhme, gehorsam zu sein und hat gesagt, Ihr wäret in Eurem guten Recht mir den Umgang mit ihr zu verbieten und meine Pflicht sei es Euch in Allem zu gehorchen, und wenn ich nicht freiwillig von ihr bliebe, so würde sie mir ihr Haus verschließen. So hat sie gesprochen und dabei hat sie so mild und demuthsreich darsingeschaut, gerade wie ein Muttergottesbild, und als sie gesagt, daß sich ihr Umgang für mich nicht mehr zieme, da ist sie schneeweiß geworden und eine helle Thräne ist über ihre Wange gerollt. Sie hat mich zur Liebe und zum Gehorsam

gegen Euch vermahnt, die Ihr Alles thut sie zu verlästern und Steine in ihren Weg zu werfen; wenn das nicht brav von ihr ist, dann weiß ich's nicht.“

Einen Augenblick hielt das erregte Mädchen wie um Athem zu schöpfen inne, aber allsobald fuhr sie wieder fort, als dürfe sie Niemand Zeit lassen zu einer Gegewede:

„Da nun die Marie-Anne wieder genesen war und in Wald und Feld ging wie ehemals, da hat man selbst den Kindern verboten mit ihr zu reden; in der Kirche ist man fortgerückt von ihrer Seite, und ich muß an ihr vorübergehen als hätt' ich sie nie gekannt und darf nicht über den Weg springen, ihr die Hand zu reichen und den Gruß zu bieten. Wenn nur der selige Herr Pfarrer noch lebte, da hätte es niemals mit der Armen dahin kommen können, der wußte zu gut was er an ihr hatte, der predigte so herzerschütternd, wie über einen reinigen Sünder helle Freude im Himmel sei. Was den neuen Herrn Pfarrer ihr so gram gemacht, das kann ich mir just denken, obwohl natürlich es einem so dummen Dinge wie mir nicht ansteht darüber zu reden. Aber das will ich sagen, denn es stieße mir das Herz ab, wenn ich's verschweigen sollte! Schlecht, grundschlecht und undankbar ist man mit der Marie-Anne umgegangen, denn wie sie auch gefehlt, im Grunde ihres Herzens ist sie reiner und besser als wir Alle zusammen, Ihr mit eingerechnet mit Eurer vielgepriesenen Gottseligkeit und Ehrsamkeit, Frau Ruhme. Und ich will nicht länger hier im Dorfe bleiben, und all die Schmach, und den Schimpf mit ansehen, den man ihr täglich anthut. Morgen geh' ich zum Vormunde nach Breitensee, der hat mir schon lange einen guten Dienst versprochen, und damit Ihr's wißt, Frau Andreas Bernede, Wirthin zum goldenen Anker, so seis Euch hiermit gesagt und der Herr Maler ist mein Zeuge, daß ich aufgekündigt habe.“

Die Kiese fiel auf die Bank nieder, erschöpft von der heftigen Gemüthsbewegung, die in ihr arbeitete, die nur aus einem warmen Herzen entspringen sein konnte, das jeder Ungerechtigkeit und Grausamkeit abhold war, und ein leidenschaftliches krampfhaftes Weinen hob ihre Brust. —

Mir hangte vor dem Zornesausbruche, den ich von der Wirthin erwartete, aber wider alle Berechnung erfolgte nichts der Art. Ob die schlaue abgeseintten Frau denn für eine solche hielt ich sie jetzt, inne wurde, daß mir schon viel zu viel erzählt war, ob sie ein weiteres Plaudern der Kiese fürchtete, wenn sie das Mädchen reizte?

(Fortsetzung folgt)

Modenbericht.

(F.) Wir erhalten nachstehenden Bericht über neue Moden aus Paris, dessen Inhalt nach unseren schon mehrmals wiederholten Andeutungen nicht überraschen, aber doch Aufsehen machen wird, namentlich wenn man ihn mit unserer Mittheilung im Feuilleton über den Tanz vergleicht:

„Die Mode befindet sich in einer heftigen Krisis. Wohin wird es kommen mit ihr? Sie ist nicht mehr weit von den schrecklichen hochaufgebauten Hüten und Kopfsputzen unserer Großmütter. Wird sie so weit gehen? Im Auslande ahnt man noch gar nicht, wie groß die Revolution in der vornehmen Pariser Welt schon ist, welche die Gesetze giebt.“

„Etwas ganz Neues geschieht: der schlechte Geschmack in der Toilette, in dem Benehmen, in dem Tone der eleganten Frau sogar ist modisch und überall an- und aufgenommen. Zu jeder andern Zeit waren die vornehmen Damen gehalten, der ersten Vorschrift der guten Gesellschaft nachzuleben: der gute Geschmack war ihr Wappenschild und jede, die davon abwich, hatte in dem großen Rathe der Mode keine Stimme mehr. Jetzt ist der schlechte Geschmack an der Tagesordnung und die Uebertreibung der Moden ist die wirkliche Mode. Je bunter, auffallender, ungewöhnlicher ein Anzug ist, für um so besser gekleidet gilt eine Dame. Für einen Beobachter, der in einer Ecke eines Salons sitzt, in dem mehrere Damen erscheinen, ist es höchst amüsant, denn alle Herren sind gegen die neue Richtung und verspotten sie, aber die Damen halten fest dabei aus, gerade wie in Bezug auf die Crinoline. Die offiziellen Besuche in sehr vornehmen Häusern gewähren in der That oft ein lächerliches, ja burleskes Bild. Die Mode wird zur Caricatur; die Toiletten erregen nicht mehr Wohl-, sondern Mißfallen.“

„Die Hüte, die in ihrer Form so sehr übertrieben sind, geben der ganzen Toilette jetzt etwas Redes, Aufgetakeltes, Seiltänzermäßiges. Sie haben große Federbüsche und die rothen gelten für die schönsten, namentlich die scharlachrothen, welche Farbe auch im übrigen Anzuge sich zeigen muß. Wählt man sie nicht, so nimmt man Weiß und Gelb. Die Verbindung zwischen Schwarz und Weiß mag noch gelten, aber drei zusammen (schwarz, weiß, roth oder gelb) ist übertrieben. Man denke sich nun einen solchen Hut: rothe und weiße Federn auf schwarzem Sammet und der Schirm sehr hoch und spitz emporlaufend, der leere Raum zwischen dieser Fläche und der Stirn mit rothen oder gelben Federn, mit Blumenbüscheln und Sammetstreifen ausgefüllt. Solche Hüte sind die modischsten und zahlreichsten in Paris im Jahre 1862!“

„Das einzige Gute ist, daß man jetzt der Mode nicht folgen muß wie sonst; der freie Wille bleibt wenigstens unsern Damen gewahrt. Sie brauchen keine rothen Strümpfe, keine rothen Molleton-Unterröcke, keine rothen Federn zu tragen, aber wie viele sind stark genug der Mode zu widerstehen? So wie wir den modischen Anzug eben beschrieben, kann man ihn fast bei allen eleganten Damen sehen, welche sich im Bois de Boulogne bewegen.“

„Dazu noch eine andere neue Mode: die Damen tragen, selbst zu einem Sammetkleide, einen einfachen Leinwandkragen und als Unterärmel Herren-Hemdärmel ohne alle Stiderei.“ —

Was sonst die Mode betrifft, so verwendet man als Ausputz der Kleider zumeist Grecques und doppelte Festons, die Kanten bilden. Mehrere Kleider von schwarzem und braunem Tasset, die wir sahen, hatten als Ausputz solche Grecques von Sammet.

Bei dem letzten Hofballe in den Tuilerien bewunderte man zahlreiche schöne Balltoiletten, z. B. folgende von Illusionstülle mit Kösschen in der Mitte von Tüllrosetten besteckt. Dazu ein zweiter kurzer Rock mit Gold durchwirkt, vorn offen, an jeder Seite durch ein Rosenbouquet ausgenommen; ausgeschnittenes Schnepfenleibchen; drapirte Tülle-Berthe mit Gold und einem Rosenbouquet in der Mitte der Brust; kurze bauschige Ärmel; als Kopfsputz ein Diadem von Blumen und langen Perlenschnüren, die hinten sich mit den Locken vermischten; reiches Collier und eben solche Armbänder.

Anderer Anzüge waren folgende: Kleid von blaßgrünem Krepp über Tasset, unten herum mit fünf kleinen Bolants, von denen nach dem Gürtel zu zahllose kleine Guirlanden von Wasserlilien mit Blättern emporgingen. Das Leibchen ausgeschnitten, drapirt, mit einer Blumenagrafe in der Mitte und auf den Achseln. Als Kopfsputz ein Diadem von Lilien mit langhängenden Wasserblumenblättern, die sich mit dem tief im Nacken befindlichen Haar zu vermischen schienen.

Kleid von zartrosa Tülle mit sieben Bauschenreihen unten herum, die durch eine kleine Ruche von schwarzen Spitzen getrennt waren. Bis an die obere Bauschenreihen fiel ein zweiter Rock, der einen Spitzenvolant hatte und an der Seite durch eine Blumenguirlande mit schwarzen Sammetblättern ausgenommen war. Das ausgeschnittene Leibchen hatte eine Berthe von vier kleinen Bauschen und Spitzenruchen und ein Bouquet, dessen Zweige bis an die Taille herunterfielen. Als Kopfsputz dazu eignet sich am besten sehr tief in Nacken fallendes gelocktes Haar mit einer Art Pouff à la Ludwig XV., der aus einem Nest von Sammetblättern mit einer Rose in der Mitte besteht.

Modenblatt N^o 6.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Herrenanzug nach der neuesten Mode, wovon vor Allem der ganz niedrige und winzig schmale Moire-Kodfragen nebst den weiten Ärmeln auffällt.

2. Hut von rothem Sammet mit Kopf von schwarzem und Bart wieder von rothem Sammet, mit schwarzen Spitzen an dem Rande und an der Seite mit einer langen schwarzen Feder ausgeputzt; breite rothe Bindebänder, ebenfalls mit schwarzen Spitzen besetzt; Kleid von schwarzem Sammet, sehr weit und lang im Rode, hoch und glatt im Leibchen; großer modischer bunter Shawl; kleiner Kragen; bauschige geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Hut von schwarzer Seide mit Bart von lilas Seide, der mit weißen Spitzen garnirt ist und über den sich ein anderer kleiner von schwarzen Spitzen legt, ganz vorn am Schirmradne mit einer langen weißen Feder garnirt; breite und lange schwarze Bindebänder; Kleid von dunkellilas Taffet mit zwei großen Volants auf dem Rode; glattes hohes Leibchen ohne Ausputz; halb-lange und halbweite Ärmel mit geschlossenen weißen Unterärmeln; kleines dreieckiges Sammetshawltuch mit Pelzfragen, Pelzbesatz und sehr breiten schwarzen Spitzen unten herum; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

4. Hut von röthlicher Seide mit großem abste-hendem schwarzseidenem Barte, einer weißen Spitzen-Fancon, die sich über Schirm und Kopf legt, hellrothen Blumen über der Stirn und weißen langen Bindebän- dern; Kleid von Taffet, auf dem ganzen Rode mit einem großen Gegitter von Sammet garnirt, in dem sich unten kleine Rauten von eben solchem Sammet be- finden; Gürtel von gleichem Sammet mit Goldschnalle; halb-lange und halbweite Ärmel mit einem Sammet- streifen und zahlreichen Sammetrauten; hohes glattes Leibchen und goldene Kette; kleiner Kragen; geschlossene bauschige Unterärmel mit schwarzem Ausputz und gol- denen Arm-bändern; dänische Handschuhe; Stiefelchen; Frühjahrsshawl mit reicher Goldstickerei.

Stahlstich N^o 6.

Achille Fould.

(Nach einer Photographie.)

Achille Fould ist der Sohn eines reichen israeliti- schen Banquiers und am 31. October 1800 in Paris

geboren. Er erhielt eine vortreffliche Erziehung, vervoll- ständigte sie durch Reisen in dem südlichen Frankreich, in Italien und dem Orient, und übernahm später mit seinem ältern Bruder Benedict Fould die Leitung des weltbekannten Pariser Banquierhauses Fould, Oppenheim und Compagnie, dessen Associé er blieb, bis er nach dem 2. December 1851 zum ersten Mal das Finanzministe- rium übernahm. Schon neun Jahre früher war er in das politische Leben eingetreten, indem er 1842 für Tar- bes in die Deputirtenkammer gewählt ward. Als Neb- ner trat er hier fast nur über Finanz- und national- ökonomische Fragen auf und wurde bald darin eine Autorität. Vornehmlich betheiligte er sich bei den De- batten über die Eisenbahnen, den Rübenzuckerzoll, die Sparkassen und die Rentenconversion, die er später durch- zuführen selbst bestimmt war. In der auswärtigen Po- litik war er ein Anhänger des Ministeriums Guizot, wie er auch im Uebrigen mit der damaligen Majorität stimmte.

Nach der Februarrevolution fügte sich Fould der vollendeten Thatsache und unterstützte durch seine Rath- schläge und Erfahrungen die provisorische Regierung. In die Nationalversammlung gelangte er durch Nach- wahl am 8. Juli, nachdem er durch zwei Broschü- ren „keine Assignaten!“ und „Aufsicht des Herrn A. Fould über die Assignaten“, worin er die staatsökonomischen Theorien bekämpfte, welche einige Mitglieder der Regie- rung in Anwendung bringen wollten, ein entscheidendes Wort in einer der wichtigsten Tagesfragen gesprochen hatte. Dieselben Grundsätze vertheidigte er auf der Tri- bune, und die Art, wie er sich über die Schatzscheine und die Verwendung der Gelder der Sparkassen, über die Getränkesteuer, über den Plan der Vollendung des Louvre u. s. w. aussprach, gewann ihm das Vertrauen der Ma- jorität der Versammlung. Vornehmlich als Berichter- statter über die Rechenschaftsablegung der provisorischen Regierung kam er in Zwiespalt mit der republikanischen Partei der Versammlung und hatte von ihr die heftigsten Angriffe zu erdulden, die er mit Entschiedenheit und Muth zurückwies.

Als Altconservativer und Gegner der Republikaner schloß sich Fould gleich im Anfang nahe an Ludwig Na- poleon an, unter dem er viermal Finanzminister ge- wesen ist. Als solcher war er bestrebt, das Vertrauen der Capitalisten zu wecken, und zog die Gesesentwürfe über die Einkommen-, die Mieths- und Hypothekensteuer zurück, verlangte auch die Fortdauer der Octroi-Abgaben und der Getränkesteuer, welche die provisorische Regie- rung abgeschafft hatte. Auch stammt von ihm der Ge- danke, bei der Aufnahme von Anleihen die Vermittlung der Banquiers zu umgehen und sich direct an das Pu- blikum zu wenden, ein Gedanke, der in seiner Ausfüh- rung großen Erfolg gehabt hat. Die Gründung der

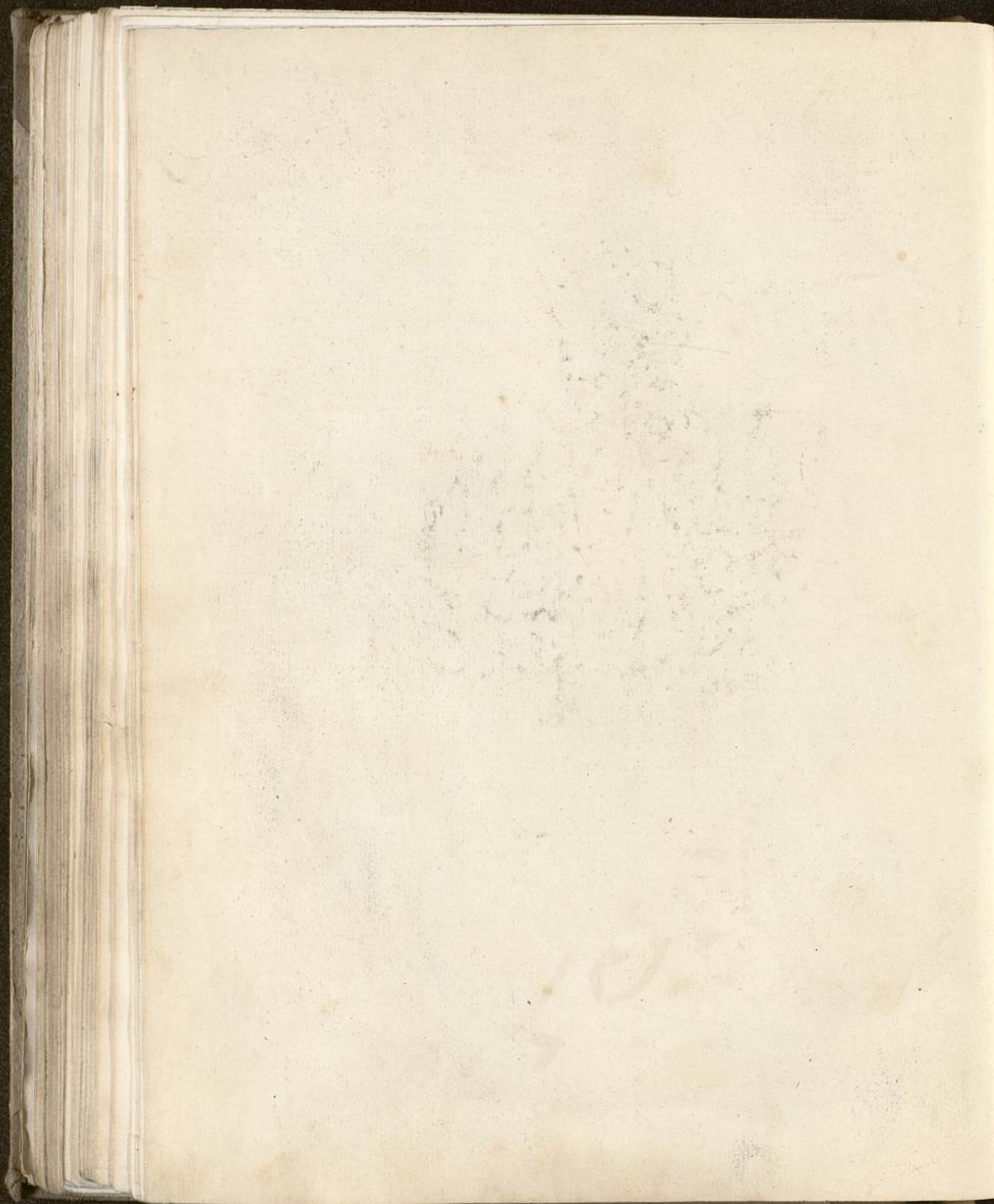
voll-
reich,
mit
des
heim
dem
miste-
er in
Tar-
Red-
onal-
eine
De-
die
urch-
Po-
uizot,
orität

o der
Kath-
rung.
Nach-
schü-
Foult
ischen
Regie-
endes
rohen
Tri-
e und
er die
Couvre
Ma-
ichter-
ischen
ischen
tigsten
Muth

ifaner
g Na-
er ge-
trauen
twirfe
stener
gaben
Regie-
er Ge-
ttlung
s Pu-
nsföh-
g der



ALLGEMEINE MODENZEITUNG



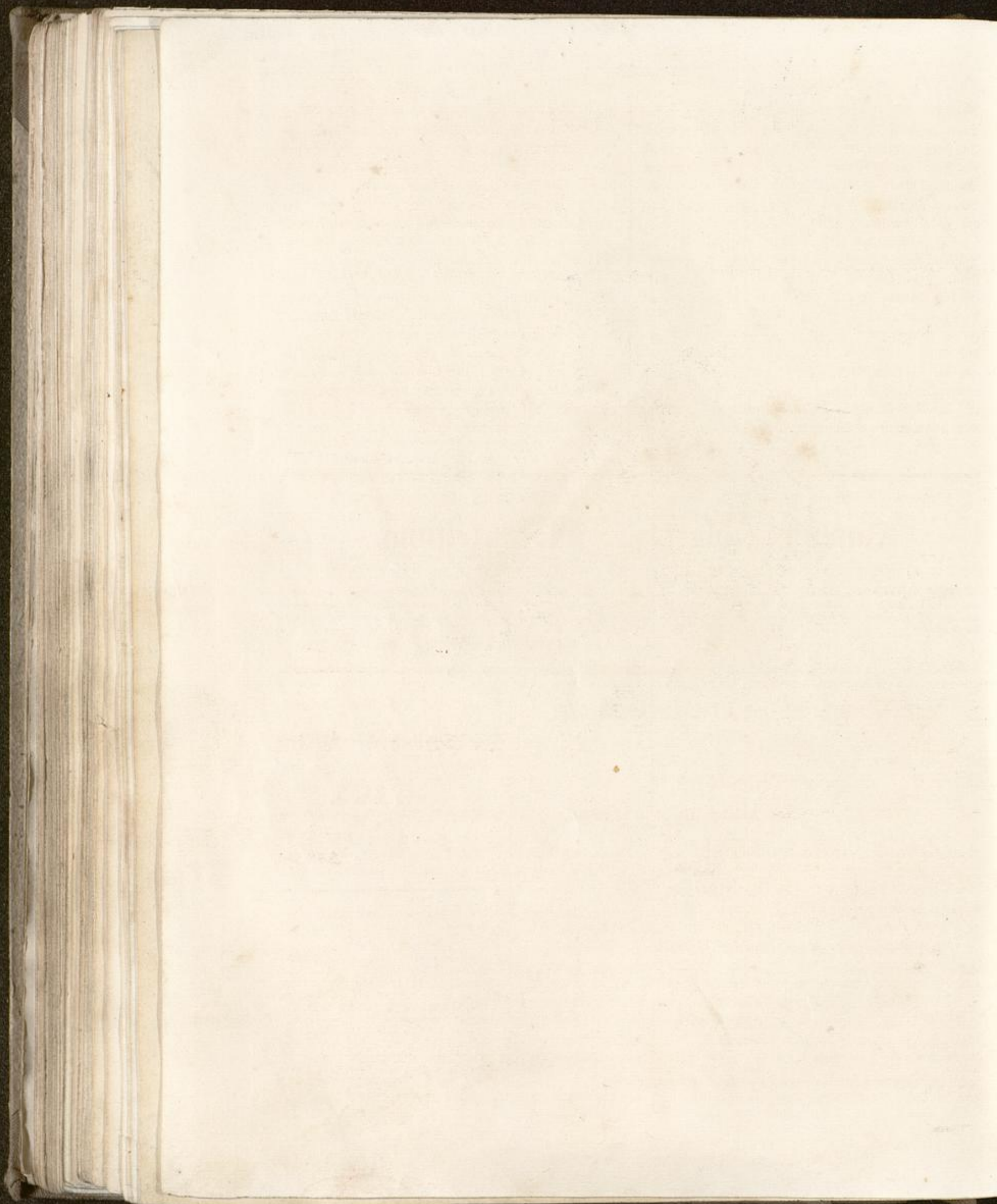


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Weger in Leipzig

Adolf Rudolph

Verlag v. Neumann, Neudamm, Berlin




Bank von Algerien und die Errichtung von Cayenne als Strafcolonie sind hauptsächlich von ihm ausgegangen. In Fragen der Handelspolitik weichen seine Ansichten von denen des Kaisers ab, denn er ist ein Anhänger des Schutzollsystems, dabei aber geneigt, unumgänglich notwendige Reformen in der Richtung einer Herabsetzung der Zölle eintreten zu lassen.

Die Meinungsverschiedenheiten, die während der Präsidentschaft Ludwig Napoleons zwischen diesem und Fould zu verschiedenen Zeiten an den Tag traten, hielten den Letzteren nicht ab, nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851. das Ministerium der Finanzen wieder zu übernehmen. Er behielt es jedoch nur bis zum 20. Januar 1852, wo er in Folge des Decrets, welches die Confiscation der Güter der Familie Orleans aussprach, seine Entlassung nahm. Die Gewissensscrupel, die ihn zu diesem Schritt veranlaßten, scheint er bald überwunden zu haben, denn nachdem er am Tage

seines Rücktritts zum Senator ernannt worden, übernahm er kurze Zeit darauf wieder das Portefeuille als Staatsminister und Minister des Hauses des Kaisers und zählt jetzt als unbedingter Anhänger der Politik desselben. In seiner neuen Stellung hat Fould die Vorarbeiten zur Weltausstellung von 1855 geleitet, der großen Oper als Staatsanstalt eine neue Einrichtung gegeben und den Ausbau des neuen Louvre vollendet. Er hatte das Vertrauen des Kaisers bis gegen das Ende des Jahres 1861. Im Beginn des jetzigen war er kühn genug, den schlimmen Zustand der Finanzen Frankreichs darzulegen und Abhilfe vorzuschlagen, worauf ihn Napoleon wieder in das Ministerium berief.

Obgleich 62 Jahre alt, sieht er doch ziemlich jugendlich aus. Er ist mittlerer Größe, von bleicher, etwas gelblicher Gesichtsfarbe und seine Züge verrathen die jüdische Abstammung fast gar nicht. Dabei ist er ein vollendeter Hofmann.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

 Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Entlohnung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Empfehlenswerthe Confirmanden-Geschenke.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Rosenmüller's

Mitgabe für das ganze Leben

beim

Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt.

 18. Auflage. 

Durchgesehen von Dr. Chr. Niemeyer, Ritter u. Mit 6 schönen Stahlstichen. 8. In vergoldetem engl. Leinwandband mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. broch. 20 Ngr.

* Davon eine höchst elegante Miniatur-Ausgabe *

nach der vierzehnten, von Dr. Chr. Niemeyer, Pfarrer u. Ritter des r. A. D., besorgten Auflage. Mit einem Stahlstiche.

Dritte Auflage.

in 16. zum Preis von 1 Thlr. 6 Ngr.

Gebunden in feinem Sarjenetbande mit Goldschnitt. Vorderseite und Rücken in feinsten und reichster Vergoldung. Titel, in Gold- und Bronzebrud. Titelstahlstich von C. Pfeffel, nach Prof. Keyser. Neue Schrift auf feinstem Maschinenvelin. Ein Kunstwerk in Bezug auf seine Buchbinderei.

Verlag von J. G. Bach in Leipzig.

Die Trachten der Völker

vom Beginn der Geschichte bis zum 19. Jahrhundert,

von A. Kretschmer,

Costümier am königlichen Hoftheater in Berlin,

und Dr. Karl Rohrbach in Gotha.

Prachtwerk in Farbenbrud. 9. Lieferung. à 2 Thlr. 20 Ngr.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsch-englisches und englisch-deutsches Handwörterbuch für deutsche Auswanderer nach Nordamerika und Australien. Mit durchgehends richtiger Aussprache, einem Verzeichniß der Namen der Staaten, Städte, Ströme und Gebirge der Vereinigten Staaten und deren Aussprache, nebst einer Tabelle über Münzen, Maße und Gewichte. Von L. A. Albert. gr. 16. carton. 12 Ngr.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

BEETHOVEN'S WERKE.

Einladung zur Subscription

auf die

Erste vollständige, überall berechnete Ausgabe der Werke

von

Ludwig van Beethoven.

Seit Jahren war es der Wunsch der Unterzeichneten eine vollständige Ausgabe der Werke dieses grossen Tondichters zu veranstalten. Die Genehmigung der Original-Verleger war aber bisher nicht zu erlangen. Endlich ist dies gelungen, und wir können nun Beethoven's Werke dem Publikum in einer gleichmässigen, vollständigen und dabei vollberechtigten Ausgabe bieten.

Dieselbe soll sich auszeichnen durch

Vollständigkeit, Aechtheit und Preis.

Vollständig soll sie werden, indem sie alle *Beethoven's*chen Werke, selbst eine Anzahl noch gar nicht veröffentlichter, umfasst; und zwar sollen die mehrstimmigen sowohl in Partitur, als auch (mit wenigen Ausnahmen) in Stimmen erscheinen, beide Ausgaben auch getrennt verkauft werden.

Aecht soll sie werden durch kritische Revision, genaue Vergleichung mit den vorhandenen Autographen und den Originaldrucken, wofür die tüchtigsten Kräfte gewonnen sind.

Im **Preis** wird und kann unsere Ausgabe nicht den spottwohlfeilen Nachdruck-Ausgaben Concurrenz machen; sie soll aber billig sein im Verhältniss zu dem, was sie bietet, und zu ihrer Ausstattung. Den Preis stellen wir auf

3 Neugroschen per Bogen gross Hoch-Musikformat,

gestochen und gedruckt in der Weise unserer neuen Verlagswerke, jedoch mit jeder wohlstandigen Raumersparniss.

Er wird im Verhältniss zu dem Inhalte nur ungefähr den üblichen Musikalien-Preise betragen.

Ueber alles Nähere giebt ein Prospect sowie ein Heft Probeblätter, welche in jeder Buch-Musikalienhandlung zu haben sind, nähere Auskunft. Wir hoffen, dass nicht Wenige sich den Besitz der gesammten Ausgabe sichern werden, eröffnen jedoch gleichzeitig die Subscription auf die einzelnen Serien des Programms.

Die ersten Lieferungen sind so eben erschienen; das Ganze hoffen wir in drei Jahren vollenden zu können.

Bestellungen sind bei jeder Buch- und Musikalienhandlung, so wie durch directe Einsendung an uns zu machen.

Leipzig, 24. Januar 1862.

Breitkopf & Härtel.

So eben erschienen:

Zwei neue Lieder:
Für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.
Trost, und: Der du am Sternenbogen,

von

Ferdinand Gumbert.

Op. 92a. Preis 15 Sgr.

Verlag von **Gustav Heinze** in Leipzig.

Nach den bekannten Liedern: „Die Thräne,“ „Das theure Vaterhaus“ und „D, bitt' Euch liebe Vögelein“, hat Gumbert Nichts componirt, was sich durch **Schmelz und Empfindung so auszeichnet**, wie die so eben erschienenen beiden Gesänge: **Trost, und: Der du am Sternenbogen.**

Das Heft sei darum allen Verehrern des Componisten warm empfohlen.

Nebst einer literar. Beilage der **C. F. Winter's**chen Verlagshandlung in Leipzig.

Redacteur Dr. **A. Diezmann.** — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von **J. W. Hirschfeld** in Leipzig

Soeben ist bei **Schmorl & v. Seefeld** in Hannover erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Natur und Gemüth.

Eine Studie über den Einfluss des Naturlebens auf die Gemüthswelt, herausgegeben von **C. Landsberg.** 6 Bogen. Preis geheftet 8 Ngr.

Der Mensch steht unter dem immerwährenden Einfluss der Natur, ohne sich dessen stets bewusst zu werden. Frühling und Sommer, Herbst und Winter, das Gestirn des Tages und die Sterne der Nacht, die Flamme des Blüthes und das Licht im einsamen Stübchen, kurz Gottes Natur in ihrer Schönheit wie mit ihrem Schrecken übt einen ununterbrochenen Einfluss aus auf den Menschen und dessen Gemüthsleben. Landsberg schildert diese wechselseitigen Beziehungen, denen wir uns nicht entziehen können, für den Laien wie für die Männer von Fach in gleich anziehender Weise und in einer Sprache, welche die sinnigen Reflexionen in schöner Form dem Leser darbringt.

Vorrätzig in allen Buchhandlungen.

Therese Kletke,

Recepten-Album für Hausfrauen.

Preis 22½ Ngr.

Ein Buch, welches durch seine 445 Recepte der Hausfrau so große Vortheile und Ersparnisse verschafft, daß die geringe Ausgabe dafür gar nicht in Betracht kommen kann.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

Organ für Hausmusik.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen:

Allgemeine Pianofortezeitung für 1862.

(30 Bogen.) Preis 1 Thlr. 20 Ngr. gr. 4.

Dieses für jede gebildete Familie, so wie jeden Freund der Musik nützliche Organ, begleitet mit Auswahl des Schönsten für Pianoforte, andere Instrumente und instructiven Text, ist zur Anschaffung bestens empfohlen.

Leipzig 1862.

Ernst Schäfer.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Marie-Anne.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Mit einem heftigen Rucke ergriff sie den Arm der Weinenden und stieß sie dem Hause zu, nur mit den Worten:

„Wir sprechen uns morgen, Du saubere, cholerische Dirne.“

Dann wünschte sie mir mit einem freundlich seintollenden, mir aber unendlich widerwärtigen Lächeln „angenehme Nacht!“

Ich suchte mein Stübchen auf, und die Stille, welche bald darauf im Hause herrschte, überzeugte mich, daß die brave Kefe wenigstens heute vor dem Borne der Ruhme geschützt war.

An das offene Fenster gelehnt, schaute ich hinaus in die stille, blühendduftige Mondnacht. Fern am Waldessaume schimmerte das weiße Häuschen der Marie-Anne wie ein lichter Punkt hervor. Immer wieder lehrten meine Gedanken zu dem trübseligen Drama zurück, das sich in seinen engen Mauern abgespielt; und war das Trauerspiel denn beendet? Auf das Lebhafteste beschäftigte ich mich mit der soeben gehörten Erzählung, die in aller ihrer Einfachheit ein ganzes Lebensschicksal vor mir entrollt hatte. Welches nicht verhärtete Herz hätte wohl diesem schönen, einst so braven, jetzt verlassenen Mädchen sein Mitgefühl versagen können? Zu hart, zu grausam erinnerte man sie täglich an ihren Fehltritt, nimmer gönnte man ihr die Ruhe der Vergessenheit.

Was wohl die Ursache dieser steten Verfolgung war? Ob eine so große Sittenreinheit im Dorfe herrschte, daß dieser traurige Fall als ganz vereinzelt und unerhört da stand? — Ob man sie nur deshalb mit der allgemeinen Verachtung strafte, weil sie ihre Augen so hoch erhob und sich stets abgefordert von der Dorfjugend? Schon mehr als einmal waren mir Beispiele von der Lieblosigkeit und Herzenshärte der Landleute vorgekom-

men; fast nie in meinem Leben, auf meinen vielen Reisen und weiten Wanderungen hatte ich die in Büchern so vielgepriesene Gradheit, Einfachheit und Gutherzigkeit der Bauern gefunden; wogegen es mir öfter begegnete, daß ich in einem Dorfe irgend ein armes, unglückliches Wesen angetroffen, das, wenn es Stoff zur Lächerlichkeit bot, sei es durch die Mißgestalt seines Körpers, oder die Schwäche seines Geistes, es meist die Zielscheibe alles Witzes und Spottes, oft sogar der Grausamkeit war. Ferner hatte ich bemerkt, daß, wenn ein Schicksal besonders schwer auf einem Gliede der Gemeinde ruhte, es weniger Theilnahme als Tadel erweckte. An diesem Orte schien man an der schönen, stolzen Marie-Anne all die Böswilligkeit und den Neid auszulassen, von denen die Menschen hier kein geringes Theil erhalten hatten. Ich glaube, wenn sie sich vor ihnen gedemüthigt, ihr Mitleid und ihre Hilfe ersleht hätte, man würde ihr eher vergeben haben als jetzt, da sie so fest und sicher auf ihre eigene Kraft gestützt ihr schweres Loos trug und ihren Weg ging. Und daß die allweise, christliche Frau Wirthin und der neue Herr Pfarrer auch den Funken des Unwillens gegen die arme Verlassene zur hellen Flamme schürten, das war ja aus des jungen Mädchens Reden ganz ersichtlich.

Der erste Hahnen schrei ertönte schon, die Dorfuhre hatte Drei geschlagen, als ich mich noch wachend auf meinem Lager umherwarf, noch immer mit dem Schicksal von Marie-Anne beschäftigt und Pläne entwerfend, wie ich ihm eine günstige Wendung geben könnte, Pläne, die sich endlich in abenteuerliche Träume ausspinnen.

Mit dickverweinten Augen — ein Zeichen, daß das Aussprechen mit der Ruhme stattgefunden — fand ich die Kefe am andern Morgen im Hofe, dem Federvieh die Körner hinstreuend. Auf meine freundliche Anrede, wie sie ein kreuzbraves Mädel sei, dem Gott das Guthun durch den schmucksten Mann vergelten möge, irrte nur ein schwaches trübes Lächeln über ihr verweintes Gesicht. In der ganzen Haltung, dem Wesen des Mädchens lag etwas so Schmerzgebeugtes, daß ich sie kaum als dieselbe wieder erkannte, die gestern so kräftige energische Worte geredet. Wahrscheinlich war der Strauß

mit der Ruhme ein sehr ernster gewesen. Mir war es lieb, daß ich mir vorgenommen, den ganzen Tag im Freien zu bleiben, vielleicht zu Mittag in das nächste Dorf zu gehen, wenn der kalte Imbiß, den ich stets auf meinen Fußwanderungen bei mir führte, mir nicht genügen sollte. Ein Zusammentreffen mit meiner Frau Wirthin hätte bei den Gefinnungen, welche ich für sie hegte, leicht ein etwas heftiges werden können.

Der Tag war von einer glühenden sengenden Hitze; hätte ich ihn nicht am Ufer des See's zugebracht, von dem doch hin und wieder ein frisches Lüftchen herüberwehte, ich wäre wohl kaum im Stande gewesen, es über Mittag im Freien auszuhalten. Es war gerade als ob die Luft siedendes Blei sei, so schwer und athembeklemmend legte sie sich auf die ganze Natur. Gen Westen zu sammelten sich die dräuenden Gewitterwolken, die ich in der Hoffnung, das Wetter werde sich nicht so schnell entladen, mit voller Ruhe sich dichter und dichter gestalten sah, während ich die wechselnde, oft magische Beleuchtung mit Interesse beobachtete. Wie aber der Gang eines Gewitters fast immer unberechenbar ist, so täuschten mich, den Wetterkundigen, auch hier meine Annahmen, und der fürchtbare Sturm brach los als ich noch mitten im Walde, also eine bedeutende Strecke vom Wirthshaus entfernt war.

Das Rauschen und Tosen in der Luft, das Krachen der zersplitternden Bäume war so mächtig und schaurig, die Finsterniß, nur ab und zu von bläulich züngelten Blitzen erhellt, wurde so dicht, daß zum ersten Mal in meinem Leben mich bei einem solchen Naturereignisse ein leises Unbehagen beschlich. Dennoch strebte ich muthig vorwärts, von Gebüsch, Gestrüpp und niederfallenden Zweigen aufgehalten. Das Prasseln in den Bäumen belehrte mich, daß nicht nur Regen, sondern Schloßen fielen und als ich selbst diesen Hagelstücken ausgesetzt war, merkte ich, daß ich mich am Ausgange des Waldes befand. Sich diesem Unwetter nicht, wenn nur irgend möglich, zu entziehen und ein Obdach zu suchen, wäre unvernünftig gewesen. Aus dem kleinen, weißen Hause am Waldesaum schimmerte ein schwacher Lichtschimmer, und obgleich die Läden geschlossen waren, blickte ich durch den sternartigen Einschnitt, welchen sie hatten, und sah Marie-Anne in der Stube sitzen. — Ohne zu zögern öffnete ich die nicht verschlossene Pforte. Ein Hund schlug an und wollte durch die nur angelehnte Stubenthür auf mich losspringen. Auf meinen Ruf: „Es kommt ein Freund, der nur auf kurze Zeit um Schutz und Obdach gegen das Unwetter bittet!“ gebot dieselbe wohl lautende Stimme, deren Klang mir schon beim ersten Hören so zu Herzen gedrungen, dem Hunde Schweigen, der sich knurrend zurückzog und mir den Eintritt frei ließ.

Unweit des Tisches, auf dem eine kleine zimmerne

Lampe brannte, auf einem niedrigen Schemel saß Marie-Anne, ihr Kind auf dem Schoße haltend.

„Verzeiht, daß ich Euch nicht entgegenkam, aber das Kind schläft, ich möcht' es nicht wecken und kann es jetzt nicht von mir lassen,“ sagte sie mild und freundlich.

Ein fürchtbarer greller Blitz — ein dröhnender Donnerschlag! Die Mutter beugte sich ganz über ihres Herzens Liebling, als wolle sie ihn schützen mit dem eigenen Leben, oder wenn der mörderische Strahl herniederföhre, solle er sie mindestens Beide zu gleicher Zeit treffen. In dieser Bewegung lag die Erklärung für die Worte: „ich kann das Kind jetzt nicht von mir lassen.“

„Vergebt Ihr vielmehr, Marie-Anne, daß ich zu so später Stunde bei Euch eingedrungen. Ich bin der Maler Stephan, der seit einigen Tagen hier im Dorfe weilt. Draußen am See war ich den Tag über und glaubte noch sicher vor dem Losbruch des Sturmes mein Obdach zu erreichen; da aber das Unwetter gar zu unbarmherzig wüthete, so meinte ich, Ihr würdet mir wohl den Eintritt gestatten.“

Als ich sie mit ihrem Namen anredete, überströmte Purpurgluth ihr Antlitz, die sich bis zum Halse ergoß; vermuthlich ahnte sich hieraus, daß mir ihre Geschichte bekannt sei. Indem sie sich jedoch bald von der augenscheinlichen Verwirrung erholte, sagte sie freundlich:

„Seid mir herzlich willkommen, Herr; ich wollte nur, ich könnte Euch irgend welche Bequemlichkeit und Erleichterung bieten, nach dem was Ihr erlitten. Laßt mich wenigstens versuchen, ob ich das Feuer wieder zum Brennen bringe, damit Ihr Eure nassen Kleider daran trocknen mögt.“

Trotz meiner Gegenrede vollzog sie — den schlafenden Knaben im Arme — schnell das Geschäft und bald prasselte die Flamme lustig und hell in dem kleinen Kamin. Auf ihre Bitte setzte ich mich in die Nähe des Feuers, indessen Marie-Anne ihren alten Platz eingenommen hatte. Draußen raste der Sturm, der Donner krachte, da das Gewitter durch das viele Wasser ringsumher in seinem Laufe aufgehalten, oder immer wieder zurückgetrieben wurde.

Wir schwiegen Beide. Marie-Anne blickte nieder auf ihr schlafendes Kind, und ich betrachtete sie; mit vollem Entzücken weilten meine Augen auf ihr als auf dem herrlichsten Gottesgeschöpfe, das ich jemals erschaut. Ob es dem Pinsel des Malers gelingen möchte, diese reinen edlen Linien und Formen wiederzugeben? Eines weiß ich aber gewiß, jede Beschreibung muß, obgleich sie vielleicht als übertrieben betrachtet wird, dennoch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Daß sie einer Madonna gleich, dieser Ausspruch ist schon so oft gebraucht, ja verbracht, daß ich mich seiner am liebsten nicht bediente,

wenn es eben hier einen anderen für diese unvergleichliche Art der Schönheit in Form und Ausdruck gäbe. Man nehme aus Raphaels und Murillos Madonnen das Schönste, von jenen die hehre Jungfräulichkeit und Engelmilde, von diesen den Geist, die Hoheit, das warme Leben, und eine dies in einer Person, so hat man die Verschmelzung von Ideale und Charaktervollem was Marie-Annens Gesicht ausdrückte, über das jener Seelenadel gebreitet war, welcher niemals ein kleines niedrigeres Innere auf das reizendste Antlitz zu zaubern vermag.

Sie trug denselben dunklen schweren Rock, den sie am vorigen Tage getragen, aber die Jacke hatte sie abgethan und nur ein weißes leinenes Tuch kreuzte sich über der Brust. Die weiten Ärmel des Hemdes ließen die tabellos schönen Arme zum Theil frei, die wie die edel gebildeten Hände leicht gebräunt waren. Ob sie das Haar schon zur Nacht hatte ordnen wollen und durch das Gewitter in ihrem Thun unterbrochen war, ob das Kind es im tänzelnden Spiel heruntergerissen — genug, die schweren dicken Zöpfe hingen über den Nacken und zur Seite herab, und einen davon hatte der Knabe ergriffen und hielt ihn tapfer fest in der kleinen runden Hand. Ich sah wie die Mutter zu verschiedenen Malen einen leisen, doch vergeblichen Versuch machte die goldige Flechte dem Kinderhändchen zu entwinden, denn das gelöste Haar schien sie zu peinigen. Der Feuerchein spielte zu ihr herüber und warf seine rothen und gelben Streiflichter auf sie, wodurch ihre ganze Erscheinung noch malerischer wurde und sie mit dem auf ihren Knien ruhenden Knaben — auf den ihre Augen mit dem Sonnenglanze reinsten Mutterliebe leuchteten — wie ein fertiges Bild sich von dem dunklen Hintergrunde der Stube abhob, ein Bild, das von Meisterhand verherrlicht zu werden verdient hätte — und das nie aus meiner Erinnerung wich, ein langes Leben hindurch.

Das Gewitter hatte endlich sein Wüthen erschöpft, ferner und ferner grollte der Donner, nur der Regen goß noch in Strömen herab. — Es schien mir Zeit an die Heimkehr zu denken, aber Marie-Anne bat, mich noch nicht dem Unwetter Preis zugeben, ein Gewitterregen dauere selten lange an, daß ich nur zu gern noch weilte. — Es war ihr gelungen dem Kinde die Haarflechte zu ertwinden, und da die Gefahr vorüber, legte sie es in sein Bettchen, worauf sie die Stube verließ.

Allein geblieben schaute ich mich in dem sauberen aber sehr dürftigen Stübchen um. Es waren nur wenige Möbel darin und diese hatten einst besseren Räumlichkeiten gebient, zeigten andere Formen als man sie in einem Bauernhause sonst findet; wahrscheinlich waren sie der Margareth bei ihrer Verheirathung aus einem entlegenen Winkel des Schlosses zu eigen gegeben. Ich weiß auch nicht wie ich auf die Vermuthung kam, daß die besseren

Stücken dieser Ausstattung vielleicht schon der immer mehr um sich greifenden Armuth zum Opfer fallend, verkauft waren, denn es sah merkwürdig leer in dem Stübchen aus, und trotzdem nicht unwohnlich oder gar unbehaglich. Auf dem Fenster Sims standen in Scherben einige schöne dunkelblumige Goldlackstauben, die im Vereine mit einem kleinen blühenden Rosenstock süße Düfte durch den Raum sandten, in dem überhaupt eine reine frische Luft herrschte, sehr im Gegensatz zu der athembeklemmenden Atmosphäre, welche sonst in den Bauerstuben schwebt. An dem blumengeschmückten Fenster stand ein kleiner Tisch mit zierlichem Schnitzwerk versehen, der vielleicht einst ein wahres Prachtstück gewesen, jetzt aber im Kampfe mit dem Zahne der Zeit das vierte seiner schöngeformten Beine eingebüßt hatte, welches durch ein aus gewöhnlichem Holze grob gezimmertes ersetzt worden war. Ein Korb mit einer sauberen Näharbeit und ein herrlicher großer Feldblumenstrauß befanden sich auf diesem Tischchen, vor dem ein Stuhl mit hoher Lehne im Roccoco-Style stand. Nimmt man zu den genannten Gegenständen noch eine sehr alterthümliche Kommode, auf die ein Antiquitäten-Sammler sogleich seine Augen gerichtet haben würde, einige Schemel, einen größeren eichenen Tisch in der Mitte des Zimmers, so hat man die ganze Ausstattung.

Eine mildwaltende Frauenhand war überall sichtbar und meine Blicke wanderten mit Interesse durch den Raum; am meisten wurden sie durch ein kleines Schwebebrett angezogen, das an einem verblühten seidnen Bande an dem Pfeiler zwischen den beiden Fenstern hing. Indem ich näher trat, bemerkte ich auf dem Brettchen einige jener allerliebsten nutzlosen Kleinigkeiten, wie sie den Toiletten-, auch wohl den Schreibtisch vornehmer Damen zu schmücken pflegen, die aber, wenn sie irgend einen kleinen Schaden erlitten haben oder aus der Mode gekommen sind, in die Hände der Kammermädchen übergehen, und von diesen noch sorglich gehegt und werthgehalten werden, theils als Andenken an die vielleicht gütige Herrin, theils als eine Erinnerung an die meist glückliche sorgenlose Dienstzeit. So war es auch hier. Diese kleine Nadeltschale, welche den Henkel eingebüßt, jene Porzellan-Figur, einen Amor vorstellend, das niedliche gläserne Spinnrad — Alles war sorgsam gehütet und in Ehren gehalten. Auf dem untern Brette befanden sich einige Bücher, und ich vermochte meiner Neugier nicht zu widerstehen, ich mußte sie näher beschauen. Neben der Bibel und dem Gesangbuche, welche oben an standen, lag ein Packet alter Kalender, vergilbt und geschwärzt und durch den Hauch von Tabakrauch, den sie noch ausströmten, sich als die Lectüre des Hausherrn bezeichnend. Neben diesen kamen Schillers Gedichte, ein Band seiner Trauerspiele und endlich ein Roman von Henriette Henke. Besonders mitgenommen und zerlesen

war der Band Gedichte; doch sorglich wie man einen theuren Schatz vor dem Verfall hüten möchte, waren die eingerissenen Blätter durch untergeklebte Papierstreifen so gut als möglich ausgebessert.

Obgleich mir wohl in dieser eigenthümlichen Umgebung, in dem aus den wunderbarsten Contrasten zusammengesetzten Leben Derer, die dieses Haus bewohnt hatten und noch bewohnten, nichts mehr auffallend sein sollte, so mußte mein Gesicht doch zu deutlich die Spuren der Verwunderung ausdrücken. Als Marie-Anne eintrat — sie hatte das gelöste Haar aufgenestelt und trug ein Brettchen mit Erfrischungen in der Hand — bemerkte sie das Buch in meiner Hand, und indem sie die unausgesprochene Verwunderung und Frage aus meinen Augen las, sagte sie:

„Die Bücher hat meine Mutter von ihrer Jugendzeit mitgebracht. Wir haben vielmal zusammen darin gelesen und die schönen Gedichte konnte ich fast alle auswendig hersagen — jetzt habe ich schon manches vergessen in all dem Kummer der letzten Jahre.“

Es war die erste Anspielung, welche Marie-Anne auf ihr herbes Geschick gemacht, dennoch fühlte ich mich nicht befugt darauf einzugehen; jedes Trostwort hätte mir unberechtigt geschienen.

„Verschmähst es nicht, Herr Stephan, einen kleinen Imbiß bei mir einzunehmen; es mag lange sein, daß Ihr nichts gegessen habt.“

Während sie so sprach hatte sie ein kleines weißes Tuch über den Tisch gebreitet, ein Glas Milch, rothe köstliche Waldbeeren und grobes frisches Brot darauf gesetzt und den einzigen Stuhl mit der hohen Lehne davor gestellt. Das kleine Mahl hatte etwas unendlich Frisches und Anlockendes, besonders lachten die Beeren in ihrer vollen Reife mir gar muthig zu.

„Butter habe ich leider nicht“ — wie entschuldigend sagte sie es — „aber einige frische Eier kann ich gleich liefern, wenn Ihr sie mögt.“

Das letzte Anerbieten ablehnend, nahm ich von dem Brote und genoß mit dem größten Behagen die frischen Beeren mit der süßen Milch, denn ich hatte seit Mittag nichts und auch da nur sehr kärglich gespeist.

Verstohlen blickte Marie-Anne nach mir hin, und als sie sah wie es mir so vortrefflich mundete, schwebte eine so herzliche Freude, ein so süßes kindliches Lächeln auf ihrem sonst so ernsten Angesicht, daß ich mir jetzt lebhaft denken konnte, wie sie vor Glück gestrahlt haben möchte in den Tagen ihrer kurzen Seligkeit. — Dieser Ausdruck der Freude schien offenbar aus dem Gefühle zu entspringen, daß es ihr wieder einmal vergönnt war Jemand gastlich bei sich zu bewirthen. Wie lange möchte es überhaupt sein, daß Einer die Schwelle des kleinen stillen Hauses überschritten und sich freundlich und wohlwollend der armen Marie-Anne gezeigt, und gar wie ich

jetzt eine Gunst von ihr verlangt hatte. Wie lange möchte es sein!

Nachdem ich mich erlabt und nun zum Abschied rüstete, wandte ich mich dem Bettchen des Knaben zu, den ich so lange er in der Mutter Armen ruhte nicht so genau zu betrachten wagte. Er mochte anderthalb Jahr alt sein und war ein blühendes prächtiges Kind, obgleich er von der Mutter nur den holdseligen Ausdruck des Mundes geerbt. Wie er so da lag in dem blendend weißen feinen Linnen — das ohne Zweifel dasselbe war, dessen Frau Andreas Bernede erwähnt und in dem schon die kleine engelschöne Marie-Anne dem Leben entgegenzuschlummerte, — da trug der Knabe selbst, und Alles was ihn umgab, so durchaus den Stempel der Bornehmheit und Auszeichnung, daß er wahrlich einen eben so großen Gegensatz wie seine schöne edle Mutter mit der ganzen armseligen Umgebung bildete. Ich konnte es nicht lassen, mich niederzubeugen und die weiche vom Schlafe dunkelgeröthete Wange des holden Kindes zu küssen und einen Segenswunsch auf sein junges Haupt zu legen. Welch ein leuchtender Glanz innigster Mutterliebe, ja selbst ein leiser Anflug von Stolz in den tiefen seelenvollen Augen schwamm, die Marie-Anne von dem Kinde auf mich richtete. Mit herzlichem Danke schied ich von ihr, nachdem ich noch einmal einen langen Blick über das kleine Zimmer geworfen, das ich vermuthlich doch nie wieder betreten sollte.

Draußen hatte der Regen aufgehört, nur von den Bäumen fielen noch die schweren Tropfen nieder. Ein Meer von Lindenduft wogte durch die laue Sommer nacht. Und mir war das Herz schwer von einem Gefühle, das fremdartig seltsam als ein noch nie gekanntes mein Herz besaß, das süß und wehmuthsvoll, freudig und bangend zugleich war. Als ob ich mich selbst verloren und dann wieder, als ob ich vieles Neue, Niegeahnte in mir aufgefunden, aus so wunderbaren Stimmungen war mein Empfinden zusammengesetzt.

In den Kloster ruinen saß ich am nächsten Tage, der nach dem Gewitter der Nacht leuchtend und klar hereingebrochen, emsig mit meiner Arbeit beschäftigt, als ich von Weitem durch die Felder Marie-Anne kommen sah. Ich hatte sie schon lange bemerkt und ihr zugehört, indem sie langsam und anmuthig, wie ihr ganzes Thun war, daherschritt. Sie erblickte mich erst als sie unfern von mir stand und obgleich ihre klaren Augen mit offenem Vertrauen auf mich ruhten, und sie mich mit ihrer milden Freundlichkeit begrüßte, so schien plötzlich ein peinliches Gefühl durch ihre Seele zu ziehen, denn ein Schatten legte sich auf ihr reines Antlitz und eine gewisse Verlegenheit that sich in ihrem Wesen kund.

Nachdem sie den kleinen Wagen, in welchem das Kind ruhte, unter einen Baum gezogen, dessen Aeste weithin kühlen Schatten verbreiteten, und der große schöne Hund sich wie eine treue Schildwacht daneben gesetzt, schickte sie sich an ihrem Geschäft, Kräuter einzusammeln, nachzugehen. Plötzlich aber lehrte sie noch einmal um, und indem sie zu mir herantrat, sagte sie mit einer Stimme, der sie trotz alles Bemühens ein leises Zittern nicht nehmen konnte:

„Darf ich Euch fragen, Herr Stephan, ob Ihr in den nächsten Tagen immer an dieser Stelle malen werdet?“

Berwundert blickte ich auf Marie-Anne, doch ehe ich antworten konnte, fuhr sie fort:

„Es wachsen hier die schönsten gesundesten Kräuter und gerade jetzt um Johanni ist die Zeit, in der ich sie pflücken muß, für manche möcht' es nach acht Tagen schon zu spät sein zum Einsammeln, auch habe ich dem Apotheker drüben und den Kräuterfrauen ein gut Theil versprochen, und ich muß mich tapfer dazuhalten, um Allen zu genügen. Wenn ich Euch nun öfter hier träfe“ — sie zögerte, wurde glühend roth und setzte leise hinzu — „im Dorfe giebt es böse Zungen. Mir kann es eigentlich nicht schaden, ich habe ja in ihren Augen nichts mehr zu verlieren,“ indem sie es sprach, wich alles Blut aus ihrem Angesicht; „aber es ist um meinen Knaben; er hat schon ein so schweres Loos, wenigstens soll man nicht sagen können, daß seitdem er lebte auch nur der Schatten eines Vorwurfs oder Verdachtes auf seiner Mutter geruht hat.“ Nach einem kurzen Schweigen begann sie von Neuem: „Wenn Ihr immer wieder herkommt an diese Stelle, dann bleibe ich natürlich fort — aber ein schönes Verdienst würde mir verloren gehen, und der Sommer ist die Zeit, da ich sammeln muß für den schlimmen Winter, damit es meinem Kinde an nichts mangle. Und ich weiß, Ihr seid sehr mild und einsichtsvoll und meint es herzlich gut mit mir, und darum wollt ich Euch recht freundlich gebeten haben, wenn Ihr es ohne zu großen Nachtheil für Eure Kunst thun könnt, die Gegend hier in den nächsten Tagen zu meiden!“

„Ihr habt Recht, Marie-Anne,“ entgegnete ich schnell, „meine Arbeit ist so gut wie beendet, und es ist überhaupt besser für mich, wenn ich nicht nur von diesem Orte, wenn ich ganz fortgehe. Kommt getrost wieder, mich werdet Ihr hier nicht finden.“

Ohne ein Wort zu erwidern, neigte sie nur dankend das Haupt und ging von dannen mit zögerndem Schritt. Ich hatte nicht bemerkt, daß sie noch einmal zurückgekehrt war, bis ihre Stimme mich aus meinem Sinnen weckte.

„Ihr nehmt meine Bitte, die ich nur im Vertrauen auf Eure große Güte wagte, nicht für Dreistig-

keit? Sagt, daß Ihr nicht böse seid! Es würde mich schwer drücken, wenn Ihr mir gram wäret und so von mir schiedet.“

Bittend blickten ihre Augen auf mich und eine Weichheit und Herzlichkeit thaten sich kund, die in einem auffallenden Gegensatz zu ihrem sonst so stolzen Wesen standen. Als ich ihre dargereichte Hand ergriff und einen Moment in der meinen hielt, konnte ich nur antworten:

„Ich sollte Euch zürnen, Marie-Anne? Im Gegentheil, ich möchte Euch zeigen können, wie gut ich es mit Euch meine und daß ich Euer Freund bin.“

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die halbanliegenden Säcken von Seiden- oder Wollensammet werden von jungen Damen am häufigsten getragen, wie die Tuch- und Sammetshawls von älteren.

Sehr gesucht sind ferner die russischen Hemden von weißem oder farbigem Cashemir, mit weißem oder schwarzem Soutasch benäht. Diese Hemden müssen zu dem Rocke passen, welcher mehr und mehr der Gegenstand ganz besonderen Luxus wird.

Eines dieser russischen Hemden, von weißem Cashemir, mit Kragen und Bündchen in Violett, die mit weißer Seide in Kettenfisch benähet waren, wurde zu einem Rocke von violettem Cashemir getragen, auf dem sich unten ein breiter ausgezackter Sammetstreifen, mit weißer Stepperei, befand. Auch der etwas hervortretende Gürtel war so gesteppt.

Auf einem andern Rocke von bräunlicher Popeline bildete eine solche Stepperei große Verschlingungen, die durch gerade und wellenförmige Stepperei getrennt waren.

Ein dritter Rock von rothem Cashemir, oben ziemlich eng und unten sehr weit, hatte als Ausputz einen breiten schwarzen wollenen etwas wattirten und ganz mit weißer Stepperei bedeckten Streifen. Das Hemd von eben solchem rothem Cashemir war mit schwarzen Soutaschbörtchen benähet.

Zwei vollständige Anzüge bestanden in Röcken und Juaven von schwarzem Taffet mit Goldsoutaschstickerei, in Sammetnegeln mit Band-Ruchen, welche mit Gold eingefast waren, in kleinen geradegeschnittenen und gesteppten Leinwandtragen, über welche kleine schwarze Cravatentücher mit Spigenenden und Goldstickereien geknüpft werden und in Hausschuhen von gestepptem Atlas mit Rosetten von Spizen und Goldborten.

Die Soiréen und Bälle sind in vollem Gange

und haben bereits sehr schöne neue Toiletten zur Ansicht gebracht. Die ganz grünen Kopspuße sind sehr modisch seitdem die Kaiserin sich in einem solchen gezeigt hat. Ein solcher bestand nur aus Epheublättern mit schmalen Gabelchen und Ranken von Silber und Perlen und an der Seite mit Rosen. Drei ähnliche Guirlanden, die vom Gürtel ausgingen, eine sehr kurze, eine mittlere und eine sehr lange, verzierten die rechte Seite des Rockes von gebauschtem Krepp. An der linken Seite befanden sich Bouquets von solchen Blättern.

Ein anderer grüner Kopspuß, vorn sehr hoch, bestand aus Haide, Epheublättern und kleinen silbernen Ranken und hatte an der linken Seite ein Bouquet von rothen Nelken. Das Kleid war von smaragdgrünem Taffet, mit weißer Blonde ausgeputzt.

Sehr modisch sind auch die Kopspuße von grünen Wasserpflanzenblättern.

Zwei junge sehr hübsche blonde Schwestern trugen leztthin Kleider von zartrosa Taffet, unten auf dem Rocke mit Medaillons von grünem Atlas, die mit schwarzen Blondes eingefast und ineinandergeschlungen waren. Die ausgeschnittenen Leibchen hatten kleine Berthen mit kleinen Medaillons gleich denen auf dem Rocke, die in einem Tüllebüschchen endigten, über dem eine schmale schwarze Spitze hinlief. Die Aermel bestanden nur in zwei eben solchen Büschchen. Der Gürtel, mit Schneppe auf dem Rücken und vorn, vervollständigte sich durch breite hinabfallende Bänder von Taffet, die mit Blondes eingefast und unten mit grünen Atlasringen besetzt waren. Zwei große Rosen, im linken Bausch des kleingelockten Haars, vollendeten die schönen Anzüge.

Zum Ausgehen hat man Taffetkleider in hellen Farben, die mehrfach mit Sammetstreifen und Spitzen besetzt sind.

Diese Kleider haben zwei Leibchen, ein hohes mit langen engen Aermeln und einem kleinen Mousquetaire-Auffschlage, auf welchem sich schiefe Sammetstreifen und fünf Knöpfe befinden. Ein Krage von schwarzem Sammet vervollständiget es.

Die ausgeschnittenen Leibchen haben eine kleine Schneppe, aber nur vorn. Dazu gehören Tülle-Berthen mit Sammetband. Die kleinen Aermel sehen gut dazu aus.

Bisweilen giebt man dem hohen Leibchen zwei schwarze Sammetstreifen, welche um den Hals herumgehen und auf der Brust sich in zwei Enden theilen. Derselbe Ausputz dann auch auf dem Rocke.

Modenblatt N^o 7.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Voller Haar- und Kopspuß mit Locken, Rosen zu beiden Seiten und schwarzen Spitzen, die in langen

Barben bis auf den Busen fallen; Kleid von hell grüner Seide mit ausgeschnittenem Schneppenleibchen, das eine Berthe von drei Tüllebüschchenreihen hat, welche ganz schmal schwarz eingefast sind, in der Mitte durch eine große Schleife von schwarzen Spitzen und rosa Band, auf jeder Achsel aber durch eine Rose mit Blättern gehalten werden; die weißen Aermel weitbauschig, in der Mitte durch eine Garnirung von schwarzen Spitzen zusammengenommen, während sich an dem vordern Theile in der Länge laufende weiße Fältchenreihen befinden und das Bündchen wiederum mit schwarzen Spitzen garnirt ist; auf dem weiten Rocke unten vier volantähnliche Garnirungen von weißen Tüllebüschchen und schwarzen Spitzen; bis an die oberste Garnirung reicht ein weißer zweiter Tüllerock, der rundherum durch Rosenguirlanden aufgenommen ist; Halsband von großen Perlen; reiche Armbänder; weiße Glacéhandschuhe; Schuhe.

2. Neuer schöner Haarpuß mit Haarschleifen über der Stirn, Böckchen an den Seiten und Locken im Nacken, an der rechten Seite vorn zwei Rosen mit Blättern und über das Ganze ein langes sehr dünnes weißes Tuch gelegt, das unter dem Kinn leicht zugbunden ist; Kleid von rosa Noire mit ausgeschnittenem Schneppenleibchen, das eine Draperie von weißen Spitzen hat, welche in der Mitte durch eine volle Rose, auf jeder Achsel durch Blätter gehalten wird; ganz kurze Aermel mit einem Tüllebüschchen; dazu ein zweiter langer vorn nicht zusammengehender Rock von schwarzem Atlas, reich mit Gold gestickt; lange weiße Glacéhandschuhe mit Manschetten und reichen goldenen Armändern darauf; Schuhe.

3. Hausanzug: Einfacher Haarpuß; Kleid von Taffet mit hohem knappem rundem Leibchen, das vorn durch kleine Knöpfe zugemacht ist und einen tragbandartigen Besatz von schwarzer Spitzenposamentirarbeit hat; weite halb lange Aermel, unten herum ebenfalls mit solchem Besatz; auf dem Rocke gar keine Garnirung; kleiner gestickter Krage; geschlossene bauschige Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

4. Soiréanzug: Einfacher tief in den Nacken reichender Haarpuß und ein einfaches Häubchen — eigentlich nur ein weißer Tüllstreifen mit Spitzenbesatz — mit dunkelvioletten Rosen und schwarzen Spitzen vorn über der Stirn; Kleid von Taffet mit tiefausgeschnittenem Schneppenleibchen, auf dem ein Fichu von weißen Spitzen liegt, der vorn weit offen wie Klappen an einem Herrenrocke, mit schmalen schwarzen Spitzen besetzt ist und vorn in der Mitte, so wie auf jeder Achsel eine große Schleife von schwarzem Sammet mit langen Enden hat; auf dem weiten Rocke vier volantähnliche Garnirungen in Quetschfalten; ganz kurze Bauschärmel mit eben solchen weißen darunter; halb-

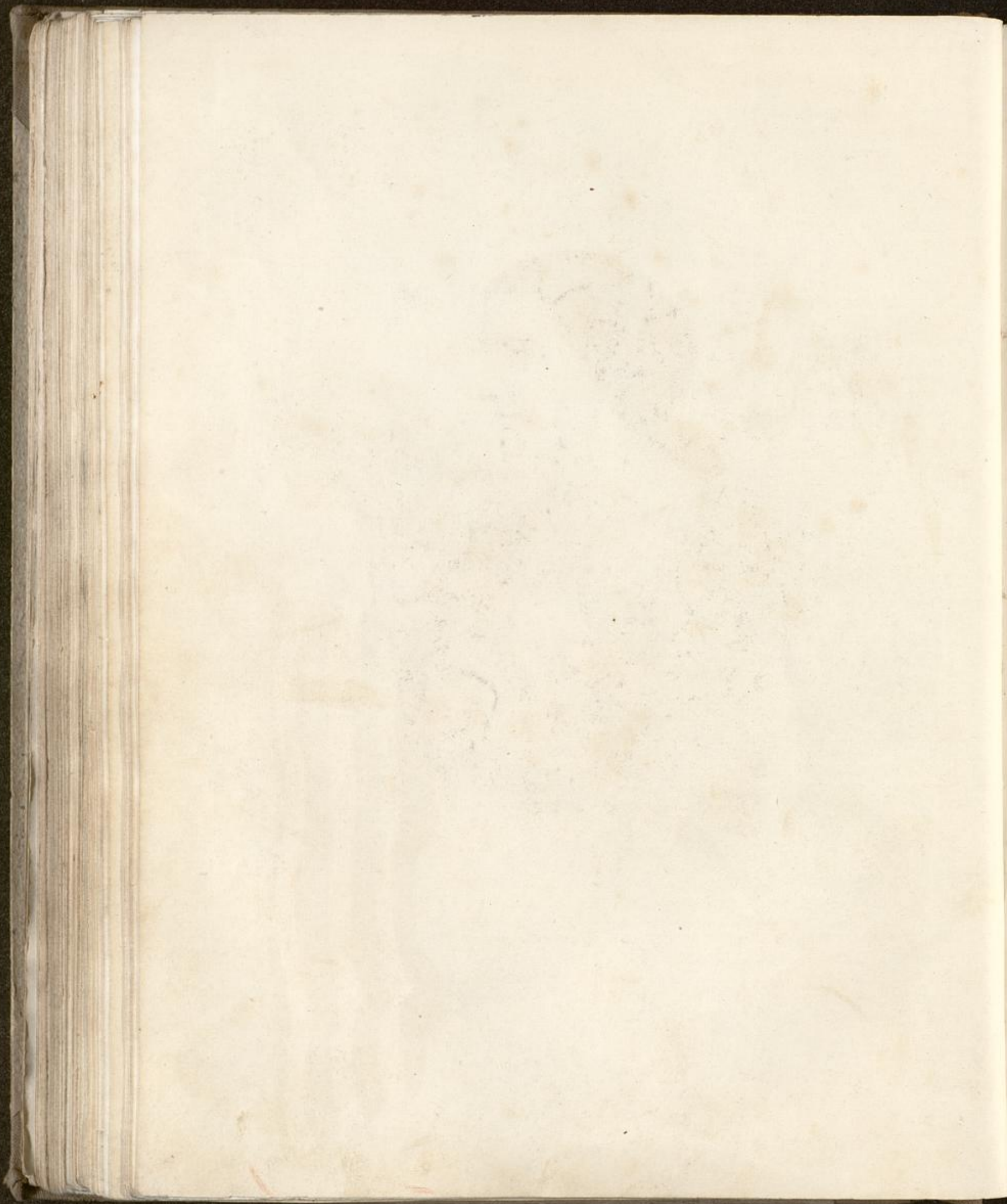
hell
schen,
hat,
Mitte
und
e mit
tbau-
war-
dem
tchen-
hwar-
unten
aufsch-
Gar-
rund-
Hals-
weiße

über
Raden,
lättern
weißes
en ist;
schne-
n hat,
jeder
Ärmel
vorn
Atlas,
schuße
n dar-

b von
s vorn
gband-
arbeit
lls mit
irung;
nterär-

ten rei-
eigent-
as —
n vorn
schnitte-
weißen
ben an
hen be-
er Ach-
et mit
volant-
kurze
halb-





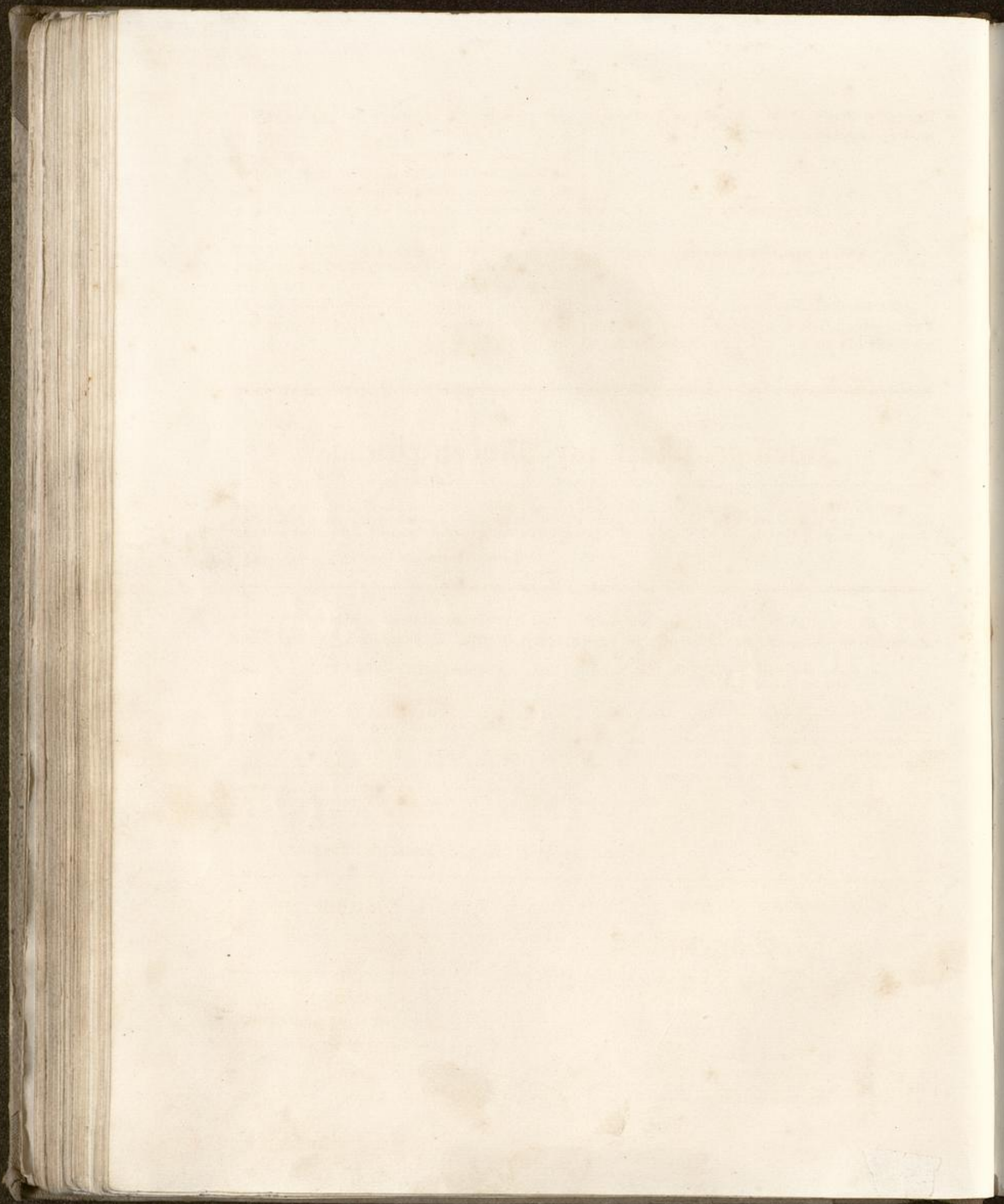


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Meyer in Leipzig

Genevra Guerrabella.

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



lange gelbe Glacéhandschuhe mit goldenen Armbändern darüber; Taschentuch; Schuhe.

Stahlstich N^o 7.

Ginevra Guerrabella.

(Nach einer Photographie.)

Ginevra Guerrabella ist von englischen Eltern in Amerika geboren, kam aber schon im zweiten Jahre ihres Lebens nach Italien, wo sie ihre musikalische Aus-

bildung erhielt. Als dreizehnjähriges Mädchen war sie Virtuosa auf dem Pianoforte und trat als solche öffentlich auf. Um diese Zeit lernte sie in Deutschland die Gräfin Rossi (die Sontag) kennen, welche sich warm für die jugendliche Künstlerin interessirte und ihr einen Empfehlungsbrief an Rossini gab, weil sie in Ginevra eine vorzügliche Stimme erkannt zu haben glaubte. Rossini verschaffte ihr einen guten Gesanglehrer und nahm selbst an ihrer Ausbildung Theil. Sechs Jahre lang studirte sie eifrig. Im vorigen Jahre trat sie zum ersten Male in London in einem Concerte auf und jetzt ist sie als Primadonna bei der königlichen Oper in London engagirt.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Entlohnung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Sämmtliche Romane der Verfasserin von Godwie-Castle. Klassiker-Format. 12 Bände. Geh. 6 Thlr.

- 1) **Godwie-Castle.** 3 Bände. 2) **Ste. Roche.** 3 Bände. 3) **Thomas Thyrnan.** 3 Bände. 4) **Jakob van der Nees.** 3 Bände.

Für die Jugend und die Frauen kann es keine besseren Romane geben, als Godwie-Castle, Ste. Roche und Thomas Thyrnan. Die Phantasie mit ihrem buntesten Gewande und die Welt der Ideale mit ihren schönsten Gebilden sind darin zur Anschauung gebracht und fesseln den Blick, in zauberhafter Weise. Aber auch für das kritische Auge der Männer haben diese Romane Bedeutung erlangt, weil die Objectivität der Darstellung und die seltene Productionskraft, die sich darin darthut, ihre Verfasserin zu einem Phänomen unter den weiblichen Talenten gestempelt haben. Kaum die englischen Schriftstellerinnen halten in diesem Punkte einen Vergleich mit Henriette Paalzow aus, die französischen und die deutschen lassen sich immer nur von eigenem Glück und Leid in die Feder dicitren und sind subjectiv bis zur Unzartheit. — In der Art der Ausarbeitung der gewählten Stoffe hat Henriette Paalzow die Begabung einer Künstlernatur gezeigt: sie war Malerin und Dichterin, nicht eigentlich Schriftstellerin. Gestaltungstrieb und Farbensinn waren überwiegend bei ihr vorhanden. Alle ihre Romane sind eigentlich Gemälde, wie auch einer der geistreichsten Verehrer derselben, Alexander von Humboldt, der Verfasserin einst geschrieben hat. „Literaturblatt Nr. 4. zum deutschen Kunstblatt.“

Buchhandlung Josef May u. Comp. in Breslau.

In der Kesselring'schen Hofbuchhandlung in Hildburghausen erschienen so eben:

Sagenschatz des Thüringerlandes

von

L. Geckstein.

Neue Ausgabe. 4 Bde. à 10 Sgr.

Ein Reisender von Autorität sagt darüber im Nürnberger Courier: Um Thüringen, Land, Leute und Sitten ganz verstehen zu lernen, muß man den Sagenschatz lesen, die „Thüring'sche 1001 Nacht.“

Bandwurm

beseitigt (auch brieflich) in 2 Stunden gefahrlos und sicher Dr. Ernst in Reudnitz (Leipzig).

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt

Berlin, große Frankfurter Straße 30.

Dr. Vocte.

Für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Fr. Nöffel, Weltgeschichte für Töchter Schulen und zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen. 13te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit acht, zum Theil neu gezeichneten Stahlstichen. 4. Bände. gr. 8. 1862. 95 Bogen. Geheftet. 3 Thlr. 15 Sgr.

Die größere Aufmerksamkeit, welche man seit geraumer Zeit auf die Verbesserung und Erweiterung des weiblichen Unterrichts wendet, machte die Herausgabe eines Lehrbuches beim Unterricht in der Geschichte zum Bedürfniß. Das obige Werk, ausgezeichnet durch lebendige, gewandte Darstellung, durch leichte, von jeder Künstlichkeit entfernte Schreibart, durch eine glückliche Auswahl dessen, was aus dem weiten Gebiete der Geschichte für das weibliche Geschlecht lehrreich, bildend und unterhaltend ist, und voll warmen Eifers für das Würdige und Hohe in der Geschichte, fand gleich bei seinem ersten Erscheinen eine freundliche Aufnahme. Diese steigerte sich sowohl bei der weiblichen Jugend und ihren Lehrern, als auch bei jüngeren und älteren Frauen in immer erweiterten Kreisen, so daß von dem Lehrbuche eine 13te Auflage nöthig wurde. Auf die Revision derselben ist alle Sorgfalt verwendet worden; die inhaltreiche Geschichte der letzten Jahre ist bis auf die Gegenwart fortgeführt. Die beigegebenen Stahlstiche, zum Theil neu gezeichnet, werden nicht ohne Beifall ausgenommen werden. Der Preis für dieses umfangreiche und vortreflich ausgestattete Werk ist **ungemein billig** gestellt, und so darf die Gunst, welche die Gebildeten des weiblichen Geschlechts diesem Werke bisher zuwendeten, wohl auch fernerhin erwartet werden. — Als werthvolles und erfreuendes Festtags- und Weihnachtsgeschenk wird dieses Werk in jeder gebildeten Familie stets willkommen sein.

Von demselben Verfasser erschien in unserm Verlage:

Die **Sechszehnte** Auflage: **Kleine Weltgeschichte** für Töchter Schulen und zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen. Von **Friedrich Nöffel**. gr. 8. 7 1/2 Sgr.

Diese **Kleine Weltgeschichte** ist ein kurzer Auszug aus dem **Lehrbuch** der Weltgeschichte für Töchter Schulen und dazu bestimmt, denjenigen Schülerinnen, die sich das größere Werk nicht anschaffen, bei dem Unterrichte zum Nachlesen und Wiederholen des Vorgetragenen zu dienen. Daher ist hier ganz derselbe Gang wie im Lehrbuche beobachtet, und die Zahl der Abschnitte und ihre Ueberschriften sind beibehalten worden.

Die **Fünfte, verbesserte** Auflage: **Lehrbuch der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht**, besonders für höhere Töchter Schulen. Von **Friedrich Nöffel**. 3 Bde. gr. 8. 1862. Geheftet. 3 Thlr. 15 Sgr.

Obiges Werk hat zum Zweck: 1) die verschiedenen Arten des poetischen und prosaischen Stils ihrem Begriffe nach festzustellen und durch passende Musterstellen zu erläutern; 2) das heranwachsende weibliche Geschlecht mit dem Gange unserer Literatur und mit den berühmtesten Schriftstellern und ihren Hauptwerken, in sofern deren Kenntniß jedem Gebildeten nöthig ist, bekannt zu machen. — Ueber die Nützlichkeit des Unternehmens werden die Stimmen nicht getheilt sein, und über den Beruf des Herrn Verfassers zur Herausgabe eines solchen Werkes dürfte die langjährige Erfahrung desselben, sowohl bei der Leitung einer höheren Töchter Schule, als auch beim Unterrichte selbst, genügende Bürgschaft leisten. Die nöthig gewordene 5te Auflage ist ein neuer Beweis, daß dieses Lehrbuch als ein zweckmäßiges und brauchbares allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Buchhandlung **Josef Mar u. Komp.** in **Breslau.**

Neueste Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Romane von Theodor Mügge dritte (letzte) Folge.

Erster bis dritter Band. 8. Eleg. brosch. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Romana. — Cosimo Vinci. — Der Propst von Ulenzhang. — Vater und Sohn.

Die letzten Zeugnisse der literarischen Thätigkeit eines der beliebtesten Erzähler unserer neueren Literatur, welche in verschiedenen Zeitschriften zerstreut waren, bringt die obige Sammlung, die sich in Format und Ausstattung den 1857 und 1858 im **Kanckschen** Verlag erschienenen 8 Bänden anschließt, vereinigt. — Binnen Kurzem folgen noch drei Bände, welche diesen literarischen Nachlaß **Theodor Mügge's** schließen.

In demselben Verlage erschienen kürzlich:

Theodor Wehl, Allerweltsgeschichten. Ein Novellenbuch. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Sgr.

Ludwig Rosen, Vier Freunde. Roman. 8. 3 Bde. 5 Thlr.

Bernhard von Salma, Graf Mocenigo. Social-politischer Roman. 8. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.

Gustav vom See (G. von Struensee), **Herz und Welt.** Roman. 8. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Paul Kane's

Wanderungen eines Künstlers unter den Indianern Nordamerikas.

Mit 62 Holzschnitten u. 4 Colorbendruckbildern.

Preis 1 1/2 Thlr.

Verlag von **Heinrich Malthes** in **Leipzig.**

Verlag von **J. G. Bach** in **Leipzig.**

Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum 19. Jahrhundert,

von **A. Kretschmer**,
Costümier am königlichen Hoftheater in Berlin,
und **Dr. Karl Rohrbach** in **Gotha.**
Prachtwerk in Farbendruck. 9. Lieferung.
à 2 Thlr. 20 Ngr.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Marie-Anne.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Sie ging still von dannen und nachdem sie noch einmal nach dem Kinde geschaut, begann sie die Kräuterlese. — Ich hatte meine Malergeräthschaften zusammen gepackt, ich wollte augenblicklich den Platz verlassen, doch unwillkürlich wandten sich meine Blicke dem Bilde vor mir zu und gefesselt hingen sie daran.

Wie die Sonne so breite goldige Streifen auf das saftige Grün der Wiese warf und wie zwischen hindurch bald vom vollen Strahle beleuchtet, bald im kühlen Schatten die lichte schlanke Gestalt schwebte. Marie-Anne war, vermuthlich der großen Hitze wegen, heute leichter gekleidet; sie hatte das schwere Tuchzeug mit einem Rock von roth und weißgestreitem Leinen vertauscht, dem sich eine eben solche Jacke mit langem Schoß angeschlossen; einem Anzuge, der ohne städtisch zu sein, doch von der üblichen Tracht abwich und noch mehr dadurch, daß sie einen runden, wenn auch groben Strohhut trug. Welchen Reiz, welche hämischen Bemerkungen hatte diese Kopfbedeckung schon hervorgerufen, und wie recht fand ich es, abgesehen von aller Kleidsamkeit, daß Marie-Anne ihr Haupt nicht den glühenden Sonnenstrahlen aussetzte. Ja, wie vortrefflich stand ihr der Hut, der ganze Anzug, der etwas unbeschreiblich Sauberes und Kühles hatte, wohingegen man in dieser großen Hitze noch heißer wurde, blickte man nur auf die dicke schwere Kleidung der andern Bauermädchen. — Ich hätte immer hinschauen mögen aus meinem kühlen schattigen Bersted auf die sonnenbeglänzte Wiese, über welche die schöne Gestalt des Mädchens wandelte. Ein leiser Lufthauch trug den würzigen Duft der milden Kräuter zu mir herüber, Bienen summten in eifriger Geschäftigkeit umher, aus den Baumwipfeln tönte der Vögel munteres Lied, ein freudiges Schaffen und Treiben machte sich in der ganzen Natur bemerkbar, die nach dem erquickenden Regen der Nacht in doppelter Fülle prangte.

Ein Träumen kam über mich, ein süßes, wunderhohes Träumen. — Wie lange ich so geseffen, wie lange ich so hingeschaut, ich weiß die Zeit nicht zu messen, aber unvergeßlich, als eine der liebsten Erinnerungen gehegt, wird mir jener stille duftige Vormittag sein, den ich träumend in den Klosterruinen verbrachte.

Das Erwachen des schlafenden Kindes führte mich in die Wirklichkeit zurück. Der Hund gab ein leises Zeichen, und da ich näher als die Mutter war, trat ich herzu. Die kleinen dicken Arme des Knaben fochten erst in der Luft umher, dann rieben die Händchen die noch schweren Augenlider und dann öffnete er die großen süßen Kinderaugen, verwundert auf mich schauend. Er hatte einen meiner Finger gefaßt und lächelte mich so wunderlieblich an, daß dieses Lächeln mir wieder einmal recht klar machte, wie man Kinder so oft Gottesengel nennen könne, denn vor diesem zauberischen Lächeln überkam mich eine heilige Rührung. Aber so freundlich der Knabe zu mir gewesen, als die Mutter kam, da beachtete er mich nicht ferner, ihr jauchzte er entgegen und seine Arme fest um ihren Hals schlingend, drückte er sich innig an sie und ihre Augen leuchteten so voll und warm auf ihres Herzens Kleinod, daß mir das Loos der Beiden, so schwer und traurig es auch sein mochte, doch noch reich und beneidenswerth erschien, so lange sie sich gegenseitig in solcher Liebe umfaßten.

Es war Zeit, daß ich ging, hohe Zeit!

Ein herzlicher Händedruck an Marie-Anne und die Bitte, wenn ich ihr jemals von Nutzen sein könne, sich an mich zu wenden, so schied ich. — Zur selbigen Stunde wollte ich mein kleines Känzchen packen und das Dorf verlassen, denn mir war als treibe mich eine geheimnißvolle Macht von dannen, als könne ein längeres Weilen mir verderblich werden. Und dennoch empfand ich es wieder als ob ein unverhofftes Glück über mich käme, da verschiedene kleine Umstände und Zufälligkeiten mein Fortgehen bis zum nächsten Morgen verschoben.

Die Reise war wirklich zu ihrem Vormunde hinübergewandert und nicht zurückgekehrt. Es würde mich geschmerzt haben, hätte ich dem braven Mädchen meine Dankbarkeit für die mir so freundlich geleisteten Dienste nicht mit Wort und That beweisen können; und da ich

sie überdies bitten wollte — sie, die Einzige, welche Theilnahme für Marie-Anne hegte — es mich wissen zu lassen, wenn diese jemals meines Beistandes bedürfe, so wandte ich den Nachmittag an, nach dem andern Dorfe hinüberzugehen.

Freundlich und gastlich von den braven Müllersleuten aufgenommen, von Kefe, die sich in dem viel reineren geistigen Boden sehr heimisch zu fühlen schien, mit wahrer Herzlichkeit begrüßt, hatte ich an dem traulichen Orte den Abend herbeikommen sehen und schon zog ein Stern nach dem andern am Himmel auf als ich den Rückweg antrat.

Daß auch alle Wege vor dem kleinen weißen Hause am Waldesfaume vorbeiführen mußten! — Dem Verlangen durch die Fenster hineinzuschauen in die matt erleuchtete Stube, widerstand ich tapfer. Plötzlich aber schlug der Hund an, der vor der offenen Hausthür saß und auf diesen Laut stürzte Marie-Anne heraus. — Ob sie mich in der Dunkelheit erkannt, ob sie auch, wenn ich ihr fremd gewesen, mich herbeigerufen und um Rath und Hilfe für ihr krankes Kind angefleht hätte? Mit einer wilden Hast, die so befremdlich bei ihr, mit irrer Verzweiflung im Blick zog sie mich in das Haus, an das Lager des schwerkranken röchelnden Knaben.

Wie der heiße kurze Athem des Kindes flog, wie die Wangen in dunkler fieberhafter Gluth brannten. O, ich kannte sie, diese schrecklichen Töne, dieses kochende Röcheln auf der Brust, ich hatte sie gehört als ich selbst noch ein Knabe war und ein liebes Schwesterchen mir durch diese Krankheit entrisen wurde. Ich kannte diese hilfseuchenden Blicke, die aus den Kinderaugen kommen, etwas so unbeschreiblich Rührendes haben.

„Helft! rathet mir — bei des allmächtigen Gottes Güte beschwöre ich Euch, rettet mir mein Einziges was ich auf der Welt besitze!“ flehte die geängstigte Mutter.

„Wo finde ich einen Arzt?“

„Es giebt keinen manche Meile in der Runde, vor vier bis fünf Stunden kann keiner hier sein, und da müßten wir noch Fuhrwerk haben.“

„Wohlan denn, Marie-Anne, thut wie ich Euch heiße!“

Sie lauschte begierig meinen Anordnungen, die ich zu verschiedenen Zeiten meines Lebens bei ähnlichen Fällen mit Erfolg anwenden sah; die selbst einmal meine kleine Schwester vom Tode gerettet hatten. — Die Milch, welche sie dem Kinde so heiß als thunlich löffelweise reichen sollte, stand am Feuer, dem Sieden nahe, der Umschlag war schon um den Hals des Knaben gelegt als ich nach dem nächsten Dorfe lief, um dort mich mit dem Apotheker zu berathen. Tapfer schritt ich zu und nach einer Stunde kehrte ich mit erfolgreicherem Mitteln zurück.

Es war eine schwere todesbange Nacht, welche wir am Bettchen des Kindes durchwachten. Keiner sprach mehr als gerade nöthig; doch Marie-Annens Lippen bewegten sich oft leise wie im Gebet. Durch die Stille klang das einförmige Picken der alten Uhr laut und hart. Nach und nach ging das Röcheln des kranken Kindes in ein regelmäßiges Athmen über. Wenn mich nicht alle Anzeichen trügten, so war die Lebensgefahr beseitigt und der Knabe gerettet; ich zögerte nicht, meine freudige Hoffnung der armen Mutter mitzutheilen.

Auf ihre Kniee sank sie nieder; kein Wort kam über ihre Lippen — aber dieser Blick! er war mehr als ein Gebet. Nachdem sie sich wieder erhoben, trat sie zu mir; meine Rechte schloß sie in ihre beiden zitternden Hände und Dankesworte stiegen aus ihrem Herzen.

„Wie ich Euch danken soll, Herr, das weiß ich nicht, aber wenn Euch einst der Trübsinn und die Verzweiflung nahe an's Herz herantritt und Eure Seele ringt in bitterem Jammer — dann denkt an diese Stunde und wie Ihr, nächst Gott, einer armen Mutter ihr Liebstes auf der Welt, das Einzige was sie an's Leben band, gerettet habt, denkt an meines Herzens Freude, und wie der Allgütige immer Mittel findet, den Schmerz von uns zu nehmen, und auch Euch wird die Seele erleichtert werden. Gott sei mit Euch auf allen Euren Wegen, immerdar!“

Ich eilte in meine Wohnung zurück, um noch vor des vollen Tages Anbruch einige Stunden Schlafes zu genießen. — Als ich am hellen Tage das Dorf verließ und noch einmal zu Marie-Anne eintrat, belehrte mich ein Blick auf das süßschlummernde Kind, daß meine Hoffnung für seine Erhaltung keine voreilige gewesen.

Noch einmal, ehe mich das Dunkel des Waldes aufnahm, wandte ich mich um, das Dorf zu betrachten, wie ich es an jenem Abend überschaut als ich hineinwanderte. Ganz wie damals, nur in veränderter Beleuchtung, lag es vor mir.

Aber ich? war auch ich derselbe, der vor wenigen Tagen so froh und sorglos dahergewandert, war auch mein Denken und Fühlen sich so gleich geblieben?

Mit angestrengter Thätigkeit überließ ich mich nach meiner Rückkehr dem Ausüben meiner Kunst. Niemals war ich fleißiger gewesen; eine innere Hast trieb mich förmlich zur Arbeit an, als könne und müsse mich das von gewissen Gedanken abziehen — doch gerade das Ausführen der dort an dem blauen See gesammelten Skizzen brachte mich immer wieder in den Gedankenstrom hinein, dem ich entfliehen wollte, entfliehen mußte.

Einmal hatte Marie-Anne durch eine der Kräuter-

frauen einen Korb, dessen reizendstes Geschlecht ihrer Hände Arbeit war, mit Früchten und Blumen an mich geschickt. Inmitten des duftigen Inhalts lag ein Zettel, mit einer großen klaren Handschrift beschrieben: „Von der glücklichen, dankbaren Marie-Anne und dem gesunden, fröhlichen Hans.“ Der Name war von dem kleinen Knaben, durch der Mutter Hand geleitet, wohl selbst niedergeschrieben, denn er bestand in einigen kühnen, fast unleserlichen Strichen. Ich schickte dem Kinde ein hübsches Spielzeug und der Mutter meinen herzlichsten Dank; ihr etwas Anderes zu senden, hätte mir unpassend erschienen, in mehr als einer Hinsicht.

Wozu auch sollte eine solche angeknüpfte Verbindung zwischen uns führen — warum mußte Marie-Anne mich wieder an sich erinnern? So sprach ich im Unmuth; denn Bitterkeit, Ungerechtigkeit, eine niegekannte ungleiche Stimmung hatte Besitz von meiner Seele genommen. War es möglich, konnte es dahin mit mir kommen? Drängte sich dieses Mädchen immer in meine Gedanken? Erst mit ihrem Schicksale beschäftigt, war ihr eigenes Selbst nach und nach immer näher getreten, der Zauber, der sie umgab, hatte mich umstrickt. Und dennoch durfte es nicht sein! Nimmer! Was konnte sie mir sein, gerade sie? Nicht einmal das ausschließliche Denken an sie schien mir erlaubt, denn konnte ich sie anders als einem Anderen zugehörend betrachten, und welcher brave Mann wird seine Gedanken mit dem Weibe seines Nächsten beschäftigen, wird nicht mindestens Alles thun, solchem Abirren zu wehren?

Wo aber war dieser Andere? Bestand noch irgend eine Verbindung zwischen ihnen? Fast schien es nicht so, denn würde der reiche vornehme Mann denn nicht wenigstens für sein Kind sorgen? Doch aus der großen Einfachheit, die in dem kleinen Hause herrschte, aus dem regen Eifer, mit welchem Marie-Anne nach Erwerb strebte, schien mir deutlich hervorzugehen, daß sie von ihrem eigenen Verdienst lebte. Sollte er sie verlassen haben? Aber ist es möglich sie zu verlassen und dieses prächtige Kind dem Mangel preiszugeben? Wenn Marie-Anne selbst in ihrem Stolz jede Unterstützung zurückgewiesen hätte! — O, welch' ein seltsam freudiges Leben mein Herz bei diesem Gedanken durchströmte! Und, was that es mir, wenn es so war? Welchen Antheil hatte ich an dem fremden Mädchen zu nehmen? Was könnte sie mir sein, selbst wenn sie frei und allein dastände! Gott wird barmherzig mit ihr in's Gericht gehen, da der Menschen Härte sie schon schwer hat büßen lassen für ihre Schuld; meine Hand wird niemals einen Stein auf sie werfen — dennoch ist sie für immer von eines braven Mannes Seite geschieden. Und trotzdem dieser reine Blick, diese Hoheit, dieser Hauch von Jungfräulichkeit, der sie umwehte!

O, das Stimmen, das Ringen gegen ein Gefühl,

welches mehr und mehr, ja wider Willen, Besitz von uns nimmt. Damals wußt ich noch nicht, daß es Liebe war, die erste Liebe, und weil sie erste, daher sie mit einer so wunderbaren Macht und Schnelligkeit des Mannes Herz erfaßt. Erst die spätere sollte mich über den Zustand meiner Seele belehren. — Uebers mit mir selbst, unwillig über das stete Abschweifen meiner Gedanken nach einem verbotenen — oft sagte ich, unwürdigen Ziele, krank an Leib und Seele, wollte ich in einer weiten Reise Zerstreuung, Erholung, neue Anregung zum Schaffen suchen, und bald lagen Länder und Meere zwischen mir und der Heimath, zwischen mir und dem kleinen Fischerdorf.

Was ich dort in dem warmen goldigen Süden unter dem tiefblauen leuchtenden Himmel und den duftenden Orangenbäumen erlebt, wie die unermesslichen Schätze der Kunst sich weit und reicher vor mir aufthaten, es gehört nicht hierher in diese einfache Geschichte. Was ich gedacht und geträumt in diesem Lande der Poesie und der Liebe, ich wollte es mir selbst nicht zugestehen; wie sollt' ich es hier wiederholen? Eines aber ist gewiß, so schöne Frauenbilder an mir vorüberschwebten — und es waren königliche Gestalten, von herrlichen Formen und flammenden Augen — der Einen, die mich fortgetrieben aus der Heimath, der Einen war doch keine vergleichbar; nirgends fand sich diese Hoheit, diese reine Schönheit mit so wunderbarem Liebreiz vereint.

Monate verflossen; ein ungewöhnlich schöner düstiger Herbst hatte durch die größere Gleichmäßigkeit des Klimas mir den Aufenthalt in Italien zu einem zaubervollen gemacht, dieser Herbst war zum Winter übergegangen als ich mich für die nothwendige Heimkehr rüstete. Obwohl ich schon zur lieben heiligen Weihnachtszeit zu Hause sein wollte, so hatte ich mich doch hier und dort verzögert und so geschah es, daß ich erst am letzten Tage des Jahres in meine Heimath einfuhr.

Es war ein klarer schöner Wintertag, weiß und glänzend lag der Schnee auf den breiten sauberen Straßen, die vielen Kirchtürme blizten im Mittagssonnenscheine, den tiefblauen Winterhimmel hinein; es hatte sich ein festtäglicher Glanz und Schimmer über die ganze Stadt gebreitet, und mir war das Herz nicht verengt worden durch die Pracht, welche ich in fernen Landen erschaut, mein Auge war nicht verblendet gegen die Vorzüge der schönen Vaterstadt, ja, es umwehte die Seele des Zurückkehrenden das süße unbeschreibliche Gefühl nun wieder in der Heimath zu sein.

Auch in meinem eigenen kleinen Hause fand ich es nicht unbehaglich; warm umfingen mich die bekannten Räume, welche, wie die gute Wirthin in ihrer freundlich brummenden Weise sagte, nun schon an die vollen acht Tage her durchheizt waren, weil sie mich täglich erwartete.

„Auch ein Brief ist für den Herrn schon seit vier Tagen hier, ich konnte ihn doch nicht mehr nachschicken, obgleich es sehr pressant damit schien.“

Mit diesen Worten händigte sie mir den Brief ein. — Er war von Marie-Anne. In kurzen aber stehenden Worten bat sie mich, sogleich zu ihr zu kommen. Der Arzt habe das Leben ihres Kindes aufgegeben, ich aber würde es gewiß retten.

Und dieser Brief vier Tage alt — da mußte es jetzt schon entschieden sein, entweder war die Gefahr beseitigt, oder — Gott im Himmel, wenn dieser armen Mutter ihr Einzigstes genommen war. Der Gedanke schien mir kaum auszudenken. Daß ich gleich zu ihr mußte, stand außer allem Zweifel. Vermochte ich ihr auch keine Hilfe mehr zu bringen, hin mußte ich doch.

Der Wagen fuhr mir lange nicht schnell genug, niemals habe ich so viel mit dem Kutscher gezankt, nie es so ruhig mit angesehen wie die Pferde zu rascherem Laufe angetrieben wurden. Der helle sonnige Mittag hatte sich in einen trüben Nachmittag verwandelt, der Wind pfliff eisig daher, und einzelne Schneeflocken waren die Vorboten eines bald darauf eintretenden dichten Schneegestöbers. Und immer noch nicht am Ziele! An einem der großen Seen angelangt, verließ ich den Wagen, um zu Fuß den festen Eispiegel zu überschreiten, wodurch ich dem Fahrwege ein gutes Stück abschchnitt. Wenn ich mich tapfer dazuhielt, konnte ich wohl in einer halben Stunde den Wald durchmessen und dann — wie würde ich es in dem kleinen weißen Hanse am Waldessaume finden? — Dichter, immer dichter schwebten die weißen Flocken hernieder im wirbelnden Tanze, zuweilen mir fast das Sehen unmöglich machend; dann wieder ließ das Schneetreiben etwas nach, daß ich besser um mich schauen konnte. Plötzlich richteten sich meine Augen fest auf einen Punkt, auf ein graues unbestimmtes Etwas, das je näher es kam, Form und Gestalt annahm.

Allbarmherziger Gott! der Anblick, der sich mir bot, machte mein Blut zu Eis gerinnen, meine Knie wankten, ich mußte mich gegen einen Baumstamm lehnen, nicht umzustufen bei dem herz- und markerschütternden Anblick. — Es war an einer Lichtung des Waldes. Auf einem kleinen Schlitten, von einem dunklen Tuche überdeckt, das an einer Seite den Boden schleifte, an einer anderen vom Winde zurückgeweht wurde, stand ein kleiner Sarg. Wer darin ruhte, welches Engelsköpfchen man darin zu langem Schläfe gebettet — wer die hohe schwarze Gestalt war, die ihres Lebens besten Schmuck selbst zum Grabe führte, ich wußte es, ich fühlte es an dem tiefen brennenden Schmerze, der mein Herz durchzuckte. — Langsam schritt die Trauergestalt einher, leise Furchen zog der leichte Schlitten in dem weichen Schnee und hinter dem Schlitten schlich als einziger Leidtragender der große Hund, der treue Wächter und Spiel-

gefährte des Kindes. Er mußte wissen, welchen traurigen Gang er ging, denn jammervoll war das sonst so schöne stolze Thier anzuschauen, und ab und zu stieß es ein klagendes Geheul in die Luft hinein.

Unbeschreiblich, nicht mit Worten wiederzugeben, war der Eindruck, den dieser Leichenzug machte. Ich glaube, das kälteste, härteste Herz wäre gerührt worden durch diesen Anblick der Trostlosigkeit und Verlassenheit, welcher das Ganze umgab.

„Marie-Anne!“ Ob der Wind den Schall nicht zu ihr trug, ob sie zu tief in ihrem Schmerz versunken war, daß sie mich nicht hörte. „Marie-Anne! Marie!“ rief ich noch einmal näher tretend.

Sie stand still; sie wandte ihre großen Augen auf mich, aber keine Thräne entquoll ihnen; starr und glanzlos war ihr Blick.

„Marie, ich konnte nicht früher zu Euch kommen, im Augenblick als mir Euer Brief übergeben wurde, bin ich hierher geeilt.“

„Ich wußte, daß es an Euch nicht lag, Herr, aber Ihr hättet mein Kind gerettet.“

Ihre ganze Gestalt bebte vor heftigem Schmerz. Wie in einem Anfall unermesslichen Jammers legte sie beide Hände vor ihr Antlitz, doch keine Zähre netzte die armen heißen Augen. Der Thränenstrom schien versiegt.

„Laßt mich eilen!“ rief sie dann hastig, „es wird Nacht und der Weg ist noch weit bis zu jenem Dorfe.“

„Warum aber nach jenem Kirchhofs?“ fragte ich.

„Weil man mir für mein Kind die Ruhestätte auf unserm Friedhofs versagt hat, weil ein solches Kind nicht dorthin gehört!“

„Es ist unmöglich, Marie-Anne!“ Und Zorn, Abscheu, ja, ein Gefühl von Haß ob solcher Unmenschlichkeit, solcher unerlaubten Gewaltthätigkeit kochte in mir empor, und nur mit Mühe unterdrückte ich in dieser stillen, geweihten Stunde den Ausbruch meiner gerechten Empörung.

Wir schritten lautlos dahin. Leise glitt der Schlitten über den Schnee, der seine weißen Flocken auf das dunkle Tuch streute, welcher dem kleinen Sarg als Leichendecke diente. Immer trüber und schwerer wurde die Luft, der Wind ächzte und stöhnte durch den Wald, die laublosen Bäume schüttelnd, der Hund stieß zuweilen leise klagende Töne aus. — So zogen wir dem Kirchhofs des nächsten Dorfes zu. Still und friedlich lag die Ruhestätte da, inmitten die kleine Kirche mit dem schlanken Thurne, ringsumher die weißbeschnittenen Grabhügel und über Alles spannen sich die grauen Schleier der trüben winterlichen Abenddämmerung; nur über dem Kirchlein zitterte momentan ein schwacher rothiger Schein, das letzte Schimmern des scheidenden Tageslichtes.

Unwillig und brummend über die Verspätung em-

pfung uns der Todtengräber, doch ich besaß ja die Mittel seine üble Laune in eine gewisse Freundlichkeit umzuwandeln. Vielleicht auch war es der Anblick der armen Mutter, die, wenn auch stumm und thränenlos, doch wie eine Verkörperung des tiefsten Herzensjammers stand, der ihn umstimmt und den erst so rauhen Gesellen mild und weich in seiner Art machte. — Sanft hob er den kleinen Sarg empor, sanft senkte er ihn nieder in die stille Gruft. Ich hatte Marie-Annes Hand gefaßt als müßte ich sie stützen und vor dem Fallen bewahren. Kalt und schwer lag die kleine Hand in der meinen, Schauer des Schmerzes schüttelte ihre Gestalt, doch nicht eine Thräne linderte die Seelenpein der Armen, während doch mir ein Paar heiße Zähren über die Wangen rollten, und selbst die graue Wimper des alten Todtengräbers nicht ungefeuchtet blieb.

Es war geschehen! — Die Erde hatte das süße Kind in ihren dunklen Schoß gebettet. Mit gefalteten Händen, wortlos, regungslos stand Marie-Anne an dem frischen Grabe.

Dann reichte sie ihre Hand dem alten Manne dar und sagte mit ihrer leisen lieben Stimme:

„Habt Dank, guter Martin! Vergebt, daß ich Euch warten ließ; der Weg war gar so lang und schwer. Nächstens werde ich meine Schuld entrichten, für heute habt noch einmal Dank!“

„Schon gut, Marie-Anne, schon gut. Habe Alles gern für Euch gethan. Sorgt Euch nicht um das kleine Grab, ich will es besonders hüten und pflegen, und im Frühling wollen wir Beide schöne bunte Blumen darauf pflanzen.“ Es lief bei diesen freundlichen Worten ein Zucken über das blasse starre Antlitz der Trauernden, daß ich hoffte, der Thränenquell würde jetzt endlich hervorbrechen, doch der Ausdruck wehmüthiger Freude verschwand schnell wieder. Es war indessen ganz dunkel geworden, als wir den Heimweg antraten. Der Wind fuhr noch klagend und unheimlich durch den finstern Wald, das Schneewebeln wurde immer dichter und an der kalten Hand, die in der meinen ruhte, fühlte ich wie die Gestalt der Dahinwandelnden zitterte.

„Nehmt meinen Mantel, Marie-Anne, laßt mich ihn um Euch schlagen!“ bat ich dringend.

„Mich friert nicht, gewiß nicht, Herr, innen ist mir siedend heiß!“

„Stützt Euch auf mich!“

„Eure Hand ist mir genugsam Stütze, so weiß ich doch, daß ich nicht ganz allein, ganz verlassen bin.“

Weiter schritten wir durch den Wald, durch den ab und zu vom Winde hergetragen, das Getöse der den Festtag einläutenden Glockenklang. —

Weißbesneit lag das stille Häuschen am Waldessaume. Marie-Anne machte sich von meiner Hand los,

als sie durch die Hausthür trat, doch schien sie es selbstverständlich zu finden, daß ich ihr folgte. Im Zimmer angekommen, zündete sie die kleine Lampe an, dann warf sie einen schnellen, suchenden Blick durch den erhellten Raum — auf dem weißen, leeren Bettchen des Kindes blieben die Augen heften mit einem todesbangen Blick. Sie stürzte darauf zu und mit einem herzbrechenden Schmerzenslaute sank sie davor nieder, ihr Haupt tief in den Kissen bergend, von denen der Knabe ihr so oft in holdester Freude entgegen gelächelt, in die er den letzten Lebensathem ausgehaucht hatte. Als ich sie so still und regungslos liegen sah, glaubte ich, sie sei ohnmächtig geworden, indem ich mich aber zu ihr niederbeugte, hörte ich sie leise und dann immer heftiger weinen. — Gott sei Dank, daß endlich der erstarrte Bann von ihrer Seele genommen, daß endlich die lindernden Thränen gekommen waren! Ich wehrte ihr nicht; still saß ich dabei und ließ meine Blicke durch das Stübchen schweifen, das noch so lieb und traulich trotz aller seiner dürftigen Einfachheit ausah, noch freundlicher vielleicht durch einen großen Weihnachtsbaum, der mit allerlei bunten Zierathen geschmückt in der Ecke des Zimmers stand. Wie mochten die Sternenaugen des schönen Knaben noch gestrahlt haben, als sie auf den lichtglänzenden Tannenbaum geblickt; und nun sollte die arme Mutter nie wieder ihres Lieblings Augen schauen hier auf Erden! Das Licht, das ihren dunklen Weg erhellt, war nun auf immer erloschen! —

Noch immer lag die Schwerebeugte über dem Bettchen des Kindes; der Hund hatte sich neben sie geschlichen und leckte ab und zu ganz leise eine ihrer herabhängenden Hände, als müßte er sie erinnern, daß er auch noch da sei, mit ihr zu trauern um den gestorbenen Liebling. — Es war kalt in der Stube, ich fühlte es nicht sowohl für mich als für sie, der ich so gern ihr hartes, schweres Loos erleichtert hätte, und für die ich doch so wenig zu thun vermochte. Ich hatte die schwachklimmenden Kohlen im kleinen Kamin zum hellen Flammen gebracht, Reisig angelegt und einen Topf Milch, den ich auf einem Schrank stehen sah, zum Feuer gesetzt, damit ich Marie-Anne einen erwärmenden Trank reichen könnte; nach dem langen, erstarrten Gang. Sie blickte bei meinem geschäftigen Thun auf und als schäme sie sich, so lange sich ihrem Schmerz überlassen zu haben, stand sie auf und versuchte es die Thränen zu bekämpfen, die dennoch ab und zu über ihre bleichen Wangen flossen. Indem sie mir ihre weiche Hand reichte, sagte sie mit dieser Stimme, welche nun einmal eine fast unerklärliche Zaubergewalt über meine Seele übte.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

Bei den Vällen will man die Bemerkung gemacht haben, daß die Kleider kürzer zu werden anfangen und man fragt, ob dies geschehe, um endlich wieder einmal eine Schönheit mehr sehen zu lassen, zierliche Füßchen; leider läßt sich nicht abstreiten, daß auch bei diesen kürzer gewordenen Kleidern die Crinoline sich nicht beschränkt hat, was allerdings wenigstens manchen Damen ein seltsames Aussehen giebt. Auf der Straße, wenn die Damen die langen Kleider aufnehmen müssen, werden sie ebenfalls ziemlich hoch aufgenommen, ebenfalls um die Fußbekleidung sehen zu lassen, denn man wendet dieser allerdings wieder mehr Aufmerksamkeit zu als bisher. Die Mode gestattet keine schlechte Fußbekleidung mehr zu den hübschen bunten Unterröcken, die man trägt. Die Stiefelchen von englischem Leder mit hohen Absätzen und bei kalter Witterung Stiefelchen von Sammet mit Pelzbesatz sind durchaus erforderlich. Das Kleid, das durch unsichtbare Kleidträger (welche stets in das Kleid hineingemacht werden) aufgenommen wird, läßt den Fuß in seiner ganzen Zierlichkeit mit den rothen oder violetten Strümpfen sehen. Der Unterröck ist weiß und schwarz gestreift mit einer beliebigen Garnirung. Am empfehlenswertheften dürfte der mit Längestreifen und einem breiten Sammet- oder Tuchstreifen untenherum sein. Viele Damen tragen ihn indeß noch immer roth oder weiß mit einem schwarzen Besatzstreifen; andere violett.

Da wir einmal bei der Aufzählung von kleinen Einzelheiten der Mode stehen, mögen auch noch folgende erwähnt sein:

Die Damen tragen an der Seite hängende große Sammettaschen zu einem gestickten Gürtel.

Die modischen Handschuhe sind die von hellfarbigem Ziegenleder. Man trägt indeß auch viele von gesticktem Castor mit sogenannten Michelieu-Manschetten und Doppelknöpfen.

Die kleinen Cravattentücher zu den Kragen sind ebenfalls noch sehr modisch. Die neuesten haben gestickte Sammetenden.

Eben so hat man allerliebste aussehende und sehr gut kleidende Sammetmanschetten mit Spitzenbesatz.

Die Putzstiefelchen sind immer von Zeug und mit sehr hohen Absätzen. Viele sind oben, nicht an der Seite, geschnürt. Die zu schlechtem Wetter sind von Ziegenleder, oben geschnürt. Die Ballstiefelchen müssen durchaus mit dem Ballkleide übereinstimmen. Viele Damen ersetzen die Bandrosetten darauf durch eine

Blume in derselben Farbe wie die auf dem Kleide. Allerdings tragen viele Damen auch noch Atlasschuhe. Die Halsbänder und die Rämme sind die modischsten Schmucksachen. Man hat vollständigen Schmuck von dicken Goldkugeln mit Kettchen und Gehängen; leichtere sind von Perlen und Gold, andere von Rubinen.

Die Ballüberwürfe sind von weißer Seide mit Hermelin oder mit schwarzer oder Goldborte besetzt.

Ein neuer Luxusgegenstand, der seit einiger Zeit von großer Wichtigkeit geworden ist, sind die gestickten, soutaschirten und mit Borte besetzten Röcke, die man über den ähnlichen Unterröcken trägt. Die Fabrication derselben ist ein sehr bedeutender Erwerbszweig geworden.

Noch einige Worte über das Weißzeug dieses Winters.

Der Schnitt der Nachtjäckchen ist nicht nur sehr schön, ein Luxus von Stickereien giebt ihnen überdies etwas ganz Ausgezeichnetes. Eins war oben ganz mit Schweizerfalten bedeckt und von den Achseln an abwechselnd mit gestickten und Spitzeneinsatzstreifen versehen, welche wie ein ausgeschnittener Fichu ausfahen; vorn bildete der ganzen Länge nach ein Spitzenvolant, der hier und da durch gestickte Patten unterbrochen wurde, einen jabotähnlichen Besatz. Die Patten schlossen das Jäckchen. Um den Halsauschnitt lief eine Spitze. Die halbweiten Aermel waren ebenfalls mit Spitzen garnirt und durch eine Patte geschlossen. Ein zweites einfaches fiel gerade, lag nicht fest an und hatte eine Balletotform. Um den Hals und vorn herunter ging eine Reihe von sieben kleinen durchbrochenen Falten, hier und da mit einem gestickten und von Spitzen eingefassten Medaillon. Die Aermel sehr weit und offen unten mit ähnlichen Fältchen garnirt.

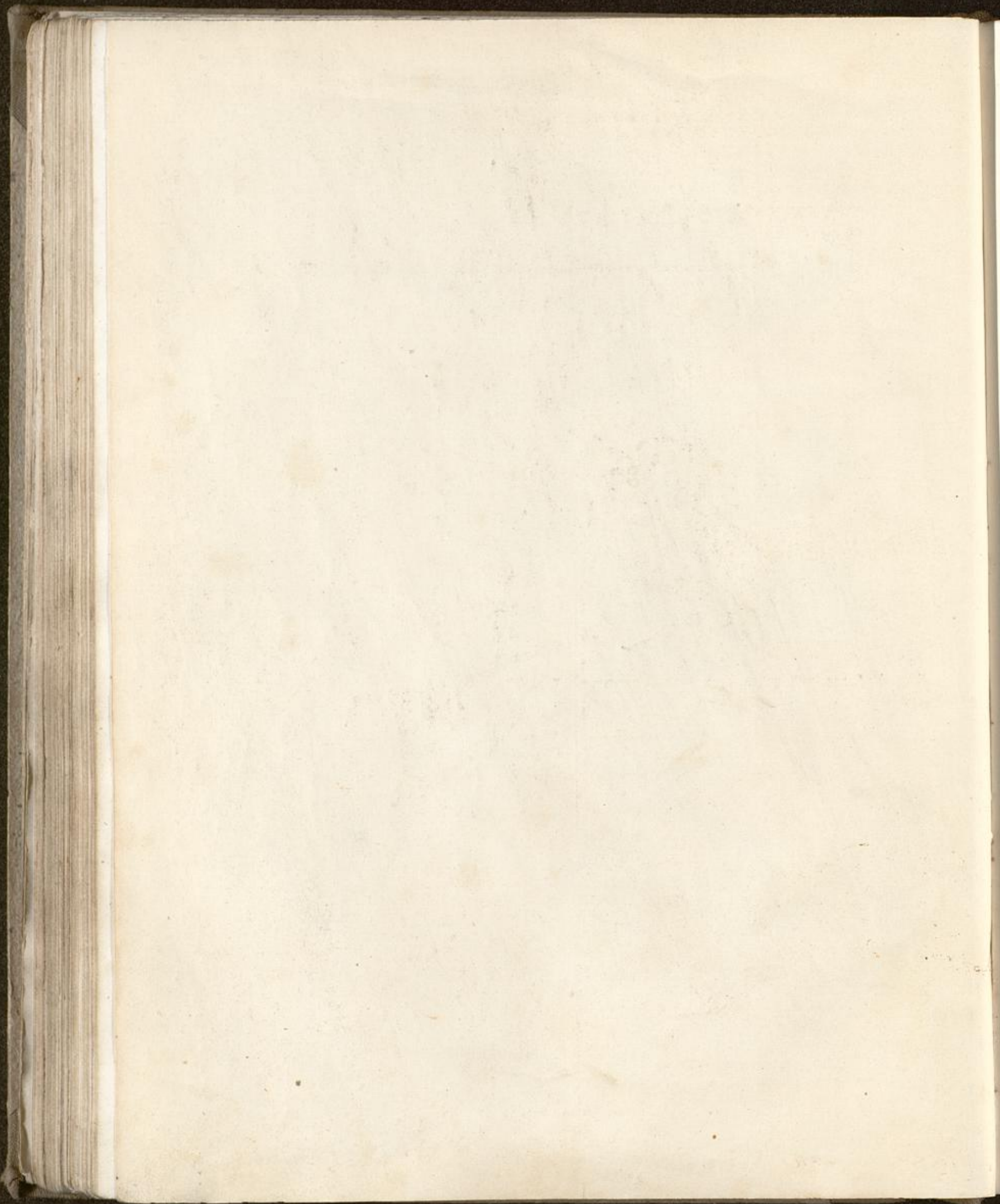
An den Putz-Unterärmeln bemerkt man nichts Neues; ihr Ausputz ist die Hauptsache. Die geschlossenen sind von Tülle, sehr haushig, mit spitzgeschnittenen Manschetten, garnirt mit doppeltem Gefältel von rosa Band, das auf ein Bäuschchen am Borderame geht, unter welchem ein zweiter Aufschlag beginnt. — Die offenen sind von Tülle oder Organdi, die erstern mit muschelartigen Bäuschchen der Länge nach über durchschimmernder Rosa und über einem Spitzenvolant mit einer Bandschleife; die letztern, die meist weiter sind, mit zwei breiten Garnirungen, die mit himmelblauem Bande eingefast sind und an Falten sich befinden, zwischen denen Bandschleifen angebracht sind, deren Enden auf den Arm fallen.

Und nun einige neue Ballanzüge, unter denen wir vor allen einen erwähnen, welcher auf dem Valle in den Tuileries in der That Aufsehen erregte. Es war ein Kleid von weißer Gaze, auf welchem Schmetterlinge



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

8 1867

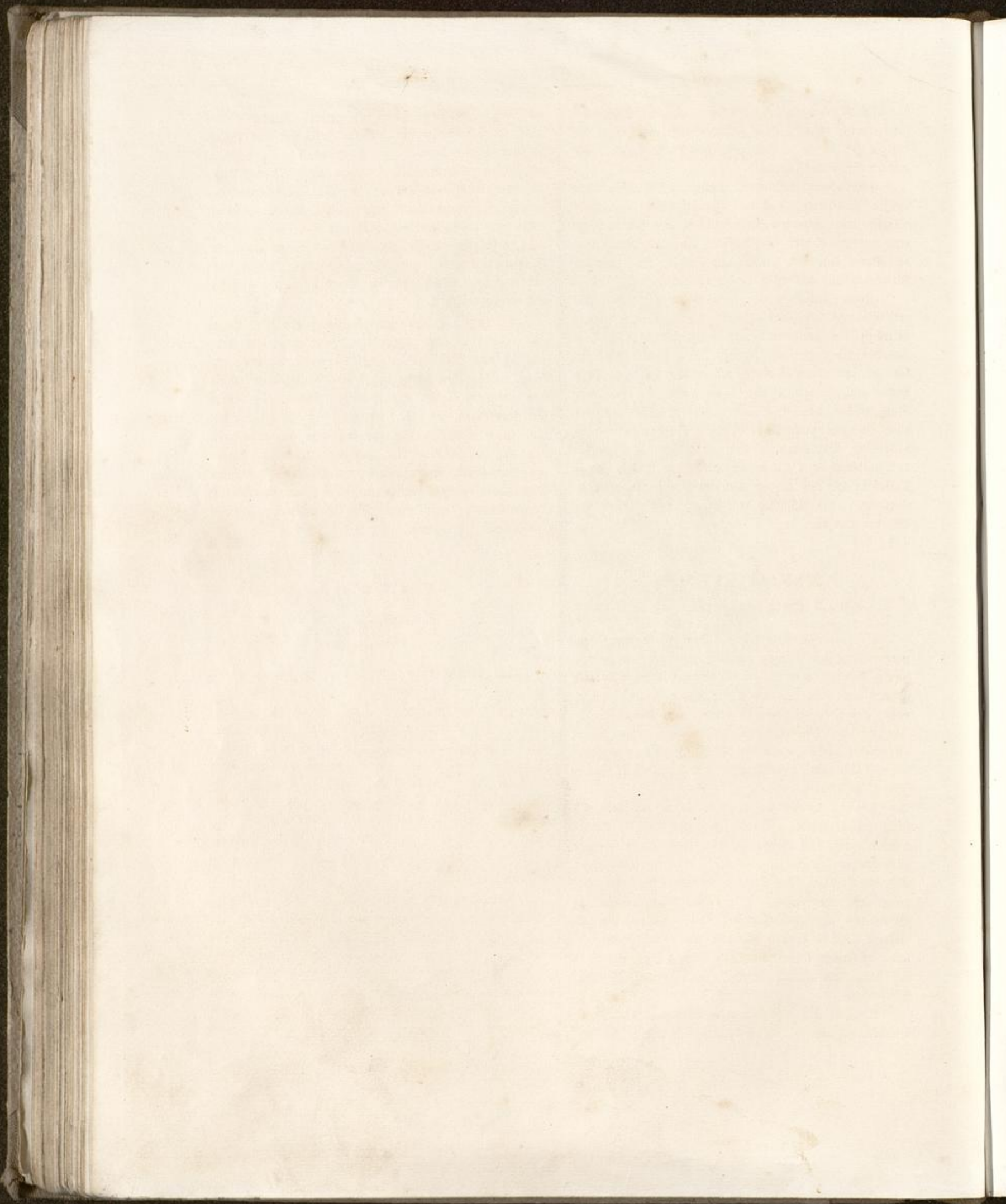




Goethe
Nach der Büste von Trippel.

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.

Druck v. C.A. Berger, Leipzig.



in allen Farben aufgesetzt waren, einzelne Schmetterlinge, durch einen leichten Filigrandraht angeheftet, so daß sie sich bei jeder Bewegung der Dame regten, als wollten sie hinwegflattern.

Ein anderer auffallender Ballanzug bestand in einem weißen Tüllkleide, das roth garnirt war; eine große Schleife von schwarzem Taffet bildete eine Art Schärpe und war am Rücken festgemacht. Auf dem Kopfe trug die Dame eine Art Turban in gleichem Noth wie der Kleidbesatz und darauf einen Federbüschel.

Ferner: ein Kleid von weißem Tarlatan, unten mit drei Volants von lilas Taffet, die mit einem leichten Gekräusel in derselben Farbe endigten und durch Tarlatanbäuschchen getrennt waren. Ein zweiter Rock fiel bis an den obern Volant und wurde an jeder Seite durch große Schleifen von lilas Taffet aufgenommen. Das Leibchen von lilas Taffet war ausgeschnitten und hatte ein hochhinaufgehende Pelerrine, die ganz aus Taffetband und Bäuschchen bestand. Die Ärmel waren weit und halbblang, von Tarlatan, mit einem Gekräusel von Taffet besetzt und an der Naht durch ein Band aufgenommen. Als Kopfsputz ein Kranz von Veilchen mit Blonden-Barben.

Modenblatt N^o 8.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von rothem und schwarzem Sammet, letzterer mit weißen Spitzen garnirt, über und unter dem kurzen Schirme vorn in der Mitte mit einer schwarzen Feder, sowie über der Stirn mit rothen Blumen ausgesputzt; weiße Bindebänder; Polonaise von schwarzem Atlas, reich mit Marderpelz besetzt; darunter rothes Kleid; geschlossene weiße Unterärmel mit Stickerei, kleinen Manschetten und hängenden Bändchen daran; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Hut von schwarzem Sammet, an der Seite mit einer großen schwarzen, vorn in der Mitte des kurzen Schirmes mit einer kleinen grünen Feder; breite schwarze Bindebänder; Kleid von grünem Taffet mit sehr hohem Schneppenleibchen, das vorn mit Knöpfen zugemacht ist; weite halbblange Ärmel, unten und an der Achsel mit Besatz von schwarzem Sammet und schwarzen Spitzen; derselbe Ausputz doppelt auf dem sehr weiten Rocke; geschlossene weiße Unterärmel mit Quetschfältchenbesatz in der Länge und Mitte hinaus; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

3. Häubchen von schwarzen Spitzen mit dunkelgelben Bandschalen an der Seite und hinten hinabfallen-

den Barben; Kleid von Taffet mit rundem glattem hohem Leibchen, mit Besatz von Bandgekräusel von der Mitte an in dreifacher Reihe bis zum Gürtel, den ein doppeltes Schloß zusammenhält; halbweite und halbblange Ärmel mit ebensolchem Ausputz, der sich auch, jenem am Leibchen sich anschließend in dreifacher Reihe, allmählig voller und breiter werdend, auf dem Rocke sich hinunterzieht; geschlossene weiße Unterärmel mit Spitzenbesatz und Spitzenmanschetten; ganz kleiner einfacher Kragen und kleines Cravattentuch; dänische Handschuhe und einfache goldene Armbänder; Schuhe.

4. Hut von schwarzem Sammet, mit lilas Band und eigenthümlichem gebauschtem den Schirm bildendem Ausputz von lilas Sammet, auf dem oben und vorn eine Feder in derselben Farbe liegt; lilas Bindebänder; Kleid von braunem Taffet mit rundem Leibchen, das einen Pelerrinentragen mit Sammetbesatz in Zickzack darauf und einen Sammetgürtel mit doppelter Schneppe vorn und auf dem Rücken hat; halbblange sehr weite Ärmel mit ebensolchem Sammetbesatz, der sich auch in seltsam blickartigem Zickzack unten auf dem Rocke wiederholt; kleiner Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahlbüste N^o 8.

Goethe.

Nach Trippels Büste.

Die Goethe-Büste von Trippel ist jeder Zeit als herrliches Werk bewundert worden und der Dichter selbst hatte seine Freude darüber. So schreibt er in seiner „italienischen Reise“ unter dem 28. Aug. 1787: „Habe ich Dir schon gesagt, daß Trippel meine Büste arbeitet? Der Fürst von Waldeck hat sie bei ihm bestellt. Sie ist schon meist fertig und es macht ein gutes Ganzes.“ Und später: „meine Büste ist sehr gut gerathen. Jedermann ist damit zufrieden. Gewiß ist sie in einem schönen und edlen Styl gearbeitet und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich so ausgesehen, in der Welt bleibt.“

Das Original in Marmor steht in dem Schlosse zu Waldeck; Abgüsse davon sind ziemlich verbreitet und auch Stiche davon giebt es bereits. Keiner aber von allen, die wir kennen, giebt den Eindruck, welchen die Büste macht, so treu wieder, wie der, welchen wir nach einer neuen vortrefflichen Zeichnung von Krause heute den Lesern und Verehrern unseres großen Dichters vorlegen.

Intelligenzblatt zur Wodenzzeitung.

Empfehlenswerthe Confirmanden-Geschenke.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine, wohlfeile Volks-Bilderbibel

oder

Die ganze heilige Schrift

des alten und neuen Testaments

nach der

Uebersetzung Dr. Martin Luthers.

Stereotyp-Pracht-Ausgabe. Mit 6 Stahlstichen und 532 feinen in den Text eingedruckten Abbildungen.  Achter Abdruck.  Preis 2 Thlr. 12 Ngr.

Dieselbe in reich vergoldetem englischem Prachtband mit Goldschnitt. Ausgabe mit obigen Holzschnitten und 6 Stahlstichen. 3 Thlr. 12 Ngr., mit 11 Stahlstichen 4 Thlr.

Das Neue Testament

unfers Herrn und Heilandes Jesu Christi,

nach der Uebersetzung Dr. Martin Luthers.

Stereotyp-Pracht-Ausgabe.

Mit sieben Stahlstichen und vielen in den Text eingedruckten Abbildungen. Groß Lexikon-Octav. broch. Preis 1 Thlr.

Dasselbe, eleg. gebunden mit Vergoldungen und Goldschnitt 1 Thlr. 15 Ngr.

Evangelischer Glaubensschild

oder vergleichende Darstellung der Unterscheidungslehren der beiden christlichen Hauptkirchen. Zur Selbstbelehrung und Befestigung in evangelischer Glaubenslehre. Von C. F. Sackeuter, Pfarrer. Dritte verbesserte Aufl. durch Dr. A. V. G. Krehl, ord. Prof. in Leipzig. Mit 1 Stahlstich. 8. br. Preis 22½ Ngr.

Literarisches. Von der so eben erscheinenden Gesamt-Volks-Ausgabe von „*Holtei's erzählenden Schriften*“ (Verlag von Eduard Trewendt in Breslau) sind jetzt bereits 24 Lieferungen ausgegeben, enthaltend: Kriminalgeschichten 6 Bde. — Koblesse oblige 3 Bde. — Eisstreser 3 Bde. —; die noch folgenden 41 Lieferungen werden umfassen: Kleine Erzählungen 5 Bde. — Christian Lammfell 5 Bde. — Ein Schneider 3 Bde. — Vagabunden 3 Bde. — Vierzig Jahre 6 Bde. — Um den gemüthlichen Schriften Holtei's, des beliebten Erzählers, immer mehr und mehr die verdiente Anerkennung zu sichern, hat die Verlagsbuchhandlung den Preis für jede — durchschnittlich 8 Bogen starke — Lieferung der in Taschenformat elegant ausgestatteten Werke überaus wohlfeil auf nur 4 Silbergroschen festgesetzt, so daß also ein Bogen dieser gediegenen deutschen Original-Unterhaltungsliteratur nicht mehr als 6 Pfennige kostet! Gegenüber den in Deutschland leider zahlreich verbreiteten Uebersetzungen fabrikmäßig angefertigter, zum größern Theil leichter und gehaltloser ausländischer Romane, wird der ganzen deutschen Nation durch Holtei's erzählende Schriften ein echt deutsches Werk durchdrungen von jener Innigkeit des Gefühls, wie sie gerade dem deutschen Charakter eigen — ein wahrer Familienschatz geboten, und empfehlen wir daher die jetzt sich äußerst günstig bietende Gelegenheit zur billigen Anschaffung dieser vortrefflichen Unterhaltungsliteratur zu benutzen.

Niemand ist zur Abnahme sämtlicher 65 Lieferungen verpflichtet — im Gegentheil kann der Austritt nach Belieben geschehen, jedoch müssen später Eintretende die bis dahin erschienenen Lieferungen von Anfang an nachnehmen; den Besitzern der schon früher in Taschenformat herausgegebenen „Christian Lammfell“, „Ein Schneider“, „Vagabunden“ und „Vierzig Jahre“ kommt es hierbei sehr zu statten daß die Verlagsbuchhandlung mit dankenswerther Rücksicht die vorher noch nicht in demselben Format erschienenen „Kriminalgeschichten“, „Koblesse oblige“, „Eisstreser“ und „Kleine Erzählungen“ in der Reihenfolge der Gesamt-Ausgabe vorangestellt hat. Die Ausgabe der Lieferungen erfolgt wöchentlich mit genauer Regelmäßigkeit, so daß also noch im Laufe dieses Jahres diese Gesamt-Ausgabe der „Erzählenden Schriften“ Holtei's — eines Lieblingschriftstellers des deutschen Volkes — vollständig in die Hände der Abnehmer gelangen kann. Möge eine recht zahlreiche Verbreitung dem deutschen Sinne und den deutschen Namen Ehre machen! Ist doch die wöchentliche Ausgabe von nur 4 Silbergroschen so unbedeutend und das dafür Gebotene so reich an geistigem Genuß! —

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Neue Musikalien.

Im Verlage von Fr. Kistner in Leipzig erschien so eben:

David, Ferd. Op. 41. Nachklänge. Fortsetzung der bunten Reihe. 15 Stück für Violine und Pianoforte. Compl. 4 Thlr. 20 Ngr. Heft 1 — 4 à 1 Thlr. 10 Ngr.

Franz, Robert. Sämtliche Gesänge für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte aus Op. 4. 14. 30. einzeln à 5, 7½ und 10 Ngr.

Gade, Niels W. Op. 39. Michel Angelo. Concert-Ouverture für Orchester. Partitur 1 Thlr. 15 Ngr. Orchesterstimmen 3 Thlr.

— Dieselbe für Piano zu 4 Händen. 1 Thlr.

Heller, Stephen. Op. 100. Zweite Canzonetta für Pianoforte. 25 Ngr.

Kullak, Th. Op. 111. Lieder aus alter Zeit. (Neue Folge.) für Pianoforte. No. 1. Lied der Nacht v. J. Fr. Reichardt. 15 Ngr.

No. 2. Soldatenspruch v. R. Zumsteeg. 15 Ngr.

No. 3. Das Veilchen v. W. A. Mozart. 15 Ngr.

No. 4. Lützow's wilde Jagd v. C. M. v. Weber. 20 Ngr.

No. 5. Mich' liehen alle Freuden v. Paisiello. 20 Ngr.

No. 6. Die Zufriedenheit v. W. A. Mozart. 15 Ngr.

Moscheles, Ignaz. Thematisches Verzeichniss im Druck erschienener Compositionen. 2 Thlr.

Schumann, Robert. Op. 112. Der Rose Pilgerschaft. Märchen nach einer Dichtung v. M. Horn für Solostimmen, Chor u. Orchester im Arrangement für das Pianof. v. A. Horn zu 2 Händ. 2 Thlr. 15 Ngr., zu 4 Händ. 3 Thlr. 20 Ngr.

Walter, August. Op. 17. Drei Gesänge für eine Alt-Stimme mit Begleitung des Pianoforte. Die Himmelsthräne. Das Ständchen. Dein Wille, Herr! (2. Hft. der Alt-Lieder). 15 Ngr.

zur

Allgemeinen Norden = Zeitung.

Marie = Anne.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

„Ihr seid sehr gut, Herr! Glaubt mir nicht, daß ich alle Eure Güte nicht fühle, weil ich noch gar nicht davon gesprochen habe. Daß gerade Ihr mit mir sein mußtet in dieser dunklen Stunde, daß Ihr mich auf dem schwersten Gange meines Lebens begleitet habt, das ist mir eine Herzensfreude in all dem Jammer, denn ich wüßte keinen Zweiten auf der ganzen weiten Gotteswelt als gerade Euch, Herr Stephan. Oft habe ich mich gefragt wie ich alle Eure Güte verdient, wie es überhaupt gekommen ist, daß Ihr in mein Leben getreten seid und mein Freund wurdet, und da mein' ich denn immer, der liebe Gott habe Euch mir geschickt, weil es ihn erbarmt in seiner endlosen Gnade, wie ich so ganz verstoßen und verlassen war. Denn ich laß' mich nicht beirren in meinem Vertrauen, daß Gott mich nicht vergessen und verworfen hat.“

Sie schwieg in tiefes Sinnen versunken, dann aber rief sie mit größerem Eifer als müsse sie sich von auf sie andrängenden düsteren Gedanken befreien: „Nein, nein, ich glaube es nimmer, daß mein liebes Kind um meiner Fehle willen durch so schwere Krankheit in den Tod gehen mußte, ich glaube es nicht, obgleich man es mir aufreden wollte mit Donnerworten. Wenn ich die Hoffnung und den Glauben an meines Gottes Güte nicht hätte, wie wär' ich durch die letzten kummervollen Jahre, durch die letzten schweren Tage hindurchgekommen; denn schwer war es, daß ich's Euch niemals in Worten schildern kann, mein Kind so leiden und sterben zu sehen! Es ist hart die Eltern zu verlieren, vornämlich eine liebe gütige Mutter zu begraben, aber das Kind, das eigene, einzige, und überdies ein solches Kind der Schmerzen hergeben zu müssen, das geht doch über alles andere Leid.“

Die Sprechende war auf einen Schemel niedergesunken; mit den gefalteten Händen im Schoß saß sie

still da, doch die starre Verzweiflung war aus dem Antlitz gewichen, über das sich eine fast unirdische Milde und Entfagung gebreitet, die Augen hatten den irren, fremden Ausdruck verloren und blickten so fromm und gott ergeben, daß ich beruhigter wurde in Bezug auf Marie-Anne. — Nach einem langen Schweigen, begann sie mir viel von dem Kinde zu erzählen; das Herz schien ihr aufzugehen, wenn sie von ihm sprechen konnte zu Einem, der es gekannt und geliebt. Immer wieder theilte sie mir mit, wie der Knabe mich lieben gelernt durch das schöne Spielzeug, welches ich ihm geschickt, wie sie täglich für mich, seinen Lebensretter, gebetet und der kleine Hans da auch die Händchen gefaltet und Amen gesagt hätte. Ich schied von ihr mit der Verabredung morgen noch einmal zu ihr zu kommen.

Dem Schutze Gottes empfahl ich das stille weiße Häuschen, seinen Engeln die Schwesterseele, welche darin kämpfte und litt, mit einer Kraft und Ergebenheit ihren Schmerz trug, die mich mit tiefer Ehrfurcht erfüllten.

In dem Wirthshause zum goldenen Anker saß eine Anzahl der Dorfbewohner beisammen, dem letzten Tage des Jahres mit dem vollen Glase das Geleit zu geben. Mein Kommen erregte das höchste Stammen, hier und da auch Freude, aber die Neugier behielt doch die Oberhand. Nachdem das kleine Diebelzimmer schnell für mich hergerichtet war, verließ ich die von schlechten Tabak und Punsch dampfende Gaststube, jedoch nicht ohne vorher einige kräftige drohende Worte geäußert zu haben über die himmelschreiende Ungerechtigkeit, welche man sich ganz unbefugter Weise gegen Marie-Anne herausgenommen hatte. Meine so deutlich ausgesprochene Ansicht schien die größte Bestürzung hervorzurufen und vermuthlich war sie die Ursache mir am nächsten Morgen in aller Frühe den Besuch des Predigers zu verschaffen.

Die ganze Erscheinung dieses Mannes machte auf mich einen unangenehmen Eindruck, der noch erhöht wurde, als er, in der Besorgniß vor einer gewiß scharfen Klage seiner Vorgesetzten, die Sache in einem falschen Lichte darzustellen suchte, indem er vorgab, seine

Verweigerung der Ruhestätte für das Kind sei nicht Ernst gewesen, er habe Marie-Anne nur eine Lehre geben, sie zur Demuth befehlen wollen, diese aber habe wieder in ihrem Stolz, ihrer Selbstständigkeit zu rasch gehandelt. Ohne zu warten sei sie zu dem Prediger des Nachbardorfes hinübergelaufen, der schon aus Widerspruch gegen ihn die Begräbnisstätte auf jenem Kirchhofe bereitwillig zugesagt, und so sei das Mißverständniß, welches er aufrichtig bedauere, herbeigeführt.

Nachdem ich ihm meine Meinung über den Vorgang mitgetheilt, auch unverholen gesagt hatte, ich hielt es für die Pflicht jedes rechtlichen Mannes, solche Uebergriffe nicht ruhig mit anzusehen, ohne die Behörden davon in Kenntniß zu setzen und die Gesetze anzurufen, damit sie die Landesfinder vor ähnlicher Unbill schützten, schieden wir von einander, von der gegenseitigen Bekanntschaft nicht sehr erbaut, die dennoch vielleicht das Gute hatte, daß er Marie-Anne nicht mehr als ganz allein und schutzlos dastehend betrachtete.

Still und gefast wie ich sie am vorigen Abend verlassen traf ich Marie-Anne wieder am nächsten Tage, dem ersten des neuen Jahres, der klar und sonnig über dem hübschen weißglänzenden Dörfchen lag. Die schönen alten Linden standen im Schmucke des Reiffrostes gar wunderbar prächtig anzusehen, und es war ein Glänzen und Flimmern über der ganzen Landschaft, das etwas besonders Festtägliches hatte.

Vor der Erhabenheit, ja Heiligkeit, mit der Marie-Anne ihren Schmerz trug, verstummte alles Trostsprechen; ich sah zu wohl, sie hatte den rechten Trost in ihrem eigenen frommen Gemüth, in ihrem festen Vertrauen auf Gott. Daß die Wunde tief eingeschnitten in ihres Herzens Leben, das kündeten die bangen Blicke, die in dem leeren Raume nach dem Liebling umherspähten, der mit seiner Goldseligkeit die enge Hütte ihr zu einem Palaste gemacht, der, das schien mir immermehr ersichtlich, das einzige Band war, welches sie dem Leben verknüpfte. Dennoch war keine Bitterkeit, kein Hadern gegen Gott in ihrer Seele. Noch vermochte sie nicht die Weisheit, den Segen Dessen einzusehen, das sie ihres letzten einzigen Glückes beraubt, aber sie nahm das ihr auferlegte Kreuz still und geduldig hin. Nie habe ich den Schmerz auf eine so wahrhaft erhebende und veredelnde Weise tragen sehen, und noch oft in späteren Tagen, wenn mich Gram und Leid zu Boden drücken wollten, gedachte ich an diese tiefbetrübte, kinderlose Mutter und sie stand vor mir in ihrer stillen heiligen Trauer wie ein mahnendes Vorbild.

Doch sie hier zurückzulassen in der Verlassenheit und Einsamkeit, unter diesen ihr übelgesinnten Menschen, in diesem Häuschen, in dem sie jeder Winkel an ein besseres Ginst erinnerte, sie so ganz allein hier zu wissen, von Keinem beschützt, Keinem geliebt, von Allen gemie-

den, verhöhnt, verfolgt — das schien mir unmöglich. Zu jammervoll kam mir ein solches Loos vor, deshalb fragte ich sie, ob sie nicht Verwandte hätte, zu denen sie ziehen möchte, ob sie sich nicht fortsetzte von diesem Orte. — Nachdem sie mir geantwortet, der Vater habe nie Geschwister gehabt und sei überdies ein Eingewandter gewesen, nur ein Mutter-Bruder habe in einem anderen Lande gewohnt, von dem sie aber schon so lange nichts gehört, daß er wohl nicht mehr unter den Lebenden sei, da machte ich ihr den Vorschlag in die Stadt zu ziehen. — Sie sah mich mit ihren großen herrlichen Augen verwundert an und fragte:

„In die Stadt? was sollt ich dort beginnen, wie könnt' ich jemals da heimisch werden? Nein, Herr, ich wüßte wahrlich nicht, was ich dort sollte. Hier kann ich Manches thun, was nützlich ist und mir meinen Lebensunterhalt bringt, was aber sollte ich dort mit meinen schlichten Kenntnissen anfangen; wer fragt da nach Spinnen, Kräutersammeln, Körbellechten? Dort muß man feinere Dinge verstehen, um fortzukommen und dann“ — Marie-Anne zögerte, eine glühende Röthe überfloss das blasser Gesicht und zauberte die Tage zurück als ich sie in ihrer strahlenden Schönheit gesehen, die durch den Kummer zwar nicht verwischt, doch einen anderen Charakter angenommen hatte — „und dann möcht' ich mich nicht als Magd verdingen, wenn es nicht die äußerste Noth erforderte; ich glaube, das Dienen würde mir nicht leicht werden.“

„Ich habe auch nie daran gedacht, Euch als Magd dort zu sehen,“ fuhr ich heftig heraus, denn schon die Möglichkeit sie mir in einer solchen Stellung zu denken, machte mein Blut wallen.

„Aber was sollte ich sonst dort?“ fragte sie, arglos zu mir ausblickend.

Ja, in welcher Stellung sonst? — Gewichtig klang diese Frage in mein Inneres hinein. Darauf hätte es nur eine Antwort gegeben, doch das Chaos widerstrebender Gefühle war zu dicht in mir, mein Weg lag noch nicht klar vor meinen Augen, und wie die rechte Stunde noch nicht gekommen, war auch das eine Wort noch nicht gefunden. So schwieg ich und Marie-Anne fuhr fort:

„Ich seh' es wohl, Ihr sorgt Euch sehr um mich, Euch jammert meine Verlassenheit — doch grämt Euch nicht, lieber Herr! Gott wird mir schon beistehen, meine Straße zu wandeln. Vielleicht ist der Weg nicht lang, vielleicht ruft er mich bald in seiner großen Güte zu meiner Mutter und meinem lieben Kinde,“ — wieder blühte ein Freudenschimmer auf dem stillen Antlitz empor, aber bald verlosch er. Nach einem kurzen Schweigen und durch die Erinnerung hervorgehoben mühsam bekämpften Thränen, begann sie von Neuem: „Und wenn der Weg auch lang ist und fern mein Ziel, ich habe

Muth, ich hoffe, es soll doch gehen mit Gottes Hilfe. Ich meine, für jeden Menschen ist sein Platz bestimmt in der Welt und sein Stück Arbeit liegt bereit für ihn und wenn er seine Pflicht erfüllt, dann kann er nicht untergehen trotz aller Trübsal. Mir ist immer als müßten die Leute im Dorfe mich doch wieder leiden mögen, wie sie mich einst wohlgelitten, und wenn sie dann erst wieder allerlei kleine Dienste von mir annehmen und mir gestatten, mich mit den Kindern zu beschäftigen, wie ich es stets so gern gethan, dann giebt es alle Hände voll auf zu thun und neben dem Sorgen auch manche Freude. Dann wird ein Tag nach dem andern vergehen, ein Jahr zu dem andern sich reihen, bis auch endlich mein Festtag kommt. Darum sorgt Euch nicht in Eurer Güte um mich, Herr Stephan, und zieht getrost heim in Eure große Stadt, die Marie-Anne wird nicht untergehen in ihrem Weh, und ob auch jetzt noch der Weg dunkel vor ihr liegt, es wird besser werden. Und eine helle Freudenblume hat Eure Güte und Theilnahme durch ihr armes Leben gesflochten, eine Blume, welche noch in der Erinnerung frisch und schön bleiben wird, daß sie sich daran erfreuen in späten Tagen. Gott segne Euch mit seinem besten Segen und gebe Euch viel Freude und Frieden in Eurem Leben! Sollte aber jemals Kummer und Krankheit über Euch kommen und Niemand Getreues an Eurer Seite stehen, dann ruft die Marie-Anne, sie wird glücklich sein, Euch zu pflegen und nicht zu stolz, Euch zu dienen. Und nun geht mit Gott, Herr!"

Ja, ich ging! Was konnte ich mit all meiner Weisheit und Lebensflugsheit, mit meiner Gelehrsamkeit hier nützen und andrücken? Wie hoch stand dieses einfache schlichte Mädchen, mit ihrer frommen Seele über mir. Ich wollte geben und Güte spenden, sie schützen und schirmen, und ich hatte von ihr empfangen, wie maßlos viel empfangen!

Ich schied von Marie-Anne, doch nicht ehe sie feierlich in meine Hand gelobt, wenn sie je des Schutzes bedürfte, wenn Noth und Krankheit über sie hereinbräche, daß sie mich dann rufen wolle, mich, ihren einzigen Freund auf der Welt.

Mich, ihren einzigen Freund auf der Welt! — Die lieben Worte zogen mit mir und rankten sich tief ein in mein Herz.

Der Winter war mir in fleißiger Arbeit vergangen und der Frühling sollte mir den Lohn für jahrelanges Studiren und Schaffen bringen. In den Tagen, da draußen Alles grün und frisch emporkeimte, erblühte auch dem Künstler der erste frische Lorbeerzweig des Ruhmes, allgemeiner, öffentlicher Anerkennung.

Die Säle der großen Gemäldeausstellung waren

geöffnet, die Menge wogte darin und stand in dichten Gruppen vor den Bildern, denen oft wahrhaftes Lob gebührte, vor anderen die „Mode geworden“ waren. Dem meinigen wurden beide Prädicate ertheilt, je nach der verschiedenen Auffassung, welche die ungewöhnliche, selbst von mir nicht erhoffte Anerkennung fand. Trotz der vielen Lobpreisungen, die mir wurden, erkannte ich dennoch gern an, daß ich Glück gehabt, indem ich einen Gegenstand gewählt, der die Herzen erfaßte, wie auch ich ihn mit ganzem Herzen erfaßt und wiedergegeben hatte.

Es war in einer späten Mittagsstunde da die gefüllten Räume sich schon etwas geleert hatten, als ich mich nach dem Saale begab, in welchem ein Bild hing. Eine Dame und zwei Herren standen davor in tiefem Beschaun und eifrigem Gespräch.

„Da kommt der Meister selbst,“ rief einer der Herren, in dem ich einen mir befreundeten Kollegen erkannte; „jetzt, meine Gnädige, können Sie selbst ihm Ihre Bewunderung, Ihren Wunsch ausdrücken. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hiermit Herrn Maler Stephan vorstelle.“

Namen und Verbeugungen wurden gewechselt und ich hörte, daß der andere Herr ein Graf B. und die Dame seine Verlobte sei. Mit einer seltenen Lebhaftigkeit, die wunderbar abstach gegen die vornehme Blasirtheit, welche in dem Aeußeren der jungen Dame lag, sprach sie ihre Bewunderung über das Gemälde aus. Trotz aller Bemühungen des Grafen, das Gespräch auf eine andere Bahn zu leiten, sie nach einem andern Theile des Saales zu führen, blieb sie beharrlich bei dem Lieblingsgegenstande und versicherte, es sei dies Bild die Ursache, daß sie beinahe täglich die Ausstellung besuche.

„Ich weiß es kaum zu sagen,“ fuhr sie fort, „denn so viel man von der technischen Fertigkeit, vom Colorit, von der Perspective und all den Vorzügen spricht, von denen ich nichts verstehe, welchen Zauber der Gegenstand auf mich ausübt. Eine ganze Geschichte könnte ich mir dabei denken. Wie ergreifend ist der Anblick dieses armen verlassenen Weibes, wie sie den kleinen Sarg selbst dem Grabe zuführt. Wo ist der Vater des Kindes, wo sind die Verwandten — ist die junge Mutter ganz allein auf diesem schweren Gange, als einzigen Begleiter und Leidtragenden den großen schönen Hund, der vielleicht der Spielgefährte des lebenden Kindes war? Ist sie eine Ausgestoßene? Und dennoch liegt in dem Wenigen, was vom Antlitze sichtbar, eine solche edle Weiblichkeit, in der ganzen Haltung, trotz aller Schmerzgebeugtheit, solche Hoheit, daß es mich bedünken will, man sähe kein gewöhnliches Weib vor sich; wie das Opfer eines schweren, tragischen Geschickes erscheint mir die junge Frau. Dem Ganzen muß eine sehr traurige Geschichte zu Grunde liegen; so weit erstreckt die Phantasie sich nicht, trotz al-

ler goldenen Schwingen, aus dem Bilde spricht die Wirklichkeit; eine so warme, wahre Auffassung giebt nur das Erlebte.“

Die junge Gräfin hatte mit solcher Erregtheit, solchem Interesse gesprochen, daß die ganze erkünstelte Ruhe und Blasirtheit ihrer Bewegungen und Gesichtszüge zur vollen Lebensfrische umgewandelt war. Nicht ohne Theilnahme blickte ich auf sie.

„Wohl dem Maler, der so in seinen tiefsten Ideen verstanden und richtig aufgefaßt wird; da lohnt es sich schon ein Künstler zu sein und Alles daran zu setzen, ein würdiger Jünger der Kunst zu werden,“ erwiderte ich wirklich erquickt von dem frischen warmen Lobe das in dem ganzen Aussprechen lag.

„Siehst Du, Arthur, daß ich Recht hatte, daß diesem schönen traurigen Bilde eine wahre Geschichte, ein Erlebnis zu Grunde liegt,“ rief sie, mit einem Blicke des Triumphes sich zu ihrem Verlobten wendend. „Eine wahre, sehr traurige Geschichte, ein Erlebnis!“

Die Augen des Grafen richteten sich mit einem fast wilden Blicke auf mich, als ich in Erinnerung versunken die Worte fast träumend nachsprach. Sein schon bleiches Gesicht wurde noch farbloser, und von dem unheimlichen Leuchten, das in seinen Augen zuckte, wurde plötzlich ein Licht angezündet in meiner Seele. Wenn jetzt die Frage wiederholt wäre: „Wo, wo ist der Vater dieses Kindes? und ich hätte antworten dürfen, ich würde gerufen haben: „Dort steht er, geplagt von seinem mahnenden Gewissen!“ — Auch ich war bleich geworden, denn alles Blut floß zu meinem Herzen zurück. Wie hätte ich ihn ruhig vor mir sehen können, den Elenden, der —. Schnell wollte ich mich entfernen, denn meine Gemüthsbewegung war zu heftig, aber die junge Dame wandte sich wieder an mich, und ohne geradezu unhöflich zu sein, konnte ich nicht von dannen eilen.

„Sie sagen, daß es Sie freue, so richtig erfaßt und gewürdigt zu sein in Ihrem Streben, mein Herr, so müßte es Sie auch freuen, Ihr Kunstwerk im Besitze Einer zu wissen, die es hochhalten würde wie ein Kleinod. Das Bild hat es mir angethan. Wenn ich darauf blicke, fühle ich mich besser werden. Wie die kleine Kirche so still und friedlich mit dem letzten Lichtschimmer über sich aus den Nebelschleiern und den sie umgebenden weißen Gräbern hervorblickt — wie diese arme Mutter ihr einziges Glück, die einzige Blume, welche vielleicht ihren dornenvollen Weg schmückte, die sich genährt mit dem Thau ihrer Thränen, dem Grabe zuführt — das Alles übt eine Wirkung auf mich aus, die mich rührt und erhebt. Vor diesem Bilde tritt unerklärlicher Weise stets die Erinnerung an meine stille glückliche Kindheit zu mir, wie eine Mahnung an eine bessere Zeit inmitten des leeren eiteln Welttreibens. Es würde eine große Freude sein, ein Glück für mich sein, dürfte ich das

Bild mein nennen. Sie würden mich zu höchstem Danke verpflichten, wenn Sie es mir überlassen wollten. Darf ich darauf hoffen?“

„Um Gotteswillen, Eugenie, nicht das Bild, ich könnte es nicht täglich vor Augen haben.“

Wenn ich noch gezweifelt, der Blick, der Ton, beide voll Schrecken, ja Entsetzen, sie hätten mir die Wahrheit gezeigt. Aber die junge Dame, welche keine Ahnung hatte von dem, was in der Seele ihres Verlobten vorging, die in ihrem Zartgefühl in dem Ausrufe, der Verweigerung wohl eine Beleidigung für mich sah, sagte entschuldigend und verbindlich:

„Die Thatsache, einen Mann, einen starken Mann so ergriffen von dem Bilde zu sehen, daß er fühlt, es würde ihn zu traurig stimmen oft darauf zu blicken, muß ein neuer Triumph für Sie sein, mein Herr.“

„Ja, es giebt wahrhaftige Geschichten und Vorfälle, die trotz aller Einfachheit durch ihre Wahrheit so schlagend wirken, daß der Eindruck ein unverlöschlicher ist,“ entgegnete ich anscheinend harmlos.

Ein dunkler Blick aus den schönen Augen des Grafen schoß auf mich, ein Blick, der die Tiefen meiner Seele ergründen zu wollen schien; aber ich hatte jetzt meine Erregung niedergelämpft und wandte mich vollkommen ruhig zu der jungen Dame.

„Vielleicht wird es Ihnen weniger schmerzlich sein, dem Besitze des Bildes zu entsagen, meine Gnädige, wenn Sie hören, daß es mir um nichts verkäuflich ist, da ich selbst zu sehr daran hänge, um es von mir zu lassen. Außerdem muß ich Ihnen sagen — und es sei mein bester, mein einziger Dank für das Gute, welches Sie mir heute gereicht haben und das dem Herzen des Künstlers unvergeßlich sein wird — ich hätte mein liebstes Bild, wenn es mir veräußerlich wäre, keinen besseren Händen anvertrauen mögen als den Ihrigen, weil ich Niemand wüßte, der es so schön, so wahr, wenn auch über seinen Werth gewürdigt hat wie Sie.“

Mit einer tiefen ehrerbietigen Verbeugung gegen die junge Dame, welche mir wahrhafte Theilnahme eingeflößt, mit einem kurzen kalten Gruße für den Grafen entfernte ich mich.

Der Kampf war ausgekämpft. — Das eine Wort war gefunden, mit dem ich Marie-Anne an meine Seite rufen wollte. Wie klar und licht der Weg vor mir lag und wie ich mich der Sicherheit und Entschiedenheit erfreute, nachdem so lange Dunkel und Verwirrung in meiner Seele geherrscht, und die verschiedensten Gefühle dort gekämpft und gestritten um den Sieg. Leicht war der Kampf nicht gewesen, leicht gewiß nicht. Oft wollte es mir vorkommen als sähe ich meine liebe verstorbene Mutter, die für mich die Verkörperung aller weiblichen

Tugenden gewesen, mit traurigen Augen auf mich blicken, ob der Thatfache, daß mein Herz nicht lassen konnte von der Einen, daß mein Streben gerade dieses Ziel hatte. Jetzt aber waren alle Bedenken niedergeschlagen. Wenn mein seliges Mütterlein noch lebte, ich würde sicher und getrost mit Marie-Anne vor die Theure treten, ich würde sie lehren, den wahren Werth des Mädchens zu erkennen, und wenn sie einen tiefen Blick in das große reine Herz gethan, da würde es mir an ihrem Segen nicht fehlen. Ich gedachte der süßen kleinen Schwester, die wenn sie nicht als Knospe in das Grab gesunken wäre, jetzt eine holdselige Jungfrau sein müßte, und auch ihr die neue Schwester und Freundin in meinem Weibe zuzuführen hätte ich mich nicht gescheut.

Mein Weib! das war das Wort. Ja, ich liebte Marie-Anne mit einer innigen, unendlichen Liebe, mit der ersten Liebe eines starken warmen Herzens. In dieser Liebe vereinigten sich alle Gefühle, die ich bis dahin einzeln gefühlt: die Hochachtung, das Vertrauen, welche ich für meine Mutter empfunden, die zarte Zuneigung, das Schützen und Hegen, mit denen ich meine Schwester umfaßt, die treue hingebende Freundschaft, mit der ich an einem verstorbenen Jugendfreunde gehangen; zu diesem Allem trat nun das eine mächtige Gefühl, gegen das ich mich so lange gesträubt, und dem ich mich nun so ganz ergab, das Gefühl voll des seligen Kausches und tiefster Andacht, mit dem man an die Einziggeliebte, an sein Weib denkt.

Nicht nach der Vergangenheit fragte ich mehr, kein Schatten, der aus ihr heranstieg, hatte jetzt noch die Macht meinen Frieden zu stören, meinen Entschluß wankend zu machen. Nur wie ich Marie-Anne erkannt, in ihrer reinen stolzen Weiblichkeit, in der Erhabenheit ihres Schmerzes, in der demüthigen Ergebung stand sie vor mir. Ihr Herz war frei, jetzt wieder frei und es würde, es mußte mein sein. Ich wollte sie die wahre Liebe kennen lehren, sie für das entschädigen, was man sie grausam erdulden ließ. — Die Entdeckung, daß der Graf in ihrer Nähe sei, hatte nicht den geringsten Einfluß auf die Beeilung meines Entschlusses gehabt. Ich fürchtete ihn nicht; ein inneres Gefühl sagte mir, daß schon lange keine Verbindung mehr zwischen ihnen bestehe. Wie es ihm überhaupt gelungen dieses brave stolze Mädchenherz zu bethören? O wie vielfach hatte ich darüber nachgedacht — wie hatte dieses Sinnen und Grübeln zwischen mir und meinem Glücke gestanden und mich untauglich gemacht für das Leben, ja oft selbst für meine Kunst. — Jetzt aber hatte ich abgethan mit der Vergangenheit; nicht einmal eine Frage nach ihr, sollte Marie-Anne kränken. Es war mir genug zu wissen, daß die Brücke, welche sie dem Einst verband, abgebrochen und versunken war — jetzt galt es eine neue zu schlagen,

in ein anderes besseres Leben hinein, und daß sie fest stehen sollte in Zeit und Ewigkeit, das konnte ich verbürgen, denn die Grundpfeiler wurzelten in meinem Herzen, und eine wahre, im Ringen gestählte Liebe spannte darüber die goldenen Bogen.

Des Künstlers Heimath ist überall; mich hand nichts an die Scholle Landes, welche ich bis jetzt bewohnt. Ein günstiges Geschick gestattete mir den künftigen Herd zu bauen, wo es mir beliebte; traulich und schön würde es an diesem Herde sein, wenn sie dort waltete in ihrer stillen Anmuth. War es auch ihre große, blendende Schönheit, welche zuerst des Künstlers Interesse geweckt und mich an Marie-Anne gefesselt, so hatte ich in dem langen Kampfe, da ich für und wider meine Liebe gestritten, unter allen vorhandenen und noch zu erstehenden Gegengründen, sie mir auch dieses Reizes beraubt gedacht, und trotzdem war sie mir gleich theuer geblieben, denn ich liebte sie mit dem Herzen, mit der Seele, mit allem Besten was in mir war. — Klar und offen lag mein Weg vor mir. Das eine schönste, heiligste Wort, welches der Mann aussprechen kann, es klang für sie durch mein ganzes Herz und glühte dort, es wollte sich hinüberraufen in ihre Seele, fragend, um Erhörung bittend.

Mai war es, helle, gnadenvolle, zauberische Frühlingszeit, da das Blut frischer und wärmer durch die Adern pulstet, mit dem neuerwachten, vollen Leben ringsumher in Uebereinstimmung. — Seit jenem Neujahrstage hatte ich das Dorf nicht besucht, hatte ich Marie-Anne nicht wieder gesehen. Wen das Wunder nehmen sollte, dem möchte ich sagen, daß ich nach meinem besten Ermessen es stets ehrenhafter fand sich nicht unnützlich der Versuchung auszusetzen, sich nicht kopfsüßig in eine Gefahr, zu stürzen, in der man untergehen mußte. Ich wußte daß Marie-Annens Nähe mir gefahrdrohend war, ich glaubte damals noch ein Gefühl zu überwinden, das ich nicht recht erkannt, deshalb mied ich sie, um den Kampf fern von ihr durchzufechten. So hatte ich sie die ganze Zeit nicht wieder gesehen, wenngleich ich ihr einige Male gute, nützliche Bücher geschickt, und gehört hatte, daß sie sich wohl befände.

Nun sah ich mich auf dem Wege zu ihr; jetzt wollte ich mir das Glück, das goldne Glück erringen. Und Mai war es. Im Walde duftete es lieblich, denn ein feiner, warmer Regen, der abwechselnd an dem Tage niedergerieselte, hatte Alles in der Natur mit Kraft und Labung erfüllt, daß es in süßer Wonne erschauernd balsamische Frische aushauchte.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

Die Moden in den Herrenkleidern sind so stationair, daß sich namentlich jetzt, so nahe vor dem Beginne einer neuen Saison, gar nichts Neues darüber sagen läßt. Im Allgemeinen können wir deshalb nur wiederholen, daß die langen Ueberziehröcke, mit und ohne Pelzbesatz, mit und ohne Schnüren vorn zugemacht, beinahe die Mehrzahl ausmachen und die Palletot- und Sackform zu verdrängen anfangen.

Unter diesen Ueberziehern trägt man einen gerade geschnittenen Rock von mittlerer Länge, der einen niedrigen Kragen und kurze Revers hat, vorn zugeknöpft und im Schoß etwas weit ist. Die an den Ellbogen ziemlich weiten Ärmel endigen ohne Aufschläge.

In den eleganten Fracks hat sich seit den letzten Monaten nichts geändert; sie haben noch immer einen sehr niedrigen Kragen, der aber vorn etwas breit wird und in der Form eines M mit den Revers sich vereinigt, die ziemlich breit sind und bis zum zweiten Knopfe reichen. Sie heben die Taille deutlich heraus; die Schößen fallen gerade und endigen breit. Die Ärmel sind wie die an den Röcken, ziemlich weit in der Mitte und endigen ohne Aufschläge.

Die Shawlwesten sind noch immer die, welchen man den Vorzug giebt, besonders bei Festanzügen; die zum Ausgehen sind nur etwas höher, um zu den Revers des Rockes zu passen.

(F.) Die Stoffe, welche die Damen vorzugsweise zu Puzanzügen wählen, sind der einfarbige Moire, der Moire antique mit Streifen, Bouquets oder Rankenmuster, die schweren Pompadour-Taffete und die hell- und einfarbigen Taffete.

Die Garnirungen sind nach den Stoffen verschieden.

Zu gewöhnlichen Anzügen trägt man viel wollene und gemischte Stoffe, so wie schwarzen Taffet.

Die Schmuckfachen, die man lange ganz vernachlässigte, werden wiederum in Menge getragen. Auf den Bällen bemerkt man die kostbarsten Schmucke etwa wie zur Zeit des ersten Kaiserreichs. Manche Damen haben bis drei Armbänder an einem Arme. Der Schmuck, den junge Mädchen vorziehen, den Kamm eingeschlossen, ist gewöhnlich von weißen Perlen oder von Korallen.

Zu den Ballkleidern nimmt man immer am liebsten Tulle und Tarlatan. Man sieht von neuem Kleider mit mehreren Röcken, was immer hübsch und elegant ist. Auch der Atlas kommt wieder in Gunst, vorzüglich der weiße. Als Ausputz bemerkt man häufig schwarzen Sammet mit Goldstickerei oder schwarze Spitzen. Die drapirten Leibchen bleiben in Gunst wie die mit einer Art Berthe.

Folgende Anzüge mögen erwähnt sein:

Kleid von weißem Tulle über Atlas. Drei Doppelpelröcke, an der linken Seite leicht durch eine Schnur solferinorother Rosen mit Blättern und Stahlperlen aufgenommen. Glattes Schnuppenleibchen mit einer Draperie vorn und hinten. Kurze Ärmel mit einem Strauß Solferino-Rosen auf jeder Achsel. Ein Kranz ebensolcher Rosen als Kopfsputz und Schmuck von weißen Perlen.

Kleid von weißem Atlas, auf jeder Naht von der Taille aus bis etwa in die Kniegegend ein mit Goldgestickter schwarzer Sammetstreifen, unten rund geschnitten und mit einer drei Finger breiten Goldfranse endigend. Knappes ausgeschnittenes Schnuppenleibchen mit goldgestickten schwarzen Sammettragbändern. Auf jeder Achsel eine ebensolche Schleife mit Goldfranzen. Als Kopfsputz ein Diadem von Sammet und Gold und als Schmuck: Goldzechinen.

Ein einfacher Anzug war von rosa Tarlatan mit zwei Röcken, von denen der erste fünf, der zweite drei kleine gezübelte Volants hatte und der zweite an der linken Seite durch eine Kette rother Blumen aufgenommen war. Glattes Leibchen mit Tarlatauberthe, mit Tulle gestütert und mit drei kleinen Volants. Als Kopfsputz eine Blumenguirlande, die sich hinten in einem Büschel Binsen endigte, die auf den Kamm fielen und sehr hübsch ausfahen.

Ein sehr schöner Ballanzug war auch folgender: Kleid von sehr schönem rosa Atlas mit schwarzen Spitzenvolants, zwischen denen Guirlanden von weißen kleinen Blumen und Schleifen von weißen und rosa Band hinführen. Das Leibchen hatte eine sehr lange Schnuppe und wurde zu drei Vierteln durch eine Berthe von Spitzen, Bändern und Blumen bedeckt. Die Ärmel bestanden in einem Bausch von Tulle, auf dem ein Spitzenvolant lag, welcher ein Blumenbouquet halb verhüllte. Ebensolche Bouquets auf den Achseln und in der Mitte des Leibchens.

Wahrscheinlich kommen in der nächsten Saison die Langshawls wieder in die Mode; man sieht wenigstens bereits viele solche von gesticktem und mit Spitzen garnirten Cashemir. Auch bemerkten wir bereits viele gestreifte Langshawls, wie denn überhaupt die Streifen auch in den Kleiderstoffen sich von neuem einstellen.

Beliebt sind ferner die schwarzen Seidenzeuge mit Pünktchen, namentlich in Gelb oder in Solferinoroth.

Modenblatt N^o 9.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Das Haar tief in den Nacken gehend und mit einem vollen Kranze von Blättern und Früchten an



ALLGEMEINE MODEZEITUNG



Made from Photograph

Printed in New York by J. H. & J. W. Rogers

Henry Miller

Printed in Birmingham by J. H. & J. W. Rogers

einem rothen Sammetstreifen geschmückt; Kleid von weißem Taffet mit sehr tief, namentlich vorn, ausgeschnittenem Schneppenleibchen, das eine Berthe von schwarzen Spitzen trägt; ganz kurze bauschige Ärmel; weiter Rock mit zwei breiten Volants von schwarzen Spitzen, von denen der obere gerade, der untere draperieartig angelegt ist, während sich ganz unten auf dem Rocke ein leichter Bausch befindet; halblange weiße Glacéhandschuhe mit reichen Armbändern; Fächer; Schuhe.

2. Als Kopfsputz ein voller Kranz von blauen Blumen und grünen Blättern; Kleid von blauem Taffet mit ausgeschnittenem Schneppenleibchen, auf dem sich ein schöner Fichu mit Spitzen befindet, der in der Mitte eine volle blaue Rosette trägt; lange und ziemlich weite weiße Ärmel mit Ausputz von blauem Taffet darüber; weiter Rock ohne Ausputz; weiße halblange Glacéhandschuhe; Schuhe.

3. Kopfsputz von schwarzen Spitzen und brennend rothen Blumen; Kleid von rothem Atlas mit tief ausgeschnittenem Schneppenleibchen, das eine breite weiße Spitzenberthe mit drei darüber laufenden schmalen rothen Atlasstreifen hat; kurze Atlasärmel mit weißem Spitzenbesatz; auf dem weiten Rocke ein breiter weißer Spitzenvolant, der an beiden Seiten durch eine große Schleife von rothem Atlas und weißen Spitzen aufgenommen ist, während sich über und unter demselben ein Bauschenbesatz befindet; halblange weiße Glacéhandschuhe mit goldenen Armbändern; Taschentuch und Fächer; Schuhe.

4. Das Haar tief in den Nacken reichend, über der Stirn mit einer von weißen Spitzen umgebenen Blume geschmückt, der sich an beiden Seiten eine nach hinten sich legende gerollte weiße Feder anschließt; neuer eleganter Ballüberwurf in türkischem Geschmade, mit gelber Seide gefüttert und darunter ein weißes einfaches Ballkleid, das unten auf dem Rocke mehrere Bauschenreihen hat; halblange weiße Glacéhandschuhe ohne Armänder; Schuhe.

Stahlstich N^o 9.

Therese Müller.

(Nach einer Photographie.)

Wie Sophie Müller im Trauerspiel und Karoline Müller im Lustspiel, so ist auch Therese Müller im

Vaudeville und in der Wiener Fosse eine Bühnenerscheinung, welche unwiderleglich beweist, daß Saphir Unrecht hatte, als er einst schrieb, er habe auf dem Theaterzettel zu dem Namen Müller ebensowenig Zutrauen als in Berlin zu dem Namen Schulze.

Geboren zu Draviza im Banat, verlebte Therese Müller ihre Kindheit in Weiskirchen, wo ihr Vater Chorregent war, und erhielt von diesem eine so gediegene musikalische Bildung, daß sie schon als kleines Mädchen wegen ihres Clavierspiels und ihres Gesangs bewundert wurde und nah und fern bei keiner öffentlichen Gesangsaufführung in Kirchen fehlen durfte.

Kaum erwachsen, debütierte sie unter der Leitung ihres Vaters in Salzburg als jugendliche Sängerin in kleinen Opern und gefiel, namentlich in Stradella, so, daß sie bald in Linz ein festes Engagement erhielt. Dort fand sie in den Soubrettenrollen ihr eigentliches Fach, in welchem sie sich seitdem zu einer vorzüglichen Künstlerin ausgebildet hat.

Während ihres Engagements am deutschen Theater zu Pesth, wo sie der Liebling des Publicums war, wurde für sie „der theatralische Unsinn“ bearbeitet, in welchem sie wohl einige dreißig Male am Karlsruhtheater in Wien auftreten mußte. Der damalige Director Nestroy engagirte sie sogleich; da sie jedoch dort nicht das Feld für ihr Talent fand, welches sie erwartet hatte, löste sie den Contract schon nach sechs Monaten gütlich auf, und ging nach Prag, wo sie fünf Jahre lang ebenso beliebt beim Publicum war, wie sie von der Kritik stets einstimmig auf das Günstigste beurtheilt wurde.

Zu Ostern 1861 verließ sie Prag und ging nach Norddeutschland, wo sie auf dem Vaudevilletheater zu Berlin und auf dem Stadttheater zu Stettin mit ungewöhnlichem Erfolge gastirte und am Stadttheater zu Hamburg ein festes Engagement für den Winter erhielt.

Eine schöne frische Stimme, vortreffliche Schule und Geschmac im Vortrag machen sie ebenso geeignet zum Auftreten in Opern, wie ihr muntres leichtes Spiel, ihre einnehmende äußere Erscheinung und ihre Kunst geschmackvolle Toilette zu machen ihren Erfolg im Vaudeville sichern.

Ihre besten Rollen sind als Page in der „Ballnacht“, in den „Hugenotten“ und in „Johann von Paris“, als Virginia im „Cadi“ von Thomas, als Marie in Lerking's „Waffenschmidt“ und in „Maurer und Schlosser“, als Omelette im „Theatralischen Unsinn“, als Pauline in dem „Versucher“ und als „Therese Kronos“.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckseite kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau**.

Kürzlich ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karl von Holtei's Gedichte.

Fünfte vermehrte Auflage.

Min.-Format. 39 Bogen. In elegantem Umschlag. Broschirt.
Preis 1 Thaler.

Diese wohlfeile fünfte Auflage von Holtei's Gedichten, durch mehrere Beiträge erweitert, welche neuerdings vor großen Hörerkreisen Anklang fanden (Abendlied. — Unsere Schwalben. — Gäste und Kinder. — Der Kadet im Volksgarten. — Der Greis. — Deutsche Sprachforschung. — Deutsche Einigkeit. — Mozartfest. — Mozart und die Zukunftsmusik. — Fünf Paare. — Des Preußen Gruß. — Schillerlied. — Rettelbeck in Lissabon), soll, wie der Dichter in seiner bescheidenen Weise selbst sagt, nur den Volks-Ausgaben seiner Schriften sich anschließen, soll ein Supplement zu den „Dreißig Jahren“ sein. — In Gelegenheitsgedichten, Prologen, Epilogen, Theaterreden, Stammbuchblättern, Inschriften, Unterschriften, Epitaphen u. d. d. werden uns alle die zahlreichen persönlichen Beziehungen des Dichters in Versen vorgeführt. Gemüthvolle Innigkeit, eine oft heitere, oft sinnige Lebensauffassung charakterisiren die übrigen Gedichte. Was die „Lieder“ betrifft, so gehört ohne Frage Holtei zu unsern besten und volksthümlichsten Lieberdichtern.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brockmann, metallurg. Krankheiten. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Schillings Pianist. cart. 1 Thlr.
2 1/2 Sgr.

Juristischer Dolmetscher. cart.
15 Sgr.

Verlag von **A. Sorge** in
Dsterode.

Für Auswanderer.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der englische Dolmetscher für Auswanderer. Anweisung, die englische Sprache binnen kurzer Zeit leicht und ohne Lehrer zu erlernen. Nebst einem Wörterbuche der deutschen und englischen Sprache, worin die Aussprache und richtige Betonung der englischen Wörter angegeben ist, einem Verzeichnisse der englischen Städtenamen in America, wie sie richtig auszusprechen sind; und einem Anhange, der Formulare zu Briefen, Quittungen, Wechseln und Anknüpfungen enthält, so wie Belehrungen für Auswanderer. Von **L. A. Albert**. Sechste Auflage von **Dr. A. Diezmann**. 12. cart. 15 Ngr.

Deutsch-englisches und englisch-deutsches Handwörterbuch für deutsche Auswanderer nach Nordamerika und Australien. Mit durchgehends richtiger Aussprache, einem Verzeichnisse der Namen der Staaten, Städte, Ströme und Gebirge der Vereinigten Staaten und deren Aussprache, nebst einer Tabelle über Münzen, Maße und Gewichte. Von **L. A. Albert**. gr. 16. cartón. 12 Ngr.

Andachtsbuch auf alle heiligen Tage des Kirchenjahres für **Auswanderer und Ausgewanderte**. Eine christliche Wittgabe von **Dr. J. F. E. B. Wohlfaht**. Mit einem Stahlstiche. Elegant gebunden. 8. Preis 15 Ngr.

Billigstes illustriertes Wochenblatt.

Omni bus

Jeden Sonnabend eine Nummer 36 Spalten Text: Spannende Romane — Skizzen aus der Zeitgeschichte — Reisen — Jagdbilder — Abenteuer zu Wasser und zu Lande — Kriegsszenen — Genrebilder aus der Natur und dem Leben

mit vielen prachtvollen

Illustrationen.

Preis pr. Quartal (13 Nummern) 12 Sgr.

Nr. 1 enthält: **Der Verbrecher**, aus den Aufzeichnungen eines Criminalbeamten (mit 2 Illustr.) **Der Commandant des Tower** (mit Illustration.) — **Verlorene Kinder** u. s. w.

Probenummern liegen in jeder Buchhandlung aus.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Preis pr. Quartal 12 Sgr.

Mit jährlich über 200 Illustrationen.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Marie-Anne.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Ich hatte mich auf meiner Fußwanderung verspätet; der trübe, milde Tag, dem gerade seine dufelige Regenatmosphäre etwas so Weiches und Träumrisches gab, neigte sich schon stark dem Abend zu, die Sonne war längst hinter den grauen Wolkenschleiern versunken, als ich das Dorf betrat, welches im dämmernden Zwielicht ruhte: Es schien mir fast unthunlich noch heute Marie-Anne aufzusuchen, und dennoch wollte ich jetzt mein Schicksal erfahren.

Aus den Fenstern ihres Häuschens stahl sich ein schwacher Lichtschimmer über den Weg zu mir, und lockte mich hin. Das Fliedergebüsch, welches es seitwärts umgab, strömte die Fülle seiner würzigen Däfte in die warme regenschwere Luft hinein, und aus seinem grünen dichten Gehege sandte eine Nachtigall ihre süßen langgezogenen Töne in die Abendstille. Ein lautes heftiges Sprechen drang mir aus dem Innern des Hauses entgegen; ich wollte nicht lauschen, aber hineinblicken mußte ich, und als ich den ersten Blick gethan, die ersten Worte vernommen hatte, da war kein Loskommen von der Stelle.

Jener schöne vornehme Mann, den meine Ahnung mir gleich als mit Marie-Annens Schicksal verflochten gezeigt hatte, stand in dem Zimmer. Mit einer unheimlichen verzehrenden Gluth hingen seine Augen an dem schönen Mädchen, das mit einer kalten fast verächtlichen Ruhe im Antlitz hoch und stolz ihm gegenüberstand.

„Ist das Dein letztes Wort, Marie-Anne?“ fragte er mit einem nur mühsam unterdrückten Zorn in Miene und Geberden.

„Mein letztes!“

„Nimm Dich in Acht, Mädchen, reiz mich nicht; bis jetzt hast Du mich nur als ein von Deinem Liebreiz Bezauberten bittend vor Dir gesehen, erwecke nicht andere Gefühle in mir!“

Ein geringschätzendes Lächeln glitt einen Moment über ihr Angesicht, als sie mit kaltem Tone erwiderte:

„Drohungen von Euch, mir Drohungen von Euch, während Ihr froh sein solltet, wenn ich —“ Sie ließ den Satz unvollendet, dann aber fuhr sie fort: „Denk nicht mich zu schrecken, ich fürchte Euch nicht! Ich bat Euch bis jetzt, mich in Frieden zu lassen, nie wieder meinen Weg zu kreuzen, jetzt aber fordere ich es, ja, ich gebiete es Euch; und dieses Recht wird mir mindestens zustehen. Ich befehle Euch, daß Ihr mein Haus verlaßt und es nimmer wieder betretet, Herr Graf!“

Sie erhob ihren Arm und deutete nach der Thür; bei dieser Geberde, in der eine unnachahmliche Hoheit lag, heftete sie ihre Augen mit einem so gebietenden drohenden Blick auf den Grafen, daß er ihrem Befehl Folge zu leisten bereit schien. Er wandte sich zum Gehen, aber seine Augen hingen wie gebannt an ihr. Ob der Anblick, wie sie vor ihm stand — so weich und edel die Formen, so stolz und kalt der Ausdruck — die Erinnerung an vergangene Zeiten wachrief? Was auf seinem Antlitz vorging, vermochte ich nicht zu sehen, doch sehr verändert, weich und bittend klang jetzt der Ton seiner Stimme:

„Anna, Anna! ich liebe nur Dich, habe stets und einzig nur Dich geliebt, und ich kann nicht von Dir lassen; nun ich Dich wiedergesehen, kann ich es nicht. Glaube nicht, daß die Verbindung, welche ich schließen soll, Dich jemals aus meinem Herzen verdrängen wird.“

Hier unterbrach Marie-Anne den Sprechenden und zwar mit einer Heftigkeit, welche aus gerechter Empörung emporglühete.

„Schämt Euch der Worte, wenn noch ein Funken von Ehre in Euch ist, schämt Euch mit solchen Gedanken in die Ehe zu treten. Ich verlange Eure Liebe, Euer Gedenken nicht, das habe ich deutlich genug vorher erklärt, für mich seid Ihr gestorben — lange gestorben. Geht also von dannen und versucht das schwere Unrecht, welches Ihr begangen, durch ein anderes besseres Leben zu sühnen; fangt damit an, daß Ihr die, welche Ihr zu Eurem Weibe erföhren, liebt und achtet, da wird auch vielleicht einst wieder Friede in Eure Seele kommen!“

Die Heftigkeit, mit der Marie-Anne zu Anfang ge-

sprochen, war einem milden Ernst gewichen, aber diese Milde, welche sich jetzt über ihr Wesen gebreitet, schien den Grafen in neue Fesseln zu schlagen.

„Es ist unmöglich, daß alle Liebe zu mir aus Deinem Herzen gewichen sein sollte. Dein Stolz, Dein unmäßiger Stolz, läßt Dich Deine Gefühle nur verleugnen. Du kannst nicht so kalt und ungerührt dastehen als wäre Dein Herz von Stein; einst schlug es warm und voll mir entgegen.“

„Oder dem Bilde, das ich mir von Euch geschaffen; dem edlen Mann, für den ich Euch hielt.“ Mit klangloser Stimme fuhr sie fort: „Meine Liebe starb an jenem Tage als ich Euch verachten lernte.“

Ein dumpfer Schrei entfuhr des Mannes Brust, er ballte seine Hand als müsse er sich rächen für den Schimpf, den sie ihm zugeschleudert. Ganz still und unererschrocken blieb Marie-Anne, seinen wilden drohenden Blicken stand haltend, während sie noch einmal wie träumend wiederholte:

„Die Liebe starb an jenem fürchterlichen Tage, da ich Euch verachten mußte. — Die Mutter ging in's Grab, ob ihres Kindes Jammers. — O, hätte ich mit ihr sterben können, statt all' das Schreckliche durchzumachen . . . aber ich mußte leben für mein Kind, das nun —“

Schauer des Schmerzes durchrieselten die Gestalt der Sprechenden, und von der schrecklichen Erinnerung überwältigt, schlug sie die Hände vor ihr Angesicht.

Eine mächtige Erschütterung schien in der Brust des Grafen sich zu regen. War es die Schönheit Marie-Annens, welche die Veränderung hervorbrachte, erstand die alte Leidenschaft mit neuer Stärke, reizte ihre kalte Abweisung ihn doppelt — oder erwachte sein Gewissen, wollte er sühnen, was er verschuldet? — Eine tiefe Stille war in dem kleinen Raume, die plötzlich von den leidenschaftlichen dringenden Worten des Grafen unterbrochen wurde.

„Marie-Anne, werde, werde mein Weib, meine rechtmäßige Gemahlin! Noch bindet mich kein Schwur an jene Andere. Ich bin jetzt mündig, Herr meiner selbst; ich zerreiße alle Fesseln, besiege alle Hindernisse, ich frage nicht nach meiner Familie, nach dem Urtheile der Welt . . . ich will Dich, nur Dich!“

Das war kein eitel Spiel, Wahrheit sprach aus den Worten, den Blicken. Wenn auch eine übereilte Regung ihn zu dem Vorschlage getrieben, mindestens war es keine Verstellung. Wie würde Marie-Anne es aufnehmen? — Als er die leidenschaftlichen Worte hervorgestossen, zog er ihr die Hände von dem Angesicht, er wollte sie festhalten in den seinigen, aber sie riß sich heftig los; seinen liebeglühenden Blicken begegnete ein Ausdruck eifriger, verachtender Kälte; ich selbst erschauerte vor ihr, wie sie mit einem vernichtenden Zornesblick nach

ihm schaute. Endlich bewegten sich die bleichen Lippen und der Ausdruck Klang ihm zu:

„Bagt Ihr es, diese Worte mir zu sagen . . . diese Worte noch einmal! Reizet mich nicht, mein Herr Graf, denn auch die größte Geduld und Nachsicht kann ein Ende haben . . . Wenn Ihr selbst diesmal die Wahrheit sprächet, wenn draußen Eure ganze hohe Verwandtschaft stände und mich anerkennen, mich einführen wollte in Euer Stammschloß, ich, ja ich, das arme Mädchen, die Verachtete, Verlassene, ich wiese Euch zurück. Wenn mein Kind noch lebte, vielleicht daß ich es gethan hätte; für sein Wohl wäre mir kein Opfer zu schwer, jetzt aber nie und nimmermehr! — Wenn Eure Hand die meine faßt, so entsetzt es mich; mir ist es unmöglich eine Luft mit Euch zu athmen, denn jetzt in diesem Augenblick schon ist der Raum durch Eure Nähe mir beengt. Nun wißt Ihr hoffentlich genug, um mich für alle Zeit in Ruhe zu lassen, um nie wieder Eure verhasste Gegenwart mir aufzudrängen.“

„Jetzt weiß ich, daß ein Anderer mir Dein Herz gestohlen, Du stolzes grausames Weib. Ein anderes Bild hat das meine aus Deiner Seele verdrängt, nur so ist diese gänzliche Umwandlung, diese wahnsinnige Zurückweisung möglich und erklärlich. Doch ich werde ihn entdecken und dann wehe ihm!“

Mit diesen in wilder Hast hervorgestossenen Worten stürzte der Graf aus dem Hause, slog nach dem Ufer des See's hinab, und bald sah ich trotz der Dämmerung einen dunklen Punkt, vermuthlich sein Boot, über die Wasserfläche gleiten.

Bei seiner Drohung war Marie-Anne sehr blaß geworden. Allein geblieben fiel sie auf einen Stuhl am Tische nieder und barg den Kopf in den gekreuzten Armen. Die so lang unterdrückte Gemüthsbewegung schien jetzt ihr Recht geltend zu machen; als sie das Gesicht erhob, bemerkte ich, daß es von Thränen überströmt war. Sie öffnete das Fenster, um die Laden zu schließen, aber wie träumend lehnte sie am Fensterkreuz und schaute in die stille, wonneathmende Mainacht hinein, durch welche würzige Blumendüfte, der unnenbar süße Hauch des Frühlings schwebte. Und auf einmal trug mir der leise Lusthauch einen Namen zu, einen Klang, der goldener und zaubervoller in mein Ohr drang, als der Nachtigall schmelzendstes Lied, der mein Herz jauchzen machte vor Seligkeit. Da konnte ich mich nicht mehr halten an meinem Platze, ich eilte in das Haus.

Marie-Anne stieß einen Ruf der Ueberraschung aus, doch mehr Freude als Schreck lebte darin.

„Vor Allem muß ich Euch sagen, Marie,“ — denn mir war sie Marie, so hatte ich sie immer in meinen Gedanken genannt, ich hätte sie immer Anna nennen können wie Jener — „daß ich Euer Gespräch mit dem Grafen gehört.“

„Vom Anfange doch nicht? Sagt mir, sagt schnell, wenn seid Ihr hinzugekommen, Herr Stephan?“

Sie schien der Antwort mit einer wahren Todesangst entgegenzuharren; und als ich die ersten Worte nannte, welche ich vernommen, da wars als sei sie erlöst von schwerer Pein.

„Ja, ich habe gelauscht, gelockt durch die heftigen Reden, aber glaubt nicht, daß was ich gehört, irgend einen Einfluß auf das ausgeübt, was ich jetzt Euch sagen will. Ich war auf dem Wege hierher, um Euch zu bitten, Marie, liebe, einziggeliebte Marie, mein Weib zu werden; Euch zu bitten, in Freud' und Leid an meiner Seite zu stehen, mein gutes und böses Geschick mit mir zu theilen in herzlichster Eintracht und Liebe!“

Ein leuchtender Glanz legte sich auf Marie-Annes Gesicht, ein seliges, gnadenvolles Lächeln flog darüber hin, und wie von einer höheren Macht gezwungen sank sie auf ihre Knie nieder, nicht etwa vor mir, denn sie schien in diesem Augenblick meine Nähe ganz vergessen zu haben, sondern sich beugend in Dank und Demuth vor Gott. Mit tiefer Rührung schaute ich auf sie; das unermessliche Entzücken, das in jeder Linie ihres ausdrucksvollen Gesichtes lag, schien mir deutlich genug für mich und meine Hoffnungen zu sprechen. Endlich drangen aus ihrem übergelassenen Herzen, leise wie ein Gebet, die Worte:

„Gott, Vater, ich danke Dir! Ich hatte es stets wie einen Traum vor mir, daß wenn jemals noch ein braver ehrenfester Mann mich lieben lernte als sein Bestes, dann sei der Makel von mir genommen, dann habest Du, mein Gott, in Deiner Güte meine Schuld verziehen und als Zeichen Deiner Vergebung mir diesen Segensspruch zugesandt.“

Sie hatte sich nach diesen Worten erhoben und zu mir herantretend faßte sie meine beiden Hände und sagte mit dieser Stimme, die von Anfang an meine Seele so wunderbar bewegte:

„Euch danke ich von ganzem Herzen, daß Ihr mich so hoch geehrt habt und mich erhoben aus meiner Niedrigkeit! Immer will ich's Euch gedenken, und die Erinnerung an Eure Hochherzigkeit und Güte wird das Schönste sein, was ich gehabt all' mein Lebenlang.“

„Ich will Dich hegen und pflegen als meines Lebens höchsten Schatz, Du meine Marie, mein Weib!“

An mein hochklopfendes Herz wollte ich sie ziehen, aber scheu wich sie zurück. Es lag etwas so Abweisendes in dieser Bewegung, ihre erst so leuchtenden Augen blickten so fremdartig und trauervoll auf mich, daß zum ersten Mal ein banger Zweifel durch meine Seele fuhr.

„Du weist mich zurück — willst Du mein Weib nicht sein?“

Marie-Anne schüttelte leise ihr Haupt.

„Nicht?“

Ich sprach nur das eine Wort, aber aus ihm mußte ihr alle meine Liebe, meine todesbange Angst sie zu verlieren entgegenklingen. Ich sah wie sie erbebt, wie ihre zitternde Hand nach einer Stütze faßte. Vergebens rang sie nach Worten, endlich trat es über ihre Lippen, das Urtheil, welches das ganze Leben, das erst im Maienduft so lockend vor mir lag, in eine trostlose Dede verwandelte.

„Ich kann nicht, kann Euer Weib nicht sein!“

Sie sah wie der Schlag mich getroffen, wie alle Festigkeit, alle Manneskraft danieder lag, und als müßte sie jetzt Stärke für uns Beide haben, fuhr sie gefasster fort:

„Wie paßte ich, das sächliche Dorfkind wohl zu Euch seinem hochgelehrten Mann, dem großen Künstler? Ich, nein, es kann nicht gut gehen, wenn die Zwei, welche Eines sein sollen, auf so verschiedenen Bildungsstufen stehen. Früher war ich zuversichtlich und hochmüthig, da glaubte ich, ich könne Alles lernen und kein Platz sei zu hoch für mich. Aber seitdem hat die schwere Hand des Schicksals auf mir gelastet, wehl auch als Strafe für mein Ueberheben, und hat mir meinen rechten Platz gezeigt, und der ist weit ab von Eurer Seite.“

„Wenn Ihr mich liebtet, Marie, da würde die Liebe Euch bald lehren, was Euch noch fehlt. Und was fehlt Euch denn? Ihr wißt so gut wie ich, daß Ihr stets als ein Wunder des Wissens und guter feiner Manieren hier gestanden habt; schon durch die Bildung Eurer Mutter, durch den Umgang mit des Pfarrers Tochter hat Euer Leben von Kindheit an eine höhere Richtung bekommen. Ich wüßte wahrlich nicht, welcher große Unterschied zwischen Euch und den Frauen meines Lebenskreises liegt, außer daß sie fremde Sprachen sprechen und manche nutzlose Künste oberflächlich und stümperhaft treiben. Ihr habt die rechte Bildung, die Bildung des Herzens, und das Andere wird sich bald finden. Ihr würdet mir eine gelehrige Schülerin sein, würdet Ihr nicht?“

„Sprecht nicht so gut und lieblich, Herr Stephan, macht die Qual nicht lang; laßt kurz und schnell uns scheiden, denn scheiden müssen wir!“

„Gebt einen bessern Grund als jenen ersten für so harten Spruch!“ rief ich fast bitter.

Röthe und Blässe wechselte auf dem schönen Antlitz des Mädchens, ein furchtbarer Schmerz schien in ihrem Herzen zu wühlen und ihre bleiche Lippe flüsterte:

„Hilf mir, Gott, hinweg über diese harte Stunde!“

Und als hätte dieser flehende Ruf ihr wirklich Erhörung gebracht, so lehrten Kraft und Geistesstärke, die sie stets so ausgezeichnet, auch mehr und mehr zurück. Dennoch zitterte ihre Stimme noch als sie sagte:

„Ich hoffte, Ihr würdet mich verstehen mit Eurem

feinen Gefühl, ohne daß ich das Schwere aussagen mußte. Eine, gleich mir, auf deren Namen ein Makel ruht, kann nimmer Euer Weib werden — in alle Ewigkeit nicht!“

Tiefe Stille um uns her, so still, daß durch das offene Fenster wir den Abendwind in den Lindenkronen flüstern hörten, so still, daß wir das Schlagen unserer Herzen vernahmen, die wild und heftig im Uebermaß des Schmerzes pochten.

Dann sprach ich zu Marie-Anne und meine treueste herzinnige Liebe machte mich beredt, daß die Worte aus meinem Herzen strömten und fast wider ihren Willen mehr Eingang in ihre Seele fanden. Wie abwehrend streckte sie zu verschiedenen Malen Ihre Hände aus als könne sie damit die Versuchung fernhalten, und trotzdem schien sie dann wieder wie durch einen Zauber gefesselt, mit verhaltenem Athem zu lauschen. Was ich sprach, ich könnte es hier nicht wiederholen. Wenn das Tiefste und Heiligste meines Herzens sich in Worte kleidet, dann meine ich, nur die andere Seele die es in's Leben rief dürfe diese Worte vernehmen. — Wir waren Beide tief bewegt und kämpften, daß die Rührung nicht die Oberhand gewinne über die klare Vernunft; doch die Hoffnung, Marie-Anne durch meine Vorstellungen besiegt zu sehen, schwand bald dahin. Mit immer festerer Stimme und größerer Klarheit, ersichtlich aus dem Glauben hervorgegangen, sie thue das Rechte, begann sie jetzt von Neuem das Gespräch:

„Weil Ihr mich liebt — denn mit Stolz fühle ich es Euren Worten an, daß Ihr mich wirklich liebt — so hat Euch diese Liebe den Sinn verblendet, zeigt Euch Manches in einem anderen Lichte als dem klaren aber scharfen der Wirklichkeit. Ihr fragt nicht nach dem Urtheile der Welt, Ihr wollt in eine ferne Gegend mich führen, wo wir den eigenen Heerd gründen und ein neues Leben beginnen. Ihr sagt in Eurer grenzenlosen Schonung und Güte nicht, weshalb es so sein soll, sein muß — aber nicht, daß man den Augen der Menschen verberge, wie ein dunkler Schatten über dem früheren Leben lag, das ist die Sache, wenn der Schatten überhaupt vorhanden, darin liegt das Hinderniß. In einer wahrhaft guten Ehe darf die Vergangenheit der Gatten, aber vornämlich die des Weibes, keine Stelle haben, an die zu denken den Einen mit Schmerz, den Anderen mit Reue erfüllt. Wenn Ihr jemals ob meiner erröthen würdet, wenn ich vor dem trüben Blick Eures Auges erbleichen müßte, der, wenn auch nicht anklagend — denn dazu seid Ihr zu edel — doch traurig auf mich siele, da wär es am Ende mit unserer Liebe, wenigstens mit ihrem Glück. Und dann würden wir tausendmal elender sein als wenn wir uns jetzt trennen.“ Sie schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Sagt nicht, daß Euer Leben ohne mich farblos und düster sein wird, es

kann nicht immer so währen. Ein Mann wie Ihr, so gut und edel, muß noch eine andere Liebe kennen lernen, der er sich mit Stolz und Wonne, ohne Rückhalt, ohne Kampf ergiebt, die hellen Sonnenschein über sein ganzes Leben wirft und selbst die trüben Stunden verschönt. Ihr, mit Eucem treuen großen Herzen, müßt ein reines ein ganzes Herz finden, in dessen tiefster Stille noch nie ein anderes Bild gelebt, das Ihr durch Euer Sein erst die Liebe lehrt. Euch muß ein volles junges Leben entgegenblühen, durch Euch erst gerufen zum rechten Bewußtsein.“

Mit immer steigendem Erstaunen und Entzücken hörte ich Marie-Anne zu. War die, welche so edle hochherzige Worte sprach, nicht geeignet meine Lebensgefährtin zu werden? Verlöschten die Strahlen der Wahrheit, Innigkeit, Demuth, die sich in ihrer Seele zu einem vollen Lichte vereinigten, nicht den dunklen, trüben Schatten?

„Ihr wißt nun, daß ich nie die Eure werden kann,“ begann Marie-Anne nach einem kurzen Schweigen wieder. „Ich kann Euch nicht bieten, was Ihr verlangen, fordern müßt von Eurer Weibe. In meinem Herzen hat eine heiße Liebe gebrannt, zwar starb sie dahin als ich einsehen mußte, daß es eine unwürdige Liebe war, aber in dem Schmerzenssturme, der über mich und mein Dasein dahingezogen, ist manche edle Blüthe geknickt, die nimmer dem Kranze einer ächten Frau fehlen darf. — Könnte und dürste ich vor Euren Augen die Vergangenheit entrollen, nicht nur Ihr, viele Anderen möchten manche Entschuldigung für mich finden, würden vielleicht mehr mein hartes Geschick als mich anklagen. Dennoch bin ich nicht ohne Schuld und nimmer könnte ich darüber hinwegkommen. Die Vergangenheit steht zwischen mir und Euch als eine unübersteigliche Schranke. — Mehr kann ich nicht sagen; vielleicht daß ich mich nicht recht ausgedrückt, daß ich's nur fühle, aber mit einer Wahrhaftigkeit und Ueberzeugung, nach der ich handeln muß. Mag Gott in seiner Gnade mir vergeben haben, mag durch meine Reue und Leiden meine Schuld theilweise gesühnt sein, aber selbst diese Reuethränen können niemals den Makel wegwaschen, der in Aller Augen auf mir ruht. Das scheidet mich auf ewig von Eurer Seite! Nun ist's genug — ich weiß nichts mehr zu sagen; doch seid barmherzig, macht jetzt der Qual ein Ende!“

Ihre Blicke, in denen Pein und Angst mit einer rührenden Bitte sich vereinigten, gaben ihren Worten noch mehr Nachdruck und gingen tief in meine Seele. Es war zu ersichtlich wie erschöpft sie sich fühlte von allem Vorhergehenden, wie furchtbar sie litt. Ich wollte mein Glück mir nicht extrogen, kein Versprechen erzwingen und so entschloß ich mich zum Gehen.

„Aber das Eine sage ich Euch, Marie-Anne, das ist Euer letztes Wort noch nicht, noch unterwerfe ich mich

dieser Entscheidung nicht. Verspricht mir in stiller Nacht, unbehindert durch meine Nähe, durch meine Vorstellungen und Bitten, noch einmal mit Euch zu Rathe zu gehen, meine Worte zu erwägen, die Wahrhaftigkeit und Unwandelbarkeit meiner Gefühle zu ergründen. Gebt mir das Recht, Euch vor Euch selbst und Eurer Strenge zu schützen, laßt mich den dunklen Schatten bannen, der Euch den Sinn trüben und zwischen ein neues Leben ein neues besseres Glück sich stellen will. Bedenkt, daß ich ein Mann bin, kein von Liebeswahn bethörter Knabe, ein Mann, der Welt und Menschen kennt, der das Glück gesucht aller Wegen und es erst jetzt fand bei Euch. Wenn ein rechter Mann eine Frau so liebt, daß er Ihr die Ehre seines Namens, seines Hauses anvertraut, so muß diese Frau in seinen Augen dieser Auszeichnung werth sein. Daran haltet Euch, Marie, gedenkt, daß mein Glück, meine Erdenseligkeit in Eurer Hand liegt! Verspricht mir, das noch einmal zu erwägen!"

„Ich verspreche es,“ sagte sie leise, „aber —“

„Kein Aber jetzt, laßt mich mit dem Schimmer der Hoffnung von dannen gehen!“

„Doch dann gelobt auch Ihr mir, Herr Stephan, niemals Händel zu suchen mit dem Grafen, freiwillig nie ihm in den Weg zu treten.“

Jemehr ich zögerte das schwere Versprechen zu leisten, jemehr drang Marie-Anne in mich. Sie beschwor mich bei meiner Liebe zu ihr, ihre Bitte zu erfüllen und man sah es an der Angst ihres Flehens, daß sie mein Leben in Gefahr glaubte; endlich gelobte ich ihr, warum sie so innig bat. O wie sie mir dankte, mit welcher zaubervollen Innigkeit und wie vor dieser Wärme wieder die gewellten Hoffnungsblüthen leise und schüchtern das gesunkene Köpfchen hoben. — Jetzt mußte ich scheiden. „Lebt wohl, Marie, und ein freundiges Wiedersehen!“ Ich sah sie an mit einem langen letzten Blick, der mein ganzes volles Herz in sich tragen mußte, denn ihre Augen hingen wie verzaubert an den meinen, bis sie plötzlich erlassend ihre Hände darüber legte, als wollte sie nichts, nichts mehr sehen. Da wandte ich mich der Thür zu, doch ehe ich sie überschritt, hatte ihre Hand die meine gefaßt, ehe ich's ahnte und verhindern konnte, brannte ihre Lippe darauf mit einem innigen Kuß, ein warmes: „Gott segne Euch, Stephan,“ schwebte an meinem Ohre vorüber, dann war die Thür in's Schloß gefallen, der Riegel davorgeschoben und draußen umfing mich die weiche dunkle Frühlingsnacht.

Nachdem ich lange wachend im Bette gelegen in dem Erkerstübchen „zum goldenen Anker,“ das jetzt schon als des „Herrn Malers Zimmer“ bezeichnet wurde, kam endlich der Schlaf über mich und ein Traum hielt mich umfangen, an den ich gedachte all' meine Lebenszeit.

In dem kleinen weißen Häuschen am Waldessaume sah ich Marie-Anne im Stübchen sitzen. Die Lampe warf ihren bleichen Schein durch den Raum. Auf dem Tische vor ihr lag die Bibel aufgeschlagen, aber ihre Augen hingen nicht mehr an dem heiligen Buche, sie waren geschlossen, doch schlief sie nicht, denn Thräne auf Thräne entquoll ihnen und perlte über die Wangen hinab.

Meine Seele ergriffen von dem stummen doch tiefen Weh der Geliebten wollte die Bande des Schlafes abstreifen, ich wehrte mich dagegen, ich strebte dem Traume ein Ende zu machen, aber vergeblich.

Weiter träumte ich, und mein Traumgesicht zeigte mir wieder Marie-Anne, die noch an derselben Stelle saß, in tiefes Sinnen verloren. Eine geraume Zeit mochte vergangen sein, die kleine Lampe brannte düster und die alte schwarzwälder Uhr verkündete die zweite Stunde des neuen Tages. Da erhob sich die Sinnende, überlas noch einmal ein vor ihr liegendes beschriebenes Blatt, faltete und siegelte es und schrieb einen Namen darauf, und als sie lange auf die Schriftzüge geblickt, drückte sie ihre Lippen darauf. — Dann sah ich sie ab und zu gehen im Stübchen, hier und dort ordnend und schaffend. Oftmals stand sie still, um einen langen Blick umherzusenden und ihre Hand fuhr nach den Augen, die verdunkelten Thränen fortzuwischen. Der große schöne Hund folgte ihr wohin sie ging; spähend schaute er auf die Herrin, als müsse er ergründen was sie vorhabe. Jetzt trat sie aus der angrenzenden Kammer wie zu einem weiten Gange gerüstet, ein nicht zu kleines Bündel in der Hand. Fest war ihr Schritt, aber immer wankender wurde er, immer langsamer, jemehr sie sich der Thür nahte, an die sie sich lehnte wie zur Stütze. Auch jetzt stand der treue Hund ihr zur Seite, die klugen Augen fest auf sie gerichtet; sie neigte sich nieder, legte beide Arme um seinen Hals und sprach zu ihm in süßen, beschwichtigenden Worten; dann aber drängte sie ihn zurück, und erst bittend, dann befehlend wies sie ihm seinen Platz an. Er schlich zögernd und traurig dahin. — Ich sah Marie-Anne aus dem Hause treten; ich hörte ganz deutlich in meinem Traume den Morgenwind leise in der schönen Lunde flüstern, in der die Vögel mit dem ersten sanften Zwitschern den jungen Tag begrüßten. Die wohlbekanntesten lieben Klänge, denen sie so oft gelauscht, mußten ihr Herz allgewaltig erfassen. Sie stürzte auf den Baum zu, schlang krampfhaft, wie im höchsten Seelenschmerze, beide Arme darum und legte ihre von Thränen überrieselte Wange an seinen Stamm. So weich und innig lehnte sich die schöne, junge Gestalt an den alten Baum, als sei er ihr treuester, bester Freund gewesen. Das Tuch, welches sie an die strömenden Augen gehalten, entfiel der zitternden Hand, sie merkte es nicht; noch immer stand sie an den Stamm des Baumes geschmiegt. Aus dem

Innern des Hauses hörte ein klagendes Winseln, ein lauterer Jammern zu ihr und schien nicht achtlos an ihrem Ohre vorüberzuzugeln. Als wolle sie noch einmal umkehren so zögernd stand sie — dann aber eilte sie mit schnellem Schritte, ohne den Blick zu wenden dem Walde zu. —

Mir war es, als durchlebte ich Alles. Eine qualvolle Todesangst wühlte in mir; ich wollte, ich mußte erwachen und vorwärts eilen, aber mein Fuß schien an dem Boden gewurzelt, wie mit eisernen Banden hielt mich der Schlaf gefesselt; und das wirre Träumen zog endlich vorüber, ein süßes Ruhen umfing mich. Ich schlief bis in den hellen Tag hinein, während sie —

Gott, der Gedanke hat mich zuweilen fast um den Verstand gebracht. Und dennoch, ich kurzfristiges Menschenkind! Ob ich das Geschieh aufgehalten hätte, das einer höheren Bestimmung folgend über unserm Haupte dahin rollt! —

Hell sah der junge Tag durch mein Fenster hinein; klar und blau erglänzte die Wasserfläche und durch den thaufrischen, sonnigen Morgen zogen die Arbeiter dem Felde zu, auf dessen grünen Saatwellen noch der Morgendunst unentweicht ruhte. Mancher blickte wohl verwundert auf mich, als ich so in der Morgenfrühe dem weißen Hause zuschritt, aber was fragte ich nach der Meinung, dem Staunen dieser Leute. Ehe der Tag sich neigte, würden sie noch mehr des Verwunders haben, wenn sie hörten, daß Marie-Anne mir folgte als mein treues Weib. —

In der grünen Krone der prächtigen Linde jubelten und lärmten die Vögel dem sonnigen Maimorgen entgegen — am Fuße des Baumes schimmerte es weiß; ein Taschentuch lag am Boden, ob noch von den darin geweinten Thränen feucht, ob benetzt vom Mergenthau? Jetzt wußte ich Alles, ich fühlte, daß ich durch eine geheimnißvolle Sympathie und Macht in Gestalt eines Traumes die Wirklichkeit erschaut hatte. — Ich trat in die Stube. Neben dem Tische, auf welchem der an mich gerichtete Brief lag, saß der treue Hund wie eine zuverlässige Schildwache, er wedelte matt mit dem Schwanz, aber dennoch sah er ans, als wisse er was uns Beiden geschehen. Und ich saß an derselben Stelle wo Marie-Anne den Brief geschrieben und las ihn wieder und wieder; ich kämpfte den ersten heißen Schmerz in demselben Raume durch, in dem sie so Vieles und Schweres erlitten und immer von Neuem las ich die Worte — die Abschiedsworte.

„Lieber Herr Stephan!

Ich habe überlegt, in der Stille der Nacht habe ich meine ganze Seele vor Gott dargelegt und bin mit

ihm zu Rathe gegangen, und auf meine Bitte um Erleuchtung und Einsicht hat er mir seinen Willen kund gethan, durch die beratende Stimme, welche er jedem Menschen mitgegeben als Leitstern durch die Irrwege des Lebens. Mein Gewissen hat zu mir geredet und denselben Spruch gethan, den Ihr nicht hören, nicht annehmen wolltet von mir.

Es kann nicht sein! Ich habe es Euch gesagt und Ihr müßt es gefühlt und verstanden haben, nur Eure grenzenlose Güte und Liebe wollte den Rechtspruch nicht hören, der mich zu steter Einsamkeit verurtheilt und aus dem Erdenparadiese verbannt. Ihr werdet nicht wollen, daß ich noch einmal wiederholen soll, was auszusprechen schwerer für mich war als das Härteste, was ich bis dahin erlitten.

Daß ich von dannen ziehe, wollt mir nicht verargen. Hier käme ich nicht heraus aus der Angst und Verwirrung und auch Ihr sündet, so lange ich für Euch erreichbar bin, die Ruhe und Klarheit nicht, die Euch frommt. Es ist das Beste, für uns Alle, daß ich gehe, denn Ihr wißt ja, auch ein Dritter, dessen Weg nimmermehr den meinen durchkreuzen sollte, hat wieder seinen Sinn auf mich gesetzt. — Laßt mich gestorben und vergessen sein, für die Welt, doch nicht ganz in Euren Herzen. Wie Ihr so schön Eurer kleinen süßen Schwester immerdar gedacht, also gedenkt — wenn der erste heiße Schmerz, wohl gar die erste Bitterkeit des Großen sich gegen mich gelegt hat — also gedenkt an mich. Sorgt Euch nicht um mich, ich finde meinen Weg durch's Leben und meinen mir bestimmten Platz! Daß ich mir kein Leid anthue, brauche ich Euch wohl nicht zu versichern, für so sündhaft und erbärmlich haltet Ihr mich doch nicht.

(Fortsetzung folgt)

Modenbericht.

(M.) Der Jockey-Club in Paris, welcher in Herrenmodenangelegenheiten den Ton angiebt, hat die neuen außerordentlich schönen ostindischen seidnen Tücher in Weiß, Milchkaffeeartig, Roth, Orange u. s. w. als Taschentücher und Cachenez in Gunst gebracht. Namentlich sind die ganz weißen sehr beliebt und als Cachenez empfehlen sie sich namentlich durch ihre Weichheit, mit der sich selbst der Cashemir nicht vergleichen läßt.

(K.) Bei allen Gesellschaften, Festlichkeiten und Tällen dieses Winters bemerkt man vor allen Dingen

die Fortdauer der Mode in der Vorliebe für die Verbindung von Weiß und Schwarz. Man sieht sie bei allen eleganten Toiletten zum Besuch, für das Theater, für Ball. Sobald ein Anzug aus Schwarz und Weiß besteht, geschmückt mit Diamanten und Perlen, trägt er den Preis davon und beherrscht alle andern. Ein Beispiel sei erwähnt: Kleid von gebauschtem Tulle, abwechselnd mit dicken Doppelküllröcken und drei kleinen Tarlatan-Volants; darüber zwei schmale Bänder von weißem Atlas; Doppelrock von Tulle, belegt mit außerordentlich feinen schwarzen Spitzen. Das Leibchen ebenfalls mit solchen Spitzen garnirt. Im Haar ein Diadem von Diamanten auf schwarzem Sammet mit einer langen weißen Feder, die von der Stirn ausging, bis zu den Flechten des Chignons reichte und wie die Feder auf einem Sommer-Amazonenhute gelegt war.

Die Kaiserin von Frankreich erschien kürzlich in folgendem Ballanzuge: Kleid von Tulle mit Bäuschchen, Küchen und Doppelvolants, alles mit einzelnen Diamanten besetzt; Doppelrock von braunem Sammet, rundherum mit Diamantagrafen in Atlaschleifen; das Leibchen ebenfalls von braunem Sammet und mit Diamanten. Auf dem Kopfe ein Diadem von Diamanten und eine horizontal liegende weiße Feder, welche sich mit den Flechten endigte, ohne auf den Hals zu fallen.

Die Mode hat aber, besonders in unserer Zeit, auch ihre Uebertreibungen und diese müssen wir ebenfalls melden. Dazu gehört der vorn sehr hohe Koppsputz. Wir bemerkten kürzlich folgende: in dem leicht geordneten Haar eine Art Mützchen von rothem Sammet ganz an der Seite, dazu ein hoher weißer Federbusch mit einer Diamantagrafe in der Mitte. Das Kleid der Dame war von weißem Tulle fast ganz in Bäuschchen mit einem ähnlichen Doppelrocke, und sehr große schwarze Taffetschleifen bildeten den Ausputz. Jede Schleife, an dem Leibchen und auf den Achseln, hatte in der Mitte Diamantagrafen.

Ein anderer Koppsputz, den man einen italienischen nennt, weil er Aehnlichkeit mit dem der Frauen im Albanergebirge hat, bestand in einem viereckigen Stück schwarzen Tulle, das mit weißen und schwarzen Spitzen garnirt war und in der Mitte ein Bouquet rother Rosen, an der Seite dagegen eine große Schleife von rosa Sammet unter schwarzen Spitzen hatte, während hinten hinunter lange schwarze Spitzenbarben fielen, die durch rosa Sammettschleifen gehalten wurden. Denselben Koppsputz hat man von ponceaurothem Sammet mit Diamant- oder Korallennadeln, denn rosa Korallen sehen zu schwarzen Spitzen namentlich sehr gut aus.

Auf den Haarputz wendet man gegenwärtig ganz besondere Sorgfalt und er ist der That eine Art Kunstwerk geworden. Auch hierin hat die Kaiserin der Fran-

zosen den Ton angegeben, denn sie war es, welche zuerst das Haar vorn zurückgenommen und in bauschigen Scheiteln trug. Dieser Haarputz hat jedenfalls den Vorzug, daß alle Damen in demselben hübsch aussehen, was namentlich für die etwas zu bedenten hat, die eigentlich nicht hübsch sind. Es gehört diese Art Koppsputz dem Geschmacke der Zeit Ludwigs XV. an wie die Keifröcke. Wie schmähete und schmähete man die Crinolinen noch und trotzdem muß man gestehen, daß sie sehr gut kleiden. Vergleiche man doch nur zwei elegant gekleidete Damen, deren eine die Crinoline trägt und die andere nicht! Gestehen wir es ohne Zögern ein, daß die Damenkleidung keiner Zeit sich mit der jetzt modischen auch nur vergleichen kann, vorausgesetzt daß eine junge Dame sich reich und wirklich geschmackvoll zu kleiden versteht und sich vor jeder Uebertreibung hütet.

Ein sehr origineller Ballanzug war folgender, den man Morgenstern nannte. Er bestand aus mehreren unten rundlich geschnittenen weißen und blauen Röcken übereinander. In den weißen Tulle waren, an der rechten Seite, goldene Sterne in verschiedener Größe eingestickt. An derselben Seite sah man einen langen Nachtschönzweig. Ein langer weißer Tulleschleier bedeckte Alles. Links befand sich ein anderer Tulleschleier, der, mit Thautropfen in allen Farben bedeckt, von der Taille an bis an das Ende des Rockes reichte. Das antik drapirte und mit Thautropfen bestreute Leibchen war oben von einer Rosenguirlande umgeben und hatte einen Gürtel in der Form eines Ringes von Silber. Vorn in der Mitte dieses Gürtels befand sich ein großer silberner Stern. Den Koppsputz bildete ein Silberband, umgeben von Blumen und mit einem silbernen Sterne in der Mitte. Silberne Spangen um die Handgelenke und fleischfarbene Stiefelchen vollendeten den Anzug.

Ein anderer Ballanzug war von paille Taffet unten mit drei jonquillefarbigen kleinen Volants, oben und unten mit gefältem schmalen schwarzem Sammet eingefast. Unten um die Taille lief, wie eine Art Schößchen, ein Taffetgefältel, ebenfalls mit schwarzem Sammet eingefast und unter diesem Gefältel begann ein Spitzenvolant als Doppelrock. Das ausgeschnittene Schneppenleibchen hatte an jeder Seite kleine jonquillefarbige mit Blonde eingefaste Volants und dazwischen Bäuschchen von weißem Tulle.

Zum Ausgehen sind die Kleider ohne Ausputz ganz modisch, aber sie müssen dann von schönem Stoffe sein, von Moire, Atlas, Veloutine. Als Ausputz liebt die Mode besonders die Posamentirarbeit, die Stickerei verbunden mit Soutasch.

Die Form der Leibchen ist meist die der bis an die Taille geknöpften, in zwei kleinen Westenspitzen sich endigend. Man trägt indeß auch, aber viel weniger, eine einzige lange rundliche Schneppe.

Der runde Gürtel mit reicher Agrafe und Herzogin-Schleife hat nichts von seiner Beliebtheit verloren.

Die Ärmel sind meist weit mit einer den Elnbogen bezeichnenden Naht und mit mehr oder minder verzierten Mousquetaireaufschlägen. Einige elegante Damen tragen fast enge lange Ärmel mit Linenmanschetten darüber.

Modenblatt N^o 10.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Haarputz mit Böckchen vornherum, einem Rosenbouquet über der Stirn und einer einzelnen Rose im Chignon; weißes Kleid mit sechs großen Bauschen auf dem Rocke, über die sich von der linken Seite der Taille bis zur rechten untern des Rockes ein blaues Band mit großer Schleife und Rosenbouquets darauf zieht; ausgeschuitenes Schneppenleibchen mit einer Draperie von kleinen Bäuschchen; kurze Ärmel; Langshawl von Hermelin; halblange weiße Glacéhandschuhe mit goldenen Armbändern; Schuhe.

2. Schwarzer Sammethut mit Ausputz von weißen und schwarzen Spitzen und einer violetten Rose über der Stirn; weiße Bindebänder; Kleid von violetterm Taffet mit hohem glattem Leibchen, das durch einen schwarzen Sammetgürtel zusammengehalten wird; weite lange Ärmel mit Besatz von schwarzem Sammet; unten auf dem Rocke vierfacher Sammetbesatz in großer Zadenstellung; weite offene weiße Unterärmel; Stiefelchen.

3. Haarputz eigener Art mit Blumen und Perlen; Kleid von grünem Taffet mit ausgeschuitenem Leibchen, das Tragbänder von Sammet mit schwarzen Spitzen und einen Sammetgürtel mit Schleife an der Seite hat; ganz kurze Ärmel; auf dem Rocke kein Ausputz; halblange weiße Glacéhandschuhe mit mehreren Armändern; Schuhe.

4. Hausanzug: Kopspuz aus einem Kranze von braunen Blättern bestehend; dunkelgraues Taffetkleid mit Leibchen in Herrenwestenschnitt, vorn mit soutaschirtem Sammet und an den Seiten mit schwarzen Spitzenfransen reversartig besetzt; Doppelärmel und zwar lange enge von soutaschirtem schwarzem Sammet und darüber weite mit großgarnirten Mousquetaireaufschlägen; der weite Rock unten hoch herauf mit einzelnen soutaschirten Sammetpyramiden besetzt, die von mit Franzen garnirten Revers umgeben sind; kleiner Leinenkragen und eben solche Manschetten; dänische Handschuhe; Schuhe.

Stahlsich N^o 10.

William Sterndale Bennett.

(Nach einer Photographie.)

Bennett ward geboren am 13. April 1816 in Sheffield und empfing zeitig musikalische Eindrücke durch das Spiel seines Vaters, welcher das Amt eines Organisten in der genannten englischen Stadt bekleidete. Dem Vater war es jedoch nicht beschieden, die Anlagen weiter zu pflegen und zu fördern, da er sammt der Mutter bald starb. In Folge dessen kam Bennett in das Haus seines Großvaters nach Cambridge. Während mehrjähriger anhaltender eifriger Studien unter der Leitung bewährter Fachmänner, erreichte er die Stufe der Künstlerschaft. Die Beweise davon gab er, neuneun Jahre alt, in einer zu London veranstalteten öffentlichen Production mit einem selbstcomponirten Clavierconcerte, welches den Beifall der Sachverständigen errang.

Um deutsches Musikwesen und Leben aus eigener Anschauung kennen zu lernen und sich daran weiter zu fördern, begab der junge Künstler sich im Winter des Jahres 1836 für längere Dauer nach Leipzig, der damaligen Metropole deutscher Tonkunst. Unter der Regide Mendelssohns, dazu von Robert Schumann mit außerordentlich wohlwollender Anerkennung in die deutsche Kunstwelt eingeführt, begann hier für Bennett ein neues reiches und anregendes musikalisches Leben. Er trat mehrmals in den „Gewandhausconcerten“ mit eigenen Compositionen auf und erwarb sich durch seine vortrefflichen Leistungen allgemeine Achtung und Anerkennung, sowohl als Clavierpieler, wie auch als Tonsetzer.

Mehrere Winter hintereinander verweilte Bennett noch in Leipzig, während er die Sommermonate in der Heimath zubrachte. Als Mitglied der „Royal society of music“ kehrte er endlich Anfangs 1842 nach England zurück, um seinen bleibenden Aufenthalt in London zu nehmen, wo ihm der ehrenvolle Wirkungskreis eines Mitdirigenten der „philharmonischen Concerte“ zu Theil wurde, dem er augenblicklich noch vorsteht.

Bennett hat bis jetzt eine Reihe von ungefähr dreißig Werken veröffentlicht. Dieselben zeugen sämmtlich neben einem edlen achtungswerthen Streben von einer nicht gewöhnlichen Begabung, zumal für das kleine lyrische Genre, wie denn das Naturell des Componisten überhaupt ein rein lyrisches ist. Bennett hat sich aber auch in größeren Stylgattungen nicht ohne Glück versucht und hierbei sei namentlich an seine beiden Concertouvertüren „Die Rajaden“ und „Die Waldnymphe“ erinnert.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

sid
mü
slo
711
183
in
urch
rga=
Dem
eiter
tter
aus
ehr=
ung
nst=
ahre
Bro=
wel=
ener
r zu
des
da=
Ne=
mit
ent=
ein
Er
eige=
vor=
ken=
Ton=
nnett
a der
ciety
Eng=
ndon
eines
Theil
esfäh
mmt=
von
kleine
tisten
aber
der=
Con=
iphe"

trijzig.



Nach einer Photographie

Nach einem Original in Wien in Leipzig

Wilhelm Amtelsbein

Verlag v. Baumgarten's Buchh.

zur
Allgemeinen Moden=Zeitung.

Marie-Anne.

Eine Erzählung.

Von

Sophie Verena.

(Fortsetzung.)

Marie-Annes Brief lautet weiter:

Eine rechte Herzensbitte habe ich an Euch zu richten, mein lieber Herr Stephan: folgt mir nicht, sucht nie und in keiner Weise meine Spur zu entdecken. Erstens wäre es vergebene Mühe und es machte nur unnüthiges Aufsehen, und dann sage ich es fest und bestimmt, und das ist so gut wie ein Schwur: die lebende Marie-Anne muß und soll für Euch todt sein, nur die Erinnerung an sie möge nicht ganz erlöschen.

Meinen treuen Hund gebe ich Euch als ein Vermächtniß, ich weiß Ihr werdet ihn gut halten und ihm das Gnadenbrot bei Euch gewähren. — Das kleine Haus, das mein rechtmäßiges Besitzthum ist, daran Niemand ein Anrecht hat, schenke ich nebst Allem was darin ist der Kесе. Ich habe es noch auf einem anderen Papiere niedergeschrieben, aber sorgt Ihr, der Ihr Alles viel besser versteht, daß Niemand ihr den Besitz streitig mache und möge sie in Eintracht mit ihrem künftigen Manne darin wohnen! Und wenn Euer Weg Euch jemals wieder in die Gegend hier führt, so bitte ich Euch recht herzlich, nach dem Grabe meines lieben Kindes zu sehen. In das Schubfach linker Hand hab' ich ein Päckchen Geld gelegt, das mögt Ihr dem Martin geben, damit er den kleinen Grabhügel sauber hält. Denn weiß ich auch, daß das, was mir an meinem herzigen Knaben lieb und theuer war, nicht dort unten in der kalten Erde ruht, so ist es doch ein trauriger Gedanke, sich eine Begräbnißstätte so öde und verwüftet zu denken.

Jetzt hätt' ich Euch nun um nichts mehr zu bitten, nur danken muß ich Euch noch für all das Gute so Ihr an mir gethan, von jenem ersten freundlichen Gruß an, der durch das Höhnen und Spotten der Anderen wie ein Segensspruch in mein armes zudendes Herz

fiel, bis auf die hohe Ehre hin, welche Ihr mir heute erwiesen. Wie ich sie verstehe, wie ich sie hochschätze in ihrem weitesten Umfange, mögt Ihr daraus ersehen, daß ich mich nicht für würdig halte, sie anzunehmen.

Wenn Euch dieser Brief fremd und kalt erscheint, dann bedenkt, daß ich es nicht gelernt mich schön und fein in Worten auszudrücken, besonders schriftlich nicht; aber fühlen kann ich dennoch, und mit meinem vollen Herzen, aus tiefster Seele sage ich Euch noch einmal Dank! Von Euch ist mir nur Gutes gekommen, und in einer Zeit, da die Andern, denen ich vielfach Liebes gethan, mir nur Steine und Dornen in den Weg warfen. Unverdient mild und gütig seid Ihr gegen mich gewesen, denn niemals konnte ich Euch etwas Gutes erweisen. Schon Euer erster Blick und Gruß brachte einen hellen Schein in mein verdüstertes Leben, und aus Eurer Güte floss ein Strahl zu dem andern, bis sie heute alle zusammenflammen im Sonnenlichte — im Darbringen Eurer Liebe. Und darf ich auch im Glanz der Sonne nicht leben, so wird dennoch ein warmer Strahl — die Erinnerung an Eure Liebe — mich begleiten und Licht auf meinen einsamen Weg gießen, daß er nimmer ganz kalt und dunkel sein kann.

Und nun meine letzte Bitte: Vergebt mir den Schmerz, den ich Euch jetzt bereite, glaubt immer, daß ich nach meinem besten Ermessen so handeln mußte, wollte ich nicht mit mir selbst zerfallen! Bedenkt, daß was ein Mensch für unrecht hält, es für ihn auch ist.

Lebt wohl, Herr Stephan, herzinniglich sage ich Euch das letzte Lebewohl! Wenn Euer Lebenspfad ein heller sonniger ist, wenn Ihr als Mensch reichbeglückt, als Künstler hochgefeiert dasteht — dann denkt, daß auch aus einem schlichten Herzen, aus einem stillen verborgenen Winkel der Erde treue heiße Gebete zu Gott unserm Vater dringen und erhört werden. Seinem Schutze empfehle ich Euch jetzt und immerdar!

Marie-Anne.

Ich fand das Glück nicht, denn ich fand sie nicht. Ich konnte meine Marie nicht entdecken, trotz der unermüdblichsten Nachforschungen, die ich freilich nur im Stillen, doch unterstützt von unsichtigem Beistand anstellte.

Und wer hätte sie gewisser erspähen müssen als ich, der ich sie mit dem Herzen suchte? Aber es gab auch nicht den geringsten Halt für alles Forschen, es schien als hätte der Erde Schoß sich geöffnet sie aufzunehmen, so spurlos war sie verschwunden. Oft dachte ich, daß ich sie nutzlos in der Ferne gesucht, daß sie wohl gar in der Nähe weilen könne, und dann begann ich von Neuem meine Nachforschungen, immer noch hoffend, Marien's ungewöhnliche Schönheit werde mir zur Entdeckung verhelfen. Alles vergebens! Monat auf Monat verging, ein Jahr reihte sich zum anderen — ich fand sie nicht, und endlich gab ich das rastlose Spähen und Suchen auf.

Im weißen Häuschen am Waldesraume wohnte und regierte die hübsche Nese als eine glückliche tüchtige Hausfrau an der Seite ihres Christoph. Im Dorfe hatte man die Marie-Anne wohl längst vergessen, aber die Nese hielt das Andenken an ihre Freundin und Wohlthäterin so hoch und heilig, daß sie über dem Hause und der Familie wie eine Schutzpatronin schwebte. Mehrere rothwangige gelbgeflochte Kinder umstanden schon die junge Mutter und schauten aus blauen verwunderten Augen auf mich, wenn ich in dem Hause einsprach. Nur zu oft zog es mich nach der Gegend, die so schmerzlich süße Erinnerungen für mich hatte. Da unterließ ich es denn niemals die Nese zu besuchen, war sie doch die Einzige, welche Marie-Anne geliebt und vertheidigt hatte, sie allein konnte mir von ihr sprechen, von ihrer Kindheit und Jugend erzählen. Unter der schönen Linde zu sitzen, in deren Schatten Marie-Anne gespielt und geträumt, und auf das Erzählen der Nese zu lauschen, das war ein Ausruhen für mich, darin lag Frieden nach all' der Qual innen.

Oft dünkte es mir, wenn Marie-Anne gewußt wie tief die Liebe zu ihr in meinem Herzen Wurzel geschlagen, wie heiß das Sehnen in meiner Seele brannte, so hätte sie mich nicht verlassen können. Dann mochte ich sie der Grausamkeit, der Herzenskälte zeihen, dann kam mir der Gedanke — und er war bitterer als alle anderen — daß sie mich wohl nie geliebt habe. Seltsamer Weise war das Wort Liebe von ihrer Seite nie genannt worden, nur von meiner Güte und Hochherzigkeit, von ihrer unendlichen Dankbarkeit hatte sie stets gesprochen, von Liebe nie.

Doch gedachte ich an jenen letzten Abend, als sie in die warme stille Nacht hineinschaute und der leise Lufthauch mir meinen Namen zutrug, den er von ihren Lippen geküßt — gedachte ich der Innigkeit, ja Zärtlichkeit, mit welcher dieser Name geflüstert wurde, dann legte es sich wie eine warme sanfte Hand auf mein wildschlagendes Herz, die bangen Zweifel schwanden dahin und gerechtfertigt stand ihr liebes Bild vor mir. Und wenn man mich selbst in der dunkelsten Leidenschaft gefragt, ob

ich Marie-Anne hätte nie begegnen mögen, ob ich um des Schmerzes baar zu werden auch meine Liebe dahingäbe, und wieder hätte sein mögen, der ich vorher gewesen, ich hätte aus vollem Herzen: nein! geantwortet. Denn das fühlte ich, ich war besser geworden durch die Liebe; sie hatte Blüthen in meiner Seele keimen lassen und Gefühle in mir erweckt, die vorher schlummerten, sie hatte meine Augen mehr und mehr dem Lichte geöffnet, das jedes Menschen Pfad, vornehmlich aber den des Künstlers hell und klar beleuchten soll. — Ich habe es immer erkaunt und danach zu handeln gestrebt, daß der Künstler, weil er ein Bevorzugter ist vor anderen Menschenkindern, weil ihm ein besonderer Strahl göttlichen Lichtes in seine Seele gegossen und ihm so viel gegeben ist, deshalb auch doppelt von ihm zu fordern sei und eine größere Verantwortlichkeit auf ihm ruhe. — Da er auf der Höhe des Lebens steht und Vieler Blicke sich nach ihm richten, so muß er diesen Blicken ein würdiges Ziel bieten, nicht nur als Künstler, auch als Mensch. So sollte es sein; traurig, daß dem oft nicht so ist, daß gerade die Genialität oft als ein Freibrief betrachtet wird für allerlei Extravaganzen, Thorheiten und noch Schlimmeres. — Stets hatte ich mich bemüht, über den Künstler den Menschen nicht zu vergessen, an seiner Beredlung vornehmlich zu arbeiten, seit aber mein Herz von der großen innigen Liebe erfüllt war, wurde mir der hohe Zweck des Lebens besonders klar.

Fast niemals sorgte ich mich um Marie-Annens Loos. Wüßte ich sie auch mit dem innigsten Sehnen an meine Seite, wissend, daß sie die Macht besaß mich so glücklich zu machen, wie nur ein Staubgebörner zu werden vermochte, hätte ich ihr auch ein selten reiches Erdenlos bieten können, so bangte mir doch nie, daß sie in Sorge und Elend schwächte. Ich lebte der festen Ueberzeugung, sie hatte einen ihr zusagenden Wirkungskreis gefunden, denn sie war immer zu tüchtig und durch und durch gesund, von zu kräftigem, praktischem Charakter, trotz all' der Poesie, welche durch ihre Seele ging, als daß sie in nutzlosem Jammern und Seufzen die Zeit verbracht haben würde. — Auch in mir war keine Verzweiflung mehr; ich hatte mich ausgerafft aus dem wilden Schmerze, denn ich halte es jeden rechtes gefunden Menschen für unwürdig sich der Verzweiflung hinzugeben; aber hell und freudig lag das Leben nicht vor mir. Still war es in meinem Hause, öde und einsam am eigenen Herde. Die Liebe, das junge Herz, welche mir ganz und voll entgegenblühen sollten, wie Marie-Anne mir verheißten, ich fand sie nicht. Mag sein, daß meine Seele zu sehr und ganz erfüllt war von der Einen, und mein Auge, so entzückt von ihrem hohen Liebreiz, jeden Vergleich mit einer Andern scheute. — Und wenn ich es auch nicht immer mir eingestehen wollte, so lag in meiner Brust doch eine leise Hoffnung, daß mein Haus

nicht immer öde und still bleiben, daß ich Marie-Anne dennoch einst finden und als meinen besten Schatz dort einführen würde.

So ging die Zeit. Zum sechsten Male schon hatten die Blumen um das kleine Grab, von des alten Martin Hand gepflegt, schmuck und bunt in den Sommer hineingebüht, als ein für mich sehr wichtiges Ereigniß die Einförmigkeit meines Stilllebens unterbrach.

Eine Botschaft von dem Grafen Arthur W. gelangte an mich. In einigen mit zitternder Hand hingeworfenen Zeilen ersuchte er mich, seine dringende Bitte, die Bitte eines Sterbenden zu erfüllen und ihm eine Unterredung zu gewähren. — Einige Male war ich ihm in früheren Jahren in der Gesellschaft begegnet. Wie wohl natürlich empfand ich eine so heftige Regung der Bitterkeit, ja des Hasses gegen ihn, daß ich nur mit Mühe mein Betragen in den Grenzen der Höflichkeit zu halten vermochte, wenn die junge Gräfin mich in ihre Nähe zog, wodurch ein Zusammentreffen mit ihrem Gemahl unausbleiblich wurde. Seit jenem ersten Sehen auf der Gemäldeausstellung war sie dem Künstler holdgesinnt geblieben, eine wiederholte Einladung in ihr Haus, die nur von ihr kommen konnte — denn der Graf mied mich ebenso erschützlich wie ich ihn — hatte ich ausgeschlagen. Ja, die unvermeidliche Begegnung mit diesem mir so verhassten Manne, dessen Anblick schon mein Blut in Wallung brachte, war mit der Grund gewesen, daß ich mich fast ganz aus der Gesellschaft zurückzog und nur noch in einem kleineren Kreise von Freunden und Künstlern mich bewegte. — Und jetzt diese Bitte von ihm! Konnte man dem Wunsche eines Sterbenden widerstehen? Wenn nicht schon die Pflicht zur Erfüllung gemahnte — leuchtete nicht die Hoffnung hindurch, etwas von Marie-Anne zu erfahren?

Bald saß ich in dem schönen Wagen des Grafen, der mich seinem Stammschlosse am Ufer des blauen See's zuführte. Obwohl ich von der Familie lange nicht gehört, so war es mir doch als hätte ich einst dunkle Gerüchte vernommen von einer freudlosen Ehe, von dem Hinsterben mehrerer Kinder. Auf meine Frage an den Bedienten nach der Frau Gräfin, hörte ich zu meinem aufrichtigen Bedauern, daß auch sie, in der Fülle der Jugend und Anmuth, bei der Geburt des letzten Kindes, eines so schulichst erwünschten Knaben, gestorben sei. An diesem mit Jubel begrüßten Kinde, dem Erben und Stammhalter, habe der Herr Graf mit abgöttischer Liebe gehangen, sein Leben sei ihm über Alles theuer gewesen, aber auch er sei unlängst durch eine Kinderkrankheit dahingerafft worden. „Es ist als ob ein dunkles Verhängniß, eine Verwünschung, schwarz und unheilvoll über dem Schlosse schwebte, es ist ein Haus der Trauer, in das Sie kommen, mein Herr.“ So schloß der Diener seinen kurzen Bericht.

Und schwarz und düster, schon im Aeußeren wie ein Haus der Trauer, lag das Schloß da. Innen, auf den langen Gängen, in den hohen Sälen, durch die ich geführt wurde, Todtenstille; die Fenster waren verhangen, die kostbaren Möbel verdeckt und jener fremde unheimliche Hauch wehte darin, der in nicht bewohnten Räumen schwebt. Jetzt stand ich in dem Zimmer des Grafen, ihm selbst gegenüber. Er lag in einem weiten Lehnstuhl; seine einst so stolze kräftige Gestalt war gebeugt, verzehrt durch eine schleichende Krankheit. Um das noch junge wenn auch hohle Gesicht hing das dicke fast ergraute Haar, dessen Glanz und Schwärze einst namhaft gewesen, unslät und ängstlich leuchteten die großen dunklen Augen aus dem bleichen mageren Antlitz hervor. — Welchen Contrast bot das Jetzt dem Einst. Wer hätte in diesem Schattenbilde den seiner Schönheit wegen gefeierten Mann erkannt? Nicht unbewegt vermochte ich auf den Leidenden zu schauen. Auf einen Wink des Gebieters entfernte sich der Diener und wir waren allein.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie meiner Bitte so ungesäumt Folge leisteten,“ begann der Kranke mit tonloser Stimme. „Nicht viele Stunden möchte ich in diesem Leben noch mein nennen, nicht viele Kräfte werden mir mehr zu Gebote stehen. Und dennoch muß ich sprechen, muß es einmal aussagen, was mir die Seele beschwert hat, die langen Jahre hindurch, was sich noch zwischen den ewigen Frieden und mich stellen wird. — Wer mir es je gesagt, daß ich, ich selbst es ans Licht ziehen könnte, was ich mit einer Angst und Pein, die mich nie Ruhe finden ließ, vor jeder Entdeckung bewahrte! Kennen Sie die geheimnißvolle Macht, welche uns zwingt, das zu bekennen, was uns zum Sünder, zum Verbrecher stempelt? — Ich glaube, das Bild dort hat es mir angethan; es hat mich verfolgt wachend und träumend; es war mir stets wie ein Dolchstich in die Brust, wenn ich darauf blickte, und dennoch konnten meine Augen nicht davon ablassen; besonders nicht, seit sie meinen schönen stolzen Knaben, den Erben des alten erlauchten Namens und der Stammgüter in die Gruft senkten. Armes junges Weib, was muß sie gefühlt haben, als sie so ihr eigenes einziges Kind selbst dem Grabe zuführte!“

Der Graf schwieg, während seine Augen noch immer an dem Bilde hingen, das ein schöner Kupferstich meines Gemäldes war, welches einst so viel Aufsehen erregt, und das hier bei ihm zu finden mich Wunder nehmen mußte, nachdem er damals vor dem bloßen Anblick so zurückgeschauert war und sich so heftig gegen den Ankauf ausgesprochen hatte. Mit athemloser Spannung lauschte ich auf die neubeginnende Rede, damit mir bei der leisen klanglosen Stimme nicht ein Wort entgehe.

„Sie haben Marie-Anne gekannt; eine Ahnung sagt mir, daß Sie es waren, der mir ihr Herz abwendig gemacht. Doch ist sie nicht an Ihrer Seite, fehlt schon seit Jahren in ihrem Häuschen — irrt vielleicht von Ihnen verstoßen in der Welt umher. Verstoßen ob einer Schuld, die sie nie beging! Neigen Sie Sich mehr zu mir, kommen Sie ganz nah' heran,“ mit einem scheuen Blick sich umsehend, „auch diese Wände könnten Lauscher haben!“

Nachdem ich mich dem Sessel des Kranken ganz nahe gerückt, flüsterte er:

„Ich liebte sie, das schönste stolzeste Mädchen, welches je auf Erden gewandelt; eine holdseligere, reinere Jungfrau habe ich nie gesehen in allen Landen. Mit flammenden Gluthen liebte ich sie, und trotzdem stand ich, der ich dreist und lähn selbst den vornehmen Frauen gegenüber war, still und scheu vor dieser hohen reinen Weiblichkeit. Dennoch mußte ich sie erringen. Dem Himmel hätte ich sie abgetrogt, ich scheute die Hölle nicht, sie mein zu nennen. Zu einem Altare führt' ich sie, der kein Altar war — ein Priester verband uns, der von dem Priester nur das Kleid entlehnt.“

„Insam!“ murmelte ich mit zuckender Lippe, während ich von des Grafen Seite zurückfuhr.

Er war noch blasser geworden, aber auch er schnellte empor, als müsse er die empfangene Beleidigung rächen, doch sank er sogleich wieder kraftlos in den Sessel zurück. Eine beklemmende Stille schwebte in dem Zimmer; wie zum Kampfe bereit bligten unsere Augen ineinander. Endlich begann der Graf von Neuem:

„Das ist nicht edel von Ihnen, einem Hilflosen, Sterbenden die tödtliche Beleidigung zuzuschleudern, selbst wenn er sie verdient. Ich habe sie verdient, doch vergessen Sie nicht, daß ohne meinen Willen Sie niemals die Wahrheit erfuhren, daß ich für immer schweigen konnte, und indem ich so mein Selbstankläger wurde, um Marie-Anne in Ihren Augen zu rechtfertigen, ich mich gleichsam unter Ihren Schutz stellte.“

Es lag Wahres in den Worten, und ohgleich ich nicht vermochte, ihm meine Hand zu bieten, so mußte doch etwas in meinem Gesichte von milderem Gefühle sprechen. Nach dieser schweigenden Entschuldigung, die dem Kranken zu genügen schien, fuhr er fort:

„Sie war vollkommen schuldlos, ihre reine Seele hatte keine Ahnung des feigen Verrathes, des schwarzen Verbrechens, dessen Opfer sie gewesen. Ihre einzige Schuld war — und ihre Selbstanlage hat sie vielfach vergrößert — daß sie in die heimliche Verbindung willigte und sich überreden ließ, in eine Familie zu dringen, welche sie nie anerkennen würde. Aber sie liebte mich, damals liebte sie mich; und welcher Bitten bedurfte es, sie zum Nachgeben zu bewegen, wie versprach ich ihr fest und feierlich, daß ich sie bei meiner Mündigkeit einfüh-

ren würde in mein Stammschloß, besonders hob ich es hervor, daß ich mir ihren Besitz sichern müßte durch unlösliche Bande, damit ich zu keiner anderen Verbindung gezwungen werden könne. Mein Diener und Vertrauter, der mir beigestanden bei der That, die Sie nicht mehr verdammen können als ich es jetzt thue, fand durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde einen schnellen Tod. Vorher jedoch, getrieben von Gewissensqual, gestand er der Getäuschten den Betrug.“

An seinem Sterbebette traf ich Marie-Anne. Einem Steinbilde gleich, kalt, regungslos saß sie dort, nur ihre Augen zeugten noch von Leben. Ein einziger Blick aus diesen Augen, ein Blick tiefer grenzenloser Verachtung sagte mir, daß sie Alles wisse. Kein Wort kam über ihre bleichen Lippen; es war leicht ersichtlich, daß sie mich selbst eines Wortes unwerth erachtete.

Ich sprach von meiner Liebe zu ihr, die allein mich zu dieser That getrieben. Bei dem Worte: Liebe suchte ein furchtbarer Hohn über ihr geisterhaftes Antlitz, daß ich vor diesem Gesichtsausdruck erbeute, aber sie schwieg immer noch. Ich beschwor sie Erbarmen zu haben, mich nicht zu verderben, nicht das Brandmal ewiger unauslöschlicher Schande auf meinen alten unbesleckten Namen zu drücken, nicht Elend über meine Familie zu bringen! Zu ihren Füßen lag ich verzweiflungsvoll — sie regte sich nicht, ruhig ließ sie mich im Staube knien, kein Wort verkündete Vergebung. Nur derselbe Blick niederschmetternder unsäglicher Verachtung fiel von Neuem auf mich nieder.

Das reizte mich; trotzig sprang ich empor. Mein Blut wallte ungestüm, Drohungen traten über meine Lippen. Ich schwur ihr, wenn sie mich anklagen sollte, Alles, Alles zurückzuweisen, die eine schwere Beschuldigung ganz abzuleugnen. Der einzige Helfer und Mitwisser meiner Frevelthat war gestorben, das Zeugniß ihrer Mutter erklärte ich für ungültig und versicherte sie, daß es die Gerichte auch thun würden. Ich gab ihr zu bedenken, wer in diesem Kampfe wohl Sieger bleiben würde, ob das arme schutzlose Mädchen, oder der von mächtigen Freunden und Verwandten unterstützte Grafensohn. — Dann wieder ging ich zu flehenden Bitten über; ich stellte ihr vor, daß an ihrem Schicksal doch nichts zu ändern sei, selbst wenn ich die härteste Strafe erduldet, daß sie mich nur nutzlos auch elend mache, mich den sie einst geliebt. Und wieder lag ich zu ihren Füßen, ich wollte ihre Kniee umfassen, sie aber stieß mich zurück. Ob meine Bitten sie gerührt, ob meine Drohungen sie geschreckt? Nichts gab Kunde davon. Kein Ausbruch des Jammers, kein Laut der Verzweiflung entstieg ihrem Herzen. Kalt und still wie ein Marmorgebilde stand Marie-Anne vor mir, lautlos schritt sie von dannen in die dunkle Nacht hinein. Von Scheu, ja Furcht durchschauert wagte ich ihr nicht zu folgen.

In der ersten Bestürzung, in der Angst, ob Marie-Anne oder deren Mutter, und vornehmlich diese, etwas gegen mich unternehmen würden, floh ich weit fort in ferne Lande. Mein drohendes Gewissen suchte ich im Strudel der Welt zu betäuben. Jeder Brief, jede Unterstützung wurde von Marie-Anne beharrlich zurückgewiesen. — Zwei Jahre weilte ich fern von der Heimath; ich war erst zurückgekehrt als ich mit meiner Braut Sie auf der Ausstellung vor Ihrem Gemälde traf. Kurze Zeit vorher hatte ich erfahren, daß Marie-Annens Kind gestorben sei; eine Ahnung und mein nie ruhendes Gewissen sagte mir, wessen Geschichte das Bild darstellte. — Da sah ich Marie-Anne wieder, zum ersten und einzigen Male. Ihre Mutter, ihr Kind waren in's Grab gesenkt; Schmach und Schande hatte sie ertragen und geschwiegen; kein Wort der Anklage war ertönt gegen den, der sie zu Grunde gerichtet, und dennoch lag meine Ehre, mein fleckenloser Name in ihrer Hand. Weit entfernt damals schon so wie jetzt einzusehen, wie hochherzig sie gehandelt, so beschlich doch eine seltene Nührung mein Herz. Ihr Anblick rief die alte wahnsinnige Leidenschaft wieder wach — die mich zu einem Ehrelosen gemacht — und ich bot ihr jetzt in Wahrheit meine Hand. Doch schauernd wies sie mich ab; ich glaube, sie wäre lieber in den Tod gegangen als mir zu folgen; die Verachtung hatte die Liebe für immer getödtet.“

Der Redende schwieg erschöpft, mit geschlossenen Augen sank er in die Kissen.

Meine Gedanken eilten zurück zu jenem Abend, da ich das Gespräch zwischen Marie-Anne und dem Grafen gehört. Manches was mir dunkel und seltsam erschienen, wurde mir jetzt klar, besonders verständlich die Hoheit, mit der sie ihm gegenüberstand, die eisig kalte Art, mit welcher sie ihn abwies. Und dann die Angst, mit der sie zu erforschen suchte, ob ich das ganze Gespräch vernommen. Ja, sie ahnte wohl, daß, hätte ich einen Schimmer der Wahrheit gehabt, ich Alles daran gesetzt haben würde, ihr das gebührende Recht zu verschaffen, daß ich meine eigene Liebe daran gegeben hätte, um sie in den Augen der Welt von dem auf ihr ruhenden Makel zu befreien und ihr den ihr zukommenden Platz zu erkämpfen. Edles, großmüthiges Mädchen. Mit einer Märtyrerkrone geschmückt stand sie vor mir, sie, die ohne Schuld so namenlos viel geduldet.

Als der Kranke wieder etwas die gesunkenen Kräfte gesammelt, brach er das Schweigen:

„Unverantwortlich, wie Sie selbst sagten: infam habe ich gehandelt, keine, auch nicht die geringste Entschuldigung spricht für mich; aber wenn auch nicht vom Arme des Gesetzes erreicht, so habe ich dennoch mit furchtbaren Qualen meine Schuld gebüßt. Man fragt so oft, ob es eine Hölle giebt im Jenseits, ich kann bezeugen, daß

es eine giebt schon hier auf Erden, ich habe gefühlt wie sie brennt und wühlt ohne Unterlaß in der Brust des Sünders. In jedem Auge das auf mir ruhte glaubte ich einen Späher zu sehen, jeder Brief von unbekannter Hand kommend schreckte mich, in jedem an sich unwichtigen Ereigniß währte ich einen Zusammenhang mit der Schuld zu finden, die, wenn entdeckt, mich mit ewiger Schande brandmarkte. Immer sah ich mich von Feinden umstellt, immer lag ich auf der Lauer, niemals fand ich einen Augenblick Ruhe. Diese stete Angst zehrte an meinen Kräften und dorrt das Blut aus in meinen Adern. Als ich das Bild erblickte, als Sie so plötzlich vor mich hintraten, glaubte ich fest und bestimmt, in Ihnen sei der Ankläger, der Rächer jenes Mädchens erstanden, und ich war nahe daran, meinem Leben ein Ende zu machen, ehe mein guter alter Name in einer so ehrenrührigen Weise vor die Welt gezogen würde. — O, das Leben das ich geführt! Ob ich seine Qualen in Worten schildern kann! Meiner jungen edlen Gattin ward ein freudloses Dasein an meiner Seite, vergebens suchte ihre milde Hand die düstern Wolken zu verschuchen, die Furchen zu glätten, welche auf meiner Stirn lagen. Mit rastloser Liebe strebte sie, die Wunde zu entdecken, unter der ich blutete; welcher Anstrengung bedurfte es, immer auf meiner Hut zu sein, damit ich nicht das dunkle Geheimniß verriethe. Meine Kinder starben dahin, selbst der schöne, langersehnte Knabe, selbst er wurde nicht verschont von der kalten, unbarmherzigen Hand des Todes. Mein Sohn, mein einziger Sohn, wie ich ihn geliebt habe! Es war mir als ob Gott an ihm mir ein Zeichen der Veröhnung gesandt hätte und einen Segensspruch, eine Himmelsblume auf meinen dunklen Pfad gestreut wurde; an ihm wollte ich mich festklammern, er sollte mir die Brücke bauen zum Jenseits — aber er ging von mir, die Himmelsblume verwelkte an des Sünders Brust.

(Schluß folgt.)

Modenbericht.

(F.) Der Luxus steigt fortwährend, namentlich in Folge der neuen Mode: auf den Kleidern selbst d. h. auf den Ballkleidern Diamanten gleich Thautropfen anzubringen. Auch sonst werden die Kleider mehr und mehr Kunstwerke wie die Haar- und Kopfsputze. Viel weniger wollen uns die kurzen Taillen gefallen, zu denen die Mode täglich entschiedener hindrängt, namentlich an den Ballkleidern. Auf den letzten eleganten Bällen in Paris war diese Mode bereits sehr in die

Augen fallend. Eine andere neue auffallende Mode ist die des Bajaderen-Gürtels. Dieser besteht aus einer sehr schmalen Schärpe, welche, fast wie die albanesische angelegt, hinten drapirt, vorn am Leibchen gebunden wird. Die Kaiserin von Frankreich hatte auf dem letzten Hofballe einen solchen Gürtel von himmelblauem Sammet und zwar ganz mit Diamanten überstreut. Ueberhaupt war ihr Anzug der schönste, den man sich denken kann. Er bestand nämlich in einem Kleide von weißem Tulle mit allerlei Garnirungen; man sah gleichsam nur eine weiße Wolke und überall Diamanten. Die Garnirung ging bis zu den Knien. Der erwähnte drapirte Gürtel nahm die Taille nicht fest zusammen, sondern lag da wie eine Schärpe. Der untere Theil des Leibchens war von himmelblauem Sammet mit großen Schnepfenspitzen vorn und hinten und ebenfalls mit Diamanten wie überstreut. Himmelblaue Sammetstreifen auf den Achseln mit Diamantengrafen. Dazu ein ziemlich fest um den Hals liegendes Collier von Diamanten auf blauem Sammet und genau ebensolche Armbänder. Der Kopfsputz war eine Schleife von blauem Sammet mit Diamantenähren darauf; an der Seite ebensolche Sammetblätter, die eine halbe Guirlande bildeten und in der Mitte dieser Blätter zahlreiche Diamantenschmückchen, die bei jeder Kopfbewegung schwanften und blendend bligten. Locken, die von den Flechten ausgingen, bildeten am Hinterkopf einen Büschel und wurden durch einen Diademkamm mit Diamanten gehalten. Man glaubt, daß die Kaiserin zu diesem eleganten Musteranzuge für mindestens zwei Millionen Diamanten trug, die in den über taghell erleuchteten Sälen eine feenhafte Wirkung machten. Man hatte die Diamanten noch nie auf blauem Sammet gesehen, fand aber die Zusammenstellung außerordentlich schön.

Auch die Besuchs-Toiletten sind sehr elegant. Von der fast uniformen Mode der Hüte in Schwarz und Weiß ist schon oft gesprochen worden; man sieht jetzt aber auch viele Hüte von weißem Krepp mit weißen oder blauen Federn, so wie schwarze Sammethüte. Auch bemerkten wir einen Hut von veilschblauem Krepp mit weißen Federn. Die Mitte der Stirn unter dem Schirme wird sehr voll garnirt, namentlich durch Sammetstreifen nebst Blumen und schwarzen Spitzen. Auch Frühjahrs Hüte kann man einzeln sehen. Die, welche uns gezeigt wurden, waren von Spitzentülle mit einem Puff von schwarzen Federn und einem viereckigen Stück ponceaurothen Sammets oben. Unter dem Schirme ein eben solcher Sammet-Puff.

Reizend sind die Kopfsputze für Theater und Concert; namentlich kleidet die Art vortrefflich, wie man die Feder horizontal an einer Seite bis an die Flechten hinten legt. Meist bestehen diese Kopfsputze aus schwarzem,

blauen oder ponceau Sammet mit weißen Federn; oft aber fällt auch noch eine lange Spitze hinten wie ein Schleier herunter. Ein anderer sehr hübscher Kopfsputz ist die sogenannte Maintenon. Ein kleiner Schleier von sehr feinen schwarzen Spitzen bildet eine Art Mantille oder Maintenon-Häubchen und in der Mitte derselben ist eine rothe Rose mit Knospen und kleinen schwarzen Spitzen angebracht. An der sogenannten Mantille befinden sich zwei Spitzenbarben, die sie halten und das Gesicht anmuthig umgeben. Dieser Kopfsputz hat den Vorzug, daß er allen Gesichtern gut steht.

Die älteren Damen — nicht alle, aber doch sehr viele — kleiden sich jetzt sehr geschmackvoll, ich möchte fast sagen, verständig. Erscheinen sie in ausgeschnittenen Kleidern, so bedecken sie die Schultern mit einem weißen Spitzenshawl oder einer Tülle-Schärpe.

(M.) In der eleganten Herrenwelt macht sich mehr und mehr der Wunsch geltend, die herkömmliche Salon-Herrentracht endlich einmal zu modificiren. Das dürfte allerdings schwierig sein, aber nöthig ist es gewiß und jeder nur etwas gelungene Versuch verdient Aufmunterung. Die jetzige Herrentracht ist, um das Mindeste zu sagen, den reizenden Damentoilletten gegenüber, gewiß langweilig, einförmig und geschmacklos. Aber wie ändern? In einer vornehmen und eleganten Herrengesellschaft in Paris erregten kürzlich einige ungarische Herren in ihrer malerischen Kleidung allgemeines Aufsehen und es will fast den Anschein gewinnen, als würde man bei der beabsichtigten Umgestaltung von dieser ausgehen. Daß es keine slavische Nachahmung wird, versteht sich von selbst. Zunächst erschienen mehrere junge elegante Herren in den Salons in Fracks und Westen von Sammet, doch hören wir, daß sie den Damen nicht wohl gefallen haben.

Vorläufig vernehmen wir, in Bezug auf die gewöhnlichen Frühjahrsherrenmoden, daß sie sich durch große Einfachheit auszeichnen werden. Man wird den Rock ohne Raht in der Mitte des Rückens und ziemlich im Schnitt der Jaquette oder des Tailles-Balletot, aber mit eleganten Revers, gerade zugeknöpft und mit scharfzeichneter Taille tragen. Die Kragen bleiben niedrig, namentlich hinten, die Klappen aber sollen größer und länger sein. Die kleinen Borten kommen wieder in Gunst. Das seidene Futter ist das allein zulässige und zwar zu allen Farben das schwarze.

Modenblatt N^o 11.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. (Morgenanzug.) Häubchen von weißem Tulle, mit schwarzen Spitzen belegt und mit rosa Schleifen

oft
ein
ut
von
ille
ben
zen
be-
und
ben
Jehr
chte
nen
ßen
nehr
lon-
irste
und
nte-
e zu
ang-
ern?
t in
t in
es
der
Daß
von
erren
am-
wohl
e ge-
durch
den
siem-
letot,
mit
nie-
röfex
er in
und
Belan
ch di
gung
es
Tülle,
schen





Wied. von Photographie

Steinhilber. Ditsch u. Meyer in Leipzig

Ricasoli

Widow u. Kautschschauer. Puch

ausgeputzt, wie die langen Barben mit rosa Bändchen und schwarzen Spitzen eingefaßt und schwarz gestickt sind; sehr weiter Morgenrock, vorn zusammengehäfelt und da auf beiden Seiten, von oben bis unten, mit gestepptem rosa Taffet breit besetzt, mit außerordentlich weiten hängenden Ärmeln, die oben mit rosa Band und unten herum breit mit gestepptem rosa Taffet garnirt sind; ganz kleiner Linnenragen; geschlossene weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Hausschuhe.

2. Kopfsputz von Blumen mit hinten an der Seite hinabfallenden schwarzen Spitzenbarben; Kleid von grauem feinem Wollenstoffe mit hohem glattem Leibchen in Herrenwestenschnitt und mit vielen Knöpfen zugemacht; halblange, oben enge, an der Außenseite offene, unten weite Ärmel, mit braunem Sammet und Posamentirarbeit besetzt; ein gleicher ziemlich umfänglicher Ausputz unten auf dem Rocke; ganz kleiner gestickter Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; Schuhe.

3. Weißer Atlashut mit lilas Bandschleifen auf und mit eben solchen und weißen Schleifen unter dem Schirme; weiße Bindebänder; Kleid von schwarzem Taffet mit ganz hohem glattem rundem Leibchen und halblangen sehr weiten Ärmeln, die mit weißem Taffet gefüttert und mit einem schwarzen Sammetstreifen besetzt sind, der oben und unten mit lilas Taffet in Fältchen eingefaßt ist; auf dem Rocke unten eben solcher Ausputz; kein Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

4. Neuester Herrenanzug.

Stahlstich N^o 11.

Bettino Ricasoli.

(Nach einer Turiner Photographie.)

Baron Ricasoli, nach Cavour's vielbeklagtem Tode erster Minister im neuen „Königreich Italien,“ ein Mann von ebenso stahlharter Ehrenhaftigkeit als Willensfestigkeit, aber ohne die aalglatte Gewandtheit und uner-schöpfliche Schlaueit seines Vorgängers, unterlag eben wegen seines Charakters, nicht wegen der freilich riesengroßen Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, den endlosen Mühen und Kämpfen in der Aus- und Fortbildung des neuen Reichs und gab in den ersten Tagen des März 1862 sein Entlassungsgesuch ein. An seine Stelle trat Ratazzi.

Die Familie Ricasoli gehört zu den ältesten Toscanas und ist lombardischen Ursprungs; ihren Namen hat sie von einem Schlosse, welches sie von Friedrich I. von Schwaben erhielt. Der starre Eigensinn oder, wenn man will, die Charakterfestigkeit war stets ein Erbtheil der Ricasolis und Bettino gab einen Beweis davon schon als Knabe von sieben Jahren. Irgend eines Vergehens wegen wurde ihm die in der Klosterschule gebräuchliche seltfame Strafe zuerkannt, sich bis zum Fußboden des Zimmers niederzubeugen und auf dem Steinpflaster da mit der Zunge das Zeichen des Kreuzes zu leden. Bettino weigerte sich hartnädig und erklärte: „Das ist nur für Bestien. Ich thue das nicht.“ Keine Gewalt konnte seinen Widerstand brechen und von dem Tage an mußte jene Strafe in der Anstalt überhaupt abgeschafft werden.

Meist bewohnte er sein Familienschloß Brolio, einen alten festen Steinklumpen, der sich noch aus der Feudalzeit herschreibt und mit allen mittelalterlichen Einrichtungen erhalten ist, mit Mauern und Gräben, Zinnen und Zugbrücken, und seine Hauptbeschäftigung bestand in Ackerbau, namentlich in Wein- und Olivenbau. Zehn Jahre lang, von 1849 bis 1859, wendete er viel Zeit und Geld auf die Austrocknung der Maremmen und er erzielte bewundernswürdige Erfolge.

Mit ihm wird seine Familie aussterben, denn er besitzt nur eine Tochter; seine Gattin Anna Bonaccorsi, mit der er sich in früher Jugend verband und, wie man sagt, eine wahrhaft ideale Ehe führte, verlor er durch den Tod und sein Herz trauert heute noch über den unerseßlichen Verlust.

Bis zur Revolution 1848 war Ricasoli seinem Charakter entsprechend streng conservativ; als er aber erkannte, daß durch die Fürsten selbst keine Reformen zu erlangen seien, deren dringende Nothwendigkeit er längst erkannt hatte, stand seine politische Ansicht auch selsenfest und er scheute sich nicht auszusprechen: „man muß die Fürsten reformiren. Für Italien giebt es kein anderes Heil, als wenn es sich von Oesterreich und von dem Papste emancipirt. Es gilt eine gemäßigte nationale Monarchie zu gründen.“

So war er vorbereitet für die Ereignisse, die bald genug kommen sollten und er entzog sich den Pflichten nicht, die sie ihm auferlegten. Als Buoncampagni Toscana im Namen Victor Emanuels verwaltete, übernahm Ricasoli das Ministerium des Innern daselbst und leitete dasselbe mit der ihm eigenen festen Sicherheit. Nach dem Tode Cavour's wurde er dann, wie oben erwähnt, Minister-Präsident des Königs von Italien.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

K Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 1 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Strohhut-Bleiche

von G. A. Oehme, Petersstraße Nr. 37 part., empfiehlt sich zum Bleichen aller Arten Strohhüte à Stück 5 Ngr.; mit Modernisiren à Stück 10 Ngr., auch werden neue Hüte im Dutzend billig gepreßt.

Empfehlenswerthe Confirmanden-Geschenke.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Rosenmüller's

Mitgabe für das ganze Leben

beim

Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt.

18. Auflage.

Durchgesehen von Dr. Chr. Niemeyer, Ritter u. Mit 6 schönen Stahlstichen. 8. In vergoldetem engl. Leinwandband mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. broch. 20 Ngr.

* Davon eine höchst elegante Miniatur-Ausgabe *

nach der vierzehnten, von Dr. Chr. Niemeyer, Pfarrer u. Ritter des r. A. D., besorgten Auflage. Mit einem Stahlstiche.

Dritte Auflage.

in 16. zum Preis von 1 Thlr. 6 Ngr.

Gebunden in feinem Sarfenetbande mit Goldschnitt. Vorderseite und Rücken in feinsten und reichster Vergoldung. Titel in Gold- und Bronzedruck. Titelstahlstich von C. Preisel, nach Prof. Reysch. Neue Schrift auf feinstem Maschinenvelin. Ein Kunstwerk in Bezug auf seine Buchbinderei.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Eine Thüringsfahrt

im Lande der Wahrheit und Dichtung.

von Theodor Scheerer.

8. Fein Velinpapier. geh. Preis 10 Sgr.

Scheerer's kleine Dichtung ist der patriotische und gemüthliche Erguß eines unserer hervorragendsten Naturforscher, welche in diesen Kreisen, sowie bei den für deutsche Einheit gestimmten Politikern, abgesehen von dem rein belletristischen Publikum, Beachtung finden dürfte.

Bandwurm

beseitigt (auch brieflich) in 2 Stunden gefahrlos und sicher Dr. Ernst in Reudnitz (Leipzig).

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt

Berlin, große Frankfurter Straße 30.

Dr. Vocke.

In allen Buch- und Kunsthandlungen ist zu haben:

Waschzettelbuch für Junggesellen.

Für 52 Wochen. Preis 10 Ngr. Zum praktischen Gebrauch bestens empfohlen.

Heinrich Hübner in Leipzig.

So eben erschienen:

Neue Novellen

von

Elise Polko.

Dritte Folge.

Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, 24. Febr. 1862.

Bernhard Schlicke.

Für Auswanderer.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Eine kurzgefaßte Darstellung ihrer Geschichte, Verfassung, Statistik und Geographie. Mit einer Tabelle über Münzen, Maße und Gewichte und einer Karte. Nebst einer kurzen Beschreibung der britischen Colonien in Australien von L. A. Albert. cart. Preis 9 Ngr.

Hierzu eine liter. Beilage von C. F. Amelangs Verlag in Leipzig.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

zur

Allgemeinen Moden=Zeitung.

Marie-Anne.

Eine Erzählung.

Von

Sophie Verena.

(Schluß.)

Mein Name, der alte klangvolle Name erlischt aus gerechter Strafe, weil ich ihn beschimpft. Einsam bin ich... Miethlinge ringsumher, keine liebe Hand, die mein Kissen glättet, kein Trosteswort in der letzten bangen Stunde. Und selbst im Jenseits scheidet mich meine Schuld von meinem Sohne; wie kann der Engel sich dem Sünder einen — selbst da getrennt von ihm, das ist mehr als Dual!“

Ein Schauer schüttelte die Gestalt des Kranken. Er mußte furchtbare Seelenqualen leiden; er, der so stolz und abweisend durch die Welt gegangen, der Alle sich fern gehalten, immer in der Angst, sein Geheimniß zu wahren, er schien jetzt wie ein bangendes Kind nach Liebe sich zu sehnen. Es kam mir vor, als ob die Liebe zu seinem Sohne ein neues Leben in ihm erweckt und daß seine Seele eine Wiebergeburt empfangen habe. Denn er, der so offen und reinig seine Schuld erkannte und darlegte, war er noch derselbe, der sie beging? Ein tiefes Mitleiden mit ihm erfaßte mich. Bei dem Vergleiche seines Lebens mit dem meinen, seiner endlosen selbstverschuldeten Qualen mit meinem schönen, stillen Schmerz um Marie-Anne, schwand all' mein Haß und Groll dahin und nur Theilnahme und Vergeben war in meiner Brust. — Als der Kranke noch einmal seufzte:

„Allein, keine liebe Hand in der meinen im letzten Kampfe!“ stand ich an seiner Seite, meine Rechte faßte sanft die seine, die bleich und zitternd auf der Decke lag. Ein unbeschreiblich dankbarer Blick lohnte mir. Ich blieb bei dem Grafen durch die schweren kommenden Tage; meine Hand glättete sein Kissen, von meinen Lippen flossen die Trostesworte in seine sich immer mehr klärende Seele. Die Todesangst wich aus seinem

Herzen je näher die schwere Stunde kam und die Hoffnung blühte empor, daß sein Engel oben ihn frei bitten würde von seiner Schuld, daß er seine Himmelsblume dort wieder säende. In diesem Hoffen und Glauben entschwebte die Seele in ihre ewige Heimath.

Ob die Entdeckung, welche mir der Graf gemacht, etwas änderte in meinen Gefühlen, ob ich Marie-Anne mehr liebte? Mir war, als sei keine Steigerung möglich, denn ich hatte ihr mein ganzes Herz gegeben. O, wie ich mich sehnte sie zu finden, denn jetzt, da ich ihr sagen durfte, daß ich Alles wußte, jetzt hoffte ich ihren Widerstand zu besiegen. Allen denen, die sie geschmäht und Steine zu ihrer Last gelegt hatten, ihnen hätte ich zurufen mögen: Seht, so war sie, kein anderer Fehler als zu großes Vertrauen, vielleicht zu großer Stolz konnte ihr vorgeworfen werden — sonst war sie die, als welche sie mir immer erschienen in ihrer stillen edlen Weiblichkeit!

Wie Wenige möchten gleich ihr gehandelt und die Dornenkrone öffentlicher Verachtung getragen haben, welche dieses stolze Haupt doppelt schwer drücken mußte, mit dem Bewußtsein nur eine Getäuschte gewesen zu sein! Edles, großes Herz, das zurückbehte in eine Familie die Schmach zu werfen, die der Sohn in unverzeihlichem Leichtsinne über sie gebracht. Wie ich Marie-Annens Geschichte verstanden, fand sie in diesem freiwilligen Büßen ein Gutmachen für die Schuld, welche sie dadurch auf sich geladen, daß sie in die heimliche Verbindung willigte und sich, obgleich sie sich nicht in die hohe Familie gedrängt hatte, doch in sie hineinziehen ließ. Armes Mädchen, Dir ward ein schweres Loos zu Theil! Und ich durfte Niemand sagen, was der Sterbende, obwohl ohne bindendes Versprechen, doch meiner Ehre anvertraut hatte.

Nichts änderte sich also in meinem Leben, nur daß jemehr die Zeit verstrich, desto mehr auch die Hoffnung schwand, Marie noch aufzufinden und mit ihr meinem einsamen Leben Glück und Freude zu bringen.

Es war an einem März-Abende, als ich in meinem Zimmer saß und mich der Behaglichkeit um mich her freute. Draußen stürmte es heftig; der Winter wollte Abschied nehmen, dem frühkommenden Lenze Platz zu

machen, und solche Uebergänge, sowohl in der Natur wie im Menschenleben, gehen nicht ohne Kampf und Sturm vorüber. Es war ein merkwürdig schneller Umschwung des Wetters eingetreten; der warme Thauwind fuhr über die Schneemassen dahin und segte von den Dächern ganze Ladungen, die lärmend und tausend weiße Flöckchen um sich her streuend hinunterstürzten. Ab und zu prasselte auch der Regen gegen die Fenster und zeigte an, daß es mit Macht darauf losging, dem Winter die Herrschaft streitig zu machen. Der Wind ächzte und seufzte in den Kaminen und polterte mit den Wetterfahnen, die kreischend und knarrend sich beklagten ob so ranher Behandlung.

Wie war es, als Gegensatz zu dem Toben und Stürmen draußen vornehmlich, so gemüthlich innen in meinem schönen warmen Zimmer, durch welches das Licht der Lampe mild und gedämpft fiel und dennoch die fernste Ecke nicht im Dunkel ließ. Herrliche blühende Topfgewächse standen auf einem Blumenständer als Vorboten des Frühlings und füllten den weiten Raum mit sanftem Duft. Auf dem Tische summt der Theekessel seine einförmige melodische Weise und zu meinen Füßen lag mein treuer Gefährte, Marie-Annens schöner Hund, der trotz seiner Jahre noch kräftig und frisch sich erhalten.

Mir war unbeschreiblich wohl und friedlich im Herzen; ein Gefühl von Ruhe und Behaglichkeit durchströmte mein ganzes Sein, das zweifach willkommen war, nachdem einige Tage vorher eine bange unerklärliche Unruhe mich hin und her getrieben hatte. Lieblichen wachen Träumen gab sich meine Phantasie hin; ohne daß ich es merkte, umspann mich das goldene Netz mit seinen Zauberfäden. Hinter dem Theetisch, mit den wohlgebildeten Händen schaffend und ordnend, sah ich eine hohe herrliche Gestalt stehen. Wie das feine edle Profil sich abzeichnete, wach' süßes Lächeln den blühenden Mund umspielte, und wie ein voller warmer Blick der Liebe sich wie ein Sonnenstrahl aus den tiefen Augen ergoß! Weiter noch webte der wache Traum und ließ kleine elfenhafte Gestalten mich umschweben und sich innig an mich schmiegen, die zu lieben mein volles Herz Liebe genug hatte.

Der Eintritt des Dieners riß mich aus dem beglückenden Traumleben. Er händigte mir einen Brief ein, dessen Aufschrift von einer mir ganz fremden Hand war. Der Poststempel trug den Namen einer großen Stadt, in der meines Wissens mir Niemand Bekanntes lebte. Und dennoch wie oft erhielt der Künstler Briefe und Aufträge aus fernem Gegenden, von ganz unbekanntem Menschen. Warum zögerte ich diesmal, das Schreiben zu eröffnen, wie lag es so schwer in meiner Hand, blickte so unheilverkündend mich an? — Nun war es erbrochen!

Noch summt der Theekessel seine stille Weise — noch strömt der süße Blumenduft durch den Raum — ebenso hell sandte die Lampe ihre freundlichen Strahlen — aber über Alles war ein düstrier Trauerflor gefallen. Jetzt wußte ich, daß ich mein Liebstes nie auf Erden wiederfände, daß nimmer warme, lebensvolle Gestalten sich an mein Herz schmiegen würden, um dort geliebt, gehegt zu werden.

Dem süßen Traume war ein trauriges Erwachen gefolgt. — Marie-Anne, meine Marie war todt. — Das Schreiben kam von dem Director einer ihres segensvollen Wirkens wegen weit berühmten Krankenanstalt und meldete mir den Tod von Marie-Anne, die als treueste Pflegerin, ja zuletzt als Oberhaupt der weiblichen Mitglieder, dem Hause seit beinahe acht Jahren ihre unermüdblichen Dienste geweiht hatte. Aus dem letzten Wunsche der Sterbenden, mir den einliegenden Brief zu übersenden, habe er geschlossen, daß ich besondern Antheil an ihren Erlebnissen nehmen würde. Er sei auf meinen Wunsch zu jeder näheren Mittheilung bereit, wenn mir eine mündliche Besprechung nicht mehr genügen möchte. Man würde mit dem Begräbniß der theuern Verstorbenen so lange als möglich zögern für den Fall, daß ich ihm vielleicht beizuwohnen wünschte.

So lautete der Inhalt des einen Briefes; und der des andern?

Bielgeliebter Stephan!

Wenn Ihr alle die Briefe erhalten, die ich im Geiste an Euch geschrieben, da würde Euch täglich einer zugegangen sein, denn gedacht habe ich Eurer immer und allerwegen. Am Tage durch das geschäftige Treiben hindurch, da seid Ihr stets mit mir gewesen, weil ich Euch immerdar im Herzen trug; und in den stillen Nächten, wenn ich oft an den Krankenbetten wachte, da steigt Ihr empor aus meines Herzens Tiefe und standet an meiner Seite und ich erzählte Euch Alles, was mir die Seele bewegte.

Wenn diese unausgesprochenen Worte, wenn alle meine Grüße je zu Euch gedrungen wären, dann hätte nie ein Zweifel an Eurer Marie-Anne Gedanken, an ihrer trennigen Liebe in Euch aufsteigen können, dann müßtet Ihr wissen, daß sie Euer war mit ganzem Herzen, voller Seele, daß sie nie einen Andern als Euch wahrhaft geliebt hat. — Ich weiß, ich habe das Wort Liebe niemals zu Euch ausgesprochen; es wollte nicht über die scheue Lippe; es schien mir dormalen nicht ziemlich, da es Euch den Schmerz der Trennung noch erschwert hätte. Jetzt aber laßt es emporsteigen, laßt den einen Gedanken, der mein ganzes Sein erfüllt hat — bald nachdem ich Euch kennen gelernt und bis zum Tod hin — laßt ihn Worte werden. O, wie ich Euch geliebt habe, wie unendlich und unaussprechlich! Alles was ich für meine Mutter, für mein herzliches Kind gefühlt

und das ich mit ihnen gestorben glaubte, es erstand wieder und fügte sich zu Eurem Namen und aus meinem Herzen sproßten noch viele neue Blüthen empor, die nie vorher geblüht und rankten sich um Euer Bild.

Da habe ich auch in einer dunklen Stunde mein unseliges Geschick angeklagt und habe Dem schwere Vorwürfe gemacht, der vor Euch in mein Leben trat und mich durch seine wahnsinnige Leidenschaft in jene Verblendung riß, die ich für Liebe nahm. Ja, zuweilen bangte mir und mein Herz wollte auch sein irdisches Glück haben, dann stemmte ich mich gegen mein Schicksal, das wenn auch nicht ganz unverschuldet, doch ein sehr hartes war. Aber in den letzten Jahren ist nichts als stille Freude und tiefer Frieden in mir gewesen und neben der großen Liebe für Euch der innige Dank für das, was Ihr mir gethan habt! Könnt Ihr es denn verstehen, lieber Stephan, wie einer Seele ist, die am Boden lag, niedergedrückt von Hohn und Schmach, könnt Ihr es nachfühlen, wie ein Herz, das man zertreten hat, sich wieder zum Leben erhebt, mit lieber Stimme gerufen, mit sanfter Hand emporgehoben?

Außen trug ich den so viel gerügten Stolz zur Schau, ich wollte den Leuten mein Elend nicht zeigen, innen aber lag ich danieder, zerknirscht und gedemüthigt. Ihr erhobet mich in meinen eigenen Augen; Eure Liebe ward mir ein Ruf zu neuem Erwachen, durch sie schien mir Gott seine Vergebung zu verkünden und mich wieder anzunehmen in seiner Gnade. Eine Frau, die Ihr liebtet, Ihr mit Eurem reinen vollen Mannesherzen, sie mußte noch nicht alles der Liebe Würdige eingebüßt haben.

So standet Ihr auf dem Altar meines Herzens in tiefster Weihe und Stille, so legte ich Euch täglich die Gedanken meiner Seele dar und ich hütete mich wohl, daß kein böser unlauterer dabei war, damit ich nicht vor Euch zu erröthen brauchte. — Der Segen, den Eure Hand mir brachte, er hat sich bis in die Ferne erstreckt, und wie ich mich emporhob an dieser Hand zu neuem Leben, so habe ich mich an ihr gehalten alle die Jahre hindurch. Wenn man vielleicht Euch meinen Namen mit Lob und Segenswünschen nennt, so denkt getrost, daß Ihr Euer Theil daran gehabt und nehmt die Hälfte des Segens auf Euch — nein Alles, Alles nehmt! denn für Euch hätte ich mit Freuden meinen letzten Blutstropfen gegeben. Euch hätte ich dienen mögen und mein Stolz sollte nicht darunter gelitten haben, doch Ihr hättet mir die Stellung nicht gelassen und den andern Ehrenplatz, welchen Eure Großmuth mir bot, konnte ich nicht einnehmen. Glaubt mir, o glaubt es mir, und zieht mich nicht der Unnatur und Härte! Wenn die ganze Wesenheit eines Menschen sich gegen einen Gedanken, ein Thun erhebt, wenn sein Gewissen: nein! ruft, obwohl das Herz mit verlockender Stimme den Aus-

spruch übertönen möchte, dann hat doch das Gewissen Recht und ihm zuwider zu handeln bringt keinen Segen.

Zu verschiedenen Malen habe ich von Euch gehört; das war eine Herzensfreude; einmal geschah es gerade zu Weihnacht; wie da die Christk. rzen so hell auf mich leuchteten, so hatten sie seit meiner frühesten Kindheit mich nicht angestrahlt. In einem Zeitungöbblatte stand Euer Name, hochgeehrt und lobend, ob des neuen Bildes das Ihr geschaffen, das der schönste Schmuck der herrlichen Kirche genannt wurde. — Und dann war ein fremder Maler in unser Hospital gebracht, der erzählte mir von Euch. Mit Segenswünschen gedachte er Eurer, weil Ihr ihn einst in fremden Landen in einer ähnlichen Krankheit gepflegt und ihn nicht nur leiblich, sondern auch geistig errettet hattet, wie er sagte. Wie mir bei der Kunde das Herz warm und weit wurde!

Er wollte auch wissen, daß Ihr still und einsam und unvermählt durch das Leben ginget. Das hat mich tief betrübt; habe ich das Glück von Euch geschmeckt? Wie herzlich möchte ich Euch bitten, laßt Euer Haus nicht öde, Euren heimathlichen Herd nicht einsam sein um der Erinnerung willen an mich!

Mein Kopf wird schwer — die Hand kalt; ich fühle, die Kräfte verlassen mich — doch bis in alle Ewigkeit steht es fest, daß ich Dich unsäglich geliebt habe. Dich! nur Dich!

So lebe denn wohl, mein Stephan.

Deine

Marie-Anne.

Wir hatten sie zur Ruhe bestattet. Viele waren mit uns gezogen, nicht nur Alle, welche zu der großen Anstalt gehörten, sondern auch Viele aus der Stadt, die selbst, oder deren Anverwandte in dem Krankenhause Pflege gefunden und welche den Namen: Schwester Marie — so hatte man Marie-Anne dort genannt — mit Liebe und Dankbarkeit aussprachen. Es war ein schönes Begräbniß, prunklos und doch herrlich, um der vielen Liebe willen, die sich kund that.

„Glauben Sie mir, mein Herr,“ sagte der Director, welcher mir alle die Mittheilungen machte, „die Schwester Marie war ein Schatz. Ein unerseßlicher Verlust ist uns durch ihren Tod geworden. Ihr konnte es keine gleichthun an Duldsamkeit und Sorgfalt bei den Kranken. Ihr frommer, muthiger Zuspruch, ihre stille Freundigkeit hatte oft mehr Wirkung als alle Arznei. Sie hat nicht nur Vielen die leibliche Gesundheit gerettet, sie hat manche verirrte Seele auch einem besseren geistigen Leben wiedergewonnen. Wenn die hohe saubere Gestalt mit dem lieben schönen Antlitze, auf dem immer stille Freundlichkeit lag, durch die Krankensäle schritt, an

jedem Bett wenigstens einige Minuten weilte, die Kissen glättete und gute tröstende Worte mit ihrer sanften Stimme sprach — da war es nicht nur den Kranken, auch uns Anderen, die es zufällig beobachteten, erschien es als ob ein Sonnenstrahl durch den Raum gleite.“ — Nach einer Pause fuhr der Sprechende fort: „Nimmer hätte ich gedacht, als ich das fremde Mädchen vor beinahe acht Jahren hier aufnahm, daß uns ein solcher Segen in ihr erwachsen sollte. Nur mit Widerstreben öffnete ich ihr die Pforte des Hauses, denn ganz unbekannt, von Niemand empfohlen trat sie ein — aber es lag etwas so Einnehmendes in ihrem Wesen, daß man unwillkürlich Vertrauen zu ihr faßte, etwas so bescheiden Weibliches sprach aus ihren Worten, ihrem Aeußeren, das jeden Argwohn fern hielt. „An der ist Alles ächt und brav, nimm sie auf meine Verantwortung,“ sagte mein liebes Weib, das stets einen großen Scharfsblick in solchen Dingen hatte. Und da überdies in jener Zeit die Anstalt so überfüllt mit schweren Kranken war, daß die Zahl der Wärterinnen nicht ausreichte, so nahm ich es nicht so genau, wie es sonst die Vorschrift gebietet, und blickte hinweg über die mangelnden Auskunfts-papiere. Unter meinen besondern Schutz stellte ich Schwester Marie und wie bald bewährte es sich, daß an ihr Alles ächt und lauter sei wie Gold. Daß ein Geheimniß, ein tiefer Schmerz durch ihr Leben gehe, war leicht ersichtlich, obwohl sie nie klagte oder den Kopf hängen ließ — wer aber hätte gewagt zu fragen, wer hätte ihr wehe thun mögen, die uns Allen, Allen nur Gutes gethan!“

Dem Greise flossen die hellen Thränen über die gefurchten Wangen als er seine Mittheilung geendet und man sah, daß er selbst trauerte wie ein Vater, dem ein liebes Kind dahingestorben war.

Wie es in meiner Brust aussah? Ich habe es schon mehrfach gesagt, daß ich für das Tiefste, Heiligste meines Herzens, sei es Freude oder Schmerz, nicht Worte habe, und ich dann niemals den Vorhang vom Allerheiligsten meiner Seele ziehe.

In Marie-Annens Zimmer begab ich mich vor dem Scheiden. Wie mich da in der Stille dieses Heiligthumes ihr Geist umwehte! Weiblich und harmonisch war die schmucklose Ausstattung. Ueber dem Bett hing der Abdruck meines Bildes, das ich auch im Zimmer des sterbenden Grafen gefunden. Zwischen den Doppelfenstern blühten einige schöne Hyazinthen und Crocus, auf einem kleinen Tische stand ein Glas mit Schneeglöckchen, welche vielleicht die Hand der Dankbarkeit auf Marie-Annens Bett gelegt, die noch vor wenigen Tagen frisch und gesund wie immer gewesen und dann einer plötzlichen Krankheit erlag.

In dem kleinen hellen Raume schwebte ein tiefer süßer Frieden, den sie zurückgelassen zu haben schien als letzten Gruß und Segensspruch für mich und der sich

auch als solcher in meine Seele legte und den heißen Schmerz säufte.

Edles großes Herz! Selbst am Rande des Grabes hast Du, um keinen Anderen anzuklagen, die Schuld auf Dir ruhen lassen, selbst bei dem letzten Ruf an mich den Schatten noch nicht von Dir genommen. Doch er ist verscheucht, Marie! strahlend und licht stehst Du vor mir als die Beste, Geheiligte der Frauen, ewig stehst Du auf dem Platze, der nur Dir gehört, immerdar als meine Einziggeliebte!

Aus jenem stillen Zimmer, von dem frischen Grabe, auf das ich die ersten Frühlingsblumen niederlegte, nahm ich eine freundige Ruhe, einen fast heiligen Frieden mit mir in die Welt zurück, der bei mir steht als treuer Begleiter, der mich nur tauglicher macht zum Schaffen, einen Frieden, in dem ich meines Engels segnende Hand fühle.

„Ein wechselvolles Leben.“

Eine Skizze nach der Natur

von

Marie Helene.

Wort: In gewisser Beziehung sind wir es selbst, die unser Leben gestalten, in anderer müssen wir's ertragen wie es uns durch die Andern zubereitet wird.

G. Sand.

Am äußersten Ende der Ostra-Allee in Dresden steht ein kleines einstöckiges grünes Haus; halb verfallen ist es, denn es gehört zu den ältesten Häusern der Stadt, überhaupt der Zeit an, wo man sich in engen Räumen begnügt fühlte, während man sie heut' zu Tage in's Viertel der Armen zu verweisen pflegt. Im vorigen Jahrhundert barg ein solches Haus mit seinem niedern Stockwerk und einseitiger Giebelseite auch wohl die petite maison eines großen Herrn, und gewissermaßen ist das Haus, von dem wir eben sprechen, nach beiden Richtungen hin auch heute noch eine petite maison.

Die beiden Zimmer im Erdgeschoß werden vom Hausbesitzer, einem bejahrten Wittwer, und seiner Bedienung bewohnt, indeß der Giebel oben, der ein größeres Mittelzimmer und zwei Cabinets enthält, von jeder Seite eins, vermietet wird. Im Salon oder Mittelzimmer, das höchst einfach meublirt ist, treffen wir im Jahre 1859 eine Frau an, die, zusammengesunken auf einem alten wurmfressigen Kanapee, uns das Bild einer achtzigjährigen Frau zeigt, deren Büge, heute nur noch Runzel, von einer seltenen Schönheit sprechen, die ihre Jugend geschmückt haben müsse. Das von Zeit zu Zeit aufblitzende Feuer aus einem Paar noch schöner Augen

und ein Zug von seltener Lieblichkeit um den Mund herum sind unverkennbare Spuren eines frühern Liebreizes, den selbst die unerbittliche Zeit nicht gänzlich auszulöschen vermochte. Ein werthvoller, jetzt aber faden-scheiniger, echter Shawl verhüllt die Sitzende fast vollständig und eine eng anliegende weiße Haube zeichnet die Contouren eines Gesichtes ab, das von Leidenschaften zu erzählen weiß, von welchen aber jetzt nur der Uebergang zu stumpfer Gleichgültigkeit übrig geblieben. Die wellen bebenden Lippen scheinen zu beten und der starre Blick kaum die Worte zu beachten, die ein vor ihr auf dem Tische aufgeschlagenes Buch als Anleitung dazu darbietet. Lange hat sie in solcher Weise nicht dagesehen, da öffnet sich nach leisem Klopfen die Mittelthür und lautlos dieselbe hinter sich schließend tritt ein Mann herein, dessen vorgebeugte Haltung, behutsames Auftreten und in gewisser Art scheuer Blick, wenn ihn nicht sein Kleid bereits verrieth, den katholischen Priester in einer protestantischen Stadt verkündeten.

Nach höflicher Begrüßung des Eintretenden, die von der Alten nur mit einem leichten Kopfnicken beantwortet wurde, rückte er einen Sessel an den Tisch heran.

„Wie freut es mich, meine hochverehrte Freundin, Sie bei einer so löblichen Beschäftigung anzutreffen. Ich werde nicht ermangeln meine Gebete den Ihrigen anzuschließen, um mit vereinten Kräften die Sündenlast abzulösen, der Sie unfehlbar erlegen wären, wenn unsere barmherzige Mutter, die alleinseligmachende Kirche, Ihnen nicht die rettenden Arme geöffnet hätte.“

„Ich fühle sehr wohl was ich der Kirche, deren gehorsame Tochter ich stets gewesen, zu danken habe, hochwürdiger Herr Pater, und hoffe durch die Fürbitte meiner lieben Schutzpatronin, der heiligen Ursula, gewiß bald in den Stand der Gnade versetzt zu werden, den Sie mir, mit Hilfe der Weih-Opfer, die Sie mich angewiesen zu spenden, in Aussicht gestellt haben. Wenn Sie Hochwürdigster mir Ihre Hilfe wie bisher zu Theil werden lassen, dann fühle ich mich geborgen und fürchte selbst den Tod nicht, der bereits vor meiner Thür steht.“

„Die silbernen Kronleuchter, die ich heute in Ihrem Namen in der Kapelle aufgestellt und nach der Frühmesse geweiht habe, werden gewiß dazu beitragen die Pein des Fegefeuers abzukürzen, dessen Reinigung Sie geliebte Tochter, vor vielen Anderen benöthigt sind, um zuletzt der Seligkeit theilhaft zu werden, die unser Herr und Heiland uns durch sein theures Blut erworben.“

„Auch habe ich ein schönes Messgewand sticken und eine Umkleidung für den Altar der allerheiligsten Jungfrau anfertigen lassen, die ich beide in diesen Tagen in Ew. Ehrwürden Hände legen werde. Ach! möchten diese geringen Gaben einer armen Dienerin unserer hochgebenedeiten Muttergottes sich ihres Beifalls erfreuen und

mir ihr Erbarmen zuwenden, ohne welches kein Heil weder im Himmel noch auf Erden.“

„Gewiß, Verehrteste, der heilige Eifer, mit welchem Sie den Dingen jener Welt obliegen, wird Ihnen vor vielen Anderen die Stufen ebnen, die hinein zur ewigen Seligkeit führen; unterlassen Sie nur nicht die Fasten fortzusetzen und die Gebete des Rosenkranzes regelmäßig zu wiederholen. Heute erscheine ich vor Ihnen im besonderen Auftrage unseres Herrn Bischof, der wohlwiegend wie sehr einer so frommen Tochter das Wohl der Mutterkirche am Herzen liegt, bei ihr um einen Beitrag nachsucht zur Errichtung des neuen Klosters zum „guten Hirten,“ das bereits vollendet, dennoch bedeutender Hilfsmittel bedarf, um in segensvolle Wirksamkeit treten zu können. Er rechnet sicher auf die Opferfreudigkeit seines lieben Beichtkinds, die sich so häufig schon rühmlichst bewährt hat. Nicht wahr, ich werde auch dies Mal nicht mit leeren Händen zu ihm zurückkehren?“

Bei diesen Worten erhob sich die alte Dame wie auf Commando von ihrem Sitze und quer über das Zimmer mit merkwürdig festem Schritte hinweggehend nahte sie sich einem Schranke, der in der Wand befestigt, gleichsam darin eingemauert schien. Der Schlüssel, den sie aus der Tasche gezogen hatte, ging etwas schwer im Schlosse, dennoch öffnete sie die großen Flügelthüren ohne Hilfe, allein. In den vier geräumigen Fächern, die sich jetzt dem Blicke zeigten, sah man Stöße von Papieren aller Art und Größe aufgehäuft und dem geübten Auge entging die Bemerkung nicht, daß der größte Theil derselben Werthpapiere sein mußten. Die Alte nahm aus dem obersten Fache einen größeren Stoß derselben herab und darin blätternd reichte sie dem Pater, der ihr gefolgt war, vier große Bogen, die ein Capital von 2000 Thln. repräsentirten, nebst den daran hängenden Zinscoupons bereitwillig hin. Die begehlich ausgestreckte Hand schloß sich fest um diese reiche Spende, bei deren näherer Durchsicht der fromme Herr sich eines Seufzers nicht entschlagen konnte, als er bemerkte, daß mehrere der ihm ausgelieferten Coupons bereits verfälscht, da die Besitzerin aus Sorglosigkeit und Bequemlichkeit niemals dieselben abgeschnitten hatte und so den Staat bereichernd sich selbst unnöthigerweise und ohne Nutzen für irgend wen sonst arm machte.

„Des Himmels Segen wird nicht ausbleiben, geliebte Tochter in Christo,“ und indem er das Zeichen des Kreuzes über die sich vor ihm Verbeugende schlug, verschwand der Pater so lautlos wie er eingetreten war, indeß die Alte auf ihren Platz zurückkehrte und die unterbrochene Buß- und Betübung leise murmelnd fortsetzte.

Am 23. März des Jahres 1801 ward der Kaiser von Rußland Paul I. ermordet. Als die Verschworenen in sein Schlafzimmer eindrangen, entfloß eine weibliche weiße Gestalt ins Nebenzimmer, von wo aus sie, da der Palast von allen Seiten umzingelt war, Ohrenzeuge der ganzen Greuelscene werden mußte. Das geübteste Kennerauge würde wohl niemals in der Gestalt jener so eben geschilderten Alten die schöne verführerische Erscheinung von damals wieder erkannt haben. Und dennoch war sie es, die Geliebte des unglücklichen Sohnes Peters III., die gewandte und liebenswürdige Französin Ursula Chevalier. Als Gattin des Sängers Chevalier, der dem Großfürsten Paul Musikunterricht gab, war sie mit diesem aus Frankreich nach Petersburg gekommen und sehr bald zu der Stellung erhoben worden, die sie mit Klugheit und Geschick während der sechsjährigen Regierung Pauls zu behaupten wußte, bald nach dem gewaltsamen Tode des Kaisers verschwand sie aus Petersburg in Begleitung einer fünfjährigen Tochter und wir finden sie erst im Jahre 1808 an einem andern Orte und in sehr veränderten Verhältnissen wieder, ohne zu erfahren wo und in welcher Weise sie die sieben dazwischen liegenden Jahre zugebracht.

Das Palais des preussischen Staatskanzlers Fürsten H.... in Berlin strahlte im Glanze von tausend Kerzen, die ein großartiges Gastmahl beleuchten sollten, welches der Herr des Hauses den ersten Notabilitäten der Stadt und den fremden Diplomaten, die sich zu jener Zeit noch in der von den Franzosen besetzten Residenz aufhielten, gab. Die reich mit Orden und Sternen geschmückte, sehr glänzende Gesellschaft war bereits versammelt und dennoch wurde noch nicht zur Tafel geschritten, denn die Augen des Fürsten blickten unablässig nach der Thür, die sich einem erwarteten, späten Gaste noch immer nicht öffnen wollte. Eben schritt der General Bignon, der Commandant und Gebieter der Stadt, auf den Gastgeber zu, um als der Vornehmste in der Versammlung einem längern Warten vorzubeugen, als sich jetzt endlich die Flügelthüren des Vorsales öffneten und eine Dame hereintreten ließen, deren geschmackvolle Toilette eben so wie die zwanglose Grazie, mit der sie die Gesellschaft begrüßte, auf den ersten Blick eine gefeierte, verwöhnte und ihres Sieges bewußte Persönlichkeit verkündeten.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) In dem Haarpuze hat die Mode eine sehr in die Augen fallende Aenderung bewirkt; das Haar darf nicht mehr so tief wie bisher in den Nacken fallen, man bringt die Flechten und Locken vielmehr weiter oben

an. Die Aenderung mußte erfolgen seit man das Haar vorn gekreppt und klein gelockt, sowie Puffs oben auf der Stirn trägt, denn namentlich im Profil sah der Haarpuz zu lang, vorn zu hoch und hinten zu tief aus. Jedensfalls zeugt die Aenderung von Geschmack und sie wird sehr bald allgemein werden. Alle wirklich eleganten Damen haben sie bereits angenommen. Die sogenannten Toupets, sonst *Maintenon-Coiffure* genannt, sind auch sehr modisch. Diese gelockten Toupets bringt man oben auf dem Wirbel des Kopfes an und die Locken fallen von da auf die Scheitel an den Seiten. Es sieht sehr originell aus. Zugleich kann man die Bemerkung machen, daß die Blumenbouquets und die Schleifen nicht mehr so hoch auf der Stirn angebracht werden, kurz daß man wieder Maß zu halten anfängt, was ja immer die rechte Eleganz ist. Die Scheitel sind noch immer sehr voll, aber doch auch mannichfaltig. Die neue Art des Haarpuzes paßt freilich nicht gut zu den Netzen, wohl aber zu den kleinen runden Häubchen, die nicht weit vorreichen. Diese Halbpuz-Häubchen sind jetzt außerordentlich modisch, wie denn überhaupt die Haus-toilette in unsern Tagen eine sehr wichtige Rolle spielt. Sie ist einfach und elegant zugleich; eine junge Dame kann außerordentlich viel ausgeben für Wäsche und Morgenpuz, aber sie darf doch nicht gepuzt aussehen. Das Visitenkleid wird nie zu Hause getragen, außer etwa an dem Tage, an welchem man regelmäßig empfängt, oder wenn die Dame in einer Stellung ist, daß sie viel Besuche empfangen muß. Einige Damen tragen in diesem Falle die schönsten Anzüge. Die gewöhnliche Haus-toilette hält die Mitte zwischen der Visiten- und der Balltoilette und besteht gewöhnlich aus einem Zuavenjäckchen von Sammet mit einem seidenen Rocke und einer gestickten Chemisette mit Spitzen. Ein Anzug von Organdi mit schwarzen Spitzen ist aber auch reizend und er hält länger als man glaubt. Ebenso einer von weißem Taffet, der schwarz und weiß soutaschirt ist; dazu ein kleines Häubchen von schwarzen Spitzen und weißen Blondes mit einer Moosrose und Bergisweinnicht &c. Ferner hat man sogenannte *matinées* (Morgenanzüge) von weißem Cashemir, eben so soutaschirt. Andere sind von leichtem Rausul und haben große Volants mit Spitzen an der obern und untern Seite. Die Chemisetten, die man dazu trägt, sind ganz in Falten gelegt.

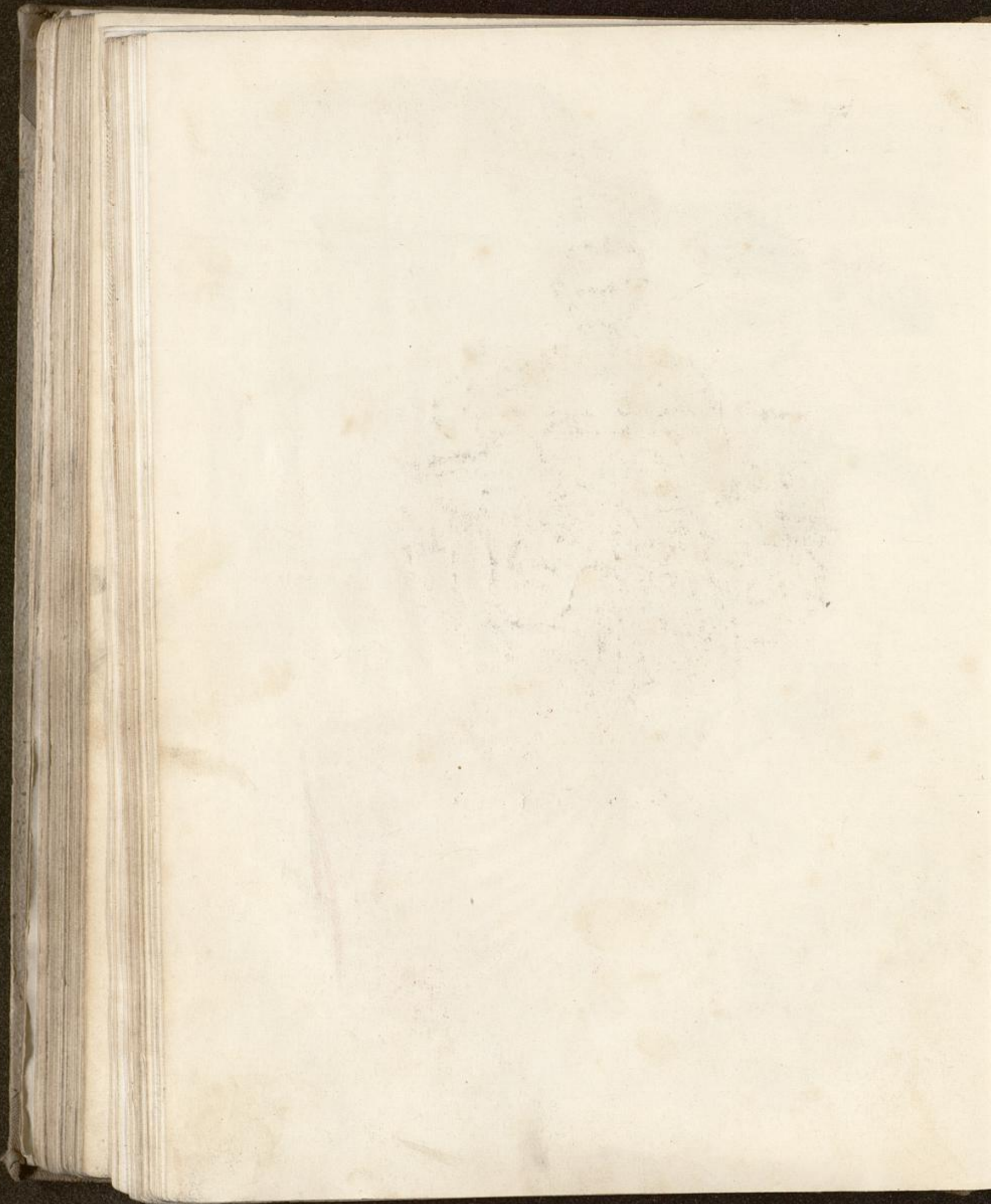
Der März ist der Vorbote des Frühlings, folglich der Monat der Versuche, der ersten Neuigkeiten, die noch nicht feststehen. Einige derselben führen wir hier an.

Ein Kleid von schwarzem Taffet, am Leibchen mit Bandgefästel in der Gestalt eines V, das nach der Taille herunter schmaler wird, dann sich aber wieder vergrößert, um eine Art Schürze auf dem Rocke zu



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

1862



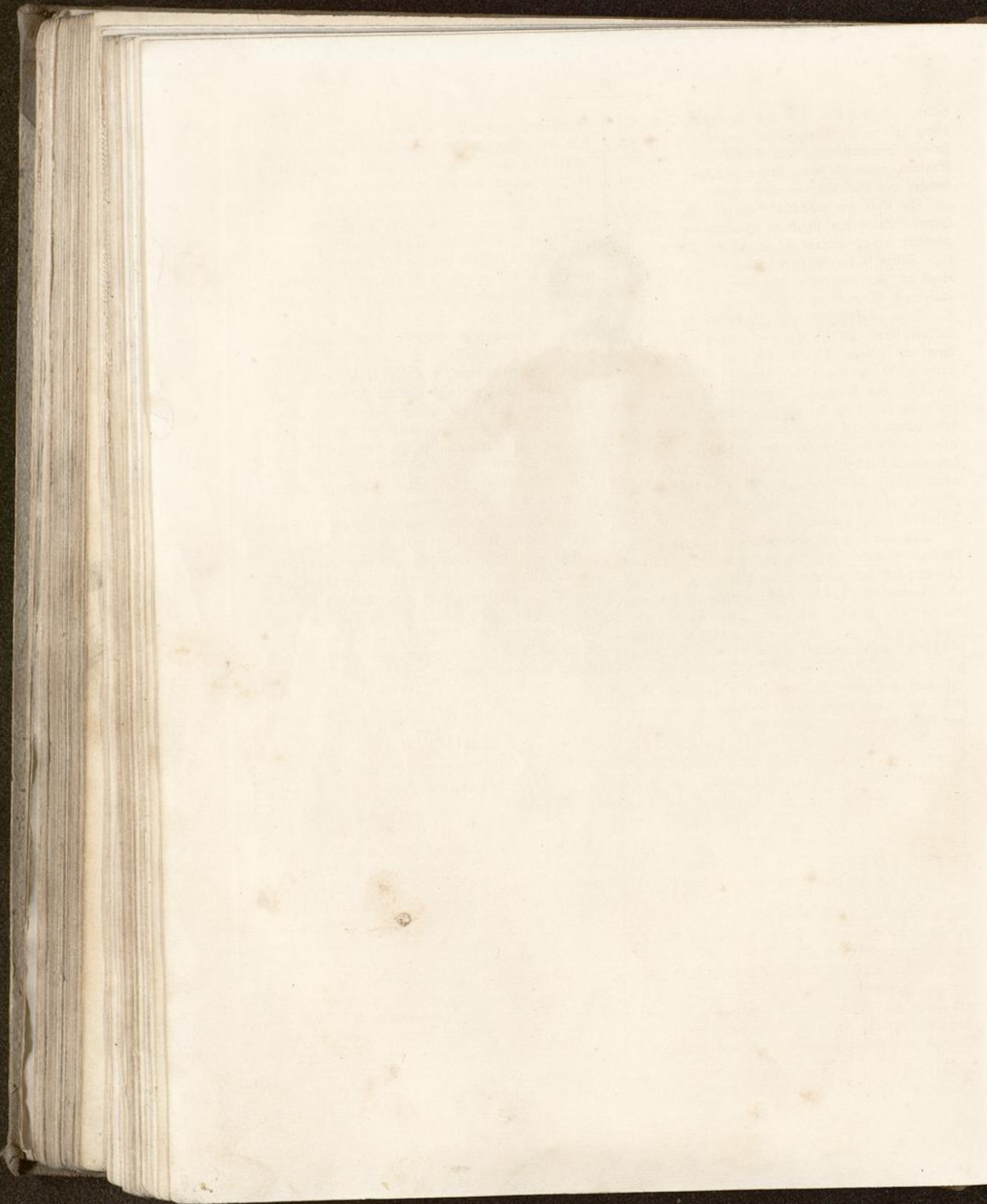


Nach der Photographie

Stich u. Druck v. Meyer in Leipzig

Dr. Wm. Hoefen

König v. Baumgarten's Buchh.



bilden. Diese Falten sind von schwarzem Taffet mit einem grünen Streifen, unten an denselben liegt ein farbiger Sammetstreifen. Die Ärmel bestehen aus vier Bauschen, unten mit einem kleinen geschlitzten Aufschlag. Leibchen und Rock sind aus einem Stück.

Ein Kleid von hellgrüner Popeline, unten mit drei kleinen Volants von schwarzem Sammetband; eben so garnirter Fichu; einfache Ärmel, welche mittels dreier ricker Falten in der Mitte den Ellbogen bezeichnen und längst der Naht eine kleine Garnirung haben. Die Aufschläge mit Sammetvolants.

Dazu empfiehlt sich ein Sammetmantel oder ein Cashemirshawl, und ein Hut von weißem Sammet mit Bart von grünem Sammet und Federn in derselben Farbe würde den Anzug vervollständigen.

Kleid von schwarzem Taffet, rund um den Rock soutachirt und zwar so, daß zwei Soutaschreihen von dem Saume hinauf bis an das Leibchen gehen, wo sie näher aneinanderrücken und schmaler werden. Auf diesem runden Leibchen solche Sticereien. Die Ärmel aus einem einzigen Bausch bestehend, innen durch ein Band gehalten, auf dem man Sticereien sieht. Aufschläge und Achselstücke ebenso garnirt.

Kleid von braunem Taffet unten mit großen vollen schwarzen Sammettrauten, die von leichtgefältelter Guipüre eingefast sind; unter diesem Ausputz ein schwarzes Sammetband, das in kleiner Entfernung über den Hautenspitzen hinläuft und ebenfalls von Guipüre eingefast ist. Das Leibchen hat einen Gürtel von Taffet mit kleinen Sammettrauten darauf, der an der Seite gebunden wird. Die Ärmelaufschläge ebenso garnirt.

Kleid von schwarzer Alpacca mit einem breiten Volant, der unten wieder drei kleine trägt und über den zwei kleine hinlaufen. Das Leibchen hat vorn ebenfalls Reihen kleiner Volants und drei befinden sich auch unten am Ärmel; einer davon geht in der Mitte hinauf bis an das Leibchen. Langer Alpacca-Gürtel mit Taffetgarnirung.

Modenblatt N^o 12.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von weißer Seide mit schwarzem Ausputz und schwarzen Federn, die über den Schirm fallen; über der Stirn ein Blumenbouquet und weiße Bindebänder; Kleid von grauem Taffet mit hohem rundem Leibchen und halblangen Ärmeln, die weiß gefüttert sind und unten als Besatz einen Sammetstreifen und eine Taffetruche haben; auf dem Rock vier Volants von Sammet und Taffetruchen, zwei und zwei beisammen,

bogenförmig angelegt und der obere bis fast an die Taille reichend; zackiger gestickter Kragen; geschlossene weite weiße Unterärmel; schmale goldene Armbänder; dänische Handschuhe; schwarzer Spizeshawl; Stiefelchen.

2. Gesteppter weißseidener Hut mit Ausputz von schwarzem Sammet und einer Rose mit Blättern; weiße Bindebänder; Kleid von großgestreiftem Foulard mit hohem rundem Leibchen und ziemlich weiten Ärmeln, die unten einen Volant haben; auf dem Rock zwei ähnliche Volants; geschlossene weiße Unterärmel; Glacehandschuhe; Stiefelchen.

3. Schwarzseidenes Netz mit voller brauner Garnirung vorn herum; Kleid von hellfarbigem Alpacca mit hohem Schneppenleibchen, das oben in der Mitte einen ganz kleinen Ausschnitt und eine Art Kragen von braunem Sammet hat, von dem eine ebensolche Schleife unter den Ausschnitt geht, in dem man die Chemisette sieht; halb lange Ärmel mit großen Aufschlägen, die mit braunem Sammet besetzt sind; auf dem Rock unten ebensolcher vierfacher Besatz; geschlossene weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

4. Hut, vorn von weißem Taffet, mit Kopf und Bart von schwarzem Sammet, über und unter dem Schirme vorn mit lilas Blumen ausgeputzt; weiße Bindebänder; Kleid von schwarzem Moire mit hohem rundem Leibchen und einem Fichu von schwarzen Spitzen; weite lange geschlossene Ärmel ohne Ausputz; auf dem Rock unten zwei lilas Taffetstreifen als Volants; kleiner weißer Kragen; zurückgelegte Manschetten; einfache goldene Armbänder; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahlstich N^o 12.

Dr. Edmund Hoefler.

(Nach einer Photographie.)

Edmund Hoefler, bekanntlich Einer der mit Recht beliebtesten Novellisten unserer Zeit, ist der Sohn des Stadtgerichtsdirectors Dr. Hoefler in Greifswalde und im Jahre 1819 geboren. Er studirte in seiner Vaterstadt, Heidelberg und Berlin Philosophie und Geschichte und widmete sich bald ganz der literarischen Laufbahn. Seine erste Erzählung erschien 1844 im Morgenblatt, die Tambourgeschichte „Anno Zweieundneunzig“. Im Jahre 1854 ließ er sich in Stuttgart nieder, wo er mit Hackländer bald auch seine so beliebt gewordene Zeitschrift begründete. Die Titel seiner Werke brauchen wir hier nicht aufzuzählen, die Leser kennen sie.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nebmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Petite Bibliothèque française,
ou choix des meilleurs ouvrages de la littérature moderne, à l'usage de la jeunesse, avec notes allemandes et questionnaires,

par
Mme. A. Brée, ancienne Maitresse de conversation à l'Institut français de Leipzig.

I. III. Madeleine, extrait d'un ouvrage de Jules Sandeau. Quatrième édition. Preis 5 Ngr.

So eben erschienen:

Neue Novellen

von
Elise Polko.
Dritte Folge.

Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.
Leipzig, 21. Febr. 1862.

Bernhard Schlicke.

In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dreihundertfünfundsechzig
Deutsche Trinklieder
von
einhundertfünfzig Dichtern

herausgegeben von
E. M. Oettinger.

Zweite Stereotypausgabe.
8. broch. 12 Ngr.

In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Der Nefse als Onkel und der Parasit.

Lustspiele von Fr. Schiller.

Zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische. Mit sprachwissenschaftlichen Erläuterungen und einem Wörterbuche zum Schul- und Privatgebrauche. Bearbeitet und herausgegeben

von **C. Schnabel,**

öffentlichem Lehrer der französischen Sprache zu Leipzig, früher Sprachlehrer am amerikanischen Lyceum zu Paris.

Aufs Neue durchgesehen und berichtigt

von **K. Hapatzky,**

Lehrer der franz. Sprache an der Realschule, der ersten Bürgerschule und am Reichmann'schen Institut zu Leipzig.

Siebente Auflage.

8. broch. Preis 15 Ngr.

Bei **Georg Reimer** in Berlin erscheinen, und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jean Paul's
s ä m t l i c h e W e r k e

neue wohlfeile Ausgabe

34 Bände in 90 Lieferungen à 4 Sgr. Vollständig 12 Thlr.
Bis jetzt sind erschienen Lief. 1-52. (Band 1-20).

Empfehlenswerthe Confirmanden-Geschenke.

In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine, wohlfeile
Volks-Bilderbibel

oder
Die ganze heilige Schrift
des alten und neuen Testaments
nach der
Uebersetzung Dr. Martin Luthers.

Stereotyp-Pracht-Ausgabe. Mit 6 Stahlstichen und 532 feinen in den Text eingedruckten Abbildungen. **12** Acher Abdruck. **12**
Preis 2 Thlr. 12 Ngr.

Dieselbe in reich vergoldetem englischem Prachtband mit Goldschnitt. Ausgabe mit obigen Holzschnitten und 6 Stahlstichen. 3 Thlr. 12 Ngr., mit 11 Stahlstichen 4 Thlr.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

„Ein wechselvolles Leben.“

Eine Skizze nach der Natur

von

Marie Helene.

(Fortsetzung.)

„Je vous demande un million d'excuses,“ flüsterte die schöne Frau dem Hausherrn zu, der ihr bis zur Thür entgegengeeilt war, „des lettres à expédier et la visite du comte de L... qui venait de la part de sa Majesté le Roi, ont retardé, plus que de coutume, l'heure de ma toilette, qui, je le crains, doit se ressentir de la tête avec laquelle j'ai été forcée de la terminer.“

„Lorsque les grâces y président, Vénus perdrait son temps à vouloir trop s'en occuper elle-même,“ antwortete galant der Fürst H., indem er der reizenden Erscheinung den Arm bot, in solcher Weise den anwesenden Herren ein Zeichen gebend das Gleiche zu thun, und führte sie jetzt, den übrigen Damen voranschreitend, in den sich vor ihnen öffnenden Speisesaal. Dem Commandanten Bignon war der Platz an der andern Seite der schönen Chevalier aufbewahrt worden.

Und dort saß sie, die bezaubernde Erscheinung, durch den Glanz der werthvollsten Diamanten, die ihr den weißen Hals und die tadellosen Arme schmückten, das Licht der Kerzen überstrahlend, die Tageshelle über die reiche Tafel verbreiteten. Geistvoll und liebenswürdig wie sie war, wußte sie das Gespräch zu beleben und zugleich in fesselnder Weise ihre Zuhörer und Bewunderer daran Theil nehmen zu lassen. Freilich aber ließen es sich alle die hier Versammelten auch angelegen sein der liebenswürdigen Fremden zu gefallen; man suchte einen ihrer Blicke zu erhaschen, ein freundliches Wort von ihr zu erlangen, denn leise hatten sich die Herren gleich bei ihrem Eintritt ins Ohr geraunt, daß sie die Freundin und begünstigte Ddaliske des französischen Gewalthabers sei, den außer dem unterjochten Preußen sogar der russische Kaiser zu jener Zeit zu gewinnen trachtete, um ihn für die neuesten Pläne seiner weitreichenden Zwecke zugänglich zu machen. Eine feste Allianz mit Napoleon

und mit derselben Theil an der Lenkung der Geschicke der Welt Theil zu haben, schien dem Beherrscher aller Reußen für sich und für das unterjochte Deutschland die einzig vortheilhafte Politik. Kein Wunder also, daß die Frau, von der man wußte, daß sie das Ohr, ja den Willen des gebietenden Satrapen beherrsche, aufgesucht, ja zum Organ gemacht wurde, um durch ihre Vermittlung die Wünsche der Besiegten zu geeigneter Stunde vor den Despoten selbst gelangen zu lassen. Ob sie sich diese Rolle gern gefallen ließ, die eitle und lebenslustige Französin, die sich nach tiefem Falle plötzlich wieder auf der schwindelnden Höhe eines nicht zu bemessenden Einflusses, und von einer Alles bezaubernden Liebenswürdigkeit unterstützt, im Besitz einer Macht sah, der nichts zu widerstehen vermochte. In solchem Glanze verlebte die schlaue Französin die noch übrigen Jahre der Jugend ihres vielbewegten Lebens und erzog in Berlin mit Hilfe der besten Lehrer und einer sorgsamten deutschen Gouvernante ihre einzige Tochter Pauline, die zu einem auffallend schönen Mädchen nach und nach heranblühte. Schlank und groß von Gestalt, wollte man allgemein in dem Adel ihrer Gesichtsbildung, in ihrem vornehmen Wesen das Blut der Romanow augenscheinlich erkennen. Die Mutter sagte, der Kaiser Paul sei ihr Pathe gewesen und von ihm stammten die werthvollen Geschenke an Stoffen und Geschmeide her, die das junge Wesen schmückten als sie, bei sechszehn Jahren, zuerst in der Welt eingeführt wurde. Mit einer wundervollen Stimme begabt, deren Silberklänge von einem ungewöhnlichen Talent für Gesang unterstützt wurden, sah sich Pauline gleich im ersten Winter ihres Auftretens in der Gesellschaft von einer Menge Verehrer umringt, die ihr die Wahl schwer machte, da einen Vorzug zu zeigen, wo so Viele einen gleichen Anspruch auf ihr Günst geltend zu machen wußten. Eine überaus grazijöse Tänzerin war das schöne Mädchen bald die gesuchteste Erscheinung auf allen Bällen der Residenz, die jetzt wieder im Glanze des zurückgekehrten Hofes strahlte und jedem Feste schien die Krone zu fehlen, wenn Pauline Chevalier nicht daran Theil genommen hatte.

Es war augenfällig, die reizende Tochter begann der verblühenden Mutter gefährlich zu werden, d. h. jene allein war es, die jetzt die Huldigungen der Männerwelt an

sich zog, während die Mutter mehr um der Tochter willen aufgesucht und eingeladen wurde. Das war der erste Stachel, der tief in das Herz der eiteln Französin drang und Veranlassung zu einer Bitterkeit wurde, die das Leben der armen Pauline zu einem unseligen machen sollte. Nur während eines, des ersten Carnevals ertrug die verwöhnte Mutter ohne Groll den offensbaren Sieg der Tochter über sie und bereits am Schlusse des zweiten verlobte sie das kaum achtzehnjährige Mädchen einem jungen hübschen, aber ganz unbemittelten Garde-Offizier, meinend durch diese in die Länge zu ziehende Brauttschaft den Zauber zu brechen, der bisher den größten Theil der Herrenwelt Berlins der schönen Pauline zu Füßen gelegt hatte.

Die Gesellschaft trug dort im Jahre 1814 ein ganz eigenthümliches Gepräge, das theils durch den längern Aufenthalt der Franzosen, theils durch das Zerfließen aller nationalen Elemente, während des Krieges, ein sehr buntes geworden. Man kann sagen die in der Gährung begriffenen Massen hatten sich noch nicht erkannt und gesondert, so daß es nicht ungewöhnlich, eine gewandte und liebenswürdige Erscheinung wie Paulinens Mutter es war, in den höhern Kreisen nicht allein eingeführt, sondern auch eine Rolle darin spielen zu sehen.

Pauline schloß sich mit der ganzen Innigkeit eines zum ersten Male zur Liebe erwachten Mädchenherzens dem sie eben so innig liebenden Verlobten an und Beide vereint suchten die Mutter zur Beschleunigung ihrer Vermählung zu vermögen. Eine solche lag aber durchaus nicht in dem Plane dieser launenhaften Dame, die gewiß auch durch die drohende Aussicht „Großmama“ zu heißen, ein Wort, das ihr wie Sterbeglocken klingen mußte, sich bestimmt fühlte von Monat zu Monat ihre Einwilligung und Bestimmung des Hochzeitstages aufzuschieben und in immer weitere Ferne hinauszurücken. Die armen jungen Leute lebten wie auf der Folter und als das Ende des dritten Carnevals ohne Entscheidung herangekommen, da mußte die Mutter selbst einsehen, daß der Zustand unaußhaltbar und daß nur durch eine Trennung der Liebenden eine fernere Weigerung möglich sein dürfte. Ihr Entschluß war bald gefaßt und im Mai bereits die Umsiedlung nach Dresden ins Werk gesetzt. War doch auch Berlin, wo sie jung gewesen und nun nicht mehr glänzen konnte, ein Boden geworden, der unter ihren Füßen brannte. Die arme Pauline aber verließ in Thränen gebadet die preussische Hauptstadt und mit ihr den Erfohrenen, der indeß einen baldigen Urlaub in Aussicht stellte, wo dann ein Wiedersehen in der neuen Heimath, in welcher er sie auffuchen würde, ihnen nicht verweigert werden konnte.

Karl von Reisdorf ganz erfüllt von dem ächt ritterlichen Geiste, der den preussischen Offizier in so hohem

Grade kennzeichnet, hielt fest an dem gegebenen Wort der Treue, obwohl von Seiten der Mutter seiner Geliebten diese ausharrende Liebe auf harte Proben gestellt wurde. So oft er nach Dresden kam, und eine solche Reise war zu jener Zeit keine Kleinigkeit, da nicht wie jetzt die Eisenbahn in wenigen Stunden der Sehnsucht des Verliebten zu Hilfe kam, empfingen ihn neue Schwierigkeiten, neue Bedenken, die seinen heißen Wünschen entgegengestellt wurden. Paulinens kummervolle Züge und verweinte Augen sagten ihm beim ersten Besuch in Dresden, gleich wie bei allen folgenden, daß seine Bitten vergeblich sein würden und daß die Mutter in ihrem Herzen mehr als je entschlossen sei die einzige Tochter nicht aus dem Hause zu lassen.

Ein Jahr verslog nach dem andern, Sommer kamen und gingen ohne eine Aenderung in dem Entschlusse der alten Chevalier hervorzurufen. Im Maimonat jedes neuen Jahres erschien der treue Bewerber um ein Gut, das ihm stets verweigert wurde, in der sächsischen Residenzstadt, wo die Geliebte mit ihrer Mutter eine hübsche Wohnung im Mittelpunkte der Stadt am italienischen Dörfchen inne hatte. Dort stieg er mit schwerem Herzen die dunklen alten Stiegen hinauf, um sie beim Scheiden mit jedem Male hoffnungsloser hinter sich zu lassen. Während der Zwischenräume in seiner Anwesenheit versuchte die Mutter auf verschiedene Weise Paulinen ihrem gegebenen Worte untreu zu machen. Sie hatte sich wie die meisten alternden Frauen, deren vielbewegtes Leben unabweislich zu Reue und Buße drängt, der katholischen Kirche rückhaltlos in die Arme geworfen und wünschte die Tochter zu überreden den Schleier zu nehmen, auf daß dieselbe, ein fleckenloses Opfer, die Schuld der Mutter tilge und ihr in solcher Weise den Platz im Paradiese gewönne, den sie ihrer Vergangenheit nach wohl als für sich verloren erachten mußte. Bestürmt von den Wünschen der Mutter, den Ueberredungskünsten ihres Beichtvaters preisgegeben, fing Pauline an zu wanken, und als zu Anfang des fünften Jahres ihres dortigen Aufenthalts Karl von Reisdorf, der indeß zum Rittmeister avancirt war, wiederum nach Dresden kam die Braut zu fordern, die eben mündig geworden, da gewährte er wohl, daß er es jetzt nicht mehr allein mit dem Widerstand der Mutter zu thun habe. Von Gram und Zweifel überwältigt verlangte er beim Abschiede von Paulinen ein letztes Wort:

„Ich fühle es, daß ich die Spannung, die Ungewißheit, die meine ganze Willenskraft lähmt, nicht länger zu ertragen vermag; Sie sind jetzt mündig, theure Pauline, geben Sie mir durch ein schriftliches Wort das Recht für Sie aufzutreten, und ich bezweifle nicht, daß mit Hilfe eines tüchtigen Advocaten ich das Jawort der Mutter erzwingen und den Theil ihres Vermögens erhalten kann, der Ihnen von Rechtswegen zusteht. Wollte

Gott ich wäre reich, dann bedürfte es jenes Geldes nicht, um aus dem Beklagenswerthesten aller Menschen durch Ihren Besitz einen Ueberglücklichen zu machen.“

Pauline erbebt; der Gedanke, sich feindlich ihrer Mutter gegenüber zu stellen, konnte in der Seele eines Kindes des Jahrhunderts, wo Vater und Mutter mit „Sie“ angeredet und wie die Halbgötter verehrt und gesüchelt wurden, keinen Raum gewinnen.

„O, nein! Geliebter, eher sterben, verzichten auf jede irdische Glückseligkeit, ehe ich mich zu einem Schritt entschliesse, der mich für immer von der Heimath, dem Hause der Mutter scheiden müßte. Selbst an Ihrer Seite, von Ihnen geschützt und bewacht würde ich dennoch keinen Augenblick Ruhe finden und unfehlbar dem Gefühl der bittersten Reue unterliegen, dem ich nicht im Stande wäre zu entrinnen.“

„Unmöglich kann das aber Ihr letztes Wort sein, Geliebteste, wenn Sie nur im Geringsten erwägen wie viel ich bei einer solchen Entscheidung zu leiden gezwungen werde, und doch muß ich darauf bestehen, daß der heutige Tag, die gegenwärtige Stunde eine für unsere Zukunft bestimmende werde. Ich darf dies Mal nicht wieder unverrichteter Sache zu meinen Kameraden zurückkehren; meine Ehre als Officier gleichwie als Edelmann leidet unter diesem Spiel mit nichtigen Einwendungen, denen ich mich seit acht Jahren preisgegeben sehe. Wenn Sie mich eben so wahr lieben, wie ich es mir von ganzer Seele bewußt bin, so werden Sie den Muth finden, jenem Schauspielspiel durch einen kräftigen Entschluß Ihrerseits ein Ende zu machen.“

Pauline rang die Hände und wollte soeben den Mund zu einer erneuten abwehrenden Bitte öffnen, als die Mutter in's Zimmer trat, um diesem verlängerten Abschiednehmen ein Ziel zu setzen:

„Bestürmen Sie Paulinen nicht weiter, Herr von Reisdorf, ihre Lippe könnte veranlaßt werden eine Entscheidung auszusprechen, die ihr töchterliches Herz im nächsten Augenblick wieder zurücknehmen müßte. Sie wird Ihnen Morgen früh, ehe Sie abreisen, schreiben und dieser Brief soll ihr letztes Wort enthalten, bei welchem ich Sie bitten muß zu beharren, denn auch ich gedenke mich demselben auf das Entschiedenste und ohne Widerruf anzuschließen.“

Reisdorf näherte sich jetzt Paulinen; er wollte ihre Hand erfassen, um mit einem scheidenden Blicke noch Muth und Entschlossenheit ihr einzulösen, aber auch hier trat die Alte hindernd dazwischen, und Reisdorf mußte das Haus verlassen, an jeder Wendung des Geschicks zu seinen Gunsten verzagend und mit der dunklen aber sichern Borahnung, daß er dasselbe nie wieder betreten sollte.

Und dies trübe Vorgefühl täuschte den Liebenden nicht; denn in der frühen Stunde des folgenden Mor-

gens erhielt er einige Zeilen, die von Paulinen mit zitternder Hand geschrieben ihm den letzten Hoffnungsstimmer benehmen mußten, da Pauline darin aussprach, daß „sie ihn nicht mehr liebe.“

In welcher Weise die Mutter einen solchen Brief von der Tochter erzwungen, was dieselbe dabei litt und erduldet, ist ein Geheimniß geblieben, das sich weniger erschreckend darstellt, wenn wir erwägen, daß ein besonderer Segen der Kirche für die Entsagende mit unumstößlicher Gewißheit in Aussicht gestellt wurde, und daß das Herz der armen Pauline zu jener Zeit wie weiches Wachs in den Händen der Mutter lag, die sich selbst stets als ein unglückliches Opfer der süßesten Empfindungen des Herzens hinzustellen wußte.

Kurz, Karl von Reisdorf reiste ab; Pauline hatte ihn aufgegeben und zum Lohn dafür ließ die Mutter der jetzt vierundzwanzig Jahre zählenden Tochter etwas mehr Freiheit nach außen. Pauline durfte ihre Freundinnen öfters aufsuchen, sie durften mehr zu ihr kommen und ein geselliges Leben bildete sich um das schöne talentvolle Mädchen, was bald wieder mehrere Verehrer heranzog und Bewerbungen um ihre Hand veranlaßte, denen von der Mutter stets wieder abschlägig begegnet wurde. Nicht allein Paulinens innerer Werth, die Schönheit die sie schmückte, auch das Gerücht, daß sie als Tochter des Kaisers Paul Erbin eines bedeutenden Theils seiner Reichthümer sei, mußte die Zahl dieser Bewerber von Tag zu Tag vermehren, und zugleich den Widerstand der alten Chevalier stets von Neuem herausfordern und steigern. Denn wie bei allen guten oder bösen Eigenschaften des menschlichen Gemüthes, so war auch hier ein Wachsen der einmal eingeschlagenen Richtung unverkennbar; giebt es doch nirgends Stillstand in der Natur, und da bei ihr keine Neigung zum Nachgeben je stattgefunden, so wurde ihre Festigkeit in diesem Punkte zum unbeugbaren Troß, gegen welchen mit keinen Vernunftgründen welcher Art auch immer anzukämpfen war. — Die Tochter sollte in's Kloster, das stand fest bei ihr, und alle Künste der Ueberredung wurden angewendet, um diesem Ziele in jeder Weise näher zu rücken. Sie beschränkte nach und nach den früher freigegebenen Umgang der Tochter auf nur zwei Häuser, von denen sie gewiß zu sein glaubte, daß keine jungen Leute dort festen Fuß fassen könnten; sie selbst ging fast gar nicht mehr Abends aus, so daß für die ihren töchterlichen Pflichten sehr ergebene Pauline die Nothwendigkeit erwuchs, ebenfalls viel zu Haus zu bleiben, um die alternde Mutter nicht ganz allein sich selbst zu überlassen.

So verstrichen abermals zwei Jahre; Pauline war sechsundzwanzig Jahre alt geworden. Diesen Tag zu feiern hatte eine nähere Freundin ausnahmsweise die Erlaubniß für Paulinen erwirkt, den Abend im ganz klei-

nen Kreise in ihrem Hause zubringen zu dürfen. Es sollten nur einige junge Mädchen dort sein, man wollte Musik machen, vielleicht auch nach dem Piano mit einander tanzen.

Pauline erschien um acht Uhr Abends. Sie war in einen leichten weißen Stoff gekleidet, der ihre anmuthigen Formen vortheilhaft hervorhob; um Kopf und Schultern hatte sie nach damaliger Sitte einen schmalen himmelblauen Florshawl geschlungen, der sich unter ihre langen blonden Locken mischte und so gleich ihre holde Erscheinung mit dem rührenden Zuge stiller Entsamung, den ihre edle Gesichtsbildung angenommen, einer Bewohnerin aus höheren Sphären. Als nun aber zum Singen aufgefordert ihre seelenvolle Stimme beim Piano ertönte, da wurden Aller Augen feucht, denn die Anwesenden alle kannten das Schicksal des armen schönen Mädchens. Lautlose Stille herrschte als sie geendet, Niemand wagte zuerst zu sprechen, und so konnte es Paulinen entgehen, daß der Sohn des Hauses mit einem Fremden eingetreten war, und daß der Fremde während ihres Gesanges jeder ihrer Bewegungen voller Theilnahme gefolgt war. Der Kreis, der sich um die Sängerin gebildet hatte, löste sich indeß und der Fremde wurde Paulinen als Sir Edward Mills, ein junger soeben von England angekommener Brit, vorgestellt.

Das Aeußere des Fremden war eben so vortheilhaft als einnehmend; durch die große Ruhe und ernste Haltung seines ganzen Wesens unterstützt, welche die edle männliche Erscheinung zu einer vollkommen harmonischen machte. Und das ist es, was so oft selbst bei äußerlich weniger begünstigten Individualitäten, wie es dieser Engländer war, jene Anziehungskraft auf den Beschauer ausübt, von der er sich keine Rechenschaft zu geben weiß, weil sie von einem Reiz ausgeht, der gleich der Wohlthat einer guten Gesundheit nur dann besprochen und bemerkt wird, wenn er eben nicht vorhanden ist. Nur der Kranke weiß genau was er verloren, und das unharmonische Element im Wesen eines Menschen, mit dem wir umgehen, wirkt störend, ja verlegend, während das Gleichgewicht aller Seelenkräfte und Eigenschaften, nirgends ein zu viel oder zu wenig, jene beruhigende wohlthuende Stimmung hervorbringt, in der man ausrufen möchte: „Hier in dieses Menschen Nähe laßt uns Hütten bauen!“

Pauline empfand diese Wirkung ebenso entschieden wie jeder Andere auch, der dem edlen Briten sich genähert hatte und nach der ersten halben Stunde fühlte sie sich dem fremden Manne gegenüber gleich einer alten Bekannten heimisch und zuversichtlich.

Augenscheinlich jedoch machte das holde Mädchen auf Sir Edward einen tiefen fesselnden Eindruck, den er aber unter der Herrschaft eines festen Willens ruhig in sich zu verschließen wußte, so daß eine öftere Be-

gegnung im Hause der Freundin bei Niemand den Verdacht einer aufkeimenden Neigung erwecken konnte, am wenigsten bei Paulinen selbst. Dennoch war sie entstanden diese Neigung, die stetig fortwachsend im Verlauf mehrerer Monate endlich nicht mehr zu verbergen war.

Als Sir Edward eines Abends früher als gewöhnlich in das befreundete Haus kam, traf er Paulinen im Hausflur die Treppe herabsteigend, da ihre Freundin noch nicht vom Spaziergange heimgekehrt und sie dieselbe nicht erwarten durfte, da sie keine Erlaubniß erhalten, den späteren Abend bei ihr zubringen zu dürfen. Der durch ihre holde Gegenwart freudig überraschte Liebende beschwor sie noch ein Mal in das Empfangszimmer mit ihm zurückzukehren, da er ihr etwas von Wichtigkeit mitzutheilen habe, und als sie seinem Wunsch willfahrte, ertönte das Geständniß seiner warmen und ernstlichen Zuneigung unaufhaltsam von seinen Lippen:

„Nicht mit dem Ungestüm eines zwanzigjährigen Jünglings, der ich nicht mehr bin, sondern mit der ernstesten tiefen Liebe eines reifen Mannes, der die volle Bedeutung einer Lebensfrage, wie die vorliegende es ist, kennt und zu übersehen weiß, frage ich Sie, liebe Pauline, ob Sie die Meine sein wollen? Kein glänzendes, aber ein durchaus gesichertes Loos erwartet Sie an meiner Seite. Ich habe keine Eltern mehr, bin also Herr meines Vermögens, sowie auch meiner Handlungen. Hinüber nach dem freien England führe ich Sie, wo Sie im Schatten meiner vaterländischen Eichen wahrlich nichts von dem vermissen sollen, was Sie hiet zurücklassen müßten.“

Beim Anhören dieser mit dem Tone aufrichtigster Ueberzeugung eines edlen Herzens gesprochenen Worte fühlte Pauline ihre Sinne schwinden, die Knie zitterten ihr und sie mußte, um nicht umzusinken, die Rücklehne des Sessels fest erfassen, neben welchem sie stand.

„Am Gott, Sir Edward, vollenden Sie nicht,“ stammelte sie endlich, „Sie wissen nicht welchen Kämpfen, welchen unseligen, aufreibenden Gemüthserschütterungen Sie mich mit diesem Ihren mich so hoch ehrenden Antrag entgegen führen. — Die Mutter, jedem Ehebündniß, das mir bisher geboten worden, abgeneigt, wird noch weniger jetzt als früher ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit einem Protestanten geben. Meine Widerstandskraft ist gebrochen durch Jahre lange Kämpfe, die ich diesem höchsten Gute meiner Freiheit gewidmet habe. Ich gab es längst schon auf jemals glücklich zu werden!“ setzte sie mit bebender Stimme hinzu, indeß zwei volle heiße Thränen langsam ihren zu Boden gesenkten Augenlidern entrollten.

Sir Edward ergriff Paulinens herabhängende Hand und dieselbe fest in die seine schließend: „Nicht diese

Thränen, die wie Feuer auf meinem Herzen brennen! Fassen Sie Muth, theure Pauline, es kann, es muß sich auch Ihr Geschick zum Bessern wenden, wenn Sie mir Vertrauen schenken können und wenn Sie fühlen, daß die aufrichtige und warme Zuneigung, die ich Ihnen gewidmet habe, auch von Ihrer Seite — ich sage nicht jetzt, nicht heute — in gleicher Weise dereinst empfunden und erwidert werden dürfte. Gestatten Sie mir mit Ihrer Mutter zu sprechen; vielleicht daß es mir vor vielen Anderen beschieden ist den rechten Ton, das Wort zu errathen, welches Eingang zu einem Herzen finden muß, das unmöglich stets so grausam und so hart gewesen, wie es sich der einzigen Tochter gegenüber jetzt kund giebt.“

Pauline schüttelte den Kopf und schilderte dem edlen Bewerber in kurzen Zügen den Hergang ihres frühern Lebens, die Hartnäckigkeit der Mutter und den Wunsch derselben die Tochter sobald als möglich dem Dienst des Klosters als Nonne gewidmet zu sehen.

Sir Edward ließ sich durch diese Darstellung, die er bereits in ihren Augenlinien kannte, keineswegs entmuthigen; er bat Paulinen zunächst ihr Herz zu prüfen, ob es jemals vermöge die treue Liebe des seinen zu erwidern, dann glaube er sicher die äußeren Verhältnisse zu seinen Gunsten lenken zu können, da er Willens sei auf jede Mitgift zu verzichten. Pauline gab keine Antwort auf diese Frage, aber der warme Druck der kleinen Hand, die er noch in der seinen hielt, sagte ihm genug, um ihn zu berechtigen am folgenden Tage seine Bewerbung bei der alten Chevalier anzubringen. Die Mutter erklärte sofort auf das Entschiedenste, daß sie niemals ihre Tochter einem Keizer zur Frau geben würde, selbst wenn diese für ihn eine überwältigende Neigung fassen sollte. Pauline sei ihrem Willen nach dem klösterlichen Berufe geweiht und würde bei reiferen Jahren, in die sie ja nun bald eintrete, einsehen lernen, wie liebevoll die Mutter für sie besorgt gewesen, indem sie in solcher Weise die Tochter den Verlockungen der Welt, ihrer Lust und ihrem Wehe überhebe. — Alle Gegenvorstellungen Sir Edwards blieben durchaus fruchtlos, und ein strenger Befehl verbot Paulinen jemals das Haus wieder zu betreten, wo sie diesen neuen Bewerber erblickt und eine Neigung erweckt hätte, die zu nichts weiter führen sollte als jede frühere ebenso grausam zerstörte auch. Sie sahen sich also nicht wieder, nur von Weitem, in der katholischen Schloßkirche, wo Pauline von ihrer Mutter begleitet jeden Sonntag früh die Messe hörte. Dort stand Sir Edward stets an denselben Pfeiler gelehnt, gleichsam sie erwartend. Sobald er sie in der Entfernung gewahrte, begrüßte er sie ehrerbietig, wagte es aber nicht sich den Damen zu nähern, wengleich er in seinem Innern die Hoffnung nicht ganz aufgegeben hatte das holde Wesen dennoch zu der Sei-

nen zu machen. Ein Paar Mal in langen Zwischenräumen schrieb er ihr während des Winters, anfragend: ob keine Veränderung in den Gesinnungen der Mutter eingetreten oder sonst vielleicht ein günstiges Ungefähr seine Wünsche fördernd sich eingestellt habe? Pauline konnte nur verneinend antworten, aber der Ton ihrer Erwiderung, die warme Theilnahme, die sich in derselben an dem Ergehen des treuen Freundes aussprach, zog dennoch gleich einer schwachen Hoffnung endlicher Gewährung in das Herz des Liebenden ein.

Der Winter verging; es war Frühling geworden, Frühling wie er in keiner andern Stadt Deutschlands so reizend und Genuß bringend wie gerade in Dresden aufzutreten pflegt. Sir Edward suchte bei den Reizen der Natur, in den sich mit frischem Grün belleidenden Umgebungen des schönen Elbstroms den Gram des Herzens, wenn auch nicht völlig zu ersticken, doch wenigstens zeitweis zu vergessen. Aber wie ja auch die neuere Medicin es bekennet: das Mittel, was seine Sehnsucht auf Augenblicke zu stillen vermochte, ließ dieselbe ebenfalls in vermehrter Kraft und Stärke neu erstehen. Er trug es endlich nicht länger und wie ein echter Mann ließ er die That dem gefaßten Entschluß auf dem Fuße folgen. Er befahl seinen Reisewagen in Stand zu setzen, um sich von einem Orte loszureißen, an welchem längeres Verweilen ihm ja nur erneuten Schmerz bringen sollte. Allein in dem auch Paulinen befreundeten Hause beschloß er Abends vor seiner Abreise Abschied zu nehmen, und als die Tochter dieses Hauses am nächstfolgenden Tage die Freundin sah, erfuhr die arme Pauline, daß der einzige Mensch, der mehr als Theilnahme, ja mehr noch als eine nur vorübergehende Neigung für sie empfunden, die Stadt für immer verlassen habe.

„Er ist fort!“ wiederholte sie fast gedankenlos vor sich hinsprechend mehrere Male hintereinander und mit diesen Worten grub sich der Verlust tiefer und tiefer in ihrer Seele ein. Im Hause der Mutter war der Name des Engländers seit seiner Zurückweisung nicht wieder genannt worden, aber gerade an jenem Tage, wo seine Abreise sie so schmerzlich berührte, mußte die arme Pauline von dieser der übelsten Laune preisgegebenen Mutter die kränklichsten Worte für sie und den geschiedenen Freund anhören, denen zum Schluß die Drohung folgte, die Tochter selbst gegen ihren Willen nun ehestens dem Kloster zu Maria stern zu übergeben.

„Je länger Du damit anstehst, Pauline, — denn zuletzt dahin gehen mußst Du dennoch, — jemehr fühle ich in meinem Innern Trübsinn und Unruhe wachsen. Es ist ja Dein Heil, was ich vor meinem Tode gesichert sehen möchte, meine heiligste Pflicht hier im Leben, die bisher unerfüllt wie ein ruheloser Schatten mich unablässig verfolgt und peinigt. Wie kannst Du nur einen Augenblick noch zögern, Dir wie mir den Frieden zu verschaffen,

den sonst nichts im Leben wie im Tode zu ersetzen im Stande ist? . . . Ich werde morgen an die Frau Aeb-
tissin zu Mariastern schreiben, ihre Antwort kann bereits
übermorgen hier sein, bereite Dich alles Ernstes vor, in
spätestens vierzehn Tagen eine Braut des Himmels zu
werden."

Pauline erstarrte. Noch nie hatte die Mutter mit
einer solchen Entschiedenheit, die keine Widerrede auf-
kommen ließ, von einer Trennung gesprochen, in deren
Weh sie bisher vertraut hatte, um den Entschluß der
dann völlig Vereinsamten wanken zu sehen. Jetzt aber
schien auch dies Bedenken überwunden und die ganze
Gräßlichkeit einer trostlosen Zukunft zwischen eben, grauen
Mauern stand in erschreckender Weise vor ihren inneren
Augen da. Und nirgend ein Ausweg, keine Hilfe zu
erwarten, die sie dem drohenden Schicksal zu entziehen
vermöchten! Der einzige Freund, der sich ihr nach
langen Jahren der Vereinsamung gezeigt, war fort, sie
hatte ihn von sich gestoßen, weil sie nicht den Muth ge-
habt auszuharren bis zum Aeußersten. Nun war es eingetre-
ten dieses Aeußerste in seiner ganzen schrecklichen Gestalt,
kein Entrinnen möglich, ohne Verwandte und freudlos
wie die arme Pauline dastand. Eine namenlose Angst
erfaßte sie jetzt, allein in ihrem einsamen dämmernden
Zimmer, es duldete sie nicht länger darin. Sie griff
nach einem grauen Capuchon, den sie Abends wenn sie
ausging zu tragen pflegte, und indem sie einen leichten
Mantel um die Schultern schlug, verließ sie die Hinter-
treppe hinabsteigend das düstere Haus im italienischen
Dörfchen. Sie eilte mit gestügeltem Schritte die kleine
Allee hinunter der schönen Elbbrücke zu, auf welcher so-
eben die ersten Lichter angezündet wurden. Pauline be-
merkte es nicht, denn ihre Augen waren fest auf den
rauschenden Strom zu ihren Füßen gerichtet; schon war
sie bei dem Crucifix angelangt, das seinen drohenden
Schatten vergebens ihr entgegenstreckte, schon hatte sie das
eiserne Geländer mit beiden Händen erfaßt und wollte
soeben den grausigen Sprung in die Tiefe wagen, als
ein gebieterisches: „Halt! Halt!“ ganz nahe an ihrem
Ohre ertönte. Eine offene Reisekalesche, die langsam
über die Brücke gefahren kam, hielt plötzlich still und
heraus sprang eine schlanke hohe Männergestalt, die ihre
Hand auf den Arm der tödtlich Erschrockten legte:

„Was wollen Sie thun, Pauline,“ erklang Sir
Edwards tiefe bewegte Stimme, „welche große, entfeh-
liche Schuld wollten Sie auf sich laden, wenn nicht
Gottes weise Fügung mich zum rechten Augenblicke hier-
her geführt hätte! Ihr wohlbekannter Mantel hat sie mir ver-
rathen. Gestern bereits wollte ich Dresden verlassen,
ein Koffer, der nicht zur bestimmten Zeit geliefert wurde,
hielt mich vierundzwanzig Stunden länger auf, und so
ist es ersichtlich die Hand der Vorsehung, die mich zu
Ihrer Rettung zurück hielt und nun eben jetzt über die

Brücke führte. Sie sehen also, theures Mädchen, daß
Sie für mich bestimmt sind, ich habe Sie mir gerettet, las-
sen Sie uns überlegen, auf welche Weise in's Werk zu
setzen ist, was jetzt noch zu thun übrig bleibt.“

Pauline war während dieser Rede auf die steinerne
Bank des Brückenbogens zusammengesunken, indeß ein
Strom von Thränen der gepreßten Brust Luft ver-
schaffte. Sir Edward hielt ihre Hand in der seinen,
indem er fortfuhr ihr Muth einzusprechen und sie be-
schwörend, ihm, der sie so innig liebe, unbedingtes Ver-
trauen zu schenken. Er winkte dem Wagen ihnen zu
folgen und zog Paulinens Arm an sich, um den Platz
auf der Brücke zu verlassen, der sie Beide der Beobach-
tung zu sehr aussetzen mußte. Er führte die völlig
Willenlose der Neustadt zu, und dort in der Allee auf
und abgehend wurde schleunigst beschlossen, daß Pauline
nicht in das Haus der Mutter zurückkehren dürfe. Wo-
hin aber? Jetzt wußte Pauline Rath. Eine ehemalige
Kammerzofe wohnte verheirathet am äußersten Ende der
Dstra-Allee, die würde sie aufnehmen und verbergen bis
Alles geordnet und bis Sir Edward die theure Braut
als seine Frau öffentlich zeigen könne. Er wollte einen
Advocaten annehmen und mit dessen Hilfe die alte Che-
valier so in die Enge treiben, daß sie nicht allein ihre
Einwilligung, sondern auch den Theil ihres Vermögens,
der Paulinen zugehöre, herausgeben müsse. Vor der
Hand sollte die Tochter als verschwunden gelten; die
Mutter dürfe ihren Aufenthaltsort nicht eber erfahren,
als bis sie gezwungen worden in Alles zu willigen, was
man von ihr zu fordern ein Recht habe.

Diese in kürzerer Zeit als wir sie erzählen können
gefaßten Beschlüsse wurden sofort ausgeführt; Sir Ed-
ward hob Paulinen in den Wagen und bald waren sie
an der Thür der früheren Kammerjungfer angelangt.
Gern bewilligte diese Alles, was man von ihr verlangte,
waren ihr doch die unseligen Zustände im Hause der
alten Chevalier mehr als sonst Jemand bekannt und Pau-
line längst von ihr bemitleidet. Der großherzige Engländer
sorgte nun für alles Uebrige und machte nur die
größte Verschwiegenheit zur einzigen und ersten Bedin-
gung aller Geschenke und Wohlthaten, die er dem beschei-
denen Haushalt der von ihrer Hände Arbeit lebenden
treuen Dienerin zufließen ließ. Pauline galt im Hause
und in der Nachbarschaft für eine entfernte Verwandte,
die zum Besuch nach Dresden gekommen sei und Sir
Edward richtete seine häufigen Gänge nach der Dstra-
Allee so ein, daß der Schleier der Dämmerung stets
seine Züge unkenntlich machte. Ein unscheinbarer An-
zug gab ihm das Ansehen eines Handwerkers, der im
Verkehr mit den Bewohnern der dortigen Gegend
stehe.

Der geschickte Advocat, der die Sache der ver-
schwundenen Tochter übernommen hatte, wußte die alte

Dame in ihren äußersten Verzweiflungen anzugreifen. Schreck und Sorge um die vermählte Tochter waren sehr mächtig gewesen und als am neunten Tage ängstlicher und fruchtloser Bemühung dieselbe aufzufinden der rechtskundige Mann mit der Nachricht bei ihr erschien, die Tochter sei wieder erlangt, da war ihre Stimmung bereits zu einer so gemilderten herabgesunken, daß sie den gestellten Bedingungen, unter welchen Pauline zu ihr zurückkehren würde, kein ganz unwilliges Ohr schenkte. Dennoch dauerte das Hin- und Herhandeln mehrere Wochen und schließlich war die unnatürliche Mutter doch nur zur Herausgabe des geringsten Pflichttheils von ihren Schätzen zu Gunsten der Tochter zu bewegen. Gern ließ indeß Sir Edward alles Uebrige im Stich, als ihm endlich Paulinens Hand bewilligt wurde. Erst am Vorabend der Trauung lehrte diese ins mütterliche Haus zurück; der Empfang war kalt und das kurze Beisammensein für beide Theile ohne versöhnenden Abschluß...

„Hoffen wir nach einer längern Trennung mehr von der Zukunft, Geliebteste,“ sagte Sir Edward, indem er die weinende Gattin, die Abschied von der Mutter genommen, in seine Arme schloß und nun den Reisewagen mit ihr bestieg, der das junge Ehepaar nach Ostende führen sollte, um von dort mit dem Dampfer nach England hinüber zu segeln, „das freie Albion ist von nun an Deine Heimath, in welchem Du arme Waise weder Vater noch Mutter vermissen sollst. Beide wird Dir Dein treuer Edward dort wie hier ersagen!“

Und er hielt Wort. Ihre Ehe wurde der glücklichsten eine. Pauline hing mit ganzer Seele an dem edlen Manne, der so fest und treu ihr Geschick in seine Hand genommen und dem sie mehr noch verdanken sollte als die bloße Rettung vom Tode, ein durch die hingebendste Liebe beglücktes Leben... Als ihr ältester Sohn das erste Jahr überschritten, kehrten die Gatten nach Dresden zurück, um der Großmutter den Enkel vorzustellen. Der Anblick des lieblichen Kindes ließ die Eiserinde, die sich um das Herz der nun völlig zur Greisin gealterten, einst so schönen Frau gelagert hatte, in geringem Grade schmelzen. Sie erlaubte der Tochter sie zu besuchen und sah auch den Schwiegersohn einige Male in ihrem Hause; bei ihrem Abschiede überreichte sie Paulinen einen werthvollen Smaragdschmuck, der in Brillanten gefaßt war, nöthigte sie aber weder zum Bleiben noch zum Wiederkommen und versank nun nach und nach in den Zustand ascetischer Beschaulichkeit, wie wir ihn beim Beginn dieser Erzählung geschildert haben.

(Schluß folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die neuen Stoffe kommen bereits zum Vorschein, wie die in hundert verschiedenen Nuancen glasierten Taffete, die Foulards und dann, zu leichten Kleidern, der schöne neue Stoff, den man Gold- oder Silberfaden nennt wegen eines leichten Schillerscheins, den er hat, die Chambery-Gaze, so wie als Halbfaisonsstoffe die irische Popeline und tausend Neuigkeiten aller Art.

Unter den Leibchenformen, die im Frühjahr, wie es heißt, Mode werden sollen, erwähnt man besonders die Sevigné-Leibchen in folgender Art: vorn und hinten ausgeschnitten mit einer in der Mitte der Brust und des Rückens, so wie auf jeder Achsel in Falten genommene Draperie, deren Ansatz entweder durch einen Sammetstreifen oder durch eine Bandruche verdeckt wird. Zu einem solchen Leibchen will man im Sommer ein Marie-Antoine-Bruststück tragen, auf dem sich der Sammet oder die Bandruche wiederholt. Ist das Leibchen von leichtem Stoffe, so kann der Fichu von demselben Stoffe sein.

Zur Halbfaison kann man das Leibchen hoch machen, wenn es auch drapirt bleibt.

Der Rock eines leichten Sommerkleides mit solchem Leibchen soll bis in die Kniegegend herauf ausgeputzt dieser Ausputz aber muß an drei Stellen zusammengekommen werden, in der Mitte durch eine Puff-Schleife von Taffet und an jeder Seite durch eine Schleife mit herabfallenden Enden. Die Ärmel sollen oben weiter als unten und hier mit Zacken garnirt sein, die durch übereinanderliegende kleine Volants gebildet werden.

Ein anderes Kleid in neuer Form ist von azulinblauglasiertem weißschillerndem Taffet mit hohem Leibchen, das an jeder Seite einen fächerartigen Faltenbesatz von azulinblauem Taffet mit Spitzeneinfassung, in der Mitte zwischen beiden einen dritten Besatz aus Spitzestreifen hat, während sich am Ende jeder Fächerfaltenreihe ein Spitzepuff befindet, über dem Spitzebesatz dagegen einer von Taffetband. Der Ärmel oben halbanliegend in Fächerfalten, unten sehr weit mit Spitzebesatz und einem Bandpuff über demselben. Unten auf dem Rocke verschiedene fächerartige Verzierungen bald von Taffet, bald von Spitzen, so daß über den ersteren ein Spitzepuff über den letzteren ein Bandpuff sich befindet.

Wie es scheint werden die Hüte auch die nächste Saison doch wieder vorn sehr hoch emporstehen, mit vollen Blumenzweigen ausgeputzt.

Zum Negligé wird man im kommenden Sommer viele gestickte Muslinpeignoirs (vorn offene Kleider) mit Camail und Capuze, beide gefüttert und mit Spitzen

garnirt, tragen. Camail, Capuze und Unterkleid von hellfarbigem Taffet.

Zum Ausgehen in der Stadt dürften weiße Kleider mit Seide gefüttert sehr modisch werden.

Von neuen Visitenkleidern sahen wir mehrere von Moire und Phantasiestoffen.

In Pensee bemerkten wir eines von Moire mit sieben glatten schwarzen Sammetstreifen, deren jeder mit einer kleinen Spitzenruche eingefast war. Die weiten Ärmel eben so garnirt.

Ein Kleid von smaragdgrünem Taffet mit hohem Schneppenleibchen hatte neun ausgezackte Volants, die drei zu drei aufgesetzt waren; in den Zwischenräumen kleine schwarze Sammetstreifen.

Vormittags dürfte man sehr kurze Palletots tragen, statt der langen Jacken aber wahrscheinlich Mantillen in einer neuen sehr hübschen Form.

— Die Servietten bei den Dinern sind sehr klein, mit rother, violetter oder goldgelber Chiffre in Baumwollengarn. Liegt die Serviette gebrochen auf dem Teller, so muß die Chiffre (oder das Wappen) obenauf liegen.

Das kleine Tischtuch, das über dem großen liegt, muß den Namenszug oder das Wappen sehr groß und auffallend eingestickt in der Mitte haben.

Mit den Messern und Gabeln wechselt man auch die Servietten.

Den Kaffee servirt man nicht im Speisezimmer, sondern im Salon und zwar jeder Person ihre Tasse auf einem kleinen silbernen Teller, der nicht viel größer ist als die Untertasse. Der Diener stellt die Tasse jeder Dame hin, wodurch sie der Gefahr entgeht, sich das Kleid begießen zu lassen. Die Kaffeelöffel sind ebenfalls außerordentlich klein, rund, so daß sie kaum über den Tassenrand reichen.

Modenblatt N^o 13.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von weißer gesteppter Seide mit Bart von schwarzem Sammet, an dem weiße Spitzen angebracht sind und einem Ausputz von schwarzem Sammet und Spitzen; unter dem Schirme vorn über dem rundum gelockten Haar grüne Bandschalen; weiße Bindebänder; Kleid von grünem Taffet mit hohem rundem Leibchen ohne Ausputz; halbweite Ärmel mit schwarzem Sammetbesatz; eben solcher Besatz, nur größer, vorn an den beiden Seiten des Rockes herunter und unten herum; geschlossene weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Hut von Seide, mit schwarzen Spitzen belegt und mit weißen Federn ausgeputzt; Kleid von dunkelgrauem Taffet, Leibchen und Rock aus einem Stück, mit schwarzem Sammet ausgeputzt; ziemlich enge Ärmel; mit großen Mousquetaireaufschlägen; geschlossene weiße Unterärmel; schmale goldene Armbänder; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

3. Haarputz in Locken, an der einen Seite mit einer lang herabfallenden blauen Feder, an der andern mit einer blauen Bandschleife; Kleid von golddurchwirktem blauem leichtem Stoffe mit ausgeschnittenem Schneppenleibchen, das eine schmale Berthe von weißen Federn hat; halb lange weite Ärmel, weiß gefüttert und mit einem weißen Federbesatz; an der Seite des Leibchens eine Schleife mit langen breiten Enden, ebenfalls mit Federbesatz; unten herum ziemlich hoch mit Reihen weißer Bauschchen garnirt; geschlossene kurze weiße Unterärmel mit blauen Schleichen; halb lange weiße Glacéhandschuhe; reiche Armbänder; Fächer; Schuhe.

4. Kopfputz mit einem rothen Blumenkranze über der Stirn, einer langen weißen Feder an der Seite und einem goldenem Kamme; Kleid von weißem Moire mit ausgeschnittenen Schneppenleibchen, das einen doppelten Fältchenbesatz hat, der mit rothen Bändchen garnirt ist; auf jeder Achsel ein Blumenbouquet; kurze Bauschärmel, mit rothen Bändchen; an der Seite des Rockes ein ziemlich lang von der Taille an hinunterreichender Spitzenstreifen, auf dem verschiedene rothe Blumenbouquets liegen; auf dem Rocke unten fünf Volants mit rothen Bändchen eingefast; halb lange Glacéshuhe; Armbänder; Schuhe.

Stahlstich N^o 13

Die Kaiserin von China.

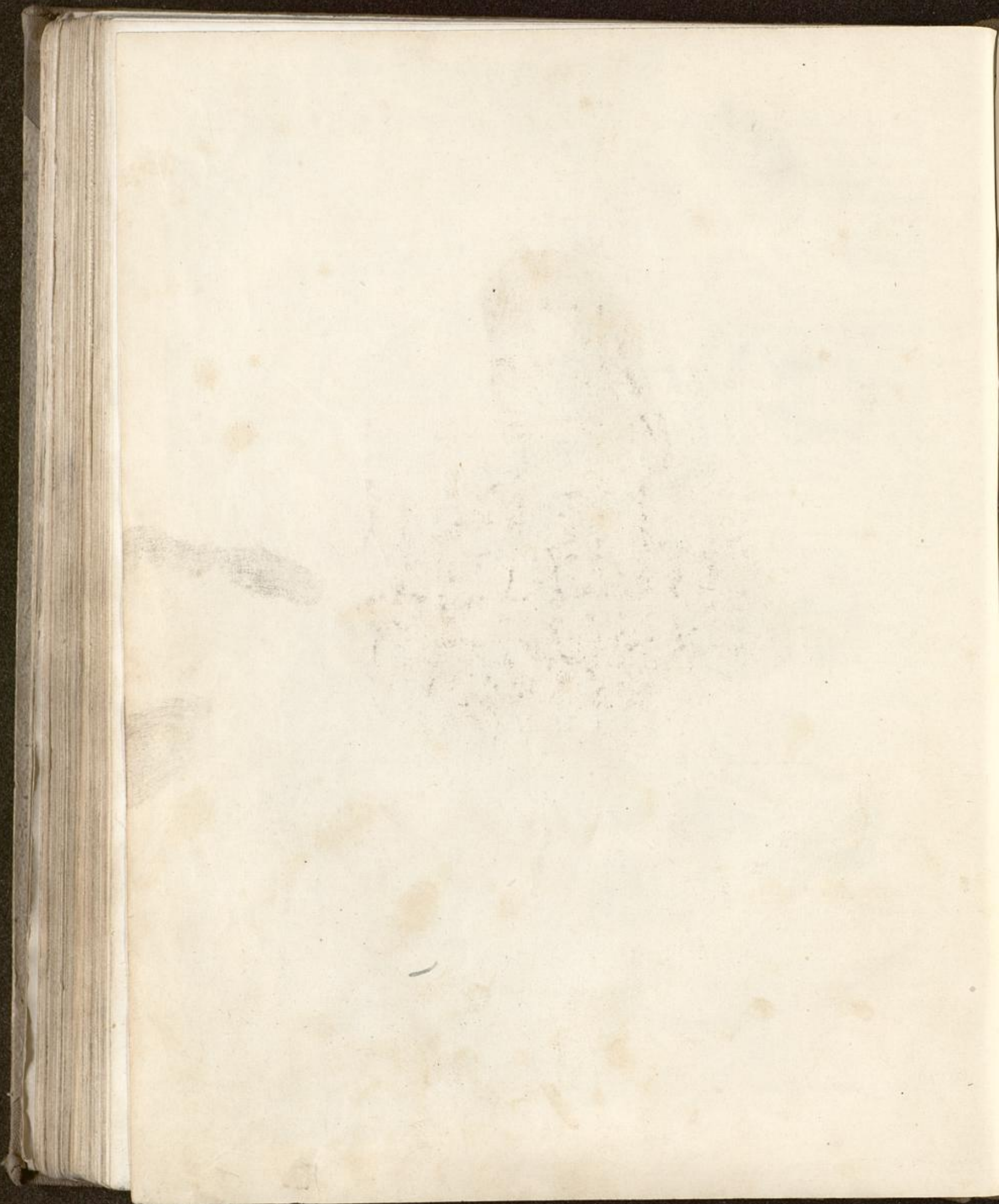
(Nach einer franz. Photographie.)

Bei der Plünderung des kaiserlich chinesischen Sommerpalastes bei Peking durch die Franzosen und Engländer im letzten Kriege derselben mit China fand man auch viele Portraits der kaiserlich-chinesischen Familie, die mit großem Fleiße von chinesischen Künstlern ausgeführt waren, darunter namentlich auch das Portrait der hübschen jungen Kaiserin. Wie sehr vieles Andere wanderte auch dies Portrait als Siegesbente mit nach Paris. Dort wurde es photographisch copirt und nach einer solchen Photographie legen wir den Lesern das Portrait der Kaiserin von China heute vor.



ALLGEMEINE MODEZEITUNG

1862



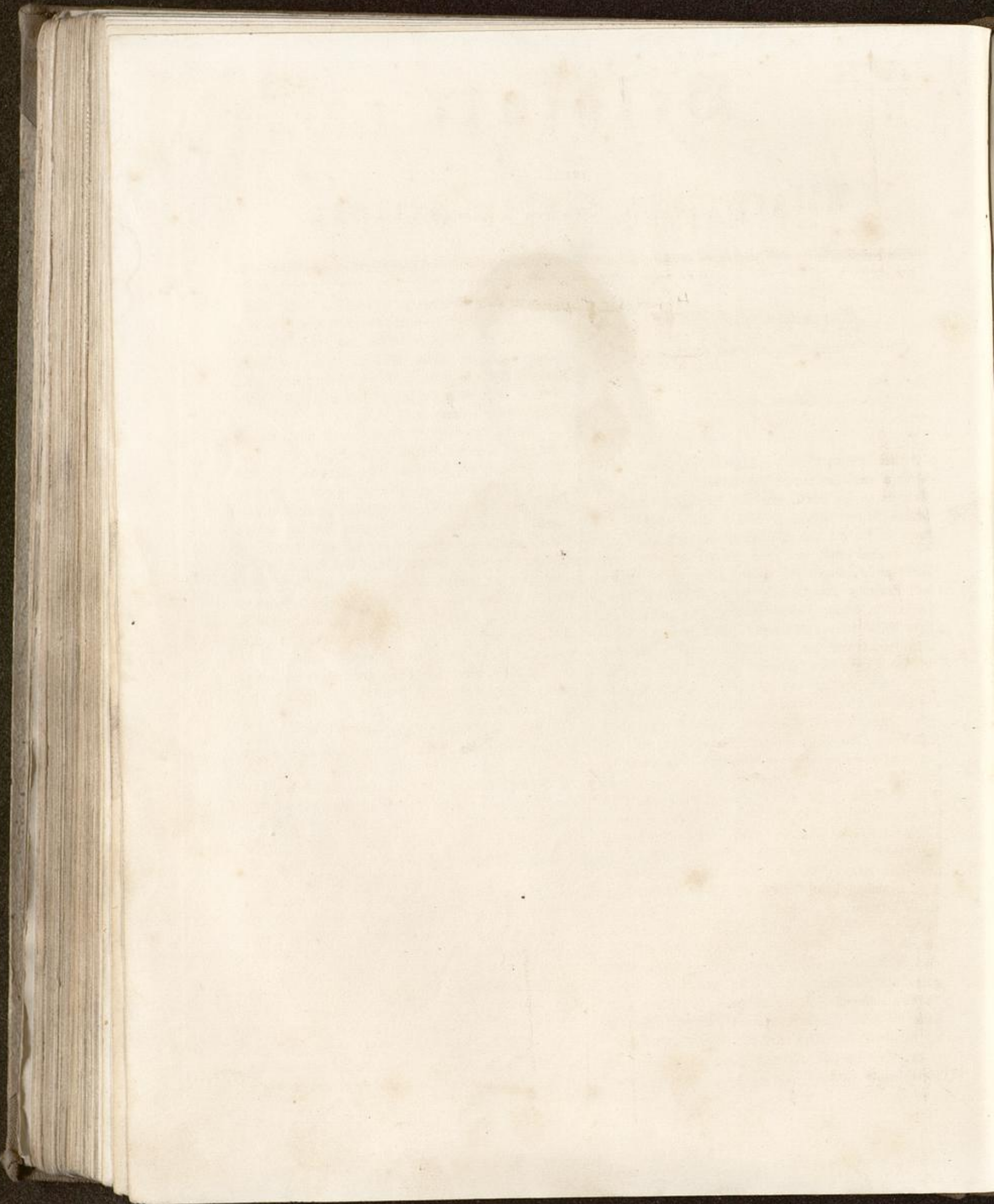


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Meyer in Leipzig

Kaiserin von China.

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

„Ein wechselvolles Leben.“

Eine Skizze nach der Natur

von

Marie Helene.

(Schluß.)

Kein Besuch durfte die Schwelle der Mutter überschreiten und Jedermann, den Geschäfte oder sonst ein Anliegen zu ihr führte, war eine Störung in den busfertigen Angewohnheiten, denen sie sich hingeeben und denen sie sich nur mit Widerwillen entzogen sah.

Pauline reiste mit ihren Gatten und Kinde nach Paris zurück, wo sie seit einigen Jahren ihrem bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Mehrere Kinder wurden in kurzen Zwischenräumen dort geboren und Lady Mills wäre vollkommen glücklich gewesen, wenn nicht der Gedanke an die noch nicht völlig versöhnte Mutter einen trüben Schatten auf ihr Leben geworfen hätte. Für ihr tief und zart fühlendes Herz war die Entbehrung aller verwandtschaftlichen Bande — denn auch Sir Edward hatte ja keine Eltern mehr — eine häufig schmerzende, die sie zu ernstlicher Wehmuth stimmte. In der menschenreichen Oede der Riesenstadt, in welcher sie ohnedies eine Fremde war, erfaßte sie zuweilen namenlose Sehnsucht nach einer Heimath, nach einer Familienangehörigkeit, die ihr England nicht, wie beide Gatten anfänglich glaubten, geboten hatte. Es ist dies der schwere Tropfen im Blute des Norddeutschen, der ihn jeden andern Schatz, den das Leben sonst noch zu bieten vermag, gering anschlagen läßt im Angesicht der einen Entbehrung. Verwirrte Geldverhältnisse nöthigten überdies die Gatten ihren Aufenthalt im Ausland zu einem bleibenden zu machen; ein dem Engländer geläufiges Auskunftsmitglied, wenn das Budget seiner Ausgaben das der Einnahmen zu übersteigen droht.

An einem Nachmittage im Herbst des Jahres 1857 hatte die frühe Dämmerung eines trüben Octobertages ihr trauliches Boudoir bereits mit tiefen Schatten überzogen, Pauline war allein zu Haus, ihr Gatte zum Besuch eines Freundes ausgegangen, als der Diener

hereintrat einen Fremden zu melden, der seinen Namen ihr nur allein nennen wolle. Pauline glaubte eine Bitte um Unterstützung hören zu müssen, und da sie erfuhr es sei ein alter sehr sauber gekleideter Herr, der sie zu sehen wünsche, so nahm sie keinen Anstand, den allem Anschein nach nicht in seinen eigenen Angelegenheiten Hilfsuchenden anzunehmen.

Als die Thür sich jetzt öffnete sah sie einen kleinen, alten, mit äußerster Sorgfalt angekleideten Herrn auf sich zu schreiten, den seine ganze Erscheinung am auffallendsten die mit kurzem Zopfe versehene gepuderte Perrücke, die er trug, als einem vergangenen Jahrhundert entstammt kennzeichnete. Der alte Herr trat mit ziemlich festem Schritte auf Paulinen zu, die aufgestanden sich ihm genähert hatte, um mehr nach dem Fenster zu ihm einen Platz an ihrer Seite anzubieten. Er blieb jedoch stehen und nachdem er sie länger schweigend betrachtet hatte, stieß er endlich mit bewegter Stimme die Worte aus: „Pauline! .. ich bin Jacques Chevalier! Dein Vater!“ . . . und nun ohne ihr Zeit zu einer Erwiderung zu lassen, welche der höchlich überraschten auch schwer geworden wäre, erzählte er sofort seinen ganzen verflochten Lebenslauf.

Jung, aber schon mit Paulinens sehr schöner Mutter verheirathet, die ebenfalls eine Französin, sei er nach Petersburg gegangen und als Lehrer der Musik und des Gesanges sehr bald zum damaligen Großfürsten Paul berufen worden. In der Eigenschaft seines Lehrers blieb er mehrere Jahre am Hofe, in welche Zeit die Geburt dieser Tochter, seines einzigen Kindes, gefallen. Familienverhältnisse hätten ihn später nach Frankreich zurückgerufen und der Tod seines Vaters ihn länger als er gedacht dort festgehalten, während seine Frau und Tochter in Petersburg geblieben wären. Während dieser Abwesenheit sei die Ermordung des Kaiser Paul erfolgt; er habe von der Flucht seiner Familie aus Rußland gehört, aber da seine Ehe keine glückliche gewesen, nicht eine Wiedervereinigung gesucht, die seine Frau noch weniger vielleicht als er gewünscht haben würde. War doch besonders in Frankreich die damalige Zeit zu Ausgang und Anfang eines neuen Jahrhunderts keine günstige für ein beglückendes Familienleben, das von den Meisten für eine Chimäre gehalten wurde und in Folge

dieser Meinung jedem Gatten die Freiheit einräumte, in beliebiger Weise und auf eigene Hand außer dem Hause mehr Genuß zu suchen, als man in den vier Pfählen am eigenen Herde zu finden sich berechtigt glaubte. Jahre um Jahre seien vergangen, Paris habe ihn mit allen seinen Reizen und Verlockungen fest und fester gehalten, so daß zuletzt nur die Erinnerung einer Familie, die er so kurz besessen, ihm zurückgeblieben sei. Wohl klage er sich deshalb an und würde es der Tochter nicht verdenken, wenn sie jetzt den Vater verleugnen wollte, der durch die Entbehrung jedes Familienglücks mehr noch gewiß als sie gelitten habe.

„Die Erbschaft, um derentwillen ich damals Peterssburg verließ,“ fügte der alte Mann seine Erzählung beschließend hinzu, „war keine unbestrittene; nur meiner Ausdauer, der Verwendung einflußreicher Freunde verdanke ich nach Verlauf eines Jahres die Auszahlung einer Summe, die durch glückliche Speculation und strenge Oekonomie zu einem nicht unbedeutenden Vermögen herangewachsen ist. Ich lebe nicht allein sorgenfrei, sondern im Wohlstande, den ich gar zu gern mit einem mir angehörenden Wesen theilen möchte. Ach! und mit Freunden würde ich Alles hingeben für ein Wort der Liebe von meinem einzigen so wunderbar wiedergefundenen Kinde!“

Ein große Thräne zitterte bei den letzten Worten im Auge des Greises und lief langsam die bleiche Wange hinunter. Pauline war ebenfalls tief ergriffen und die Hand des noch immer vor ihr Stehenden erfassend:

„Wie aber erfuhren Sie, daß ich in Paris und daß Sir Edward Mills Gattin Ihre Tochter sei?“

„Vor einigen Tagen wurde mir eine Hypothek von 80,000 Francs gekündigt. Ich wendete mich an meinen Advocaten Herrn Charles Bernard, um diese Summe anderweit möglichst sicher unterzubringen. — „Wunderbar,“ rief er aus, „da sind mir vor ein Paar Tagen gleichfalls 80,000 Francs angeboten worden, die ich als erste Hypothek auf ein Grundstück angelegt habe, was dreifach diesen Werth repräsentirt; aber das Wunderbare bei der Sache ist, daß die Dame, der jene Summe angehört, Ihren Namen trägt!“ — „Meinen Namen?“ — „Ja! sie heißt jetzt Lady Mills, stammt aus Rußland her und ist eine geborene Chevalier; da sehen Sie selbst hier die Abschrift des Hypothekenscheins, ich kann Ihr Geld nicht besser und sicherer placiren, als wenn ich es auf dasselbe Grundstück zur zweiten Hypothek anlege.“ — „Das seltsame Zusammentreffen der Namen machte mich stutzig; ich stellte Nachforschungen an, und bald blieb mir kein Zweifel, daß die im Jahre 1802 aus Petersburg entflohene Ursula Chevalier meine Frau, und daß Sie, theure Pauline, meine Tochter sein müßten. Jetzt steht es bei Dir, geliebtes Kind, den alten Vater anzuerkennen oder zu verleugnen, der hier mit liebendem Verlangen

die Arme nach der seit langen Jahren schmerzlich vermischten Tochter ausbreitet.“

Pauline, von Nührung und der Sehnsucht des eignen Herzens übermannt, lag im nächsten Augenblick kaum sich selbst dessen bewußt an der Brust des vor Wonne zitternden Greises, der sie so fest in seine Arme schloß, als wolle er es niemals wieder hergeben, das geliebte, ihm jetzt zum zweiten Male neu geschenkte Kind!

Nun setzten sie sich nahe zu einander und die Hand des lieben Alten in der ihren behaltend, indes seine klaren blauen Augen sich nicht satt sehen konnten an den noch schönen Zügen der eben jetzt ausgehenden Bierzigerin, erzählte Pauline von ihren Schicksalen und von der Mutter in Dresden, die sich gewissermaßen von ihr losgesagt habe. Wir können gleich hier hinzufügen, daß sich in diesem unnatürlichen Verhältniß zur einzigen Tochter bis zu ihrem im Jahre 1859 erfolgten Tode keine Veränderung einstellte, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach die großen Schätze der alten Chevalier der allein-seligmachenden Kirche zugefallen sind.

Sir Edward traf den Greis noch bei seiner Frau an als er nach Hause zurückkehrte. Ihm auch wurde sofort der Hergang des wunderbaren Zusammenfindens mit allen Nebenumständen mitgetheilt, und als er nach sorgfamer Prüfung aller eingezogenen Erkundigungen das Verhältniß des Vaters zu seiner Frau nicht dem leisesten Zweifel unterworfen sah, da förderte er selbst aus allen Kräften die Möglichkeit eines Zusammenlebens, das dem guten Alten einen Ruheplatz an seinem Herde einräumte. Dort neben der wiedergefundenen Tochter, umspielt von blühenden Enkeln, verlebte Jacques Chevalier die letzten Jahre seines Lebens, über die in solcher Weise ein goldener, Ruhe und Friede athmender Abendschein sich mild ausbreitete.

Als im Jahre 1858 die Freundin aus Dresden, deren gütiger Mittheilung wir diese Erzählung verdanken, nach Paris kam die Jugendfreundin aufzusuchen, da weilte Pauline nicht mehr unter den Lebenden. Die älteste Tochter derselben, eine glückliche Braut und gerade am Vorabend ihrer Vermählung sich befindend, führte die deutsche Freundin auf den Kirchhof des Pere-Lachaise. Dort ruhten in einer Gruft vereint die während so langer Jahre Getrennten, Vater und Tochter. Nachdem sie zehn Jahre hindurch dieselbe Stadt bewohnt, ohne sich zu sehen, umschloß jetzt nach kurzem Beisammensein der engste Raum die durch das Schicksal weit von einander Entfernten und gönnte ihnen erst im Tode eine versöhnende Ausgleichung nach einem viel bewegten, wech-selvollen Leben.

Die Farben im Anzuge der Frauen.

Von

A. Simson.

In Gesellschaften wie auf der Straße trifft das Auge häufig auf Farbenzusammenstellungen im Anzuge der Frauen, die wir kurzweg mit dem Ausdruck „geschmacklos“ benennen. Man begnügt sich mit dieser allgemein angenommenen Bezeichnung sowohl beim Anblick einer Dame im hellblauen Kleide, gelben Tuche und rothen Hute, als einer anderen gegenüber, welche zu einem ohnehin gelben Teint eine hellgelbe Hutgarnirung wählt.

In beiden Fällen hat die Mehrzahl der Menschen ein dunkles Gefühl des Unpassenden, Ungehörigen; das Auge wird verletzt und unruhig gemacht, aber die Wirkungen dieses Vorganges in unseren Sehorganen, die sich wieder an äußere Erscheinungen heften, gehen theils unbemerkt vorüber, theils werden sie anderen Einflüssen zugeschrieben.

Beim Anblick einer gut gewählten Farbenzusammenstellung wird das Auge im Gegentheil in einen gewissen behaglichen Zustand versetzt, es ruht gern darauf und theilt dem Gemüth diesen angenehmen Eindruck mit.

Es ist diese Wirkung der Farben auf Auge und Seele keineswegs die Folge einer instinktiven Empfänglichkeit für das Schöne, sondern auf die Beobachtung gewisser Naturgesetze begründet. Wenn wir uns diesen Gesetzen unbequemem, ist das Resultat befriedigend, handeln wir ihnen entgegen, so ist der Anblick für das Auge ungefällig. Da nun bei den wenigsten Frauen Verständniß für Ursache und Wirkung solcher Erscheinungen vorhanden, so bleibt die Wahl des Anzuges mit mehr oder minderm Glücke dem Zufalle überlassen, und nur in den allerfeinsten Fällen wird Rücksicht auf die Gestalt und die Farben der Trägerin genommen, während gerade dies zu allererst in Betracht zu ziehen wäre. Meist entscheidet die Mode, eine alte Vorliebe für bestimmte Farben, ein augenblicklicher Einfall oder Vergnügen am Stoffe und läßt vielleicht ein Kleid oder einen Hut wählen, der nicht nur nicht zur Verschönerung der Hautfarbe beiträgt, sondern dieselbe geradezu entstellt. Während des Tragens tritt Enttäuschung ein, und ist das Geld nicht von Bedeutung, so wird das Kleidungsstück verworfen, und ein anderes nimmt mit ebensowenig Glück seine Stelle ein, wenn es gleichfalls nur gekauft wurde, weil es ganz etwas Neues sei und soeben erst angekommen, oder weil eine bekannte Dame es trug und vorzüglich darin ausfah. Die Harmonie der Farben ist vielen unserer Salondamen ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln, und doch würden die Folgen einer Kennt-

nisnahme derselben den günstigsten Einfluß auf die Wahl und Zusammenstellung der Farben in Bezug auf den Teint und die Gestalt äußern. Zu ihrem eignen Vortheil müßten Frauen sich mit diesen Gesetzen bekannt machen, damit nicht Willkür und Laune, sondern wahre Harmonie und Schönheit den Vorsig bei ihrer Toilette führen.

Einige Erscheinungen werden als Traditionen überliefert, da ihre Entstehung aber unbekannt ist, läßt man sich mit ihrer Kenntniß begnügen und beachtet sie weiter nicht. So weiß man allgemein, daß große Muster die Person verkleinern, ohne doch selbst kleiner auszusehen; daß nicht zu breite Längstreifen die wirkliche Höhe vermehren und darum von kleinen Personen mit Vortheil getragen werden, und daß im Gegentheil horizontale Streifen verkleinern und die Figur breiter machen, wodurch solche Kleider vollständig unbrauchbar für kleine und starke Personen sind und selbst an großen, schlanken selten grazios aussehen. Große und starke Personen nehmen in weißen Gewändern gleichsam an Umfang zu; kleine Personen sehen in schwarzen Kleidern noch unbedeutender aus; darum würden jene sich mit mehr Vortheil dunkel kleiden, diese helle Farben oder Weiß wählen, deren optische Wirkung es ist, die Gegenstände größer erscheinen zu lassen als sie in der That sind. Und wie bedeutend sich der Unterschied herausstellt, kann man leicht beobachten, wenn man eine schwarze Rundung auf weißes Papier legt und einen gleichen Circelschlag weiß auf schwarz Papier. In derselben Entfernung angesehen, erscheint die weiße Scheibe etwa um ein Fünftel größer als die schwarze, und Beide werden nur in gleicher Größe für das Auge da sein, wenn die schwarze ungefähr um ein Fünftel vergrößert worden. Dasselbe findet bei dem Tragen von weißen und schwarzen Schuhen statt, und da kleine Füße nicht nur bei den Chinesen, sondern auch bei den gebildeteren Völkern für schön gelten, haben sich die schwarzen Schuhe vermuthlich deshalb in so fortwährender Gunst bei den Frauen erhalten und werden nur zu einer ausnahmsweise hellen Toilette mit den unkleidsamen weißen vertauscht.

Gleiche Regeln, die sich auf den Teint beziehen, finden wir ebenfalls im Umlauf, aber sie haben geringen Erfolg, da sie ohne Verständniß angewendet werden. In Nachstehendem gedenken wir einen Versuch zu wagen, die Wahl der kleidsamen Farben weniger schwierig zu machen, indem wir einige allgemeine Regeln geben, nach denen zu verfahren sein dürfte. Um aber unsere Bemerkungen und Winke anschaulicher zu machen, ist es nothwendig, einige Worte über die Harmonie und Gegensätze der Farben voranzuschicken, wobei wir uns bemühen wollen, Beispiele und Anwendungen gleich auf unseren Gegenstand zu übertragen.

Es galt lange für feststehend, daß das weiße Son-

nenlicht durch Brechung sieben farbige Lichter hervorbringe, d. h. die sieben Farben, wie sie der Regenbogen zeigt: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett. Diese sieben Farben galten als Grundfarben, aus deren Mischung alle anderen entstanden.

Es hatte aber die praktische Erfahrung schon lange gelehrt, daß man nur drei dieser Farben bedürfe, Roth, Gelb und Blau und durch ihre Verbindung untereinander die vier übrigen Farben, welche der Regenbogen zeigt, hervorbringen könne, nämlich durch Roth und Gelb das im Regenbogen zwischen diesen stehende Orange; durch Gelb und Blau das zwischen diesen befindliche Grün, und die darauf folgenden Farben Indigo und Violett aus einer Mischung von Blau und Roth, je nachdem das Eine oder Andere vorwiegt.

Die schöne regelmäßige Einrichtung der Natur, die nie doppelt schafft, was sie mit einfachen Mitteln gleich gut erreicht, veranlaßte zu den eifrigsten Forschungen, in dem Sonnenlichte ebenfalls drei Grundfarben nachzuweisen, bis es endlich mit dem Prisma gelang, und nun gelten allgemein nur Roth, Gelb und Blau als Grund- oder primäre Farben, aus deren verschiedener Mischung sämtliche Farben in der uns umgebenden Natur entstehen. Mit ihnen stellt der Maler die Blumenpracht des Frühlings, das verschiedene Grün der Sommerwälder, die Fülle der Gesundheit und den Hauch des Todes auf dem menschlichen Antlitz und in der Natur dar. Die Heroen der Kunst wie der geringste Stümper haben nur diese drei Grundfarben auf ihrer Palette gehabt, um so bewundernswerther ist die Verschiedenheit, mit welcher sie im Laufe der Malergeschichte gemischt wurden.

Blau, Gelb und Roth, als deren Repräsentanten die blaue Kornblume, die gelbe Butterblume und die rothe Mohnblume angesehen werden können, sind also die primären oder Grundfarben. Durch Mischung je zweier dieser Farben entstehen drei andere, welche, da sie immer aus zwei primären bestehen, secundäre Farben genannt werden. So entsteht aus Blau und Gelb die grüne Farbe, aus Gelb und Roth die orange Farbe, aus Roth und Blau die violette Farbe.

Um das anschaulicher zu machen, nehme man einen Kreis, theile ihn in sechs Theile und bezeichne diese mit a. b. c. d. e. f. Man färbe a. b. c. gelb, c. d. e. blau, und e. f. a. roth. Da zeigt sich, daß der Raum a. durch die Vermischung von Gelb und Roth orange gefärbt ist; der Raum c. grün durch die Verbindung von Gelb und Blau und e. violett durch Verschmelzung von Blau und Roth. Auch kann man sich von diesen Erscheinungen leicht

durch Uebereinanderlegen der bunten Gummioblatten überzeugen, deren meist sehr schöne Farben sich trefflich zu diesen Experimenten eignen.

Nun ist es eine Eigenthümlichkeit der Natur unseres Auges, daß, wenn es seine Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Farbe gerichtet hat, es ebenso unbewußt als nothwendig den Schein einer anderen Farbe erblickt, und zwar derjenigen, welche in unserem Farbkreise der gegebenen gegenübersteht. Dies ist jedesmal eine secundäre Farbe aus den beiden übrigbleibenden Grundfarben zusammengesetzt, so daß dadurch der ganze Farbkreis repräsentirt wird.

Man lege schmales seidenes Band, z. B. rothes, von einer recht reinen lebhaften Farbe auf ein weißes Papier und richte das Auge so fest auf diese Stelle, als ob es darauf ankäme, jedes feinste Pünktchen des Bandes genau wahrzunehmen: so bemerkt man bald, daß dicht um den Rand des rothen Bandes grüne Streifen entstehen. Zieht man, nachdem der grüne Rand sich zu zeigen anfing, das Band weg oder schiebt auf eine andere weiße Stelle des Papiers, so erscheint dieselbe Fläche, welche das Band einnahm, zwar blaß, aber doch schön und rein in der grünen Farbe, also eine Mischung von den beiden übrigbleibenden Grundfarben, Gelb und Blau. Ist das Band grün, ohne sich merklich ins Gelbe oder Blaue hinüberzuneigen, so ist die erscheinende Farbe ein schönes Roth; ist das Band gelb, so zeigt sich ein mattes Violett, die Verbindung von Roth und Blau, und der Blick auf violetttes Band bringt Strohgelb hervor. Bei einem blauen Bande wird die Erscheinung oder das Spectrum Orange sein, gemischt aus Roth und Gelb, und Orange wird im Gegensatz Blau zu seiner Ergänzung fordern. Goethe nennt deshalb auch diese Erscheinung das Gefordertsein der Farben.

Man kann leicht eine Reihe Versuche mit mancherlei Abstufungen von Farben anstellen, und immer wird man die Behauptung, daß die Ergänzungsfarbe zwar mit vielem Weiß gemischt, aber dennoch deutlich hervortritt, bestätigt finden. Natürlich muß das Auge erst recht von der fordernden Farbe afficirt sein, ehe die geforderte lebhaft bemerklich ist. Seidene Bänder eignen sich wegen ihres reinen Glanzes besonders zu solchen Experimenten; bei farbigen Oblaten nimmt das Spectrum die runde Gestalt derselben an, wie es überhaupt jedes Mal ein Bild des eigentlichen Gestandes ist.

Gewiß haben solche Erscheinungen häufig Anlaß zu Aberglauben gegeben und oft ist als krankhafte Abnormität angesehen, was eine Naturnothwendigkeit des gesunden Auges war. So erzählt Goethe in seiner Farbenlehre Folgendes:

„Als ich gegen Abend in ein Wirthshaus eintrat

und ein wohlgewachsenes Mädchen mit blendendweißem Gesicht, schwarzen Haaren und einem scharlachrothen Nieder zu mir ins Zimmer trat, blickte ich sie, die in einiger Entfernung von mir stand, in der Halbdämmerng scharf an. Indem sie sich nun darauf hinwegbewegte, sah ich auf der mir entgegenstehenden weißen Wand ein schwarzes Gesicht mit einem hellen Scheine umgeben, und die übrige Bekleidung der völlig deutlichen Figur erschien von einem schönen Meergrün. — Im obigen Falle hätte mir eine Mohrin mit weißer Binde ein weißes Gesicht, schwarz umgeben, hervorgebracht.“

Wie die geforderten Farben leicht erscheinen, da wo sie nicht sind, so werden sie erhöht, da wo sie sind. Legt man ein grünes Band auf rosenrothen Grund und blickt, nachdem man das Grün lange genug scharf angesehen hat, auf den rothen Grund, so erscheint da, wo bei weißem Grunde die geforderte Farbe sich zeigte, das Rosenroth schöner und etwas gesättigter als es vorher der Fall war. Mit Gelb und Violett, Orange und Blau verhält es sich ebenso, nur darf man den Grund, auf dem die geforderte Farbe erscheinen soll, nicht zu dunkel wählen.

Dieses Einanderfordern der Farben betrifft nicht allein die primären und secundären Farben, obwohl die Experimente am Geeignetesten mit diesen angestellt werden, sondern eine jede Misch- oder gebrochene Farbe fordert die Gesammtheit der anderen, und zwar so, daß die einfachere die zusammengesetztere fordert, und die zusammengesetztere die einfachere. Tritt nun dem Auge die geforderte Farbe in Wirklichkeit entgegen, so berührt sie dasselbe auf's Angenehmste, weil sie seiner inneren Nöthigung entgegenkommt, und darum bilden diese Farben, die sich einander so vollständig ergänzen, und heben zugleich die schönsten harmonischsten Gegensätze. Diese Farben verschönern einander, wo sie zusammengebracht werden. Die untergehende Sonne mit ihren purpurnen Strahlen läßt den grünen Rasen saftiger und voller aussehen, als die hoch am Himmel stehende Mittagsonne mit ihrem hellen gelben Scheine, und der Maler bringt gern die Farben, welche eine solche Harmonie des Contrastes bilden, nebeneinander an. Raphael Mengs stellt es sogar als ein Gesetz auf, sie mit einander zu verwenden, indem er sagt: „Bei dem Gebrauch der Farben ist es nöthig, ihr Gleichgewicht zu beobachten, wenn wir die Art und Weise finden wollen, sie mit Anmuth anzuwenden und gut zu begleiten. Eigentlich giebt es nur drei Farben: Gelb, Roth und Blau. Diese darf man nie an und für sich in einem Werke gebrauchen; doch wenn man ja Eine davon und zwar rein anwenden wollte, so suche man die Art und Weise, eine andere, aus Zweien gemischt, an die Seite zu setzen: z. B. das reine Gelb begleite man mit Violett, weil dieses aus Roth und Blau besteht. Hat man ein reines Roth angewendet,

so füge man aus derselben Ursache das Grüne hinzu, das ein Gemisch von Blau und Gelb ist. Besonders ist die Vereinigung des Gelben und Rothens, wodurch die dritte Mischung (Orange) entsteht, schwer mit Vortheil anzuwenden, weil diese Farbe zu lebhaft ist, deswegen man das Blau zu seiner Begleitung hinzufügen muß.“

Was hier von der Malerei gesagt worden, gilt in demselben Grade von der Toilette, wenn es sich darum handelt, mehrere bestimmte Farben, d. h. primäre und secundäre, zugleich anzubringen. Der im Anfange angeführte Anzug mißfiel der unharmonischen Zusammenstellung wegen und machte den Eindruck des Bunten, unter welcher Bezeichnung man überhaupt ein Gemisch der verschiedensten Farben, ohne Harmonie und Zusammenhang versteht. Roth, Gelb und Blau können kaum mit Vortheil zugleich beim Anzuge angewendet werden, es sei denn in der Nachahmung der Natur, z. B. bei Blumen, wo unter gewissen Bedingungen diese Zusammenstellung sich zeigen kann. So macht ein Kranz von Aehren, Kornblumen und Mohnblumen in geeigneter Farbenschattirung als Garnitur für einen Strohhut durchaus keinen ungünstigen Eindruck.

Leichter schon ist das Arrangement von zwei sich einander ergänzenden Farben. Vor einigen Jahren war es in der Mode, die Hüte mit zweierlei Bändern zu garniren. Die sechs positiven oder bestimmten Farben bildeten in ihren Contrasten die Hauptzusammenstellungen, wurden aber in den Färbungen variiert, wie es die Einsicht und der Geschmack der Betreffenden mit sich brachte. Die Harmonie des Contrastes konnte hier, wie selten in der Toilette, scharf hervortreten, aber auch selten so schroff verletzt werden, denn man begreift leicht, daß durch die Verschiedenheit der Beimischung zweier primären Farben eine große Mannigfaltigkeit der Schattirungen erzielt wird, von denen eine jede eine besondere Ergänzung fordert. Die Mannigfaltigkeit ist in der That so groß, daß es unmöglich ist, sämmtliche entstehende Farben mit Namen zu benennen.

Mischt man alle drei Farben in gleicher Stärke und Menge, so tödten sie einander und erzeugen eine Farbe, die, je nach der Helligkeit oder dem Dunkel der Grundfarben, von einem hellen Grau sich bis Schwarz steigern kann und dasselbe ist der Fall, wenn man eine primäre mit der ihr gegenüberstehenden secundären Farbe mischt. Dies Grau gilt als eine neutrale Farbe, da keine der primären vorherrscht, aber doch als eine Farbe, während Schwarz und Weiß nicht als solche betrachtet werden dürfen.

Hat das Auge nun eine bestimmte Farbe in sich aufgenommen, so sucht es zu seiner eigenen Befriedigung einen farblosen Raum, um die geforderte Farbe an demselben hervorzubringen. Kleine Theile Weiß, Schwarz

und Grau entsprechen diesem Zwecke, indem sie die ergänzenden Farben derjenigen annehmen, mit denen sie zusammengehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die langen und engen Corsets werden mehr und mehr von der modernen Toilette verbannt und nicht bloß aus Gesundheitsrückichten, sondern auch im Interesse einer wohlverstandenen Koletterie. Man ersetzt sie zweckmäßig durch breite Gürtel mit Tragbändern, welche die Taille eben so festhalten, ohne sie zu drücken oder sonst zu belästigen.

Was die neue Saison bis jetzt gezeigt hat sind Kleider von Foulard, aber nicht von dem sonstigen Foulard. Der neue ist so fest wie Taffet und er hat Blumen- oder Arabeskenmuster meist auf schwarzem oder eifengrauem Grunde. Auch die Pekins in allen Farben, mit schwarzen Streifen auf blauem, violetttem, braunem u. Grunde gefallen sehr und sie geben, je nach dem Ausputz, hübsche Morgen-, Visiten- und selbst Dienerskleider. Auch sehr viel irische Popeline sieht man und die Mode scheint diesem Stoffe fast eben so große Gunst zuzuwenden wie dem Foulard.

Zu Pugkleidern verwendet man die glasierten Taffete, die man mit Grecques oder Kauten von Spitzen ausputzt, was sehr gut aussieht.

Als Muster mögen folgende erwähnt sein:

Kleid von sehr hellgrauer irischer Popeline mit kleinen azulinblauen schinirten Muschen. Unten auf dem Rocke neun Faltenreihen von azulinblauem Taffet; das Leibchen hoch, etwas herzförmig offen mit Shawlrevers, die dreifach mit kleinem Gefältel garnirt sind wie der an der Seite gebundene Herzogin-Gürtel; die Ärmel aus einem Bausch bestehend mit einem Achselstück oben und einem Mousquetaire-Ausschlage unten mit Fältchenausputz.

Kleid von Foulard mit lilas und weißen kleinen Carreaux, unten auf dem Rocke mit zwei Reihen gerucheter lilas Schalen; das Leibchen hoch, zugeknöpft, mit kleinen Schalen in der Form eines Berner-Leibchens garnirt, was in diesem Frühjahr sehr modisch zu sein scheint; lange enge, aber doch bequeme Ärmel, unten mit Schleifenschalen besetzt, die sich in kleinerer Form außen auf der Naht bis zur Achsel hinaufziehen.

Die Hüte behalten vorläufig ihre bisherige Form, die man sogar weiter übertreiben zu wollen scheint.

Unter den neuen Ueberwürfen für das Frühjahr

bemerken wir zunächst die langen, halbanliegenden Jacken, so ziemlich wie die, welche man bei Fig. 2. des beiliegenden Modenblattes sieht. Man sieht aber auch kurze Balletots, die indeß meist nur für das Negligé bestimmt sind, obgleich man sie mit schönen Soutaschstickereien hat. Endlich scheinen in der That dies Mal die Langshawls ernstlich in Gunst zu kommen, was nur zu wünschen ist, weil sie, gut getragen, ein höchst grazioser Schmuck sind.

Wir erwähnen ferner eine neue Confection (wie man technisch bekanntlich die Ueberwürfe u. nennt). Sie ist lang und weit wie ein arabischer Burnus, aber ohne Kapuze. Der Stoff ist um den Hals herum drei Mal in platte Falten gelegt, welche oben durch eine reiche Bosamentiragrafe gehalten werden. Unten sind sie nicht geschlossen und so geben sie dem Kleidungsstücke viel Weite und Anmuth.

Das Weißzeug von Linnen und Kanzuk ist mit dem Winter zu Ende und es tritt jenes von Muslin die Herrschaft wieder an. Man wird sehr hübsche Ärmel von dünnen Muslin tragen, die aus einem einzigen Bausch bestehen, welcher am Bündchen in zwei geglätteten Garnirungen endigt, die auf die Hand fallen und über denen sich ein schwarzer Sammetstreifen mit einer Schleife dahinter befindet. Bei größerem Putz werden schwarze und weiße Spitzen sich verbinden. Man wird z. B. Fichus tragen, die ganz aus solchen Spitzen bestehen, nicht in den Gürtel hineingehen, sondern leicht gebunden auf die Gürtelschnalle fallen.

Die kleinen Häubchen fürs Haus behalten die runde Form und den Boden nimmt in der Mitte bald ein Band bald ein Einsatzstreifen ein. Die Mischung von Schwarz und Weiß erhält sich auch bei diesen Häubchen.

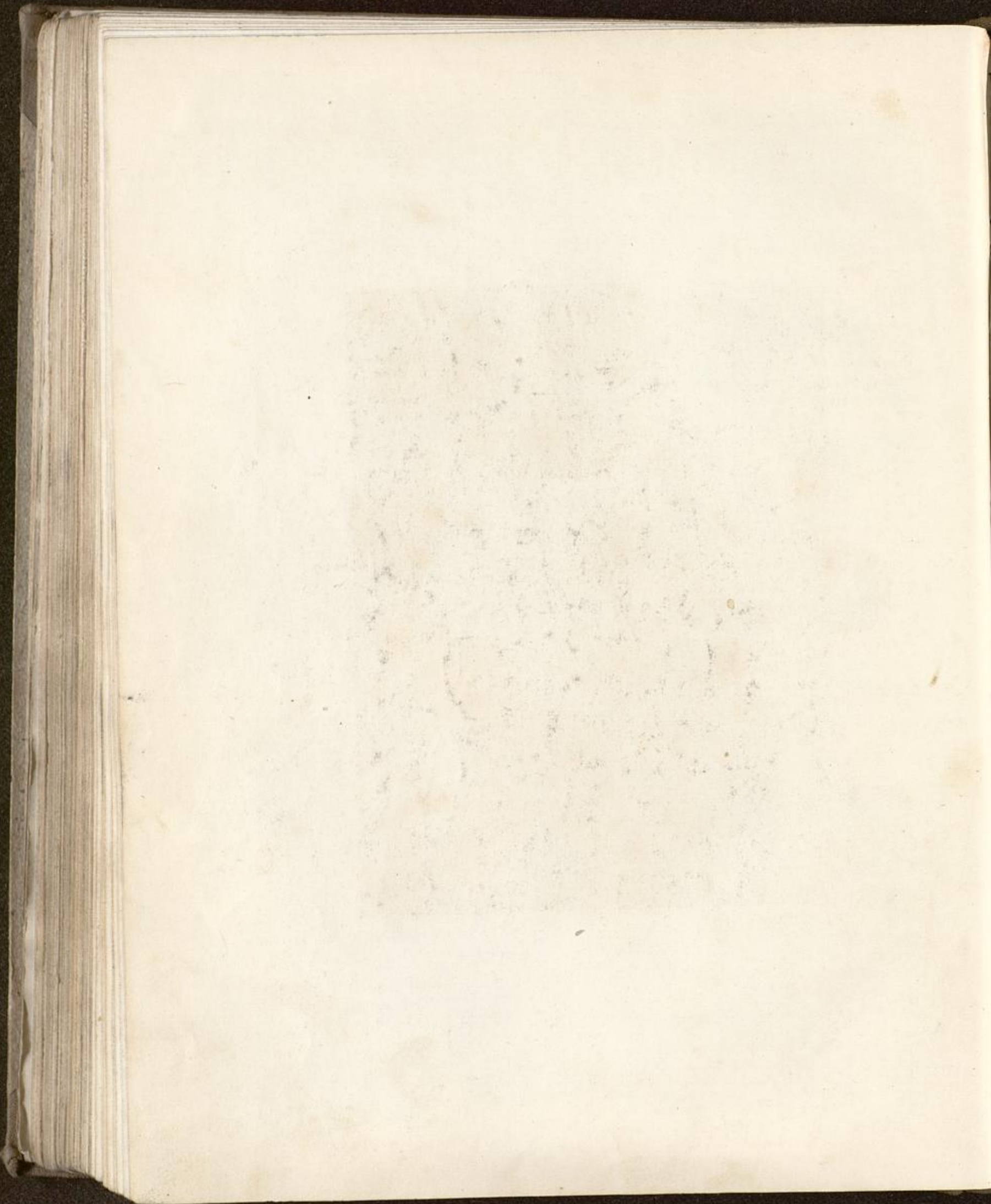
Man wird Zuaven-Zäckchen und spanische Zäckchen von Muslin, mit Taffet gefüttert, tragen, die Negligékleidung aber, namentlich am Morgen, wird von Kanzuk sein, auf dem Rocke mit einem Herzogin-Bolant, der an jeder Seite eine kleine Spitze oder Stickerei hat. Dazu eine kleingefältelte Chemisette. Eine etwas lange Zuaven-Jacke oder kleine Pelierine mit Kapuze vervollständigt diesen Anzug, zu dem am besten ein Charlotte-Corday-Häubchen paßt.

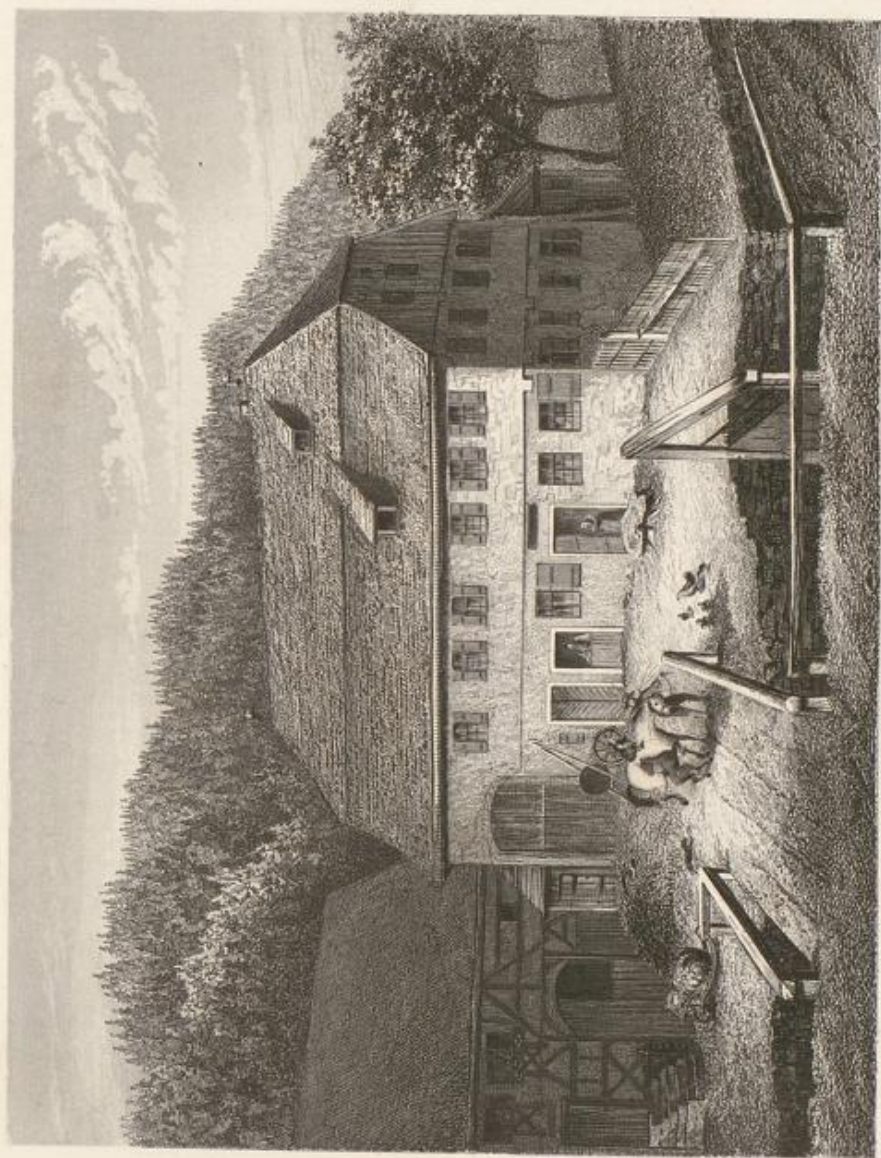
Ein Häubchen zur Halbtoilette, das wir in diesen Tagen sahen, war sehr hübsch, von schwarzem Tülle, mit Seide gestickt und mit weißem Tülle gefüttert. Die schwarze Spitzen-Garnirung bildete hinten einen Bart mit einer großen Bandschleife. Dieses Band ist meist rosa, weil sich vorn darin Moosrosen mit Blättern befinden, welche dem Häubchen ein sehr frühjahrartiges Aussehen geben.

(M.) Auch die Herrenmoden werden einige wesent-



ALLGEMEINE MODEZEITUNG





Denkmal in Jorck in Leipzig

Schiller-Haus in Jorck

Widmung v. Baumgartenhau's Buchh.

liche Abänderungen erfahren. Man wird zu Sommeranzügen vorzugsweise die schönen englischen Stoffe wählen.

Modenblatt N^o 14.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von schwarzen Spitzen, vorn über der Stirn, unter dem Schirme, mit zwei weißen Federn und einer weißen Blume zwischen denselben, sowie unten an den Wangen mit weißem Tüll ausgeputzt; weiße Bindebänder; Kleid von Taffet mit glattem hohem Leibchen — ziemlich kurzer Taille, die bekanntlich wieder modisch wird — oben berthenartig mit zwei Reihen Falten von dem Kleidstoffe ausgeputzt; halb lange, oben fast enge, nach unten weiter werdende Ärmel und da mit volantsähnlichem Faltenbesatz, der schwer nach hinten fällt und nichts weniger als schön aussieht, aber modisch ist; auf dem Rocke ebenfalls Faltenbesatz; schmaler Gürtel mit goldener Schnalle; geschlossene weiße Unterärmel; schmale goldene Armbänder; Glacehandschuhe; Stiefelchen.

2. Hut von rother Seide mit weißem Schirm, auf und unter dem Schirme oben mit großen rothen Rosen und grünen Blättern ausgeputzt; rothe Bindebänder; Kleid von feinem Wollenstoffe mit rothen Mustern, ohne Ausputz auf dem Rocke, mit knappem hohem Leibchen und halb langen nicht sehr weiten Ärmeln; darüber eine Frühjahrs-Jaquette von schwarzem Taffet, von oben bis unten vorn mit Patten und schwarzen Spitzen garnirt, zugehäfelt und nur unten ein wenig offen, mit oben engen, unten weiten Ärmeln, die ebenfalls mit Patten und schwarzen Spitzen garnirt und mit weißer Seide gefüttert sind; geschlossene weiße Unterärmel; goldene Armbänder; Glacehandschuhe; gesticktes Taschentuch; Stiefelchen.

3. Anzug eines kleinen Knaben.

4. Häubchen von schwarzen Spitzen, mit rothen Rosen vorn und hinten an der Seite; Kleid von Taffet mit glattem hohem rundem Leibchen, das oben berthenartig mit schwarzen Sammetbändchen und schwarzen Spitzen garnirt ist, wie auf den Rocke an den beiden Seiten vorn herunter und unten herum und auf den halb langen und halb weiten Ärmeln; geschlossene weiße Unterärmel; ganz kleiner Leinenkragen; dänische Handschuhe; Schuhe.

Stahlstich N^o 14.

Schillerhaus in Lorch.

(Nach einer Originalzeichnung.)

Den Ansichten der verschiedenen Schillerhäuser, die wir bereits mitgetheilt haben, der Stätten, die durch zeitweiligen Aufenthalt unseres großen Dichters geweiht wurden, fügen wir heute die so viel wir wissen bisher noch nie veröffentlichte Ansicht des Hauses in Lorch hinzu.

Bekanntlich wurde Schillers Vater 1765 als Werbeofficier nach der Reichsstadt Schwäbisch-Olmünd versetzt und er durfte seinen Aufenthalt in dem nächsten württembergischen Grenzorte, dem Dorf und Kloster Lorch, nehmen. Dieses Dorf liegt an dem Fuße eines Hügels, der die Klostergebäude trägt, in deren Kirche zahlreiche Gräber des erlauchten Geschlechts der Hohenstaufen sich befinden. Der Hohenstaufen, mit einem Gefolge von Bergen, blickt auf das Kloster und das Dorf hernieder. Es ist ein Wiesengrund, den Nadelholzhöhen einschließen.

Hier tummelte sich Schiller von seinem sechsten bis neunten Jahre (1765—1768) und hier spielt auch die bekannte Anekdote aus seiner Kinderzeit, die wir mit G. Schwabs Worten erzählen wollen. Eines Tages fehlte der (etwa siebenjährige) Knabe bei dem Abendessen, als eben ein finsternes Gewitter am Himmel stand und bereits die Blitze die Luft durchzuckten. Im ganzen Hause wurde er gesucht und mit jedem Donnerschlage vermehrte sich die Angst der Eltern. Endlich fand man ihn, nicht weit vom väterlichen Hause, im Wipfel der höchsten Linde, die er unter dem Krachen des Sturmes eben erst zu verlassen Miene machte. — „Ich mußte doch wissen,“ sagte der Knabe, „woher das viele Feuer am Himmel kam.“

Auch die erste Freundschaft schloß er in Lorch, eine Freundschaft, der er bis an sein Ende treu blieb. Der Geistliche des Ortes hieß Moser. Er hatte einen Sohn so ziemlich in Schillers Alter und gab den beiden Knaben den ersten Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache. Dem Pfarrer Moser setzte Schiller bekanntlich in seinem ersten Drama, den „Mäubern“, ein ewiges Denkmal von Dankbarkeit. Wahrscheinlich stammte aus diesem Pfarrhause, in dem er fast heimisch geworden war, seine lange anhaltende Neigung zum Studium der Theologie, dem er sich bekanntlich widmen wollte. In Lorch war seine Predigerlust so groß, daß er häufig, wie Schwab erzählt, mit einer schwarzen Schürze, statt des Kirchenrodes, von einem Stuhle herab der Mutter und Schwester sehr ernsthaft vortradete.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Im Verlage von **Breithkopf & Härtel** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Portrait

von

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Nach dem Gemälde von *Ed. Magnus*, lithographirt von *G. Feckert*.
Gross Folio. Preis 3 Thlr.; vor der Schrift 5 Thlr. 20 Ngr.

Ein Blatt von künstlerischer Vollendung, welches die Freunde und Verehrer Mendelssohn's in hohem Grade befriedigen wird.

Im Verlage von **Friedrich Pustet** in Regensburg ist erschienen:

Maria Theresia

in

Ungarn.

Von

Gräfin Locmaria.

Aus dem Französischen übersetzt.

Preis 21 Ngr.

Dieses Buch macht in Frankreich verdientes Aufsehen und wird wohl nicht verfehlen, auch in Deutschland einen zahlreichen Leserkreis zu erwerben. Das Ganze bietet eines der interessantesten Lebensbilder, mit Meißnerhand entworfen und durch eine sorgfältige Uebersetzung in seinem vollen Reize erhalten. Jetzt, wo Aller Augen auf die Entwicklung der ungarischen Frage begierig schauen, wird gewiß eine Erzählung willkommen sein, welche uns die große Kaiserin Maria Theresia in ihrem Staats- und Privatleben vor Augen führt.

Neue Patent-Victoria-Röcke

in allen Farben, voller Ersatz der Crinolins à 4 1/2 Thlr., dergl. ohne Crinolinerzatz à 2—3 1/2 Thlr., alle Sorten Stahlreifröcke, beste waschbare Koshaarröcke à 3—12 Thlr.; beste rein wollene Noireröcke, auch Koshaarröcke, Noirstoffe und Stahlreifen Ellen- und Stückweise, so wie 4 1/2 à 5 Ellen breite engl. Flanelle zu Unterröcken mit einer Naht à Elle 1 Thlr. 24 Ngr. — 2 Thlr. 12 Ngr., ferner wie bereits seit 9 Jahren, die in jeder Hinsicht anerkannt besten

Corsets ohne Naht

mit echtem Fischbeineinsatz, Schloßcorsets à 1 1/2 Thlr., ohne Schloß I. Sorte 1 Thlr. 7 1/2 Ngr., II. Sorte 1 Thlr., III. Sorte 25 Ngr., beste Pariser mit Naht à 2 Thlr. 5 Ngr., mit Schloß à 2 Thlr. 10 Ngr., elastische Morgenteibchen 2 Thlr., elastische für Kinder. — Pique- und Schnurenöcke, elastische Unterröckchen empfiehlt en gros und en détail

Carl Netto,

Leipzig, Grimmaische Str. 24.

Recht hübsche weiße 3faltige

Oberhemden

à 1 Thlr. 10 Ngr., schmalfaltige 1 Thlr. 15 Ngr. und 1 Thlr. 20 Ngr., bunte 1 Thlr. 20 Ngr., mit weißem oder buntem Pique-Einsatz 2 Thlr. und 2 Thlr. 10 Ngr., leinene 3 u. 4 1/2 Thlr. — Ponceau-rotte rein wollene

Flanellhemden

mit buntem Einsatz à 3 1/2 Thlr., bunte 3 1/2 Thlr., Leibjaden in Seide, Wolle, Baumwolle, dergleichen Herrenjaden, Unterbeinkleider, sowie sämtliche ins Strumpfwarenfach schlagende Artikel empfiehlt

Carl Netto,

Leipzig, Grimmaische Str. 24.

Im Verlage der **J. L. Schlessinger'schen** Buchhandlung in **De-derau** erscheint und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Der Hausprediger.

Predigtsammlung auf alle Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres über die im Königreich Sachsen vorgeschriebenen epistolischen Lerte, zur häuslichen Erbauung bearbeitet und herausgegeben von

C. A. Thieme,

Pfarrer in Greifenborn.

In 15 Heften à 5 Ngr. oder komplett 2 1/2 Thlr.

Die Gangbarkeit des Wertes enthebt uns aller weiteren Anpreisungen.

Im Verlage von **Rud. Weigel** in Leipzig erschien so eben:

Die Poesie in der Malerei. Versuch einer ästhetischen Abhandlung mit kunstgeschichtlichen Belegen von Dr. A. V. Svoboda, Gymnasial-Professor in Marburg in Steyermark. 1 Thlr.

Früher erschienen:

Analyse und Symbolik. Hypothesen aus der Formenwelt. Von C. W. Völker, Maler u. Prof. a. d. Kantonsschule in St. Gallen. 3/4 Thlr.

Die Kunst der Malerei. Enthaltend das Landschafts-, Portrait-, Genre- und Historienfach nach rein künstlerischer, leicht faßlicher Methode. Von Demselben. 2. verb. und vermehrte Auflage. 2 Thlr.

Die höhere Zeichenkunst. Theoretisch, practisch, historisch u. ästhetisch entwickelt in 50 Briefen, enth. die Grundregeln der perspectivischen Wissenschaften, der Lehre vom Clair obscur, der Farbenlehre, eine Anweisung nach Gyps und nach dem Naturmodell zu zeichnen etc. Von Dr. Joh. Chr. Elster. Mit 40 Holzschnitten und 2 Farbentafeln. 2 1/4 Thlr.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Des Malers Dankopfer.

Ein Lebensbild

von

Adolf Clafer.

In der Gemäldesammlung zu Braunschweig befindet sich ein schönes Bild von Jan Lievens, einem niederländischen Maler, darstellend wie Abraham seinen Sohn Isaak umarmt und Gott dankt für den Befehl, diesen heißgeliebten Sohn nicht zu opfern. Voll wunderbarer Innigkeit ist der Ausdruck des Dankes im Gesichte des alten Erzvaters, während das jugendliche Antlitz des Knaben in fremdartiger, südlisch üppiger Schönheit prangt. Man begegnet derartigen Köpfen selten auf den Bildern der Niederländer und unwillkürlich drängt sich dem Beschauer der Gedanke auf, daß der Maler hier nicht nur aus der Phantasie geschöpft, sondern ein Modell gewählt haben müsse, das seinem Herzen theuer war und gerade zu dieser Gruppe ihn begeisterte. Und so ist es denn auch wirklich. Des berühmten Malers Lebensschicksale waren verworren und wenig Freude drang in sein warmfühlendes Herz. Das erwähnte Bild aber ist der Erinnerung an einen Augenblick geweiht, wo ein Strahl von Glück ihn aus dumpfer Trauer emporhob zum innigsten Danke gegen seinen Schöpfer.

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts waren die Niederlande von regem Leben nach allen Seiten hin erfüllt. Während die südlichen flandrischen Provinzen, das heutige Belgien, noch unter spanischer Herrschaft saßen, hatte das nördliche Holland seine republikanische Verfassung unter einheimischen Statthaltern bewahrt und die steten Kämpfe um die Unabhängigkeit, verbunden mit religiösen Gährungen, sowie die erwachende Größe seiner Seemacht und die Entdeckungen fremder Länder, förderten das nationale Selbstgefühl, durch welches einzelne Charaktere sich zu einer wahrhaft antiken Größe entwickelten. Auch die Kunst erhob sich unter diesen furchtbaren Einwirkungen zu einer unsterb-

lichen Blüthe und die schönsten Meisterwerke der berühmtesten niederländischen Maler stammen aus jener Periode.

Damals galt den Niederländern Amsterdam als die hohe Schule des Lebens und der Kunst. Außer der Malerei begann dort auch die dramatische Dichtkunst ihre Schwingen zu regen; es war eben auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst ein hoffnungsreiches, begeistertes Ringen um die Palme der Vollendung.

Eine stille, klare und kühle Herbstnacht des Jahres 1628 lag über der Stadt und die Ruhe wurde nur zuweilen durch den Lärm unterbrochen, der aus einigen der besuchteren Wirthshäuser hervorbrang. Manchmal durchzogen auch fröhliche Gesellschaften die Straßen und gaben ihrer heiteren Stimmung durch irgend ein harmloses Lied helltönenden Ausdruck.

In einem der entlegeneren Wirthslocale befand sich eine Gesellschaft von Künstlern und Kunstfreunden, die sich dort regelmäßig versammelten. Absichtlich hatten sich die stotten Gesellen eine jener Schenken erwählt, wie sie Gerhard Terburg zu malen liebte. Braune Holzwände stützten eine gleichgefärbte Balkendecke, ein großer Kamin mit lodender Gluth, über welcher an dicker Kette fortwährend der brodelnde Kessel hing, war der Mittelpunkt, um den sich die Versammlung behaglich schmauchend gruppirt. Derbe Aufwärterinnen versahen nicht allzu rasch den Dienst und nahmen es nicht übel, wenn einer der Gäste ihnen in die feisten Wangen kniff, während die gefüllte Weinkanne unter den laut und eifrig redenden und gestikulirenden Gästen umherwanderte.

Heute war die Unterhaltung besonders lebhaft.

„Sollte man doch nicht glauben, daß eine solche Stille in unserer Stadt denkbar sei!“ meinte der Kupferstecher Lastmann, der zuletzt gekommen war, indem er seine Thonpfeife an einer Kohle des Kamins anzündete. — „Wenn man heute Abend durch die Straßen geht, ist's nicht anders als lebten wir im tiefsten Frieden, obgleich erst drei Tage vorüber sind, seit der helle Kampf um uns herum auszubrechen drohte.“

„Vielleicht ist die gegenwärtige Stille nur der Vorbote eines Gewitters,“ entgegnete mit besonderem Nachdruck der Maler Michael Schooten, dessen Frau die

Tochter des Schöffen Bider war, — „ich bin wenigstens durchaus nicht von der Dauer dieser Ruhe überzeugt.“

„Du bist mit der Regierung verwandt und weißt immer mehr von den öffentlichen Angelegenheiten als wir Anderen,“ versetzte Lastmann, „aber Du thust so geheimnißvoll mit Deiner Weisheit, als wären wir alle Beräther. Wenn irgend etwas Wichtiges in Aussicht steht, so rede und vertraue uns, wie es unter Kunstgenossen sich ziemt.“

Schooten sah nach der Thür, was er an diesem Abend auffallend häufig that, dann warf er einen prüfenden Blick auf die Gesichter der Anwesenden, welche sämmtlich erwartungsvoll ihm zugewandt waren, that einen kräftigen Zug aus der Weinkanne und sagte: „Ihr wißt, daß die Partei des Magistrates, von deren Absichten ich allenfalls unterrichtet sein könnte, die Ruhe der Stadt wünscht und darüber wacht, daß dieselbe möglichst aufrecht erhalten werde. Die ewigen Reibereien drücken hart auf das Gemeinwohl. Seitdem der fanatische Prediger Smout hier in Amsterdam das Volk wieder aufhebt, drohen die gefährlichsten Zustände. Nun, wir haben neulich erst ein Vorspiel davon gehabt!“

„Das Volk glaubt sich verpflichtet, die Spanier und deren Anhänger wie die Pest zu verabscheuen und auszurotten,“ versetzte der Kupferstecher Andreas Lastmann.

„Und diesen Vorwand gebraucht die reactionäre Partei, um außer den Spaniern jeden freidenkenden Mann als einen Mißvergünstigen und Feind der Niederlande zu bezeichnen,“ entgegnete Schooten. „Trotzdem daß die Remonstranten so gut wie wir an Luther glauben, wirft man sie mit den Spaniern in einen Topf.“

Nach diesen Worten sah Schooten wieder mit besorgtem Blicke nach der Thür.

„Was habt Ihr nur immerfort ängstlich zu sein und auf die Eintretenden zu achten?“ frug einer der Künstler.

„Ich bin allerdings besorgt, aber nicht um mich,“ versetzte Schooten, „einer meiner Schüler, mit dem ich wichtige Dinge zu reden habe, wollte sich hier einfänden. Es scheint, daß die schwarzen Augen einer gewissen Dame ihn nicht freilassen.“

„Ei, ei, Freund Schooten,“ neckte Lastmann, „Ihr seid wohl eifersüchtig auf den Schüler?“

„Kann sein, daß ich eifersüchtig bin,“ entgegnete lächelnd der Maler, „aber nicht auf ihn, sondern auf sie, die meinen besten Schüler auf ihre Seite und dadurch in Gefahren zieht, vor denen ich warnen muß.“ Nach diesen Worten blickte er abermals nach der Thür, welche sich in demselben Augenblicke öffnete.

Ein junger Mann trat ein. Er sah sich etwas verlegen forschend um und schien gänzlich unbekannt an dem Orte. Schooten hatte ihn kaum erblickt als er rasch das Gespräch abbrach, aufstand und zu ihm hintrat.

Bald darauf saßen die Beiden allein an einem Tische und tranken sich den Willkommen zu.

„Ich habe Dich ungeduldig erwartet, Jan, mein Zunge,“ sagte Schooten, „ich muß Dich warnen!“

„Mich warnen?“ entgegnete der junge Mann und legte den Hut auf den Tisch.

„Du weißt, Jan Lievens, daß ich es ehrlich mit Dir meine,“ versetzte Schooten, „und wenn Du auch wenig Vertrauen zu mir hast, so werde ich doch stets als ehrlicher Freund und Lehrer an Dir handeln.“

„Wie kommt Ihr zu dem Vorwurf, daß ich kein Vertrauen zu Euch hätte,“ sagte mit etwas unsicherer, erzwungen vorwurfsvoller Stimme der junge Maler.

„Das will ich Dir sagen, Jan,“ erwiderte Schooten. „Es sind nun drei Jahre her, daß Du von Deiner Vaterstadt Leyden hierherkamst. Du weißt, wie sehr ich mich damals über Dein Talent freute und wie bereitwillig ich Dein Lehrer wurde. Die Lehrzeit war kurz, denn Du bist in Deinen jungen Jahren schon ein Meister geworden und Deine Porträts übertreffen die besten von uns Andern. Daß Dein Talent sich jedoch nicht damit begnügen konnte, die Gesichter anderer Menschen auf die Leinwand zu malen, war leicht zu errathen und ich war nur begierig, welcher Art die Gegenstände sein möchten, die Deine Phantasie beschäftigen würden, da ich bald bemerkte, daß die einfachen Vorgänge aus unserem täglichen Leben Dir zu gering waren und Deine ganze Art des Malens nicht genau dieselbe blieb, wie wir sie in den Niederlanden treiben. Jetzt weiß ich, wohin Dein Talent sich wendete. Dich zogen die Spanier an — werde nicht ungeduldig, mein Zunge, ich rede jetzt nur von den spanischen Malern, deren Bilder Du kennen lerntest und deren Art Du eifrig studirtest im Hause des kunstsinigen Sennor Baldez.“

Lievens rückte auf dem Stuhle hin und her, ergriff seinen Hut und stülpte ihn rasch auf.

Der Kupferstecher Lastmann trat zu den Beiden heran und setzte sich zu ihnen. „Du hast uns Alle neugierig darauf gemacht, was der Magistrat zur Aufrechterhaltung des Friedens unternehmen wird,“ sagte er zu Schooten. „Sind denn die Zeiten des todtten Moriz von Oranien nicht vorüber? Geht der Religionskampf aufs Neue an? Wir dachten, Prinz Friedrich Heinrich wäre ein Mann der Toleranz?“

„Das ist er auch,“ entgegnete Schooten, „aber Andere reizen das Volk auf. Der letzte Tumult war nur ein Vorspiel und ich habe davon gehört, daß ein Hauptschlag bevorsteht. Der Magistrat ist wenigstens darauf vorbereitet. Mehr weiß ich nicht.“

Jan Lievens hatte diesem kurzen Gespräche mit Aufmerksamkeit zugehört und der Zug von Unmuth, welcher durch Schootens frühere Reden in seinem Gesichte

entstanden war, machte dem Ausdruck gespannter Neugierde Platz.

„Was giebt's denn für Streitigkeiten?“ frug er.

„Ihr seid noch jung,“ entgegnete Lastmann, „und habt die schweren Zeiten nicht durchgemacht, deren Wiederkehr wir befürchten. Die Milde des Prinzen ist den Häuptern der alten Partei nicht genehm. Diese heizen nun das Volk auf wider die Remonstranten und verdammen diese ebenso arg wie die Spanier, welche letztere doch viel eher unsern Haß verdienen, da sie wirklich des Landes Feinde sind.“

„Wie mögt Ihr so unduldsam reden,“ versetzte Lievens in lebhafter Aufregung, „sind die wenigen spanischen Familien, die sich freilich noch in unserer Stadt aufhalten, Feinde des Landes? Wahrhaftig, ich verstehe solche Ansichten nicht!“

Das Gesicht des jungen Mannes glühte als er dieses sagte. Lastmann blickte ihn erstaunt an und ging schweigend zu den andern Malern zurück. Schooten führte das Gespräch mit Lievens fort.

„Höre mich, Jan,“ sagte er, „ich muß Dich warnen, damit Du nicht blind in Dein Verderben rennst. Man befürchtet einen Aufstand gegen die Remonstranten und den Vorwand werden die wenigen spanischen Familien, die noch in der Stadt leben, bieten müssen. Du weißt, zu welchen Unthaten der gereizte Pöbel geneigt ist. Der Ausbruch des Aufruhrs ist vielleicht ganz nahe. Halte Dich also etwas weniger oft im Hause des Sennor Baldez auf, denn jede Stunde kann Dir dort Gefahr bringen.“

Jan Lievens erhob sich. Sein Gesicht war bleich geworden und die dunklen Augen glühten in seltsamer Erregung.

„Ich danke Euch, Meister!“ sagte er, indem er sich zum Fortgehen aufschickte.

„Du bist verschlossen und verheimlichst Deine Angelegenheiten vor mir,“ sagte Schooten vorwurfsvoll, „aber ich kenne mehr von Dir als Du denkst und ich weiß auch, was Dich an das Haus des Spaniers fesselt. Es sind nicht nur des alten Herrn Bilder, die Dich anlocken, zwei Augen halten dort Dein ganzes Wesen gefangen. Hüte Dich, Jan, daß Dich das Volk nicht für einen Anhänger der Feinde hält und Du ihr Schicksal theilen mußt, wenn es einmal zum Schlimmen kommt.“

Lievens blickte beim Anhören dieser Worte einen Augenblick wie träumend zur Decke empor und ein seliger Gedanke strahlte aus seinen schwärmerischen Augen. „Käme es doch dahin!“ flüsterte er vor sich hin, dann sagte er mit festem, aber doch sanftem Tone: „Laßt mich darin meine eigenen Wege gehen!“ und entfernte sich eilig. Schooten versuchte vergeblich ihn noch zurückzuhalten.

„Es ist wie ich vermuthete,“ seufzte Schooten, „die schöne Isabel hat es ihm angethan! Gott schütze sie um feinetwillen!“

Darauf setzte er sich wieder bei den übrigen Kollegen nieder.

Auf vielen Bildern aus der Blüthezeit der niederländischen Malerei erblickt man hohe Zimmer mit reichem Tafelwerk und großen Kaminen. Das Holz der Möbel ist reich geschnigt, die Vorhänge sind von schwerem Damast und tief herabhängend, so daß ein immerwährendes Halbdunkel in den Räumen zu herrschen scheint. Behaglichkeit ist der Grundsatz der ganzen Einrichtung und man wird dabei erinnert, daß nur kurze Zeit im Jahre in jenen Strecken der Aufenthalt im Freien angenehm ist und die menschliche Betriebsamkeit die Mängel des Klimas und der Natur ausgleichen muß.

In einem solchen Zimmer gruppirte sich wenige Tage nachdem der Maler Schooten seinen Schüler Lievens gewarnt hatte, eines Abend eine kleine Gesellschaft, die aus zwei Männern und einer Dame bestand, um den Kamin. Die Kleidung der letzteren entsprach völlig der Art, wie man sie auf den Bildern der englischen Königin Elisabeth zu sehen gewohnt ist, und das frische jugendliche Gesicht, mit großen dunkeln Augen, die von langen Wimpern beschattet waren, schaute gar lieblich und aufmerksam in das Antlitz des jüngern Mannes, der mit einem Platte in der Hand an ihrer Seite saß und eine spanische Romanze zu lesen versuchte, während der ältere Mann gedankenvoll in die leichtglimmenden Kohlen starrte.

„Ihr macht Eure Sache schon recht gut, Mynheer Lievens,“ sagte lächelnd die Dame, „in kurzer Zeit werdet Ihr ganz fehlerfrei meine Muttersprache lesen können und wenn Ihr uns dann später in mein schönes Vaterland folgen wollt, so soll dort Niemand ahnen, daß Ihr ein Fremder seid.“

Lievens küßte der schönen Isabel die Hand. „Gewiß,“ flüsterte er halblaut, „ich folge Euch in Eure schöne Heimath, um dort an der blühenden Natur zu erwärmen und die höchste Stufe meiner Kunst und meines Glückes zu erreichen.“

„Und um den Lorberkranz zu gewinnen,“ scherzte Isabel.

„Den ich, wie Alles, was mein gehört, zu Euren Füßen legen will,“ entgegnete er mit schwärmerischem Blicke, worauf Isabel heiter lachte.

„Wie seid Ihr Künstler doch wechselnd in Euren Stimmungen!“ begann nun der alte Baldez. „Vor einer Stunde noch voll schreckhafter Ahnungen, wiegt Ihr Euch jetzt schon wieder in der eitelsten Hoffnung.“ Lievens entgegnete: „Ihr selbst habt mir gestattet

meine Empfindungen offen gegen Isabel aussprechen zu dürfen.“

Der Spanier erwiderte: „Mißverstehst mich nicht. Ich erstaune nur darüber, daß Ihr schon wieder tändelt, da ihr uns Alle vorhin von drohenden Gefahren umgeben saht.“

„Jeder in seiner Art,“ entgegnete Lievens, „ich habe Euch gewarnt, weil ein redlicher Freund mir einen Wink gab. Ihr wollt die Gefahr nicht sehen, weil Euch Eure Geschäfte zu sehr am Herzen liegen und ich vergesse sie, wenn ich an die schöne Zukunft denke, die mir an Isabels Seite das höchste Glück verheißt.“

„Ihr vergeßt dabei nur, mein kluger Herr, daß mein Vater diese Art von Gefahren schon seit Jahren kennt,“ warf Isabel ein, „und daß wir hier schon viel schlimmere Zeiten durchlebt haben als die gegenwärtige. Auch glaube ich nicht, daß Jemand hier uns etwas Böses gönnt. Thun wir doch Niemand etwas zu Leide und leben schon so lange in Amsterdam, daß ich kaum mehr weiß, ob ich in Spanien oder hier meine Heimath suchen soll.“

„Ihr habt Recht, theuerste Isabel,“ versetzte Lievens, „wer könnte Euch und Eurem Vater übel wollen? Gebt Acht,“ fuhr er dann fort, „wenn wir erst in Spanien sind, wohin ich größere Sehnsucht habe als Ihr, wird Euch das Heimweh nach den Niederlanden erfassen, aber dann müßt Ihr im Süden bleiben, denn ich hasse die eintönige kalte Färbung meines Vaterlandes, ich bin Künstler von ganzer Seele und ein solcher hat dort seine Heimath, wo er zum Schaffen begeistert wird. Unsere niederländischen Maler schaffen Nichts, sie arbeiten nur und bringen es zur Vollendung in der Ausführung von Nichtigkeiten, denen die höhere Weihe des Gedankens fehlt.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Farben im Anzuge der Frauen.

Von

A. Simson.

(Fortsetzung.)

Ein grünes Kleid kann daher nicht mit schwarzen Spitzen besetzt werden, denn die Spitzen färben sich mit einem röthlichen Scheine, der sie abgetragen aussehend läßt, was gleichfalls bei schwarzen Spizenhüten mit grünem Bande garnirt sich zeigt. Blicke ein grünes Papier durch gestreiften oder geblühten Muslin, so erscheinen die Streifen oder Blumen leicht röthlich.

In einem Kleiderladen fällt uns augenblicklich der verschiedene Schein der Stoffe auf, von denen wir hier

nur einzelne Beispiele hervorheben. Ein schwarz und orange gestreiftes oder carrirtes Kleid wird, gegen das Licht gehalten, einen bläulichen Schein geben; dagegen das Schwarz in dergleichen Verbindung mit Violett oder Blau einen weniger angenehmen gelben Ton haben, der sich bei einigen Schattirungen und Stoffen ins Goldige steigern kann. Dies gilt vorzüglich von Seide, wobei wir gleich bemerken, daß dieser Stoff zwar ebenfalls den geforderten Schein annimmt, durch seinen Glanz indeß verhindert wird fade auszusehen, wie es leicht bei baumwollenen oder wollenen Stoffen geschieht.

Eine unbestimmte graue oder braune Schürze von stumpfem Stoffe, auf einem rothen Kleide getragen, wird einen entschieden grünlichen Ton annehmen und ein kleiner weißer Kragen auf dunkelblauem Kleide oft den Eindruck einer unklaren Wäsche machen. Natürlich ist hier nur die Rede von großen farbigen Theilen und kleinen neutralen; wie sich große Massen Weiß, Schwarz und Grau zu den Farben verhalten, werden wir später sehen.

Wir haben bisher nur von den Contrasten der Farben und ihrer Harmonie gesprochen. Dieser zur Seite steht die Harmonie der Gleichartigkeit, d. h. wenn mehrere Schattirungen derselben Farbe nebeneinandergestellt werden, oder eine Farbe durch sanfte Uebergänge in eine andere sich verliert. Diese beiden Arten der Harmonie haben wir für unseren Zweck nur in Betracht zu ziehen und gehen nun dazu über, den Einfluß der verschiedenen Farben auf die Haut zu beobachten, wodurch wir als Resultat gewinnen, welche Farben vortheilhaft von einer oder der anderen Person getragen werden können.

In der Natur finden wir die Grundfarben einzeln an verschiedenen Gegenständen, aber nirgends alle drei vereinigt in voller Reinheit. Im Mineralreich sind sie einzeln vorhanden, im Pflanzenreich haben wir schöne Repräsentanten derselben, und auch das niedrige Thierreich liefert Wesen, welche aus einer Grundfarbe bestehen, wie z. B. die Cochenille. Je höher wir aber in der Stufenordnung der Geschöpfe vorwärts schreiten, desto mehr verlassen uns die Grundfarben, und es treten die gemischten und gebrochenen an ihre Stelle. Schon bei den Säugethieren finden wir fast nur Weiß, Gelb, Gelbroth und Braun auf die verschiedenste Weise variirt, aber nie so, daß sie uns an die reinen Elementarfarben erinnern.

Der Mensch steht auch darin am höchsten; so mannigfaltig die Schattirungen seines Körpers sein mögen, eine reine Grundfarbe findet sich nirgend vor.

Wir wollen hier nicht auf die Hautfarbe der verschiedenen Menschenrassen weiter eingehen, da nur die kaukasische Mannigfaltigkeit der Schattirungen zeigt, während bei den übrigen Rassen die ihnen eigenthümliche

Färbung bei den Einzelnen keine auffallende Veränderung erleidet. Die Hautfarbe des weißen Menschen spielt ins Gelbliche, Röthliche, Bräunliche und wird in der Regel diejenige für die schönste gehalten, welche am unbestimmtesten, gleichgültigsten austritt und sich am wenigsten unter irgend eine Farberubrik rangiren läßt. Die Gesichtsfarbe ist verschiedenen Einflüssen ausgesetzt, daher veränderlich; so daß die sogenannte Fleischfarbe nur bei dem Körper in Betracht kommt.

Wenn wir nun noch hinzufügen, daß wir unsere Bemerkungen hauptsächlich auf das weibliche Geschlecht beziehen, da wir voraussetzen, daß die Herren der Schöpfung ihre Zeit besser zu verwenden wissen als Farbeneffekte in Bezug auf die Haut zu studiren, so haben wir die Gesichtspunkte angegeben, aus denen wir die Sache beleuchten wollen, indem wir „Chevreul's gleichzeitigen Farbencontrasten“ und den interessanten Beobachtungen der englischen Schriftstellerin Mrs. Merriestield, einer sowohl in der Praxis als in der Theorie der Kunst bewanderten Dame, im Allgemeinen folgen.

Wir unterscheiden in der Regel Blondinen und Brünnetten, indem wir Gesichtsfarbe und Haare in Betracht ziehen. Was die Blondinen betrifft, so kann man für den Teint und das Haar ein sehr schwaches Orange als Grundton annehmen, das sich aber verändert, je nachdem Gelb, Roth oder Braun vorwiegt. Herrscht das Gelb bei den Haaren vor, so nennen wir es flachsfarben, cendré oder goldig; zeigt sich das zweite im Uebergewicht, so ist es kastanienfarben oder auch ganz roth, und wiegt das dritte vor, so giebt es die verschiedenen hellen und dunklen Braune.

Auch der Teint kann als sehr verwässertes Orange gelten, welches sich nur auf den Wangen zu einem gemäßigten Roth steigert.

Mit dem allgemeinen Orangeton bilden dann nur bei den Blondinen die blauen oder grauen Augen einen Contrast, der so sehr gefeiert von Dichtern und Schriftstellern ist, daß sie von Alters her goldenes Haar für unzertrennlich von blauen Augen hielten.

Die verschiedenen braunen Haarfarben sind meist begleitet von braunen Augen, und in diesem Falle vereinigt nur eine gewisse Gleichartigkeit Haut, Haar, Augen, Wimper und Brauen zu einem harmonischen Ganzen.

Auch in der Hautfarbe des dunklen Typus, der Brünnetten, kann das Orange als Grundton angenommen werden, doch strebt es hier dem Röthlichen zu, während es sich bei den Blondinen auf die gelbe Seite neigt. In dieser Klasse, die ebenfalls eine unennbare Mannigfaltigkeit zeigt, herrscht meist die Harmonie des Contrastes zwischen Haar, Augen und Teint, wie es besonders scharf hervortritt, wenn das blaue Auge der Blondinen sich mit den dunklen Haaren, Wimpern und Augenbrauen der Brünnetten verbindet.

Da Blau am angenehmsten mit dem Grundton Orange contrastirt, so folgt daraus, daß es in der Regel für Blondinen eine sehr kleidsame Farbe sowohl für das Haar als für den Teint ist. Dem matten Orange entspricht natürlich nur ein ebenso verdünntes Blau, während für die Haut der Brünnetten, welche ein verdichteteres Orange zeigt, Dunkelblau nicht unvortheilhaft ist. Hier ließe sich vielleicht eine ganz artige Skala aufstellen für die Schattirungen des Blauen als Ergänzung zu den Schattirungen der Hautfarbe.

(Fortsetzung folgt)

Modenbericht.

(F.) Die Frühjahrshüte sind meist an den Baden schmal mit hohem Schirm. Ausgeputzt werden sie sehr verschiedenartig. Wir erwähnen diesmal nur einen von weißem Tüll, der mit rosa Band eingefast, an der rechten Seite sehr weit oben mit einer Bandrossette, von welcher ein einziges langes Ende herabhing, an der linken aber mit einem Bouquet Vergißmeinnicht ausgeputzt war. Unter dem Schirme ein großer Büschel rosa Band und einzelne Veilchen.

An einem andern von grauem Stroh war der Schirm rosa festonnirt und eine schwarze schmale Spitze folgte allen Windungen dieser Festons. Den Kopf von rosa Taffet bildete fast ganz eine große Schleife, von welcher ein breites Band herabfiel. Der sehr volle Ausputz unter dem Schirme bestand aus Blumen von grauem Sammet und Schalen von rosa Band, welche von sehr dichten schwarzen Spitzensalten bedeckt wurden.

Ein dritter von schwarzem Pferdehaar war fast ganz von jonquillefarbigem Bandgeslecht bedeckt, das auch den Bart bildete. Auf diesem Geslecht drei gelbe Rosen. Der Bandbart mit Blonde eingefast. Die Bindebänder jonquillefarbig und unter dem Schirme Ausputz von ebensolchem Bände und schwarzen Spitzen.

Ueber einen Hut von weißem Reisstroh, der schwarz eingefast war, lief eine Echarpe von stahlgrauem Krepp mit Trauben von schwarzen Früchten.

Bei einer reichen Ausstattung bemerkten wir ein schönes Visitenkarten-Täschchen und ein ebensolches Portemonnaie. Beide waren von Elfenbein mit ciselirten Goldplatten und schwarzer Email.

Die reichsten und modischsten Schmucksachen sind von Perlen und Brillanten. Der Smaragd hat viel von der Gunst verloren, in der er sonst stand. In der Gürteluhfette befinden sich nicht selten Onyxfügelchen mit Diamanten.

Was die Confections (Ueberwürfe etc.) für das Früh-

jahr betrifft, so scheinen die ganz kurzen seidenen Balletots, die mit rothem, dunkelblauem oder penséesfarbigem Cashmir gefüttert sind und vorn Stickerien von schwarzem Soutasch und gelbe Knöpfe haben, sehr modisch zu werden. Man hat diese kleinen Balletots auch von leichtem Tuche (vorzugsweise von dunkelbraunem) mit eben solcher Stickerie und eben solchen Knöpfen. Man nennt diese Balletots Matrosen-Balletots oder auch Gaetena-Zäckchen.

Eben so läßt sich bereits sagen, daß man viele Kleider von hellfarbigem Poil de Chèvre mit einem kleinen Shawl von demselben Stoffe tragen wird, der mit Soutaschstickereien versehen ist.

Der kleinarrirte, broschirte und getüpfelte Moire antique wird ebenfalls modisch bleiben. Wir sahen sehr schöne Stoffe dieser Art, z. B. blauen mit Carreaux und Täpfelchen und einem grauen mit Ephenblättern in silberglänzendem hellerem Grau.

Die Kleider aus einfarbigem Taffet werden immer ausgezeichnet sein. Man garnirt sie ziemlich voll ganz unten, wo sie eine Weite von acht Meter haben.

Die Garnirungen der Kleider bestehen in Volants, Falten, Ruchen, glatten Streifen, besonders von Sammet, aus Posamentirarbeiten, Bandschleifen, Patten und Knöpfen.

Die hohen zugeknöpften Leibchen sind bald rund, bald mit Schneppe.

Die Ärmel scheinen so wenig einer Veränderung zu unterliegen als das Uebrige. Die engen mit großen Aufschlägen passen besonders zu Halbpuß. Die offenen und weiten Ärmel trägt man vorzugsweise bei großer Toilette. Aber sie müssen einen Auspuß haben, welcher dem auf dem Rocke und dem Leibchen entspricht.

Einige Anzüge zum Ausgehen mögen hier beschrieben sein.

Ein Kleid von schwarzem Taffet hatte auf dem Rocke dreimal drei kleine guirlandenähnliche Volants, die mit lilas Taffet eingefast waren. Das Leibchen war hoch mit halbweiten Ärmeln, die lilas eingefaste Aufschläge hatten.

Ein anderes, ebenfalls von schwarzem Taffet, hatte auf dem Rocke einen Volant, der aus einem großen und einem kleineren bestand, während auf dem großen eine ausgezackte Ruche lag. Das hohe Leibchen hatte goldene Knöpfe und halbweite Ärmel.

Ein Kleid von dunkelblauem Moire antique hatte auf dem Rocke einen breiten schwarzen Sammetstreifen und über demselben fünf ganz schmale. Die Ärmel waren lang und eng und das Leibchen hatte Sammetknöpfe.

Eines von grauem Poil de Chèvre hatte auf dem Rocke grüne Bandsalten, die im Halbkreise in drei Reihen angelegt waren.

Die meisten Negligékleider haben gar keinen Auspuß.

Modenblatt N^o 15.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von dunkelgelber Seide, sehr kurzschirmig, mit einer Feder in der Farbe des Hutes, rothen Blumen und rothem Band ausgepußt, der kleine Bart roth gefüttert, mit doppelten Bindebändern, weißen und rothen; Kleid von dunkelgelbem einfarbigem Foulard mit hohem rundem Leibchen, schmalem Gürtel und kleiner goldener Schnalle; kleine Pelierine von schwarzen Spitzen; halb lange und halbweite Ärmel, unten mit Ruchen garnirt; auf dem Rocke unten zwei Faltenvolants, die an den Seiten durch eine große Bandschleife aufgenommen sind; ganz schmaler Kragen; offene Spitzenärmel; dänische Handschuhe; schmale goldene Armbänder; Stiefelchen.

2. Hut von schwarzem Atlas, an der einen Seite mit einer schwarzen und einer weißen Feder, an der andern mit schwarzen Spitzen ausgepußt; Bart von weißen Spitzen; weiße Bindebänder; Kleid von breitgestreiftem Taffet mit hohem rundem Leibchen, halbweiten und halb langen Ärmeln, mit Posamentirarbeit ausgepußt; auf dem weiten Rocke breite Garnirung; Frühlingspalletot von schwarzem Atlas mit reichem Posamentirspitzenbesatz; Glacéhandschuhe; Armbänder; Stiefelchen.

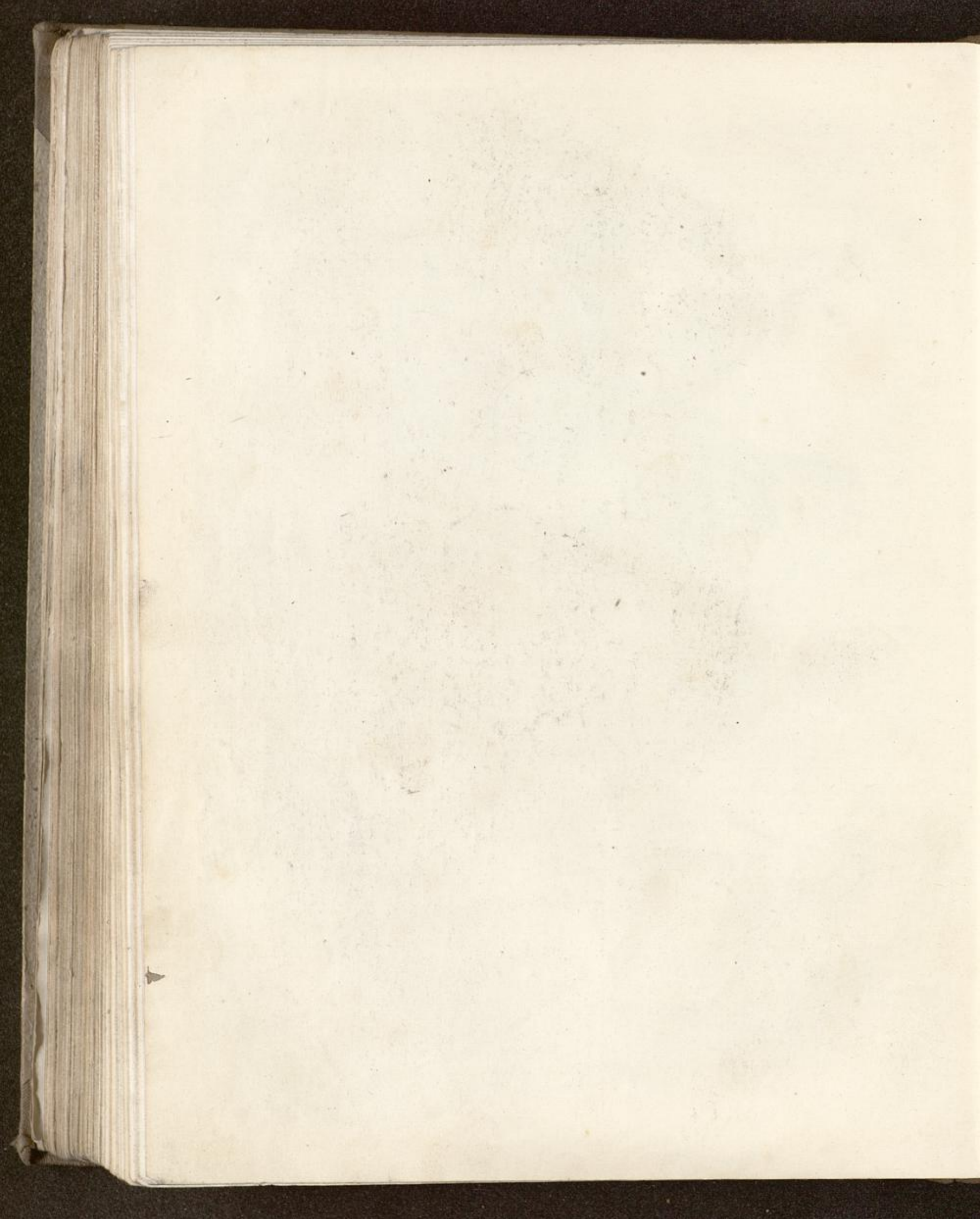
3. Häubchen von schwarzen Spitzen mit zwei Rosen vorn auf der Stirn; Kleid von feinem Wollenzeuge mit hohem Leibchen, vorn mit zwei Reihen ganz schmaler schwarzer Sammetbändchen und zwischen denselben mit einer Reihe kleiner Schleifen garnirt; ganz schmaler Gürtel; Ärmel oben lang, nach unten weit, mit Sammetbändchenbesatz unten, darunter ein ganz enger und langer Ärmel, unten ebenfalls mit Bändchen garnirt; auf dem Rocke herunter Fortsetzung der Sammetbändchenreihen, die nach unten breiter werden und in der Mitte ebenfalls größer werdende Schleifen haben; Glacéhandschuhe; goldene Armbänder; Taschentuch; Schuhe.

4. Modischer Frühjahrs Hut von grüner Seide, vorn an der Seite sehr schmal, nach der Mitte des Schirmes ziemlich spitz zulaufend, mit einer langen liegenden weißen Feder und unter dem Schirme um das ganze Gesicht mit Blonde ausgepußt; der Kopf des Huts von weißer Seide, der sehr große und abstehende Bart von grüner Seide; weiße Bindebänder; Kleid von grüner geblühter Seide mit hohem Leibchen, an dem wie an den halb langen Ärmeln sich schwarzseidener Faltenbesatz befindet, wie volantähnlich ganz unten auf dem Rocke doppelt ein ähnlicher; schwarze Frühjahrsmantille mit reichem Spitzenbesatz; dänische Handschuhe; goldene Armbänder; geschlossene weiße weite Unterärmel; Stiefelchen.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

15 1862

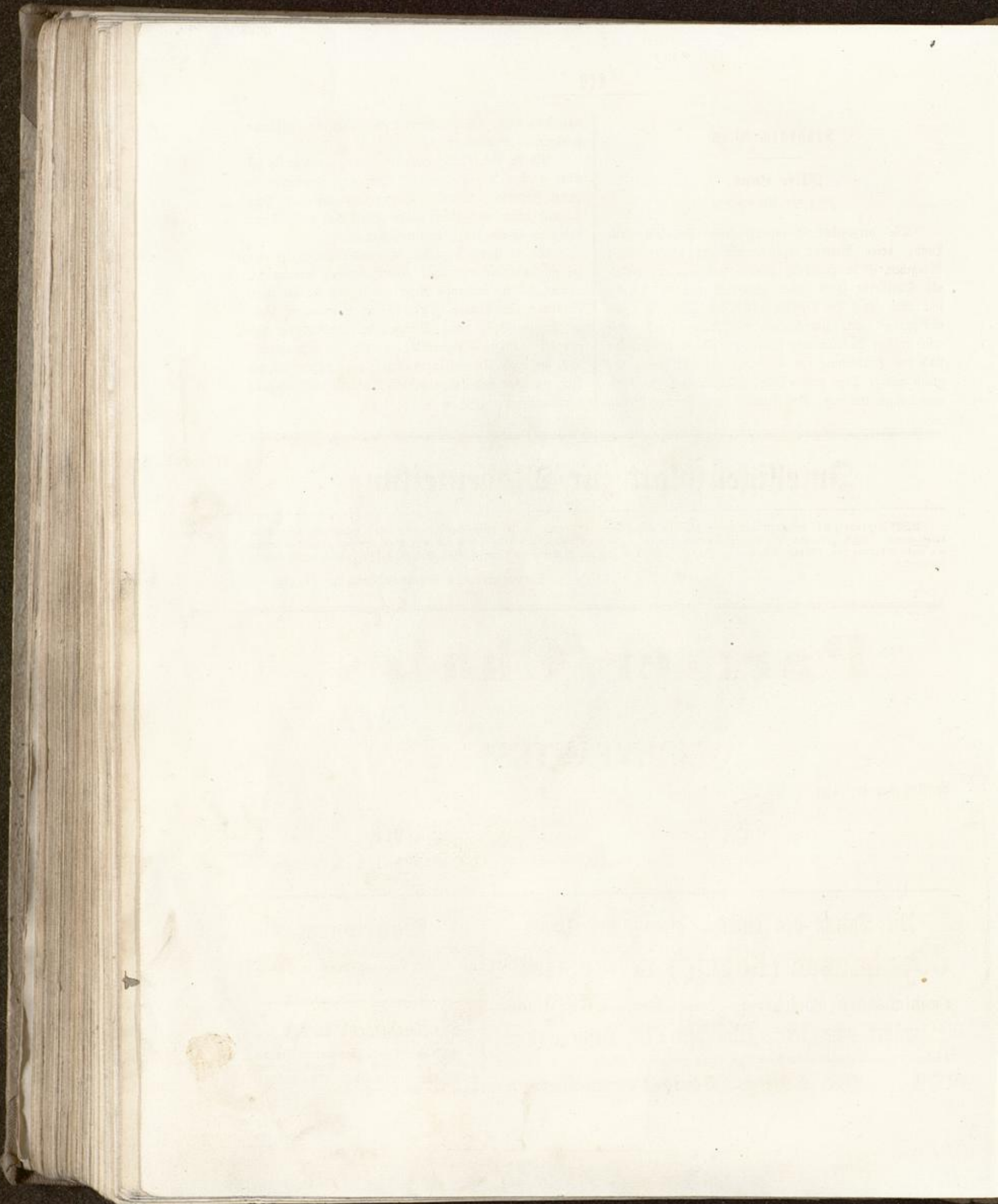




Geste v. G. Meissner in Berlin

Elise Hund

Druck von Weyen Leipzig



Stahlstich N^o 15.**Elise Lund.**

(Nach einer Photographie.)

Die herzogliche Hofschauspielerin Fräulein Elise Lund, deren Porträt wir hiermit der Oeffentlichkeit übergeben, ist in Hamburg geboren und erzogen, erhielt als Künstlerin ihren ersten Unterricht von Dr. Toepfer und trat zuerst im October 1857 als Clara in „Zurücksetzung“ im Stadttheater zu Hamburg auf. Die erste größere Anerkennung erhielt sie als sie in Breslau nach der Darstellung des Gretchens engagirt wurde, obgleich wenige Tage zuvor Marie Seebach dort als Gretchen aufgetreten war. Von Breslau ging sie nach Brunn

und fand dann ein Engagement als kaiserliche Hofschauspielerin in Petersburg.

Als sie Petersburg verlassen hatte, gastirte sie bei einer großen Anzahl deutscher Bühnen, namentlich in Prag, Heidelberg, Münster, Altona, Königsberg und Berlin und nahm vor einem Jahre einen Ruf nach Wiesbaden in Stelle des Fräulein Pellet an.

Wie in ihrem Charakter in wunderbarer Weise eine seltene Innigkeit mit einer eigenthümlichen Unruhe sich paaren, die ihr nirgends Ruhe gönnt und ihr bei ihren Freunden den Namen Zugvögelchen erworben, zeichnet sich ihr Spiel durch Weichheit der Empfindung und eine Art hastiger Originalität in der Auffassungsweise aus, die ihren Darstellungen einen ganz ungewöhnlichen Reiz verleihen und ihre wahrhafte künstlerische Befähigung documentiren.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Pariser Châles

und

NOUVEAUTÉS

empfang und empfiehlt für die Frühjahrsaison

J. G. Schaedel,

Leipzig, Markt Nr. 10, Kaufhalle, 1. Etage.

Die Saison des Königl. Preussischen Bades
Oeynhaus (Rehme) in Westfalen

(kohlen-saure Sooltherme-, Sool-, Dunst-, Gas-Bäder)

währt vom 18^{ten} Mai bis 21^{ten} September.

Auskunft über Wohnungen und sonstige Angelegenheiten ertheilt

Die Königl. Bade-Verwaltung.

Bandwurm

beseitigt (auch brieflich) in 2 Stunden gefahrlos und sicher Dr. Ernst in Reudnitz (Leipzig).

Accouchement secret

in der Familie eines renommirten Arztes und Geburtshelfers auf dem Lande im Sächsischen. Näheres sub C. W. S. 1000. poste restante Leipzig franco.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. G. Gruner's

vollständige

Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierpflanzenzucht, sowie die sämtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von

C. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,

correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues u. zu Berlin, sowie der pomolog. Gesellsch. zu Altenburg, Ehrenmitgl. d. prakt. Gartenbaugesellsch. f. Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft u.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturistische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

Supplement zu Schiller's Werken.

Friedrich v. Schiller's

Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse

über

sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften.

Nebst

seinen Urtheilen über berühmte Personen und Werke, Ansichten über Welt und Menschen, Religion und Philosophie, Kunst und Literatur.

Geschrieben von ihm selbst.

Geordnet von A. Diezmann.

Zweite, mit Schiller's Portrait und 7 Ansichten in Stahlstich vermehrte Auflage. Format der Cotta'schen Classiker. 16. Eleg. broch. Preis 24 Ngr.

Alle Besitzer der Taschenausgaben von Schiller's Werken werden auf dieses höchst interessante Supplement, das unter andern auch eine vollständige Selbstbiographie des gefeierten Dichters enthält, aufmerksam gemacht. Die der neuen Auflage beigegebenen sieben Stahlstiche stellen folgende Ansichten dar: Schillers Geburtshaus zu Marbach — die Schillerhäuser in Gohlis — Weimar — Loschwitz — Lorch — Schillers Garten bei Jena und die Schillerlinde zu Blasewitz.

In siebenter Auflage

erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Henrik Hertz

König René's Tochter.

Miniatur-Ausgabe.

Prachtvoll gebunden. Preis 25 Ngr.

Dieses treffliche Werk, im neuesten Geschmacke prächtig gebunden, eignet sich besonders als billiges und höchst elegantes Geschenk für Damen und wird als solches hiermit bestens empfohlen.

Verlag von L. Wiedemann in Leipzig.

Im Verlage der J. L. Schlegel'schen Buchhandlung in Dederan erscheint und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Der Hausprediger.

Predigtammlung auf alle Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres über die im Königreich Sachsen vorgeschriebenen epistolischen Texte, zur häuslichen Erbauung bearbeitet und herausgegeben von

C. A. Thieme,

Pfarrer in Greifendorf.

In 15 Heften à 5 Ngr. oder komplett 2 1/2 Thlr.

Die Gangbarkeit des Werkes enthebt uns aller weiteren Anpreisungen.

Verlag von C. F. Steinacker in Leipzig.

Von dem seit 24 Jahren mit wachsender Spannung erwarteten Romane:

LES MISÉRABLES

PAR

VICTOR HUGO.

ÉDITION AUTORISÉE PAR L'AUTEUR und der berechtigten deutschen Uebersetzung:

Die Armen und Glenden

von

Victor Hugo.

Deutsch von A. Diezmann.

ist nunmehr die 1. Abtheilung, 2 Bände umfassend, so eben erschienen.

Der Roman, für dessen Gebiegenheit der Name **Victor Hugo's**, des größten französischen Schriftstellers der Gegenwart, bürgt, und welcher das lebhafteste Interesse der gesammten Lesewelt in Anspruch nehmen wird, zerfällt in fünf Abtheilungen, jede zu 2 Bänden.

Preis jeden Bandes der französischen Ausgabe 1 Thlr. 15 Ngr.

Preis jeden Bandes der deutschen Uebersetzung 1 Thlr.

Vorräthig in jeder Buchhandlung, woselbst auch Prospective zu haben sind.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Des Malers Dankopfer.

Ein Lebensbild

v^{on}
Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

„Nicht so eilig, mein stürmischer Freund,“ unterbrach Baldez lächelnd den jungen Maler; „ihr überstürzt Euch und verkennt, daß die Sache ihre zwei Seiten hat. Zugegeben, daß unser spanisches Vaterland eine größere Fülle von Naturschönheiten bietet und die südliche Leidenschaft des Volkes dort dem Künstler manche lebensvolle Gruppe vor Augen führt, aber vergeßt nicht, daß die wahre Größe des Charakters sich besser in Verhältnissen entwickelt, wo die Natur weniger freigebig dem Menschen entgegensteht und der denkende Geist an der Ueberwindung von Schwierigkeiten sich üben muß und erstarkt. Ihr schmähet Euer Vaterland, weil es arm ist an bezaubernder äußerer Schönheit, muß ich Euch darauf hinweisen, daß es dafür reich ist an innerer Tüchtigkeit, die gerade in unseren Tagen so herrlich sich an einzelnen Erscheinungen gezeigt hat? Aber so seid ihr Maler! Nur das äußerlich Bestechende hat für euch Anziehungskraft. Da lobe ich mir die Dichtkunst! Mein Freund Bondel hat es besser verstanden, die Schätze zu entdecken, welche die Kunst hier im Lande zu finden vermag. Es ist ihm freilich theuer genug zu stehen gekommen, daß er daran ging, sie zu haben!“

Lievens und Isabel hingen aufmerksam an den Lippen des alten Herrn. „Was hat Bondel gewagt und wie mußte er es büßen?“ frug der junge Mann in gespannter Erwartung.

„Er hat das Schicksal des edlen Oldenbarneveld zum Gegenstand eines Schauspiels gemacht,“ berichtete der Spanier, „und dafür Verfolgung und Strafe erdulden müssen.“

„Oldenbarneveld?“ sagte der Maler erstaunt und gerührt.

„Der edle Mann,“ setzte Isabel hinzu. „O, ich entsinne mich seiner ganz wohl. Er kam öfter in un-

ser Haus, ich war damals ein kleines Kind und meine theure Mutter lebte noch.“

„Da schweift der Künstlergeist in die Ferne,“ begann nun Baldez wieder, „und das Nächste entgeht seinen Blicken. Ist Oldenbarnevelde's Schicksal nicht ein Gegenstand so würdig der künstlerischen Behandlung wie ihn nur das classische Alterthum bieten kann? Er war zweiundsiebzig Jahre alt und hatte dem Lande vierzig Jahre gedient, als sein echt republikanischer Geist den Reiz des ehrgeizigen Prinzen Statthalters reizte. Weil er der Secte der Remonstranten angehörte, ward er angeklagt und zum Tode verurtheilt, in Wahrheit aber wurde er dem Fanatismus der aufgeregten Menge und dem Ehrgeize des Prinzen Moritz geopfert. Moritz hoffte, der alte Republikaner werde ihn um Gnade bitten, und da dieser ihm diesen Triumph nicht gönnte und auch die Gattin des Gefangenen sich weigerte, diesen Schritt zu thun, wurde er auf's Blutgerüst geführt, wo er wie ein Märtyrer starb. Nach seinem Tode vereinigten sich die Söhne, die nach dem Falle des Vaters ihrer Würden und ihrer Habe verlustig gingen, zu einer Verschwörung gegen Moritz. Reinier, der älteste, ein sanftes, friedliches Gemüth, weigerte sich lange, Theil zu nehmen an diesem Unternehmen. Es ward ausgeführt und mißglückte und Reinier ward mit den Andern zum Tode verurtheilt. Da ging seine Mutter, die hochbetagte Wittve Oldenbarnevelde's, zum Prinzen und that einen Fußfall für ihren unglücklichen Liebling. Der Statthalter fragte, warum sie jetzt für ihren Sohn und nicht früher für ihren Gatten gebeten habe, worauf sie die erhabene Antwort gab: Mein Mann war unschuldig, mein Sohn ist schuldig.“

„Und ward ihre Bitte erhört?“ frug Isabel mit ängstlicher Spannung.

„Sie ward nicht erhört!“ versetzte ernst ihr Vater.

„Da habt Ihr gleich ein Beispiel von Seelengröße, wie es den Künstler begeistern kann,“ fuhr er nach einer Pause fort, „und ich könnte Euch deren noch mehrere aus dem Leben Eurer Landsleute erzählen. Seltsam, daß zu einer Zeit und in einem Lande, wo das öffentliche Leben so viel Beispiele von der Erhabenheit edler Menschennaturen bietet, die bildende Kunst sich darin gefällt, vorzugsweise Gegenstände der trivialsten Art aus dem

gewöhnlichen materiellen Verkehr, wie Gruppen von Gewaaren, Kneipszenen und dergleichen, zu verherrlichen. Von Euch, mein junger Freund, werden wir gewiß eine würdigere Verwerthung Eures schönen Talents zu erwarten haben. Gefährlich ist es allerdings, sich solcher Gegenstände zu bemächtigen, davon weiß eben mein Freund Bondel zu erzählen, denn trotzdem daß er seinem Stoffe ein antikes Gewand umhing und seinen Helden Palamedes nannte, hat man doch den Sinn erkannt und ihm einen gefährlichen Proceß gemacht, dem er nur durch einflußreiche Freunde entzogen ward. Dafür hat er allerdings nun eine schöne Genugthuung erlebt. Prinz Friedrich Heinrich hat sein Wohlgefallen an dem Werke dem Dichter zu erkennen gegeben und man spricht sogar davon, daß es demnächst dargestellt werden soll.“

„Woraus unser ängstlicher Freund erkennen kann, daß gegenwärtig seine Besorgnisse wenig Grund haben werden,“ setzte Isabel hinzu.

„Keineswegs,“ entgegnete Lievens, „denn wenn der freisinnige Theil auf der einen Seite jetzt Kühner sich hervorwagt, wird die Gegenpartei um so erbitterter das Volk aufwiegeln und ich fürchte, daß eben dieser Umstand, daß Ihr mit jenen Gedächten bekannt und befreundet seid, die Gefahr vermehrt.“

„Ich lebe nun schon Jahre lang hier in Amsterdam,“ sagte Baldez, „und obgleich ein eifriger Katholik, habe ich doch so viel Toleranz gelernt, daß ich jeden Protestanten wie einen Glaubensgenossen liebe, während die fanatischen Reformirten hier jede andere Religion hassen und verfolgen.“

„Und ist es in Spanien unter den Katholiken anders?“ entgegnete Lievens.

„Wahre Toleranz,“ so warf hier Isabel schlichtern ein, „findet sich gewiß nur da, wo gute Menschen sich gegenseitig näher kennen und es einsehen lernen, daß die gegenseitige Achtung vor dem tüchtigen Handeln im Leben über allem Unterschiede der Religion erhaben ist.“

„Ich kam hierher,“ fuhr hierauf der Spanier fort, „nachdem ich in Spanien das Opfer unredlicher Handlungsweise geworden und fast an den Bettelstab gebracht war. Hier erwarb ich mir Ehre und Vermögen wieder. Ihr seid Niederländer, aber Neigung und Fantasie lassen Euch mein Vaterland höher stellen wie das Eurige, ich dagegen, obgleich Spanier, habe hier Freunde kennen gelernt, wie ich sie in meiner Heimath, wo so viel blindes Vorurtheil und verworrene Leidenschaften herrschen, nie gefunden haben würde. Wie der einzelne Mensch, so sind auch die Nationen doch immer nur Bruchstücke, denn erst das Gesamtleben der Menschheit ist ein Ganzes, wie es die Stifter der christlichen Religion in ihrer schwärmerischen Menschenliebe sich gedacht. Haß und Zwietracht aus nationalen oder religiösen Gründen halte

ich stets für das Zeugniß einer mangelhaften Herzensbildung oder innerlicher Rohheit. Darnach aber, was der Einzelne empfindet, fragt das verblendete Volk nicht, ihm bin und bleibe ich der verhaßte Katholik, der feindliche Spanier!“

Während dieser Gespräche hatte man schon mehrmals lautredende Gruppen von Menschen rasch durch die Straßen eilen hören. Jedem war es aufgefallen und Keines hatte seine Besorgniß aussprechen wollen. Wieder ertönte jetzt ein lauter Lärm aus der Entfernung und Baldez sprach nun die Vermuthung aus, daß irgendwo ein Brand entstanden oder sonst ein Ereigniß eingetreten sein könne. Nach und nach näherte sich der Tumult und zog endlich am Hause vorüber. Alle drei blickten sich besorgt einander an.

Lievens erhob sich endlich und versprach Nachforschung zu halten und sogleich zurückzukehren, wenn irgend etwas Bedenkliches vorgefallen sei. Er verabschiedete sich mit Worten der Beruhigung, obgleich sein Herz ängstlicher pochte als das des Spaniers.

Der spanische Handelsherr Baldez sah des jungen Mannes Neigung zu seiner Tochter nicht ungern, da er dessen Talent zu schätzen wußte und dem Glücke des einzigen Kindes gern jedes Opfer zu bringen bereit war. Als Lievens sich entfernt hatte, drehte sich denn auch an diesem Abend das Gespräch noch länger um den jungen Künstler und Baldez versprach der Tochter, seine Geschäfte so bald wie möglich zu Ende zu bringen, um in Lievens Begleitung nach Spanien zurückzukehren. Er konnte sich jedoch nicht entschließen, die vortheilhaften Aussichten, welche ihm durch neue Verbindungen mit Ostindien erwachsen waren, plötzlich und ohne sie ausgenutzt zu haben, wieder aufzugeben.

Da auf der Straße der Lärm gänzlich verstummt und Lievens nicht zurückgekehrt war, so verschauchte Baldez die Sorgen Isabels und führte den Vorfall dieses Abends als einen Beweis an, wie übertrieben die Besürchtungen des jungen Malers seien. Beide begaben sich zur Ruhe. Mit einem Gebet an die Madonna war Isabel entschlummert, den alten Baldez hielten jedoch mancherlei Gedanken noch wach.

Da fuhr er plötzlich in jähem Schreck auf, denn ihm schien als habe Jemand heftig an der Hausthüre geklopft. Auch glaubte er erneuerten Lärm auf der Straße zu vernehmen. Rasch sprang er auf, warf einen Rock um und rief seinen alten Diener, der ebenfalls das Geräusch gehört hatte. Vorsichtig stieg der Spanier die Treppe hinab und frug von innen, wer Einlaß begehre. Es war Lievens. Der Alte ließ ihn ein und der Maler erzählte in bebender Hast, wie er die Schreckensbotschaft bringe, daß ein Aufruhr ausgebrochen sei und der Pöbel den Spaniern Tod und Verderben drohe.

Baldez suchte sich zu sammeln. Er eilte, seine Toch-

ter zu wecken, um auf alle Fälle bereit zu sein, dann verschloß er die Thür wieder.

Näher und näher kam der Tumult. Isabel war leise in das Gemach eingetreten, wo die Männer ihrer harreten. Sie erschien bleich, in weißem Nachtkleide. Als ihr Vater sie erblickte, stieß er einen Laut des Schreckens aus und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Ich glaubte den Geist ihrer Mutter zu sehen,“ sagte er als die beiden jungen Leute ihn um Erklärung dieses seltsamen Benehmens baten.

Schon konnte man deutlich die Stimmen der Meuterer vernehmen und es blieb kein Zweifel, daß eine Abtheilung auf das Haus zukam.

(Fortsetzung folgt.)

Die Farben im Anzuge der Frauen.

Von

A. Simson.

(Fortsetzung.)

Dagegen darf ein tiefes Blau nie in Verbindung mit dem schwarzen Haar gebracht werden, denn Blau sieht durch die Nähe von Schwarz noch dunkler und farbloser aus. Alle Farben, mit Ausnahme von Gelb und Orange, werden durch die Nähe von Schwarz in ihrem Tone herabgestimmt, nur diese beiden werden gehoben und belebt. Da überhaupt alle dunklen Farben die Wirkung haben, die mit ihnen zusammengestellten helleren noch heller erscheinen zu lassen, so wird durch eine schwarze Draperie auch der Teint gehoben und gebleicht, ja wenn die Farben desselben nicht lebhaft sind, kann es geschehen, daß Schwarz ihn zu sehr afficirt und ihn benachtheiligt. Angenehm wirken kleine Theile Schwarz zur Hebung der Haut fast überall, darum der häufige Gebrauch schwarzer Sammetbänder um Hals und Arme, schwarzer Hüte u. dgl.

Weiß hat den Farben gegenüber eine entgegengesetzte Wirkung als Schwarz. Gelb und Orange verlieren an Kraft und werden herabgestimmt, die anderen gewinnen an Heiterkeit. Weiße Bekleidungen von dichtem Stoffe, wie Cambrie, Piqué, Battist u. s. w. sind deshalb für frische Gesichtsfarben vortheilhaft, deren rothigen Schimmer sie beleben, aber sie sind unkleidlich für Brünnette oder Personen mit unreinem Teint, den sie gelber und dunkler erscheinen lassen.

Einen vollständig anderen Eindruck machen weiße Draperien von dünnen Stoffen, wie Tüll, Gaze, Mull u. s. w., indem diese den Eindruck des Grauen hervorbringen. Die einzelnen Fäden der lose gewebten Stoffe reflectiren das Licht, während die Löcher es resorbiren und dadurch entsteht eine Mischung von Licht und Schat-

ten, von Weiß und Schwarz, die in ihrer Vereinigung ein leichtes zartes Grau giebt. Alle Zeuge, durch die das Licht scheint, können daher in ihren Wirkungen als Grau angesehen werden, und diese sind für die Mehrzahl der Hautfarben bei Weitem vorzuziehen. So sind Tülltragen für alle Frauen gleich kleidlich, während die stärkeren Battist u. s. w. eigentlich nur zarte Blondinen mit Vortheil tragen können, starke Brünnette aber gar nicht. Mit Häubchen und anderen Garnirungen, sowie mit Kleidern verhält es sich ebenso.

Auch zwischen Schwarz und der Haut bildet ein durchsichtiger Stoff, indem er den Eindruck des Grauen macht, die beste Vermittlung, wie überhaupt dieses neutrale Grau einen hohen Werth für die Toilette hat, was wir im Verlaufe unserer Arbeit noch zuweilen bemerken werden. Neben Grau gewinnen die positiven Farben an Lebhaftigkeit, wenngleich nicht in demselben Maße wie neben Weiß, weil neben diesem die Farben ihren Charakter behalten, der selbst durch den Contrast erhöht wird, das Grau aber als eine Farbe angesehen werden muß, welche Verbindungen mit Blau, Violett und dunklen Farben eingeht und mit ihnen eine Harmonie der Gleichartigkeit bildet, während es mit hellen, glänzenden, wie Gelb, Orange, Roth durch den Gegensatz wirkt und von allen diesen Farben einen Reflex annimmt, wie wir weiter oben ausführlicher hervorhoben.

Bekleidungen von positiven Farben wirken theils durch den Contrast auf den Teint, indem das Auge von der Farbe gesättigt einen schwachen Schein ihres Gegensatzes unbewußt hervorbringt und ihn auf die Hautfarbe überträgt, andererseits durch die Gleichartigkeit, durch welche beide Arten des Reflexes der Teint verbessert und benachtheiligt werden kann. Um diese Wirkung der positiven Farben zu neutralisiren, hat man von jeher zu verhindern gesucht, daß die Farbe des Kleides in directe Berührung mit dem Teint komme, was am besten erreicht wird durch Anwendung von Tüllröcken, Kragen, Spitzen u. s. w., die, je nach der Mode in den verschiedensten Formen, gewissermaßen einen Uebergang zwischen dem Fleische und der Kleidung bilden, wobei das gilt, was wir vorhin bei Betrachtung des Grauen hervorhoben.

Vom Blau sagten wir schon, daß es im Allgemeinen eine kleidliche Farbe sei, weil es mit dem schwachen Orange der Hautfarbe einen angenehmen Contrast bildet und diese nicht durch den hervorgebrachten Schein leiden läßt. Nur wo bei Brünnetten das Roth zu sehr vorherrscht, kann es kommen, daß Blau durch den orange Schein den Teint noch mehr verdunkelt.

Orange, der Gegensatz von Blau, ist zu blendend, um als Kleid viel getragen zu werden. Sehr hellen, blonden Personen giebt es einen bläulichen Schein, bleicht die Haut derer, welche sich dem röthlichen Orange

zuneigen, also Brünetten, und überzieht einen gelben Teint mit einem grünlichen Ton, der dadurch entsteht, daß sich der bläuliche Schein mit dem Gelb verbindet.

Hellgrün kleidet Personen, denen die rothige Farbe ganz und gar fehlt, oder bei welchen sie ohne Schaden vermehrt werden kann, nicht aber vollen kräftigen Frauen, deren ohnedies rothe Farbe keine Erhöhung verträgt. Für Letztere ist dunkelgrün vortheilhafter, indem es eine mäßigende Wirkung ausübt. Dasselbe ist der Fall mit einem dunklen Roth an Personen von vieler Farbe: es ist mächtiger als der Teint und bleicht ihn, denn es ist die Wirkung einer jeden dunklen Farbe, die mit ihr zusammengestellte hellere noch heller erscheinen zu lassen, als sie es in der That ist.

Rosensfarben kann selten mit der Haut in unmittelbare Verbindung gebracht werden, ohne ihr etwas von ihrer Frische zu rauben. Brünette, in denen das Roth ohnedies vorherrscht, dürfen es gar nicht anwenden, Blondinen, indem sie die Wirkung durch Tüll-Ruchen oder Kragen neutralisiren.

Gelb ist für eine helle Blondine weniger günstig als hellgrün, weil es durch den Contrast einen violetten Schein erzeugt. Neigt die Hautfarbe sich indeß mehr dem gelblichen Orange zu, so neutralisirt das Gelb der Kleidung das Gelbe in der Haut, wodurch das Roth besser hervortritt und frischer und rothiger ausseht. Darum steht Gelb dem dunkleren Typus am besten.

Von allen Farben ist das reine Violett, d. h. die Mischung, in der weder Blau noch Roth vorherrscht, die unkleidbarste zu Roben, es müßte denn dunkel genug sein, um die Haut zu bleichen. Violett giebt dem Teint einen durchaus gelblichen Schein, der weder für Blondinen, noch Brünette vortheilhaft ist. Mit den verschiedenen Mischungen zwischen Roth und Blau, wie Pensée, Hyacinth und die jetzt so viel getragenen Anilinfarben, verhält es sich indeß anders, je nachdem das Roth oder Blau vorwiegt. Bei ihnen findet statt, was von der einen oder anderen Farbe gesagt worden, und sie können deshalb unter Umständen mit Vortheil angewendet werden.

Von den Kleidern gehen wir zu den Hüten über, und hier entsteht die Frage, ob, wie allgemein angenommen wird, ein rosa oder blauer Hut einen rosa oder blauen Schein auf das Gesicht werfe. Unsere vorhin angeführte Autorität Chevreul ist durch viele Versuche mit Gypsköpfen zu dem Resultat gelangt, daß die Reflexion sehr schwach wirkt, selbst wenn der Hut sich in der günstigsten Lage befindet, und daß sie höchstens an den Schläfen bemerklich ist. Die Wirkung der Farben im Innern des Huts wird durch die verschiedenen Garnirungen von Tüll und Bändern und durch die runde Form gemäßigt, welche eine Art Schatten um das Ge-

sicht schafft. Anders verhält es sich mit den Hutschleifen am Kinne. Diese wirken als eine farbige Fläche, deren Widerschein eine Art gemäßigten Lichtes ist, das außer seiner gedämpften Natur die specifische Farbe der Fläche mit abspiegelt.

Was Hauben, Blumen, die jetzt beliebten Netze und andere Haargarnirungen betrifft, so kommt es ganz darauf an, ob sie nur hinten auf dem Kopfe getragen werden oder so weit nach vorn, daß sie das Gesicht umgeben und es beschatten. Im letzteren Falle kann die Farbe dem Gesichte einen Widerschein verleihen, wenn das Haar nicht genügend dazwischen liegt. Wo diese Wirkung unerwünscht ist, dürfen die Farben der Stirn nicht nahe kommen, und nur solche müssen gewählt werden, welche dem Teint durch ihren Reflex nicht schaden.

Im Ganzen können auch die jetzigen kleinen Hüte als Hauben gelten, die mit dem Gesichte höchstens an den Seiten in Berührung kommen und darum ist für beide Bekleidungen dieselbe Regel maßgebend.

Ist die Garnirung allein für das Haar bestimmt, so kommt die Harmonie des Contrastes in Betracht. Zu schwarzem Haar nimmt man z. B. mit Vortheil Gelb, Orange und Roth, aber auch Violett und Grün, die ergänzenden Farben der erstgenannten, haben eine gute Wirkung.

(Schluß folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die Shawls, welche diesmal besonders modisch sind, haben einen weißen oder schwarzen Grund mit sehr reichen hellen Farben, ganz im orientalischen Geschmack.

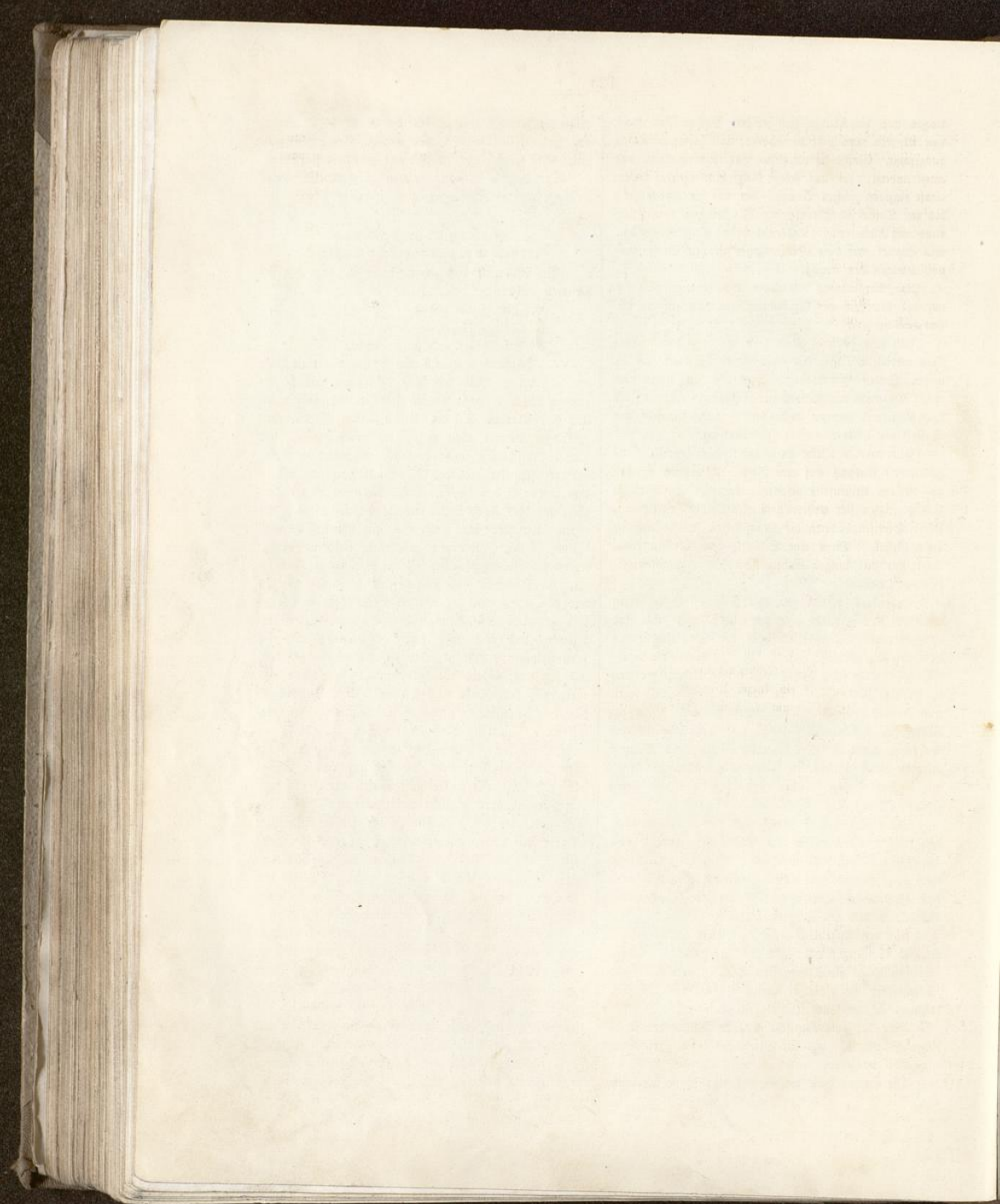
Die Form der Frühjahrs Hüte steht vorläufig fest; sie haben einen sehr spitz zulaufenden Schirm und sind schmal an der Seite mit sehr verschiedenartigem Ausputz. So sahen wir folgende: Hut von getüpfeltem weißem Tüll, mit hortensiafarbigem Bande eingefast, an der Seite mit einem Büschel Hyazinthen und Bandgras, unter dem Schirme mit Blondenruchen und Hortensia-band. Ferner: Hut von weißer Gaze und gezogenem schwarzem Taffet, über und unter dem Schirme mit blauen Blumen; der Bart von blauem Stoff, mit weißer Blonde belegt. Ein dritter Hut war von hellgrünem Taffet und weißem Tüll, an der Seite mit Flieder und einer sehr leichten weißen Feder, unter dem Schirme mit weißer Blonde, weißem Flieder und schwarzen Spitzen garnirt.

Man wird sehr viele offene Leibchen mit Klappen



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

16 1869



tragen und die Kleider zur jetzigen Saison sind meist von Alpacca oder Poil de Chèvre, mit farbigem Taffet ausgepugt. Einige haben unten drei kleine Volants und einen andern, der auf jeder Naht hinaufgeht, andere einen einzigen großen Volant, der an der einen Seite bis zur Taille sich hinaufzieht. Die Leibchen daran sind rund mit Gürtel und die Ärmel haben große Aufschläge. Ein Shawl oder eine Mantille von gleichem Stoffe vervollständigen den Anzug.

Die Verbindung von Weiß und Schwarz hält sich auf den Kleidern, auf den Ueberwürfen und auf der feinen Wäsche.

Ein sehr hübsches Kleid war von weiß und schwarz klein carrirtem Taffet mit einem breiten Volant, der an beiden Seiten hinaufging. Das Leibchen hatte eine weiße Draperie mit Volant von schwarzen Spitzen, die kurzen Ärmel dagegen bestanden in einem Bausche von Taffet mit Tülle und schwarzen Spitzen.

Ein anderes Kleid, weiß und schwarz gestreift, hatte gar keinen Auspuß auf dem Rocke, ein glattes Leibchen und an der Außenseite geschlitzte Ärmel. Durch diesen Schlitz zeigten sich mehrere gefälte Spitzenstreifen; eben solche Streifen bildeten die Manschetten, welche auf die Hand fielen. Dazu eine Pelerine von Muslin (oder Tarlatan) mit langen Enden, die hinten zusammengeschnitten wurden.

Besonders beliebt zur Halbsaison sind die kurzen Balletots von glattem oder gerippten Tuche. Sie sind entweder mit Taffetstreifen oder mit Soutaschbürtchen und mit Metallknöpfen besetzt. Reicher werden die Ueberwürfe zu Fuß sein, z. B. ein kurzer Ueberzieher von Taffet mit Patten, die sich um die ganze Brust legen und mit einer Reihe Spitzen unten herum; ferner ein Ueberzieher mit runder Pelerine und Einsatstreifen von Guipüre, eingefast mit Schmelzstreifen, mit Klappen auf der Brust und weiten Ärmeln mit ähnlichem Auspuß. Der Schoß ist kurz und sehr weit mit tiefen Falten.

Ein sehr eleganter Ueberzieher hat einen Capuchon von weißem Taffet, über dem Guipüre liegt und der einen Volant von Guipüre hat. Die großen Ärmel weiß eingefast wie die kleinen zierlichen Täschchen vorn. Alle Falten des Capuchons, wie die der Taschen und Ärmel, werden von Schmelzagrassen gehalten.

Für den Augenblick trägt man viele einfarbige oder gestickte Cashemirshawls mit Guipüre-Volants. Einige derselben haben einen doppelten Streifen von Moire und Taffet, der sie einfacher macht als die von Guipüre, während sie doch auch sehr elegant aussehen.

Man hat auch englische gestrickte Socken und schottische Strümpfe, die in Stiefelchen von Ziegenleder nicht übel aussehen.

Die runden Hüte werden auf dem Lande wiederum

allgemein getragen werden; in der Stadt, jetzt namentlich, sind sie nicht modisch. Die wenigen Damen, die man mit solchen Hüten sieht, machen unangenehmes Aussehen.

Die kleinen Mädchen tragen vorzugsweise Garibaldi-Hemden in Roth oder, noch lieber, in Blau.

Modenblatt N^o 16.

(Nach Originalzeichnungen.)

Ein Blick auf das vorliegende Bild zeigt den Leserinnen dreierlei:

daß die Kleider enger,
die Taillen kürzer,
die Hüte höher und spitzer werden.

1. Häubchen von Tüll und Spitzen mit einer Rose an der Seite; Kleid von Poil de Chèvre mit kurzem rundem Leibchen, das, wie es sehr modisch, vorn offen und mit Klappen ist, die mit violetterm Band besetzt sind; die Ärmel oben eng, nach unten weiter, mit großen Aufschlägen und ebenfalls mit violetterm Band garnirt; schmaler violetter Gürtel mit zwei sehr breiten und langen Enden, mehrfach mit violetterm Bande garnirt; auf dem Rocke unten mehrere violette Bänder, die unten breit sind und nach oben hin schmaler werden; Chemisette mit Goldknopf; geschlossene weite weiße Unterärmel; Glacéhandschuhe; goldene Armbänder; Schuhe.

2. Häubchen von weißen und schwarzen Spitzen mit hängenden Baiben; Ohrgehänge; Kleid von Foulard mit vorn westenförmig, aber nicht sehr weit offenem Leibchen, das reich und zwar schöfchenartig mit Posamentirspitzen benäht ist; oben enge, unten weitere Ärmel mit Aufschlägen, ebenfalls mit solchen Spitzen garnirt; auf dem Rocke kein Auspuß; keine Unterärmel; dänische Handschuhe; gesticktes Taschentuch; Chemisette mit einem schwarzen Schleifen; Schuhe.

3. Schwarzseidener Hut mit rothem gekrausetem hoch und spitz zulaufendem Schirme und rothen Bindebändern; Kleid von einfarbigem Taffet, mit hohem rundem Leibchen, vorn herunter mit schwarzen Schleifen besetzt; halblange und halbweite an der ganzen Außenseite offene Ärmel, und da, wie untenherum, mit gefälte Seide garnirt; auf dem Rocke vorn herunter, wie auf dem Leibchen, schwarze Schleifen und ganz unten Besatz von schwarzer Seide in Falten; geschlossene weiße Unterärmel; Glacéhandschuhe; keine Armbänder; Stiefelchen.

4. Weißseidener Hut mit rundem Kopf, spitzzulaufendem Schirme und dunkelgelbem Barte, an der Seite mit einer großen gelben und weißen Feder, unter dem Schirme oben voll mit weißer Blonde ausgepugt; dunkelgelbe Bindebänder; Kleid von grauem Moire antique mit hohem kurzem Leibchen und einer Pelerine mit großen Grecques, die mit schwarzen Bändchen eingefast sind; schmaler Gürtel mit goldener Schnalle; Ärmel halblang und halbweit, unten mit Grecques garnirt, die

sich größer und doppelt unten auf dem Kocke wiederholen; weite geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; schmale goldene Armbänder; Stiefelchen.

Stahlsich N^o 16.

Victor Hugo.

(Nach einer Photographie.)

Victor Hugo, das Haupt der romantischen Schule in Frankreich, ist eben sechzig Jahre alt geworden. Er stammt aus einer adeligen Familie und wurde am 26. Februar 1802 in Besançon geboren. Sein Vater war damals Oberst, wurde später General und hatte zu den Ersten gehört, die in den Revolutionskriegen als Freiwillige eingetreten waren. Seine Mutter war eine Bendéerin und hatte in ihrer Jugend gegen die Revolutionäre gekämpft. Victor folgte mit seiner Mutter dem Vater in den Napoleonischen Kriegen und machte, wie er sich selbst ausdrückt, die Reise durch Europa, ehe er eigentlich zu leben anfang; er kam nach Elba, von da nach Paris, nach Rom und nach Neapel, wo er mehrere Jahre lebte, da sein Vater Statthalter einer Provinz dort war und namentlich den berüchtigten Räuber Fra Diavolo zu bekämpfen hatte. Im Jahre 1809 kehrte er mit seiner Mutter nach Paris zurück, wo seine Studien unter einem geächteten Anhänger der Bourbons begannen, den seine Mutter vor der napoleonischen Polizei versteckt hielt. Der Verborgene, General Lahorie aber wurde verrathen, vor Gericht gestellt und hingerichtet, ein Ereigniß, das gewiß nicht wenig dazu beitrug, in dem empfänglichen Herzen des Knaben den Haß gegen die napoleonische Herrschaft zu wecken, den er in der ersten Hälfte seines Lebens zur Schau trug. Im Jahre 1811 berief ihn sein Vater, der Hofbeamter Josephs Bonaparte war, nach Madrid; dort blieb er aber nur ein Jahr. Der politische Zwiespalt der Eltern führte endlich eine Scheidung herbei und der Vater brachte Victor, gegen dessen Neigung, in die polytechnische Schule.

In der Schule schon beschäftigte ihn vor Allem poetisches Schaffen und 1816 bereits ließ er ein Trauerspiel und ein Paar größere Gedichte drucken. Auch erhielten mehrere seiner Gedichte ausgesetzte Preise und seine 1822 erschienenen Oden und Balladen erwarben enthusiastischen Beifall.

Von dieser Zeit an aber trat eine Wendung ein, die seine Novellen „Han von Islaud“ und „Bug Jar-

gal“ bezeichneten, welche die Anfänge der romantischen Schule bildeten und die Jugend begeisterten. Um die neue Richtung auf der Bühne einzuführen, schrieb er 1827 „Cromwell“, ohne Erfolg damit zu erringen. Viel größeren Eindruck machten seine neuen lyrischen Schöpfungen, „die Orientalen“, voll prächtiger Farben und Bilder. Diesen schlossen sich die Gedichtsammlungen „Herbstblätter“, „Gefänge der Dämmerung“, „Innere Stimmen“, „Schatten und Strahlen“ und später „Tröstungen“ an. Einen wahrhaften Sturm erregten aber seine neuen Bühnenschöpfungen „Hernani“, „Marie Delorme“, „der König amüßirt sich“, „Lucretia Borgia“, „Kuy Blas“ u. s. w.

Nächst diesen Werken machte das meiste Aufsehen „der letzte Tag eines Verurtheilten“, vor allen aber sein Roman „Notre Dame de Paris“, ein zauberhaftes Bild des mittelalterlichen Paris.

Hugo's royalistische Gesinnungen, die ihren Lohn durch eine königliche Pension von 3000 Frs. erhalten hatten, schwanden allmählig in dem Kampfe der Opposition gegen die Regierung vor der Julirevolution, der er sich mit aller Wärme angeschlossen. Bereits 1841 wurde er Mitglied der Academie; 1845 erhob ihn Lud. Philipp zur Pairswürde, nach der Februarrevolution aber schloß er sich vollständig der socialen und demokratischen Republik an, deren Hauptredner er in der legislativen Versammlung war. Als einer der heftigsten Gegner des Präsidenten Louis Napoleon wurde er nach dem Staatsstreiche verbannt und er lebt seitdem mit seiner Familie auf der Insel Jersey.

Seit seine Vorliebe der socialen Republik sich zugewandt, studirte er mit ganz besonderem Fleiß und Ernst die Verhältnisse der Armen und begann die Leiden derselben — nebst Mitteln zur Abhilfe — in einem großartigen Roman darzulegen. Der Ausarbeitung dieses seines größten Werks hat er viele Jahre und seine ganze gereifte geistige Kraft gewidmet. Mit Spannung sah man lange der Veröffentlichung entgegen. Jetzt endlich sind die zwei ersten Bände dieses Romans unter dem Titel „Les Misérables“ erschienen und zwar — eine Anerkennung des Genies, die bisher noch nie dagesewen ist — gleichzeitig auf den verschiedensten Punkten der Erde, nämlich in französischer Sprache in drei Ausgaben (in Paris, in Brüssel und in Leipzig) und in autorisirter Uebersetzung in acht Sprachen: deutsch (unter dem Titel „die Armen und Elenden“ in Leipzig bei Steinacker), englisch, italienisch, polnisch, magharisch, holländisch, portugiesisch und spanisch — letztere doppelt, einmal für Spanien und einmal für Südamerika.



Nach einer Photographie

Nach v. Frank u. Meyer in Leipzig

Vier Aug

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.

The first part of the book is devoted to a general history of the world, from the beginning of time to the present day. It is written in a simple and plain style, and is intended for the use of the young. The author has endeavored to make it as interesting and useful as possible, and has given a full and accurate account of the most important events and persons of the world.

The second part of the book is devoted to a history of the British Empire, from the reign of King Henry II to the present day. It is written in a simple and plain style, and is intended for the use of the young. The author has endeavored to make it as interesting and useful as possible, and has given a full and accurate account of the most important events and persons of the British Empire.

The third part of the book is devoted to a history of the American Republics, from the first settlement to the present day. It is written in a simple and plain style, and is intended for the use of the young. The author has endeavored to make it as interesting and useful as possible, and has given a full and accurate account of the most important events and persons of the American Republics.

The fourth part of the book is devoted to a history of the world, from the beginning of time to the present day. It is written in a simple and plain style, and is intended for the use of the young. The author has endeavored to make it as interesting and useful as possible, and has given a full and accurate account of the most important events and persons of the world.

The fifth part of the book is devoted to a history of the world, from the beginning of time to the present day. It is written in a simple and plain style, and is intended for the use of the young. The author has endeavored to make it as interesting and useful as possible, and has given a full and accurate account of the most important events and persons of the world.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Pariser Châles

und

NOUVEAUTÉS

empfang und empfiehlt für die Frühjahrsaison

J. G. Schaedel,

Leipzig, Markt Nr. 10, Kaufhalle, 1. Etage.

Da beinahe in allen Gegenden Deutschlands, sowie auch in hiesigen Blättern

Thomson's Crinolines

angekündigt, aber dem Publikum Waaren verkauft werden, die nicht aus unserer Fabrik hervorgegangen sind, so erlauben wir uns hiermit darauf aufmerksam zu machen,

dass wir nur solche Shirts als unser Fabrikat anerkennen, die mit unserem Fabrik-

stempel  und unserer Firma

(Thomson & Comp) versehen sind.

Alle Crinolines, die weder unseren Stempel, noch unseren Namen tragen (aber als unser Fabrikat angepriesen werden), sind nicht von uns fabricirt worden.

Thomson & Co. aus Annaberg.

Commanditen in Paris, New-York, London und Brüssel.

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Pferd und die Amazone.

Anleitung

zur
Reitkunst für Damen.

Von Madame F. Stirling-Clarke.

Preis: 25 Sgr.

Dieses Werkchen ist das erste, welches von einer Dame für Damen über die Reitkunst geschrieben worden ist und wird solches überall als eine wesentliche und notwendige Bervollständigung des praktischen Reitunterrichts betrachtet werden.

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen:

Allgem. Pianofortezeitung
für 1862.

(30 Bogen.) Preis 1 Thlr. 20 Ngr. gr. 4.
Dieses für jede gebildete Familie, sowie jeden Freund der Musik nützliche Organ, begleitet mit Auswahl des Schönsten für Pianoforte, andere Instrumente und instructivem Text; ist zur Anschaffung bestens empfohlen.

Leipzig, 1862.

Cruß Schäfer.

Neue Musikalien.

Im Verlage von Fr. Kistner in Leipzig erschien so eben:

Beethoven, L. van. Sinfonie No. 2. (D-dur) für Pianoforte und Violine eingerichtet von Fr. Hermann. 2 Thlr. 20 Ngr.

Damcke, Louise. Op. 1. Nocturne pour Piano. 10 Ngr.

Davidoff, Carl. Op. 7. Fantasia über russische Lieder für Violoncell mit Begleitung des Orchesters oder Pianoforte. Mit Orch. 2 Thlr. 5 Ngr., mit Pfl. 1 Thlr. 5 Ngr.

Gade, Niels W. Op. 41. Fantasiestücke für Pianoforte. 25 Ngr.

Genée, Rich. Op. 86. „Preis des Wirthshauses.“ Humoristisches Lied für vierstimmigen Männerchor und Solo. Part. u. St. 25 Ngr.

Hering, Carl. Op. 79. „Frühlings-Serenade für das Pianoforte zu vier Händen. 1 Thlr. 5 Ngr.

Mayer, Carl. Op. 329. „Rosenkränze.“ Kleine Tonbilder für Pianoforte. 1 Thlr.

— Transcriptionen für Pianoforte.

No. 1. G. Hölzel. „Mein Liebster ist im Dorf der Schmied.“ 10 Ngr. No. 2. Josephine Lang. „Abschied.“ 15 Ngr.

No. 3. Mendelssohn - Bartholdy.

„Sonntagmorgen.“ 7 1/2 Ngr. No. 4. do.

do. „Das Aehrenfeld.“ 7 1/2 Ngr. No. 5.

do. do. Lied aus Ruy Blas. 10 Ngr. No. 6.

B. Molique. „Schifferlied.“ 10 Ngr.

Petzold, Eugen. Op. 22. Fünf Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 20 Ngr.

Schumann, R. Op. 112. „Der Rose Pilgerfahrt.“ Märchen nach einer Dichtung von M. Horn, für Solostimmen, Chor und Orchester. Orchesterstimmen. 8 Thlr.

Gegen das Ausfallen der Haare,

zur Beförderung des Wachstums derselben, wie zur Regeneration des Haarwuchses auf schon kahl gewordenen Stellen der Kopfhaut hat sich *Johann Andreas Hauschild's* vegetabilischer Haarbalsam unter allen derartigen Mitteln unzweifelhaft bis jetzt am besten bewährt, und zwar nicht allein an dem hier lebenden bekannten Veteran Hauschild selbst, der nach mehrjähriger Kahlköpfigkeit im Alter von ca. 60 Jahren einen Haarwuchs in dunkelstem Braun wiedererlangte,

den er heute noch in seinem 70. Lebensjahre in ungeschwächter Fülle besitzt und um den er mit Recht oft sogar von jungen Leuten beneidet wird, sondern auch, wie ich durch eine sich täglich vermehrende, jetzt fast unzählbar gewordene Menge Briefe und Atteste von Personen aller Stände und die mir wiederholt von

königlichen und fürstlichen Höfen zugegangenen Entbietungen und in allerhöchstem Auftrage zu Theil gewordenen Anerkennungschriften

beweisen kann, an Tausenden, die, veranlaßt durch ein so seltenes Beispiel, sich später desselben bedienen. Einfach auf diese Anerkennungschriften, die ich Jedermann sehr gern zur Einsicht vorlege, verweisend, halte ich jede anderweite Anpreisung des Balsams für überflüssig und bemerke nur, um einen noch vielfach verbreiteten und von gewisser Seite eifrig genährten Vorurtheile zu begegnen, daß die Wirksamkeit des Balsams nichtsweniger als auf Aberglauben oder absichtlicher Täuschung, sondern auf wirklich solider, wissenschaftlich nachzuweisender und die Natur der dazu verwendeten Ingredienzen bedingter Grundlage beruht; die Wirkung des Balsams ist hauptsächlich eine den Blutzufluß zur Haut und durch dieselben die Ernährung des Haares begünstigende und steigemde, dabei die Hautthätigkeit und das Nervensystem anregend und belebend, ohne, wie dies meist bei andern derartigen, mit reizenden Bestandtheilen versehenen Mitteln (Pomadern und Waschwässern) der Fall, bei längerem Gebrauch eine nachfolgende Schwächung oder Ueberreizung herbeizuführen.

Der Hauschild'sche Balsam wird nur aus rein vegetabilischen, unter allen Umständen völlig unschädlichen Substanzen bereitet und ist seine Zusammensetzung überhaupt eine durchaus neue und eigenthümliche, von der anderer Haarmittel gänzlich verschiedene, namentlich ist darin ganz entschieden nichts von Klettenwurzel,

China, Canthariden, Brechweinstein u. dergl. enthalten.

Der allgemeine und rasche Eingang und der bedeutende, täglich steigende Absatz endlich, den der Hauschild'sche Balsam nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch im Auslande, selbst in Amerika gefunden, hat die frühere in einfacherem Maßstabe betriebene Anfertigung jetzt in eine größere, fabriktartige verwandelt, der anfangs unumgängliche bedeutende Aufwand für Inserate u. s. w. dagegen auf ein weit geringeres Maß beschränkt werden können. In Folge dessen haben sich nun auch die Herstellungs- und Betriebskosten so weit vermindert, daß es möglich geworden ist, die bisherigen Flaschen à 10, 20 u. 30 Ngr. fast um das Doppelte zu vergrößern und auch Gläser

zu dem geringen Preise von 5 Ngr.

herzustellen.

Durch diese Neuerung, die ich um so lieber einführe, als ich damit einem vielseitig geäußerten Wunsche entgegenkomme, ist der Hauschild'sche Balsam nunmehr auch das billigste aller existirenden kosmetischen Haarmittel geworden und darf ich deshalb wohl hoffen, denselben nun noch größere Verbreitung in noch weiteren Kreisen finden zu sehen.

Julius Kratze Nachfolger

in Leipzig, Dresdner Straße Nr. 2, neben der Post,

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Des Malers Dankopfer.

Ein Lebensbild

von

Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

Baldez stand in banger Erwartung, Isabel hatte sich an seine rechte Seite gestellt und Lievens trat dicht an die linke heran; der Diener suchte zu entfliehen, aber bald trat derselbe lebend und zum Tode erschreckt in das Gemach zurück und meldete, das Haus sei rings umstellt und kein Ausweg mehr möglich.

Jetzt dröhnten starke Schläge an die Handthür, einige Arthiebe und die Thür ward unter lautem Geschrei gesprengt. Welch eine Empfindung durchrieselte die Bewohner des Hauses als sie den wüsten Tumult der Eindringenden vernahmen! Todtenbleich hielten sie sich umschlungen und mit weitvortretenden Augen blickten sie dem Feinde entgegen; Baldez und Lievens hatten ihre Degen gezogen, um Isabel zu vertheidigen.

Als die Rote der Plünderer in das Gemach eindrang, blieben selbst die wilden Gefellen einen Augenblick wie bezaubert vor der Gruppe daselbst stehen.

Diesen Moment benutzte der Maler Schooten, der sich dem Haufen angeschlossen hatte, um seinem jungen Freunde, den er bei Baldez wußte, rettend beizustehen. Er trat vor und suchte durch kühne Worte die Mordlust der Auführer zu dämpfen. Aber er hatte die aufgeregte Menge unrichtig beurtheilt. Fast wäre er selbst ein Opfer seines Muthes geworden, denn ein roher Mensch erhob wüthend die Art gegen ihn. Der Hieb fiel und verwundete Schooten leicht am Arme, ein zweiter Hieb aber, der mit einem wilden Fluche begleitet war, traf den unglücklichen Baldez gefährlich am Kopfe, so daß dieser blutend und bewußtlos in den Armen von Lievens und Isabel zusammensank.

Hiermit schien die Mordgier der meuterischen Rote befriedigt. Sie begannen nun alles zusammenzuschlagen und schleppten fort, was sie von Werth fanden. Isabel und Lievens achteten nicht darauf, sie waren nur

mit dem verwundeten Vater beschäftigt, der sterbend am Boden lag. Vergeblich hatte die jammernde Tochter das Blut zu stillen versucht; die Wunde war zu tief und nur ein stöhnendes Köcheln gab kurze Zeit noch den Beweis, daß der Lebensfunke nicht ganz erloschen war. Endlich verstummte auch dies Zeichen.

Als Isabel die Gewißheit hatte, daß der Vater todt sei, schwanden ihre Sinne und sie sank ohnmächtig bei der Leiche hin.

Der biedere Schooten sah sich genöthigt, seiner eigenen Wunde wegen den Heimweg zu suchen und so blieb Lievens mit Isabel bei dem todtten Baldez allein zurück. Noch tobte und lärmte das Volk auf den Straßen; viele Familien flohen in dieser entseßensvollen Nacht aus der Stadt, und der Gedanke, daß ein neues Unheil die Geliebte ihm entreißen könnte, brachte auch Lievens zu dem Entschlusse, augenblicklich mit dem Mädchen aus der empörten Stadt zu entfliehen. Er trug die Geliebte fort von dem Orte des Schreckens und brachte sie zuerst nach seiner eigenen Wohnung. Aber auch dort wagte er nicht Ruhe zu hoffen. Isabel hatte sich soweit erholt, daß sie ihr ganzes Elend begreifen konnte. Sie hatte keinen andern Wunsch als zu sterben und ließ sich ohne Widerrede dazu bestimmen, mit dem Geliebten aus Amsterdam zu entfliehen.

Mit Lebensgefahr bewerkstelligte Lievens diese Flucht. Nach einer unsäglich traurigen Reise langte er mit Isabel zu Leyden an, wo seine Mutter lebte, bei welcher er endlich die Geliebte sicher glauben durfte, obgleich auch in Leyden Unruhen ausgebrochen waren.

Für Amsterdam hatte dieser Aufstand sehr wichtige Folgen. Es war der letzte in seiner Art. Der Prinz Friedrich Heinrich kam selbst und sandte Soldaten in die Stadt. Auch der Magistrat nahm eine besoldete Schaar an und die Hauptaufwiegler, namentlich der Prediger Smout, wurden verbannt.

Aber auch zu Leyden war der Aufenthalt Isabells nicht ohne Gefahr. Dort herrschte eine noch größere Unduldsamkeit als in Amsterdam. Obgleich die Mutter des Malers die Spanierin für ihre Verwandte ausgab und der Sohn ihr die feste Absicht mitgetheilt hatte, Isabel zum Weibe zu nehmen, so blieb doch ihre Besorgniß. Das Mädchen war Katholikin; wie sollte es

möglich sein, dies Hinderniß zu umgehen, um aufs Neue in Gefahren zu gerathen?

Die Zeit seines Aufenthalts in Leyden war übrigens für das künstlerische Schaffen Jans sehr fruchtbringend. Die Erinnerung an jene schreckliche Nacht, in welcher Isabels Vater ermordet worden, band ihn fester an das Mädchen als es ein ganzes Leben voll Glück hätte thun können. Als der Schmerz etwas milder geworden war, sprachen sie oft stundenlang von dem Todten, lobten sein edles Wesen und seine reichen Kenntnisse und errichteten seinem Andenken in ihren Herzen ein Denkmal der innigsten Liebe und Verehrung.

Lievens fand in Leyden weniger Veranlassung zur Porträtmalerei und entwarf daher, eingedenk der letzten Unterredung mit Baldez, ein großes Bild, dessen Gegenstand der alten Geschichte entnommen war und einen Zug menschlicher Größe verherrlichte: Die Entsagung des Scipio. Auch schuf er als Kupferstecher, welche Kunst er ebenfalls in höchster Vollendung trieb, mehrere bedeutende Werke, die allein hinreichend gewesen wären, seinen Ruhm unvergänglich zu machen. Seine fromme Mutter forderte ihn öfters auf, Stoffe aus der heiligen Schrift zu behandeln, aber dazu hatte er damals noch keine Neigung.

Eudlich sollte er denn auch an das heißersehnte Ziel seiner Herzenswünsche gelangen. Der innige Verkehr, welcher sich zwischen seiner Mutter und der jungen Spanierin gebildet hatte, verbunden mit der Macht der Liebe, veranlaßten Isabel zur reformirten Kirche überzutreten und somit war jedes Hinderniß, welches der Verbindung im Wege gestanden hatte, beseitigt. Lievens ward mit Isabel verbunden und beide verlebten nun die selige Zeit der Erfüllung aller ihrer Träume von Glück. Leider aber sollte diese Zeit nicht von langer Dauer sein.

Nach Jahresfrist genas Isabel eines kräftigen Knaben, dessen Geburt der Mutter, deren Gesundheit seit jenen schrecklichen Erlebnissen in Amsterdam sich nie ganz wieder befestigt hatte, das Leben kostete.

Jan war durch diesen unerseßlichen Verlust mit einem Schläge völlig vernichtet. Alle Freude am Leben war für ihn auf immer dahin. Vergeblich suchte die Mutter den unglücklichen Sohn in seinem Gram zu trösten; er wies jeden Zuspruch zurück. Der Anblick des Kindes versetzte ihn in die unseligste Betrübniß und es litt ihn nicht länger in Leyden, wo er so unsäglichen Schmerz erfahren hatte.

Er eilte nach Amsterdam, wo er seinen alten Freund Schooten aufsuchte. Dieser eröffnete ihm die Aussicht, vom englischen Hofe beschäftigt zu werden, wo König Karl I. Friede mit Frankreich und Spanien geschlossen hatte und nun mancherlei künstlerische Interessen zu befördern strebte. Schooten suchte seinen bekümmerten

Freund zu dem Entschlusse der Reise zu bestimmen und Lievens, der seinem Elend zu entfliehen suchte, ging in der That nach England, wo er sogleich als Porträtmaler der königlichen Familie Beschäftigung fand.

Zwölf Jahre waren nach diesen Vorgängen vergangen, als Mathias Schooten, der sich gewissermaßen zum Beschützer der Familie seines Freundes berufen fühlte, wieder einmal nach Leyden kam und in das Zimmer der Mutter Lievens eintrat. Die alte Frau saß am Kamin, der mit weißen, blaubemalten Porzellanzellen besetzt war, und hatte eine Handarbeit vor sich. Die äußerste Reinlichkeit leuchtete sowohl von den Wänden, dem Fußboden und den ärmlichen altfränkischen Möbeln, wie auch von den einfachen Kleidern der Matrone.

Mit herzlicher Freundlichkeit begrüßte sie ihren Gast und fragte ihn mit Thränen in den Augen, was er von ihrem Sohne wisse.

„Immer dasselbe, Frau Lievens,“ entgegnete Schooten, „er hat wieder einige englische Lords und Herzoginnen gemalt, lebt nach wie vor still und eingezogen und scheint gar nicht mehr aus England zurückkommen zu wollen.“

Die Alte brachte geschäftig Tassen und Theegeschirr und setzte sie auf den Tisch.

„Wie ist es möglich,“ sagte sie, „daß er es über sich gewinnen kann, mich seine alte Mutter und sein Kind gar nicht wiederzusehen! Das Unglück hat sein Herz erdödet und er kennt keine Liebe mehr für irgend einen Menschen auf der Welt!“

„Aber er sorgt doch für Euch, Mutter Lievens!“ entgegnete Schooten.

„Das thut er,“ erwiderte die alte Frau, „aber was habe ich davon? Der Junge, der Hendrik, wächst auf zur Augenlust aller Menschen, nur nicht zur Freude seines Vaters und anstatt daß ich mich über ihn freuen könnte, gräme ich mich, so oft ich das verwaiste Kind ansehe.“

„Wo ist denn der Junge?“ frug nun Schooten, „zeigt er sich denn hübsch gehorsam?“

Zögernd versetzte die Alte: „Ihr wißt, Mynheer Schooten, daß das Kind meine einzige Lebensfreude ist, daher mag es denn kommen, daß ich ihm zu viel nachsehe und er etwas verwildert. Aber gut ist er, von Herzen gut, wenn er auch in seiner ungestümen Lebenslust oft nicht auf meine Warnungen hört. Heute ist er draußen auf dem Kanale, wo ein großer Wettlauf auf Schlittschuhen veranstaltet wird. So etwas veräußt er niemals.“

Schooten hatte sich behaglich eine Thonpfeife angezündet, denn auch im Hause der Wittwe fehlte nicht das längliche Holzstäbchen mit Pfeifen und Tabak für etwaige Gäste. Das Gespräch ging weiter.

„Ich muß sagen,“ meinte Schooten, „daß ich es gar nicht verwunden kann, den Jan so auf der einen Seite liegen zu sehen. Ich war sein Lehrer und weiß was er kann. Damals als er hier mit Isabel bei euch lebte, schien es als ob er den rechten Weg finden werde, aber das dauerte nur kurze Zeit. Welch ein Bild ist sein Scipio! Wenn er mehr derart malen wollte, so überragte er bald die berühmtesten unserer Meister. Die Charakteristik in seinen Köpfen ist so scharf, daß ihm darin Keiner gleich kommt. Wie er dazu kommt, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß er es von mir nicht haben kann, und doch bemerke ich an seinen Bildern hier und da einen Zug, der mich daran erinnert, daß er mein Schüler ist. Wie mich das dann entzündet, kann ich Euch nicht sagen! Und nun sitzt er in seinem England und verfinstert immer mehr in Einseitigkeit.“

„Sein Herz ist abgestorben für Alles was ihm sonst lieb war,“ seufzte die betrübte Mutter.

Unterdessen war es Abend geworden und die besorgte Alte hatte schon mehrmals nach der großen Pendeluhr gesehen, die an der Wand hing und mit schwerem Geräusch ihre Anwesenheit kundgab.

„Der Junge bleibt lang,“ sagte Schooten endlich, aber da öffnete sich auch schon die Thür und herein stürmte mit lebhaft geröthetem Gesichte der stämmige Knabe, der mit den blühenden dunklen Augen und dem reichen schwarzen Haarwuchs das Ebenbild seiner schönen Mutter war.

Liebkosend begrüßte ihn Schooten und ergößte sich an den lebhaften Mittheilungen des zutraulichen Kindes. Hendrik hatte einen seiner Pelzhandschuhe verloren und einen großen Riß in dem neuen Sammetrock; ähnlich waren regelmäßig die Errungenschaften, welche er der Großmutter von seinen Vergnügungsfahrten mitbrachte.

Die Großmutter vergaß für die nächsten Augenblicke gegen Schooten alle Pflichten der aufmerksamen Wirthin; sie hatte an dem Knaben so viel zu trocknen und zu wärmen, daß sie gar nicht fertig wurde und schließlich mußte sie für seine Sättigung sorgen, denn Hendrik war sehr hungrig. Schooten schaute ihr schmunzelnd zu und unterstützte ihren Eifer durch eigene Handleistungen.

Endlich hatte die Alte ihren Liebling, der nach dem Essen sehr müde war, zu Bette gebracht und nahm dann mit einem tiefen Seufzer über das unglückliche Schicksal des verwaisten Kindes ihren Platz wieder ein.

„Wißt Ihr,“ sagte nun Schooten, „wie ich denke, Frau Lievens, daß es uns gelingen könnte, den Jan wieder in die Heimath zu locken? Wir müssen ihn schreiben, daß der Junge gefährlich erkrankt sei und ihn dringend auffordern, denselben noch einmal zu sehen; darauf ist er nicht gefaßt und eine solche Botschaft reißt ihn aus seiner Lethargie und dem einsamen Leben heraus.“

„Um Gotteswillen nicht!“ versetzte die erschreckte Alte. „Wer wird mit dem Unglücke sein Spiel treiben! Freilich, wahr ist's, eine solche Nachricht könnte ihn herüberziehen, denn trotzdem daß er den Knaben nicht sehen will, nimmt er doch gewiß den innigsten Antheil an dessen Schicksal, aber ich will nichts von einem solchen Plane wissen, mit dem man den lieben Gott versuchen würde.“

(Schluß folgt.)

Die Farben im Anzuge der Frauen.

Von

A. Simson.

(Schluß.)

Wir können hier nicht weiter eingehen auf die Beschreibung der einzelnen Hüte und ihrer Garnirungen, wie sie für bestimmte Hautfarben am passendsten sind, nur möchten wir darauf aufmerksam machen, daß weiße Hüte dieselbe Wirkung haben als andere weiße Bekleidungen. Von dichten Stoffen sind sie allein kleidsam für einen klaren weißen Teint mit rosigem Anhauch; von Tüll, Krepp, Gaze u. s. w., oder wenn diese Stoffe als Verzierungen benutzt worden, können sie von den Meisten getragen werden, da nun nicht mehr ein reines Weiß, sondern ein Grau auf die Hautfarbe wirkt. Dies ist der Grund, weshalb man gewöhnlich die Farbe des Hutes von dem Teint durch eine Tüllruche trennt und diese mit Bändern und Blumen je nach dem Bedürfniß verziert. Schleier, Spitzen und Gaze, die durch ihre Falten als Grau erscheinen, haben denselben verbessernden Einfluß auf die Haut und daß graues Haar die Gesichtsfarbe, falls sie nicht gar zu dunkel ist, wesentlich hebt, ist, wie wir meinen, durch den anhaltenden Gebrauch des Puders bei Jung und Alt hinlänglich bewiesen. Da die Farbe des Haares, wie das vorgehende Beispiel deutlich darthut, durchaus keine Ideenverbindung mit dem Alter des Betreffenden zuläßt, ist es so unrichtig, das eigene Haare, das die Jahre gebleicht und dünner gemacht haben, durch fremdes schwarzes oder braunes zu ersetzen. Diese beiden Farben harmoniren nicht

mehr mit den Zügen älterer Personen, besonders wenn das Gesicht die Spuren der Zeit deutlich trägt. Dasselbe ist der Fall mit der Schminke, welche die Runzeln doch nicht vertilgen kann und einen vollständig verschiedenen Eindruck von der rosigten Frische der Jugend macht, weshalb auch nur ganz ungeübte Augen davon getäuscht werden können.

Aber indem wir die Schminke verwerfen, glauben wir zugleich durch unsere Arbeit ein unverfänglicheres Mittel zu bieten, das den Teint hebt und bessert. Freilich kann in einer kurzen Arbeit nur Alles angedeutet werden, und es muß dem Nachdenken der Einzelnen überlassen bleiben, in wie weit auch auf sie unsere Bemerkungen Platz greifen oder wie sie nach den angegebenen Regeln zu modificiren sind.

Einzelne Farben können von Jung und Alt mit gleichem Vortheile getragen werden, andere, besonders helle und grelle, bleiben der Jugend allein vorbehalten. *Cinquante ans sonnés*, sagt der Franzose, müssen die Frauen das Bunte lassen, und sich in einfache dunkle Farben kleiden. Auch kommt bei Anwendung der positiven Farben der Teint, wenn er nicht sehr lebhaft ist, leicht in Gefahr noch unscheinbarer zu werden, weshalb man lieber, zumal die Anzahl der ganzen Farben doch nur beschränkt ist, zu dem Heere der gemischten, gebrochenen und sogenannten Modefarben greift mit ihren unendlich mannigfachen Schattirungen, von denen viele nicht ohne Anmuth sind und die meisten auf den Teint günstig wirken. Unsere großen Maler haben dies richtig erkannt, und vorzüglich die letzteren Farben auf ihren weiblichen Portraits angebracht, da sie wohl wußten, der schöne aber zarte Teint der weißen oder kaukasischen Frauen werde durch die positiven Farben leicht benachtheiligt, durch Grau und Braun gehoben. Titian und Bandyk umgaben in ihren Bildern die Frauen mit Schleiern und Draperien von einem unbestimmten Braun, welches die Haut wesentlich verschönert; unsere neueren Maler folgen ihnen ebenfalls und ich meine, auch die Frauen könnten von ihnen lernen, wie überhaupt die Maler die Großmeister des Geschmacks und der Mode sein sollten.

Gebildete Personen, bei denen der Verstand vorherrscht, haben überhaupt einen Widerwillen gegen grelle Farben und vermeiden sie, und diese Richtung läßt die gebrochenen Farben vorzugsweise im Norden getragen werden. Anders im Süden, wo die Phantasie den Thron einnimmt und vielleicht der blaue Himmel und die bunten lachenden Fluren zu einer heiteren dem entsprechenden Bekleidung auffordern.

Für die Straße und das Haus ist entschieden den unbestimmten Farben der Vorzug zu geben. Diese können durch kleine Theile der ihnen und der Haut zusaenden positiven Farben geschmückt und belebt werden,

aber nie so, daß diese überwiegen. Ist ein Theil der Kleidung buntfarbig, so wähle man den anderen dunkel, theils um jenen zu heben, theils um dem Auge einen Ruhepunkt zu gönnen. Ein bunter Shawl, ein Beispiel, wie eine große Anzahl Farben in geschmackvoller Anordnung zu gleicher Zeit für den Anzug verwendet werden kann, nimmt sich eigentlich nur gut aus auf einem dunklen Kleide. Ist das Kleid bunt, so sollte ein einfarbiger Ueberwurf es begleiten, wobei in die Augen springt, daß man die Popularität der braunen und grauen Frühjahrmäntel, besonders aber der schwarzen Mantillen dem wohlervogenen Umstande zuschreiben muß, einen Contrast hervorzubringen, der das Auge beruhigt und die contrastirenden Farben trennt. Sollen mehrere Farben allein miteinander getragen werden, so ist wenigstens festzuhalten, daß sie im Tone ganz genau harmoniren, wie von uns früher angegeben worden, und daß eine Farbe den Hauptbestandtheil bildet, während die andere nur zu kleinen Theilen ihr zur Seite stehen darf. Wenn Hell und Dunkel gut gewählt sind, kann ein grünes Kleid mit einem rosa Hute getragen werden, ein orange Shawl vielleicht mit einem blauen Hut und Kleide, jedoch muß das Blau sehr tief sein, um das mächtige Orange zu balanciren. Elegant sehen solche scharfe Contraste indeß nie aus, und jedenfalls sind die Toiletten am feinsten und geschmackvollsten, in denen keine schroffen Gegensätze sich zeigen, sondern eine angenehme Mischung von positiven Farben mit anderen gebrochenen und ruhigen wie Schwarz und Weiß.

Wie es nothwendig ist, daß die Farben der verschiedenen Kleidungsstücke mit einander harmoniren, so ist es nicht weniger unerläßlich, in den einzelnen Stoffen Rücksicht auf die Farbenzusammenstellung zu nehmen, was leider nur gar zu oft von den Fabrikanten vernachlässigt wird. Es ist unglaublich, welche Farben einzelne Stoffe aufweisen, und die Damen zeigen auch keinen guten Geschmack und keine Kenntniß des eigentlichen Wesens der Farbe, wenn sie auf Treu und Glauben von den Fabrikanten dergleichen Stoffe sich aufdringen lassen. Es steht zu hoffen, daß die jetzt mehr und mehr sich verbreitenden Zeichen- und Musterschulen diesem Uebelstande abhelfen und nicht mehr eine halbe Kenntniß durchlassen werden, die hier, wie überall, so schlimm ist wie gar keine.

Um die Farbe bekümmert sich die Mode nur nebenher, sie ist ihre Stieftochter, während die Form als ihre bevorzugtere angesehen werden muß. Dieser verschafft sie Geltung bei Jung und Alt, bei Schön und Häßlich, bei den größten und kleinsten Gestalten, ohne Rücksicht auf die Einzelnen zu nehmen. Die Farbe geht bescheiden nebenher und wie ihre anmaßende Schwester sich aufdrängt, wartet sie, bis man sie wählt. Die Mutter Mode hat sich zu Gunsten der Alleinherrschaft ihrer

Lieblingstochter des Rechtes begeben, die Hälfte des Regiments für das andere Kind zu beanspruchen, und wenn es ihr nun auch zuweilen einfällt, die Farbe in einer oder der anderen Schattirung in den Vordergrund zu stellen, so beachtet man sie doch nicht allgemein und versagt ihr die unbedingte Huldigung.

Was die Dekonomie in der Kleidung betrifft, so ist diese natürlich sehr abhängig von den Farben. Einfarbige Kleider ohne Muster sind z. B. ökonomischer als diejenigen mit verschiedenen Farben, einmal, weil sie meist billiger sind als die gemusterten, für deren Neuheit immer etwas mehr bezahlt werden muß, und die nebenbei das Datum ihrer Entstehung so deutlich mit sich herumtragen als wäre es ihnen aufgedruckt, dann aber, weil mehrere Farben selten gleich dauerhaft sind und wenn auch nur eine verbleicht, das Kleid an Schönheit verliert. Im Allgemeinen kann Niemand für die Dauerhaftigkeit der Farben stehen, oft sind die theuersten und neuesten nicht die haltbarsten, doch tragen sich die braunen und grauen Stoffe, die unbestimmten und gebrochenen Farben fast alle gut und zeichnen sich auch hierin vortheilhaft aus.

Zum Schlusse wollen wir noch ein Wort über die Farben bei Lampenlicht hinzufügen, da der Einfluß desselben ziemlich bedeutend ist, und häufig auf diese Art der Beleuchtung Rücksicht genommen werden muß.

Gelb und Roth sind die nächsten farbigen Erscheinungen am Lichte, und sie werden dieser Verbindung wegen warme Farben genannt. Blau dagegen führt immer etwas Dunkles, Kaltes mit sich und wird deshalb als eine kalte Farbe bezeichnet. Von den secundären ist Orange, die Verbindung von Gelb und Roth, die wärmste; Grün, die Verbindung der wärmsten und kältesten die mittlere; und Violett, die Vereinigung der mittleren und kalten die kälteste Farbe. Der schroffste aller Farbengegensätze besteht durch die wärmste und kälteste, Orange und Blau, der angenehmste ist Grün und Roth, welche beiden Farben die Mitte zwischen Warm und Kalt halten.

In unserem Farbenkreise wird man bemerken, daß eine warme Farbe jedesmal einer kälteren gegenübersteht, so daß je kälter die Farbe, je wärmer ihre Ergänzung ist und umgekehrt.

Bei künstlichem Lichte erscheinen nun die warmen Farben noch wärmer, die kalten noch dunkler und kälter als am Tage. Das Licht, welches ausströmt, ist gelb; fällt es auf diese Farbe, so macht es dieselbe bleicher und läßt sie zuweilen gänzlich verschwinden, wie ein Jeder schon bei hellgelben Handschuhen bemerkt haben wird. Neigt sich das Gelb indeß dem Orange zu, so wird es wärmer, Orange und Roth desgleichen. Rosa sieht dem Orange ähnlich, da das Gelb des Lichtes hinzutritt, und Orange wird röther, indem das Gelb

in demselben durch das stärkere Gelb des Lichts neutralisirt wird. Himmelblau erhält einen grünlichen Ton, ja es ist oft nicht vom Grün zu unterscheiden, denn das gelbe Licht verbindet sich mit dem Blauen; Hellgrün sieht dagegen wie Blau aus, da hier das stärkere Gelb das schwächere aufhebt. Dunkelblau wird tiefer und schwerer; Violett dunkler, wenn es dem Blau zustrebt und röther, wenn das Roth vorwiegt. Die sich zu Orange neigende Gesichtsfarbe der Menschen unserer Race wird gleichfalls durch das Licht gehoben, und es muß schon ein sehr blasser Teint sein, der nicht während des Lampenscheines einen röthlich gelben Anhauch erhält. Darum ist das Unvortheilhafteste für eine Frauengesellschaft ein schlecht erleuchteter Saal, der die Farben matt und die Gesichter bleich aussehend läßt.

Außerdem „wo viel Licht, ist auch viel Schatten“ und dieser läßt, auf die Augen geworfen, sie dunkel und feuriger erscheinen, was nicht weniger zur Belebung des Gesichtes beiträgt. Daher die Menge der sogenannten Abendschönheiten, deren Reize der Lampenschein mit fortnimmt.

Modenbericht.

(F.) Da die Saison noch nicht so weit vorgerückt ist, daß die eigentlich leichten Stoffe sich zeigen können, so herrschen noch die Kleider von Taffet und Moire vor. Wir bemerkten kürzlich eins von grünem Taffet, einer Farbe, die jetzt sehr modisch ist. Unten auf dem Rocke befanden sich sieben sehr kleine Volants, die mit weißem Taffet eingefast waren und zusammen eine große runde liche Zacke bildeten, welche bis zu einer großen Schleife hinaufging. Das Leibchen war hoch und mit ähnlichen Volants garnirt, die eine runde Berthe bildeten. Auch die Aermel hatten einen ähnlichen Ausputz.

Ein sehr elegantes Kleid von perlengrauem Moire antique, garnirt mit zwei Reihen Spigen, einer schwarzen und einer weißen, die sich unten auf dem Rocke in der Gestalt von einander entgegenstehenden Zacken befanden und an der Seite bis fast an die Taille hinaufgingen. Vorn auf dem Rocke, zwischen diesen Streifen, kleine Spigenrauten mit Rosetten in der Mitte. Das Leibchen bildete ein sehr zierliches spanisches Zäckchen, das nicht ganz bis an die Taille reichte und mit Spigen reich garnirt war. Die Aermel waren lang und eng, an der Außenseite mit Spigen besetzt. Unter diesem Zäckchen ein breiter Schweizer-Gürtel mit kleinen Spigenrauten darauf.

Ein Kleid in ähnlicher Art läßt sich von braunem Taffet herstellen mit Soutaschstickerei statt der Spigen-

Soll es noch einfacher sein, so nimmt man carrirten Foulard und garnirt es mit Ruchen in der Farbe der Carreaux. Selbst in Piqué läßt sich diese äußerst kleidsame Form darstellen.

Andere neue Kleider zum Ausgehen waren: eins von silbergrauem Moire antique mit einer gekrauseten Ruche von kornblumenblauem Taffet vorn auf jedem Blatt. Daran ein rundes hohes Leibchen mit Bandgürtel und fast enge, unten aber offene Aermel, an der Außenseite mit einer gekrauseten kleinen Tassetruche. Dazu ein Zughut von blauem Krepp, auf dem Schirme mit einem fächerförmigen Gefältel von ebensolchem Krepp und an jeder Seite eine blaue Schnur, die sich über den Bart legte. Unter dem Schirme, in der Mitte oben, zahlreiche Schleifchen von blauem Krepp und einzelne Kornblumen.

Ein anderes Kleid war von grünem Taffet, unten auf dem Rocke mit sieben kleinen ausgezackten Volants, auf denen sich Rosetten von schwarzem Taffet befanden. Schnepfenleibchen, mit Malachitknöpfen geschlossen und um die Achseln kleine Rosetten von schwarzem Taffet so angebracht, daß das Leibchen wie ein ausgeschnittenes ansah. Die Aermel hatten oben zwei Bäschen von grünem Taffet und einen kleinen ausgezackten schwarzen Volant. Dazu ein Hut von weißem Krepp, oben mit einer weißen Rose und einer Blondenrossette und an jeder Seite ein fächerförmig gelegtes Band in Schmetterlingsflügelform mit langen Enden. Der Bart mit rosa Krepp eingefast und in der Mitte mit einer weißen Blende belegt, die oben und unten ganz schmal mit schwarzem Bande eingefast war. Zum vollständigen Anzuge gehörte eine Mantille von schwarzem Taffet mit langen Blättern vorn, die mit schwarzen Spitzen garnirt sind und mit einem Capuchon, ebenfalls mit Spitzen.

Die Ueberzieher für die Halbsaison sind von leichtem Tuche in hellen Farben und haben meist die Form kurzer Palletots, mit schwarzem, pensée oder braunem Taffet ausgeputzt. Sie werden an der Seite mit einfachen vergoldeten oder auch mit blauen Stahlknöpfen zugemacht und haben einen kleinen Kragen.

Uebrigens wird man viele Fichus und Pelerinen von Spitzen mit schwarzen und weißen Einsatzstreifen tragen.

Für die Kinder ist noch immer die hübscheste Leibchenform die edig ausgeschnittene mit einer Chemisette in schweizer Falten darunter.

Ein kleines Mädchen von sieben Jahren trug ein Kleid von Poil de Chèvre in Blau und Weiß, unten auf dem Rocke sechsfach mit fünf schmalen blauen Tassetstreifen in der Form eines umgekehrten V besetzt. Das Leibchen edig ausgeschnitten, vorn und hinten mit Tragbändern, die auf den Achseln sich runden, nach unten hin sehr schmal auslaufen. Vorn auf dem Leibchen

ein kleiner Laß von blauem Taffet. Die Aermel oben fast eng, unten sehr weit und an der Seite ausgezack mit blauem Besatz.

Was die neuen Stoffe betrifft, so erwähnen wir nochmals die so sehr beliebten Foulards, namentlich die kleingestreiften, welche die Kleider geben, welche jetzt comme il faut sind. Solche kleingestreiften Foulards hat man in Schwarz und Weiß, Braun und Weiß, Maisgelb und Weiß, Maisgelb und Schwarz, Granatroth und Weiß, Indischgelb und Schwarz. Alles dies sieht ungemein frisch aus. Manche dieser carrirten Foulards haben aber auch noch kleine Blumenbouquets und zwar auf aschgrauem Grunde.

Sodann empfehlen wir den Leserinnen nochmals die neuen Gürtel-Corsets (oder Corsetgürtel), die sich namentlich zu Kleidern von leichten Stoffen eignen, weil sie die Taille zusammenhalten, ohne im mindesten zu drücken, weil sie nicht so hoch an die Brust heraufgehen als die Corsets und folglich zu offenen Kleidern und Faltenleibchen besser passen, welche die Mode in so große Gunst gebracht hat.

Modenblatt N^o 17.

(Nach Originalzeichnungen.)

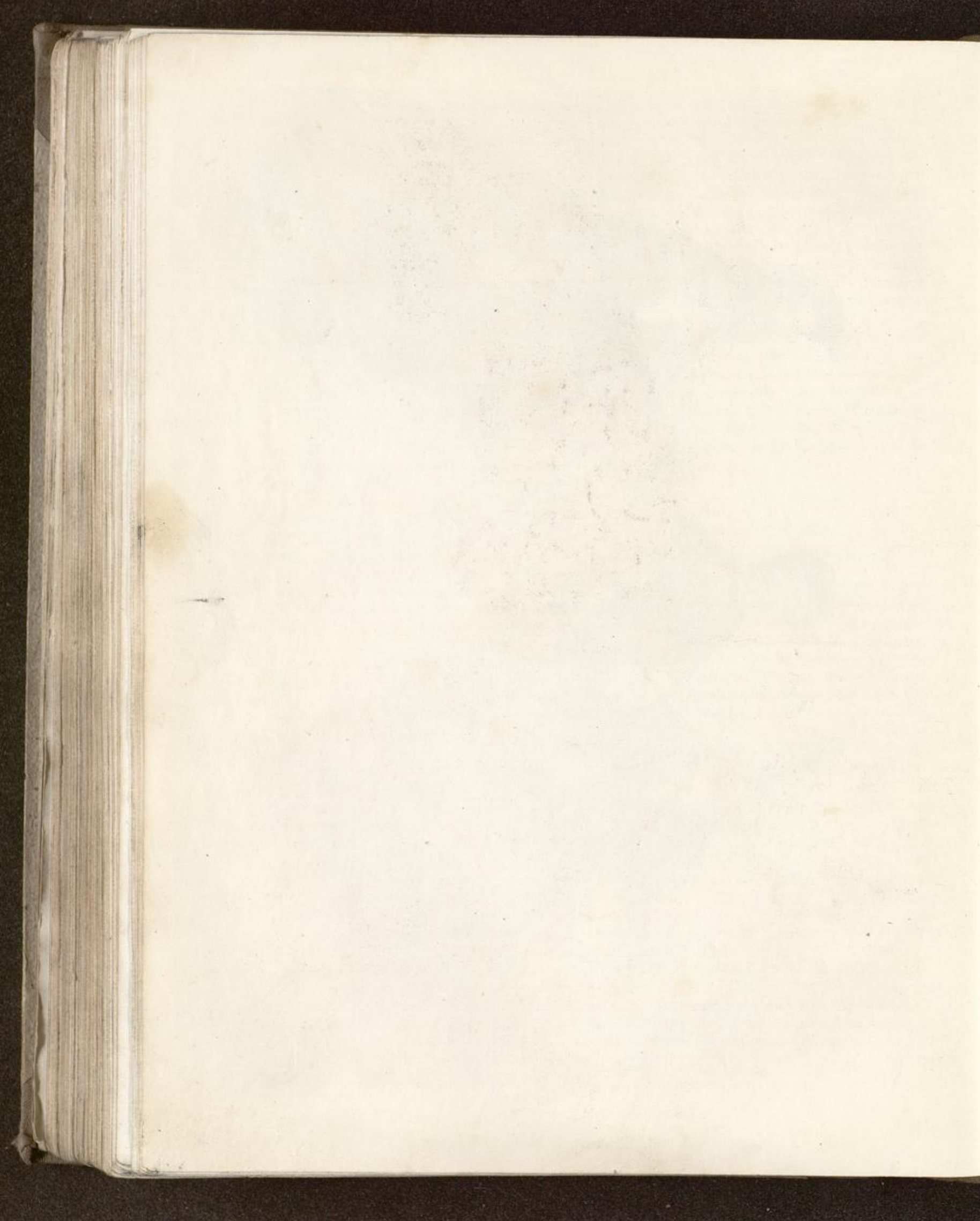
1. Hut von gelber Seide, mit einer Spitzen-Scharpe belegt; Bart von weißer Seide mit gelbem Ausputz; Bindebänder in Gelb und Weiß; Kleid von modfarbigem Taffet mit rundem hohem Leibchen, Gürtel und kleinem goldenem Schloß, vorn herauf mit vielen kleinen goldenen Knöpfen zugemacht; halblange Aermel, ganz in fünf Bäschen genommen, über denen eine tüchtförmige Falte liegt; auf dem Rocke unten ein dieselben Aermeln ganz ähnlicher Ausputz; kleiner gestickter Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; Glacéhandschuhe und schmale goldene Armbänder; weißer Cashmirshawl; Stiefelchen.

2. Koppsputz von schwarzen Spitzen; Kleid von grünem Taffet mit hohem rundem Leibchen, das einen tragbandartigen Besatz von schwarzen Spitzen und zwischens denselben Reihen von Posamentirarbeit hat; halblange und halbweite Aermel, ebenso mit schwarzen Spitzen und Posament verziert; auf dem Rocke unten ein breiter schwarzer Spitzenstreifen; sehr kleiner Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; keine Armbänder; Spitzentaschentuch; Stiefelchen.

3. Anzug eines jungen Mädchens zur ersten Communion.

4. Hut von weißer Seide mit sehr kurzem Schirme, der nicht spitz ausläuft, aber unter demselben einen Ausputz von schwarzen und blauen Blumen hat, welcher



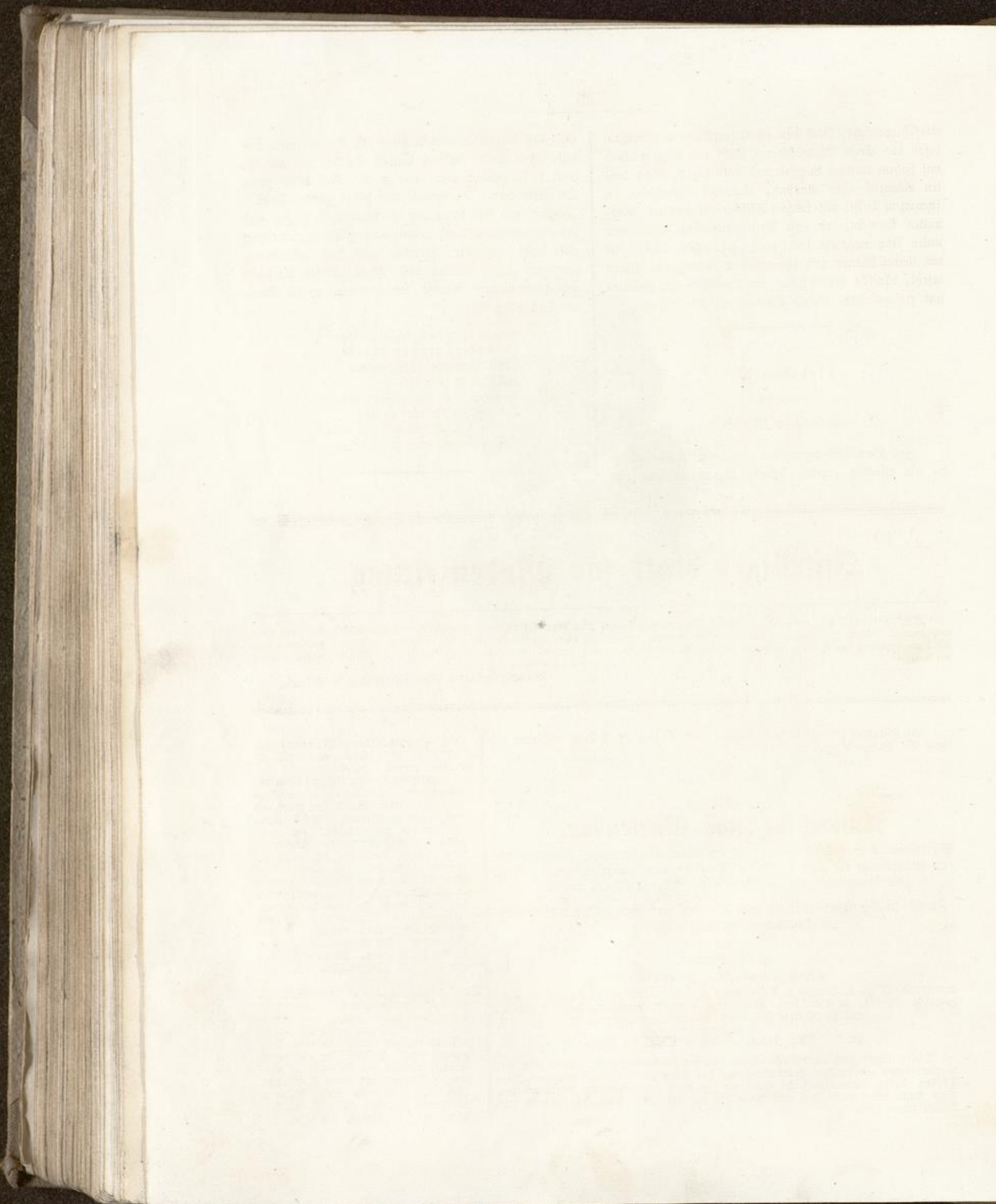




Stich u. Druck v. Weyer in Leipzig

Goethe's Vater

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



stark hervorsteht; Bart von schwarzem Atlas mit Spitzenbesatz und weiße Bindebänder; Kleid von blauem Moire mit hohem rundem Leibchen und halblangen, nicht weiten Ärmeln ohne Ausputz; eleganter Ueberzieher in schwarzem Taffet mit langem Säcken-Leibchen und halbweiten Ärmeln, die mit Posamentirarbeit besetzt und unten blau eingefasst sind; weiße geschlossene Unterärmel mit kleinen Knöpfen von blauem Band in mehreren Reihen besetzt; dänische Handschuhe; ein Armband von Korallen und ein goldenes; reiches Taschentuch; Stiefelchen.

Stahlstich N^o 17.

Goethes Vater.

Zur Vervollständigung der Goethe-Portrait-Galerie, die wir allmählig gegeben haben, fügen wir heute das

Bild des Vaters unseres Dichters bei, des Dr. juris und kaiserlichen Rathes Johann Caspar Goethe, der am 31. Juli 1710 geboren war und am 27. Mai 1782 starb. Die Leser kennen ihn genau aus seines großen Sohnes „Leben“ und wir setzen nur die Bemerkung hinzu, daß Lavater den Herrn Rath „einen vortrefflich geschickreichen, alles wohl ordnenden, bedächtig und klug anstellenden, aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Mann“ nannte und erinnern an die Worte des Dichters selbst:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahn herr war den Schönen hold,
Das spult so hin und wieder;
Urahn frau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. G. Gruner's

vollständige

Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierrpflanzenzucht, sowie die sämmtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von

C. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,

correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues zc. zu Berlin, sowie der pomolog. Gesellsch. zu Altenburg, Ehrenmitgl. d. prakt. Gartenbaugesellsch. f. Bayern und der Pfläzler Feld- und Gartenbaugesellschaft zc.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturistische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der englische Dolmetscher für Auswanderer. Anweisung, die englische Sprache binnen kurzer Zeit leicht und ohne Lehrer zu erlernen. Nebst einem Wörterbuche der deutschen und englischen Sprache, worin die Aussprache und richtige Betonung der englischen Wörter angegeben ist, einem Verzeichnisse der englischen Städtenamen in Amerika, wie sie richtig auszusprechen sind, und einem Anhange, der Formulare zu Briefen, Quittungen, Wechselln und Ankündigungen enthält, so wie Belehrungen für Auswanderer. Von **L. A. Albert.** Sechste Auflage von **Dr. M. Diezmann.** 12. cart. 15 Ngr.

Deutsch-englisches und englisch-deutsches Handwörterbuch für deutsche Auswanderer nach Nordamerika und Australien. Mit durchgehends richtiger Aussprache, einem Verzeichniß der Namen der Staaten, Städte, Ströme und Gebirge der Vereinigten Staaten und deren Aussprache, nebst einer Tabelle über Münzen, Maße und Gewichte. Von **L. A. Albert.** gr. 16. carton. 12 Ngr.

Da beinahe in allen Gegenden Deutschlands, sowie auch in hiesigen Blättern

Thomson's Crinolines

angekündigt, aber dem Publikum Waaren verkauft werden, die nicht aus unserer Fabrik hervorgegangen sind, so erlauben wir uns hiermit darauf aufmerksam zu machen,

dass wir nur solche Shirts als unser Fabrikat anerkennen, die mit unserem Fabrik-

stempel und  unserer Firma

(Thomson & Comp.) versehen sind.

Alle Crinolinen, die weder unseren Stempel, noch unseren Namen tragen (aber als unser Fabrikat angepriesen werden), sind nicht von uns fabricirt worden.

Thomson & Co. aus Annaberg.

Commanditen in Paris, New-York, London und Brüssel.

Verlagshandlung von Carl Rümpler in Hannover.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hüben und Drüben.

Loose Blätter aus einem Menschenleben.

Von A. Graf Baudissin.

Octav. Geheftet. 1 Thlr. 10 Ngr.

Früher erschienen folgende interessante Romane in demselben Verlage:

Sklaverei in Amerika oder Schwarzes Blut. Von Armand.

Drei Bände. Octav. — 1. Die Quadronc. 2. Die Mulatin.

3. Die Negerin. — Geh. 4 1/2 Thlr.

An der Indianergrenze. Von Armand. 4 Bände. Octav. Geh. 6 Thlr.

Ralph Norwood. Von Armand. 5 Bände. Octav. Geh. 8 Thlr.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit.

Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804.

Von Justinus Kerner.

8. Fein Feliinpapier. Geh. Preis 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balladenchronik.

Erzählende Gedichte ernster und humoristischer Gattung von

Hermann Marggraff.

8. Geh. 16 Ngr. Cart. 20 Ngr.

Eines von dem Dichter auf vielfache Aufforderungen veranstaltete Sammlung seiner Balladen, die von kompetenten Beurtheilern „dem Besten, was seit Uhland und Schwab für die Balladenpoesie gethan ist“, beigezählt wurde.

Eine vollständige Sammlung seiner Gedichte erschien früher ebendasselbst (geh. 1 Thlr. 15 Ngr., geb. 1 Thlr. 25 Ngr.)

Im Verlage von **Hermann Coste-noble** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus dem Mittelalter.

Historische Erinnerungen

von

A. E. Brachvogel.

2 Bände. 8. broch. 2 1/2 Thlr.

Peter Paul Rubens.

Ein biographischer Roman

von

A. von Sternberg.

Ein Band. 8. 1 1/4 Thlr.

Von Brachvogel erschienen in demselben Verlage außerdem: **Benoni.** Roman. 3 Bde. **Narcis.** Ein Trauerspiel. 2. Aufl. **Nelbert von Babenberge.** Ein Trauerspiel. **Der Usurpator.** Dramatisches Gedicht. **Der Trödler.** Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde.

Von Sternberg erschienen bereits ebendasselbst: **Elisabeth Charlotte,** Herzogin von Orleans. Ein biograph. Roman. 3 Bde. **Künstlerbilder.** 3 Bde.

So eben erschien:

Ein Aufenthalt

bei dem

Groß-Scheriff von Mexka.

Von

Charles Didier.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Selene Lobedan.

Autorisirte deutsche Ausg.

25 Bgn. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 25 Ngr.

Es ist eine unvergleichliche Schilderung, — und weder nach Büchern noch nach den Eindrücken Anderer gemacht, sondern aus eigenen Erinnerungen und aus Notizen hervorgegangen, die von Tag zu Tag und am Orte selbst aufgezeichnet sind.

Die Natur

im Dienst des Menschen.

Für die erwachsene Jugend und alle Freunde der Natur, dargestellt von Friedrich Körner.

Prof. an der Handelsakademie zu Pest.

Fünfter Band. Zweite Abtheilung:

Lebensweise und Fang des

Haarwildes.

In Buntdruck-Umschlag elegant brochirt.

Preis 27 Ngr.

Leipzig, 20. April 1862.

Bernhard Schlicke.

zur

Allgemeinen Moden=Zeitung.

Des Malers Dankopfer.

Ein Lebensbild

von

Adolf Glaser.

(Schluß.)

„Laßt mich nur machen!“ entgegnete Schooten, „ein Künstler bedarf lebendiger Anregung, sonst geht er zu Grunde, und wenn man einen gefährlich Erkrankten retten will, fragt man nicht, ob das Mittel ein gewagtes ist; ich will es verantworten; glaubt mir, der Versuch wirkt gewiß günstig. Man ist es schon der Kunst schuldig, den Gedanken auszuführen! Der Mensch weiß erst was er besitzt, wenn ihm der Verlust droht und Jan soll einsehen, daß sein Herz eine Heimath hat, wo er noch Freude erleben und einen Sporn zur Thätigkeit finden kann.“

Damit verließ Schooten die bedächtige Alte.

Am nächsten Tage schon führte er seinen Plan aus. Er schrieb an Lievens und forderte ihn auf, an das Sterbebett des Sohnes zurückzukehren, da er die alte Mutter doch gewiß in dieser traurigen Lage nicht allein lassen dürfe.

Dies Mittel wirkte. Lievens, welcher bis dahin in seiner apathischen Lebensweise verharret hatte, wurde plötzlich wie durch einen elektrischen Schlag aufgerüttelt und kehrte eilig nach Leyden zurück.

Die einfache alte Frau Lievens war gerade beschäftigt, dem kleinen Hendrik sein Frühstück zu bereiten, als ihr Sohn bei ihr eintrat. Sie hatte ihn in zwölf Jahren nicht gesehen und erschrak über die Veränderung in seinem Wesen in der Erinnerung an vergangene Zeiten bei seinem Anblick so heftig, daß ihr der Theetopf bald aus den Händen fiel. Jan hatte sehr gealtert und sah verstört und fast unheimlich aus. Als er den Schrecken der Mutter gewahrte, glaubte er, das gefürchtete Unglück sei bereits eingetroffen und der Knabe nicht mehr am Leben.

„Ist er todt?“ stieß er mit gellender Stimme hervor, und diese unerwartete Anrede erschütterte die ohnehin heftig erschrockene Alte so sehr, daß sie in lautes Weinen ausbrach und sich niedersetzen mußte, um sich zu sammeln. Jan's Besürchtungen schienen durch das Benehmen der Mutter bestätigt, düsteren Blickes setzte er sich ebenfalls nieder und erwartete die näheren Mittheilungen über den Tod seines Kindes.

Da erklang mit einem Male aus der Nebenstube der Ruf einer hellen Kinderstimme. Jan Lievens konnte vor Ueberraschung kaum athmen, aber bevor er noch um Auskunft fragen oder auch nur nachdenken konnte, öffnete sich die Seitenthür und Hendrik erschien auf der Schwelle, halb angekleidet, auf der Lippe einen Vorwurf für die säumige Großmutter, der jedoch beim Anblick des fremden Mannes unausgesprochen blieb.

Wozu bedurfte es für Jan der Erklärung? War es ja das theure vielbeweinte Antlitz seiner geliebten Isabel und doch wieder ein ganz anderes, viel lebensvolleres und unbefangeneres, was er vor sich sah. Er hatte befürchtet, der Anblick des Knaben werde ihn schmerzlich berühren, aber er empfand nun nichts dergleichen; nur hingezogen fühlte er sich von der zärtlichsten Vaterliebe zu dem Pfand so vielen Glückes und so vieler Leiden. Wie eine schwere Last löste es sich von seiner Brust, neues Leben strömte durch seine Adern und mit dem jubelnden Ausruf: „Mein Sohn, mein liebes Kind! Du bist mir geblieben!“ eilte er auf den Knaben zu, umfing ihn und sank an seiner Seite ihn fest umschließend auf die Knie nieder.

Hendrik blickte in naiver Unbefangenheit zuerst auf den unbekanntem Mann und dann auf die Großmutter, welche laut schluchzend vor Freude und Behnuth dem Knaben erklärte, daß sein Vater zurückgekehrt sei, um sie Beide nie wieder zu verlassen.

Sogleich wurde eine Botschaft an Schooten gesandt, der denn auch ungefümt ansbrach und bald in Leyden eintraf. Nach den ersten Begrüßungen ging Schooten um seinen Schüler herum und betrachtete ihn mit einem Gemisch von Stolz und Scheu und dem innigen Entzücken, wie eine Mutter die Schönheit ihres Kindes bewundert. „Er ist wahrhaftig ein großer Maler!“ sagte er dabei halblaut vor sich hin.

Dann aber sagte der treue Freund und Lehrer zu Lievens: „Nun aber muß auch ein neues reges Leben für Dich beginnen und die Freude ihren Ausdruck in der Kunst finden, denn die ist doch das einzige Mittel, wodurch man die schönsten Erlebnisse festhält.“

„Ja,“ versetzte Lievens, „das ist Wahrheit, und um der Kunst jetzt und in Zukunft ihr Recht zu lassen, soll mein erstes Bild ein Dankgebet gegen den Schöpfer sein, der mich zu neuem Leben erweckt hat.“

Er hielt Wort und malte das Bild, welches wir am Eingang unserer Skizze erwähnten. Hendrik, wie er dem Vater zuerst erschien, gab als Isaaq ein Bild naiver Jugendschönheit; in das Gesicht des Ervaters Abraham aber legte der Maler den Ausdruck aller der Gefühle, die ihn selbst beim Wiedersehen des verloren geglaubten Sohnes bestürmt hatten.

Damit war für Lievens das Eis gebrochen. Er lebte hinfort nur für den Sohn und seine Kunst und Schooten hatte die Gemüthung, manches schöne Werk seines großen Schülers entstehen zu sehen. Die Mutter aber freute sich im Stillen, daß ihr Sohn von nun an fast immer biblische Gegenstände wählte, die ihrem frommen Herzen am meisten zusagten.

Charlotte Cordays Jugend.

(In der Revue des deux mondes vom 1. April 1862 erzählt Herr Casimir Perier, im Winter von 1860 sei eine Verwandte seiner Mutter, Frau v. M., im Alter von 88 Jahren gestorben, eine eifrige Legitimistin und Jugendfreundin der Charlotte Corday, über welche sie vor langer Zeit ihre Erinnerungen niedergeschrieben. Diese habe sie ihm einst übergeben mit dem Auftrage sie zu veröffentlichen. Diese Erinnerungen sind es, die wir nachstehend mittheilen und die um so willkommener sein werden, als man bisher über diesen Theil des Lebens jenes außerordentlichen Mädchens sehr im Unklaren gewesen ist. — A. D.)

Ueber Charlotte Corday hat man bisher viel gesprochen und viel geschrieben, Niemand aber sie genau gekannt und richtig beurtheilt. Fast alle gaben statt der Geschichte Fabel, malten ein Phantasiebild und verurtheilten oder verherrlichten die That des Muthes und der Aufopferung, welche ihren Namen unsterblich machen wird. Ihre ohne Zweifel tadelnswerthe Handlung floß aus einer in unseren Tagen so seltenen einzigen Quelle, aus der Vaterlandsliebe.

Charlotte Corday opferte sich für ihr Vaterland auf; sie glaubte es wenigstens und dieser Irrthum kann

bis zu einem gewissen Grade ein Verbrechen adeln, das aus einem so reinen und unselfstfüchtigen Beweggrunde hervorging. Charlotte Corday opferte in der Blüthe ihres Alters und der Schönheit ihr Leben, um das Leben Tausender von Franzosen zu retten und die Fackel der bürgerlichen Unruhen zu verlöschen. Gewiß konnte nur ein so erhabener Zweck die Jungfrau veranlassen, eine der Weichheit ihres Geschlechts und dem Gefühle ihres Herzens so ganz entgegengesetzte Handlung auszuführen, aber unsere Geschichtschreiber haben diese so große und stolze Seele zu ihren eigenen kleinen Verhältnissen herabgezogen. Da sie sich zu ihrer Höhe nicht zu erheben vermochten, legten sie ihr der gemeinen Menschheit begreifliche Beweggründe unter. Sie begriffen jenes so hoch gesteigerte Gefühl, jene erhabene Hingebung, jenen wahrhaft männlichen Muth nicht, welche den Arm Charlottens bewaffneten und den rächenden Dolch in die Brust des Ungeheuers drückten, der von solcher Hand zu sterben nicht werth war.

Leider kann ich der Lüge und der Dummheit nicht Schweigen auferlegen, ebensowenig die zahllosen albernen Schriften vertilgen, in denen eine That unwürdig verzerrt dargestellt ist, die nur in der heiligen Schrift ein Gegenstück findet; aber ich vermag den Verleumdern zu widersprechen, denn ich habe die Heldin gekannt und war ihre Freundin. Ich glaube ihrem Andenken eine moralische Rehabilitation schuldig zu sein und werde, ohne sie zu verdammen oder freizusprechen, sie in ihrem wahren Lichte zeigen mit Einzelheiten, deren völlige Wahrheit ich verbürge. Man soll sie sehen wie sie in ihren jungen Jahren war und ihr folgen bis zu der traurigen Zeit, in welcher das Unglück des Vaterlandes die Jungfrau zu der Exaltation brachte, daß sie mit gleichem Muth den Tod gab und empfing.

Als Charlotte Corday Marat vor den Richterstuhl Gottes gesandt und von der Justiz der Menschen ihr eigenes Urtheil empfangen hatte, erfand man tausendlei Fabeln über die, welche einem mit so viel Blut und Verbrechen besudelten Leben ein Ende gemacht. Ich erinnere mich damals ein Bild gesehen zu haben, auf welchem sie in der Kleidung einer Arbeiterin mit der rothen Mütze auf dem Kopfe dargestellt war. Man machte eine Grisette aus ihr, die ihren Geliebten gerächt, den Marat auf das Blutgerüst gebracht habe. Charlotte Corday und ein Geliebter! Aber diese Erklärung war einfach, wahrscheinlich, allen verständlich. Man begriff sie, wenn man sie gewöhnlichen Frauen gleichstellte. Man beklagte sie, man fand sie fast zu entschuldigen und mehr als ein Mädchen dachte wohl bei sich: „ich hätte es auch gethan.“ Aber Charlotte Corday war über solche menschliche Schwächen hoch erhaben und ihr Dolch hätte es verschmäht, eine persönliche Beleidigung, ein gewöhnliches Unglück zu rächen. Das Vaterland der Ty-

ranei eines Ungeheuers zu entreißen, dem Blutvergießen ein Ende zu machen und jene wahnsinnige Stimme, die hunderttausend Köpfe verlangte, für immer zum Schweigen zu bringen, war der wirkliche und einzige Beweggrund, welcher aus der bescheidenen und schlichten Jungfrau eine Judith machte. Das gab ihr jene männliche Thatkraft, welche sie keinen Augenblick verließ und die sie mit auf das Schaffot nahm. Sie war Französin durch Geburt, ihrem Herzen nach aber eine ächte Römerin.

Charlotte Corday, eine Urenkelin des großen Corneille*), war die Tochter des Herrn v. Corday v. Armont und der Charlotte Godier v. Menival. Herr v. Armont (denn diesen Namen führte er eigentlich) hatte vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Der ältere Sohn war in der Militärschule und der zweite sollte ihm eben dahin folgen. Die nicht begüterte Familie bewohnte ein ganz kleines Haus dicht an der Abbay-aux-Dames in Caen, die eine Zierde dieser Stadt ist und von der Königin Mathilde, der Gemahlin Wilhelms des Eroberers, gegründet wurde. Die Familie lebte sehr sparsam und zurückgezogen. Meine um acht Jahre ältere Schwester war die beste Freundin des Fräuleins v. Armont, weil wir Nachbarn waren. Die Eltern legten sich die größten Opfer auf, um die Kosten der Erziehung ihrer Söhne bestreiten zu können. Der Vater, ein milder ernster Mann, bewahrte sein Geld in einem Schubkasten, der seinen Kindern offen stand. Er theilte ihnen mit, wie viel Geld darinnen sei und wie er es zu verwenden gedanke. Durch dieses Vertrauen erreichte er seinen Zweck vollständig. Die Kinder kannten die geringe Einnahme und wußten, wie gespart werden mußte, um den Bedürfnissen genügen zu können. Deshalb widersteheten sich die Kinder stets jedem unnöthigen Kaufe zu ihren Gunsten und bemüheten sich, den Eltern behilflich zu sein. Die älteste Tochter namentlich, ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, als wir sie kennen lernten, war ungemein fleißig und zuvorkommend gegen Jedermann. Sie verrichtete fast alle häuslichen Arbeiten, um der Mutter eine Erleichterung zu verschaffen.

Als Frau v. Armont, etwa im vierzigsten Jahre, starb und zwar in Folge der Entbindung von dem fünften Kinde, das einen einzigen Augenblick lebte, erbot sich die Aebtissin, Frau v. Belsunce, aus Mitleid mit den mutterlosen Töchtern, dieselben zu sich zu nehmen und zu erziehen. Der arme Vater nahm dankbar dieses Anerbieten an, verließ die Stadt und zog auf das Land.

*) Marie Corneille, die älteste Tochter des großen Dichters, verheirathete sich nach dem Tode ihres ersten Mannes, des Herrn v. Surnebault, mit Jacob v. Favay. Ihre Tochter aus dieser Ehe, Francisce v. Favay, vermählte sich mit Herrn v. Corday und wurde die Mutter des Joh. Franz v. Corday v. Armont, des Vaters Charlottens.

Um dieselbe Zeit zogen meine Eltern aus und wir wurden den Mädchen fremder, da meine Mutter sie in so guten Händen wußte.

Die Revolution begann in Caen in einer Weise, daß man das Aeußerste fürchten konnte. Ich werde niemals den schrecklichen Augusttag vergessen, als der junge Vicomte v. Belsunce, Nefse der Aebtissin und Major im Regiment Bourbon, von dem Pöbel ermordet wurde. Kannibalen hätten nicht entsetzlicher wüthen können. Der Vicomte war einundzwanzig Jahre alt, ein schöner, eleganter Mann und hatte uns noch am Tage vorher in einem kleinen Wagen in einem Garten umhergefahren. Die Aebtissin überlebte ihren Neffen nur kurze Zeit. Frau v. Pontecoulant war ihre Nachfolgerin, welche die Fräulein Armont bei sich behielt, die wir ganz aus den Augen verloren hatten.

Das Jahr 1791 war gekommen und meine Mutter hatte mich zum erstenmale nach Paris geführt, wohin meinen Vater Geschäfte beriefen. Wir waren Zeugen der Rückkehr des Königs von Varennes und beeilten uns die schon so traurige Stadt zu verlassen, die bald von neuen Verbrechen besudelt werden sollte. Kaum waren wir in Caen wieder angekommen, so erschien Frau v. Bretteville. Diese, eine reiche Erbin, war die Tochter eines alten Geizhalses, Lecoutelier v. Bouerbos, der sich nicht entschließen konnte, ihr eine Mitgift zu geben. Erst in einem Alter von vierzig Jahren verheirathete sie sich mit einem Herrn v. Bretteville, der auf ihr Vermögen speculirte. Er mußte indeß sehr lange warten und starb dann drei Monate nach seinem Schwiegervater. Frau v. Bretteville, Wittwe mit einer Jahreseinnahme von 40,000 Liv., änderte in ihrer längst gewohnten beschränkten Lebensweise nichts, behielt ihr altes Haus, ihre alten Möbel und ihre ärmliche Kleidung. Sie war furchtsam und leichtgläubig und lebte immer in Angst betrogen zu werden. Diese Angst veranlaßte sie sich meiner Mutter anzuschließen, um von ihr Beistand und guten Rath zu erhalten.

„Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind!“ sagte sie zu meiner Mutter. „Ich wußte mir nicht mehr zu rathen und zu helfen.“

„Was ist geschehen?“

„Eine Verwandte, die ich durchaus nicht kenne und deren Familie ich seit vielen Jahren aus den Augen verloren habe, kam eines Tages, vor etwa einem Monate, bei mir an und brachte gleich ihre Habseligkeiten mit. Sie sagte mir, sie hätte Geschäfte in Caen und hoffe, daß ich sie bei mir aufnehmen werde. Sie nannte ihren Namen und sie ist wirklich eine Verwandte, aber ich habe sie nie gesehen und sie bringt mich in große Verlegenheit.“

„Warum? Sie sind ja allein und bekommen also angenehme Gesellschaft.“

„Angenehme Gesellschaft? Sie spricht fast kein Wort. Immer ist sie in wer weiß welche Gedanken versunken. Ich weiß nicht warum, aber sie ist mir unheimlich, ich fürchte mich vor ihr. Es kommt mir immer vor, als habe sie etwas Böses im Sinne.“

Wie oft haben wir uns seitdem an die Worte der Frau v. Bretteville erinnert!

Frau v. Bretteville verließ uns endlich etwas beruhigter, aber meine Mutter mußte ihr versprechen, noch denselben Tag sie zu besuchen, obgleich sie von der langen Reise sehr ermüdet war. Meine Mutter sollte durchaus jene junge Verwandte sehen und zu ermitteln versuchen, warum sie so ohne Weiteres vor einer Frau erschienen sei, die sie durchaus nicht kenne.

Ich begleitete meine Mutter und bald erschien eine große schöne Person, die sogleich mit offenen Armen auf meine Mutter zukam und sie herzlich küßte. Meine Mutter staunte über diesen Empfang von Seiten einer ihr Unbekannten, betrachtete sie schweigend und suchte sich ihrer Züge zu erinnern. Das Mädchen bemerkte das und sagte: „Haben Sie mich denn gänzlich vergessen? Erinnern Sie sich der kleinen Armont nicht mehr?“ Das war ein Lichtstrahl und das Wiedererkennen war bald auf der einen Seite so liebevoll wie auf der andern. Frau v. Bretteville gab nun auch alle ihre Furcht auf. Wir sahen einander alle Tage und das ehemalige vertraute Verhältniß trat von neuem ein, als wäre es niemals unterbrochen gewesen.

Ich hatte Englisch und Italienisch gelernt und Fräulein v. Armont wünschte Unterricht von mir in diesen Sprachen zu erhalten; aber ihre Fortschritte entsprachen meinen Erwartungen nicht. Sie war sehr groß und sehr schön geworden. Ihrer tadellosen, wenn auch etwas vollen Gestalt, fehlte auch das Edle nicht. Sehr wenig aber beschäftigte sie sich mit Kleidung und Fuß und sie suchte gar nicht ihre persönlichen Reize geltend zu machen. Meine Mutter trug mir auf, ihren Geschmack darin zu verbessern und oftmals steckte ich ein Band in ihr Haar, das ich besser zu ordnen versuchte. Frau v. Bretteville schenkte ihr mehrere schöne Kleider und Fräulein v. Armont erhielt bald ein ganz anderes Aussehen, trotzdem sie noch immer sehr wenig Sorgfalt auf ihre Toilette verwendete. Sie zeichnete sich durch seltene Jugendfrische aus und ihr Teint war blendend weiß, vom zarten Roth angehaucht. Ihre Haut war so zart, daß man das Blut unter derselben fließen zu sehen meinte. Sie erröthete auch außerordentlich leicht und dann sah sie wahrhaft reizend aus. Ihre Augen waren groß und sehr schön und das etwas vorstehende Kinn benachtheilte das Ganze des lieblichen Gesichts in keiner Weise. Der Ausdruck desselben war von unbeschreiblicher Sanftmuth, wie der Klang ihrer Stimme weich und ansprechend. Nie habe ich ein zauberischer klingendes Organ, wie nie-

mals einen reineren und engelgleichen Blick, nie ein lieblicheres Lächeln gesehen. Das hellbraune Haar paßte vollkommen zu dem Gesicht. Kurz sie war ein herrliches Wesen. Nur hielt sie sich nicht gut; sie ließ den Kopf etwas nach vorn sinken und wir schalteten sie oft darum. Sie lächelte dann und versprach sich zu bessern, aber ihre Versuche blieben ohne Erfolg.

Meine Mutter fragte sie, warum sie die Abtei verlassen habe. — Um wieder zu ihrem Vater zu gehen, der seit so langer Zeit die Gesellschaft seiner beiden Töchter entbehre. — Warum sie nach Caen gekommen? — Darauf gab sie keine so bestimmte Antwort und erst später erfuhren wir, daß sie sich mit ihrem Vater wegen politischer Ansichten veruneinigt habe. Der alte Herr war wie seine Vorfahren durch und durch Royalist. Die Tochter, die fortwährend in ihren Lieblingschriftstellern, den alten griechischen und römischen Autoren, gelesen, hatte republikanische Meinungen vorgebracht, welche sie aus solcher Lectüre in sich aufgenommen und in sich ausgebildet hatte, ehe noch die französische Revolution um sich griff. Die Ereignisse hatten ihre Ansichten noch weiter entwickelt, die dann mit ihrer männlichen Seele ganz verwachsen waren. Die Tugenden der Alten erregten ihre Bewunderung und ihre Begeisterung. Unsere leichtfertigen, laxen Sitten verachtete sie und sie wünschte eifrig die Wiederkehr der schönen Zeiten Spartas und Roms. Damals hätte sie geboren werden sollen. „Aber,“ sagte sie, „eine Republik mit den strengen Tugenden, mit der erhabenen Aufopferungsfähigkeit und den edlen Handlungen, wie ich sie mir denke, können die Franzosen nicht begreifen, vielweniger ins Leben rufen. Unsere Nation ist viel zu leichtblütig; sie muß erst gekräftigt, gestählt, neugeboren werden, in der Geschichte der Vergangenheit an Beispielen des Schönen, Großen, Wahren und Edeln sich erwärmen und alle Frivolitäten vergessen, welche die Völker verderben.“

So äußerte sie sich in vertrauten Gesprächen, wenn sie aus ihrer gewöhnlichen Zurückhaltung heraustrat, in die sie sich, wie in einen undurchdringlichen Mantel, einzuhüllen pflegte.

Uebrigens lernten wir diese Ansichten Charlottens nicht sogleich, sondern erst allmählig und nach längerem Umgange mit ihr kennen. Frau v. Bretteville und alle, die mit ihr verkehrten (uns eingeschlossen), verabschiedeten diese Meinungen und erwarteten durchaus nichts Gutes von der angeblichen Regeneration, die mit Raub und Brand, Empörung und Mord begann. Die Fackel des neuen Lichtes leuchtete nicht, sie brannte nur und wir hielten das Zerstoren für eine sehr schlechte „Verbesserung.“

Im Allgemeinen dachte und grübelte Charlotte mehr als sie sprach. Sie saß gern und lange schweigend da und oftmals, wenn sie angerebet wurde, fuhr sie wie

erschrocken aus ihrem gewöhnlichen Sinnen auf. Es war dann als lehre ihr Geist, plötzlich aus weiter Ferne zurückgerufen, aus unbekanntem Regionen zurück. Vielleicht fürchtete sie sich in zu directem Widerspruche mit ihren Umgebungen zu zeigen und deren Ansichten zu verletzen; wenn sie sich aber, entweder durch Fragen meiner Mutter, die sie wahrhaft liebte, oder durch einen sie besonders anregenden Gesprächsgegenstand fortreißen ließ, überraschte sie uns oft durch das Großartige ihrer Ideen und durch vielfache Hinweisungen auf die Heldinnen des Alterthums. Diese waren ein unerschöpfliches Gesprächsthema für sie. Die Mutter der Gracchen, die Mutter Coriolans, Portia u. s. w. führte sie mit allem Pomp der Geschichte und aller Majestät der Vorzeit an unseren Augen vorüber. Es war sehr schön, aber diese Sucht wiederholte sich so häufig, daß ich fürchtete, die sonstige Freundin meiner Schwester, jetzt meine Freundin, werde etwas pedantisch und mache sich wohl gar lächerlich. Ich verheimlichte es ihr nicht und wenn sie später von Cornelia u. s. w. sprechen wollte, sah sie mich von der Seite an, erröthete und unterließ die Heldin zu erwähnen. Eine Zeit lang glaubte ich meinen Zweck ganz erreicht zu haben, aber wenn sie ihre verehrten Heldinnen im Gespräch auch seltener erwähnte, in ihrem Herzen setzte sie den Cultus derselben nur um so eifriger fort.

Zu verschiedenen Malen hat man drucken lassen, Charlotte von Armont habe den jungen Vicomte von Belfunce geliebt und, vier Jahre später Marat ermordet, um den Geliebten zu rächen. Auch von Barbaroux hat man es gesagt, denn die Tragödie ohne Liebe sagt dem Geschmacke dieser Zeit nicht zu. Diese beiden Angaben sind gleich falsch und thöricht. Charlotte hat den Herrn v. Belfunce nicht nur nicht geliebt, sondern ihn häufig seines weibischen und weichen Herzens wegen verspottet. Kein Mann hat irgend einen Eindruck auf sie gemacht. Ihre Gedanken waren ganz anders beschäftigt. Ich kann sogar versichern, daß sie durchaus nicht an eine Heirath dachte. Sie hatte mehrere sehr gute Partien ausgeschlagen und ihren festen Entschluß ausgesprochen, in ihrer jungfräulichen Stellung zu verbleiben. Lehnte sich ihr stolzer Sinn schon gegen den Gedanken auf, sich einem ihr untergeordneten Manne zu unterwerfen. War es Widerstreben ihrer jungfräulichen Seele? Das habe ich nie erfahren, aber nach unseren häufigen vertraulichen Gesprächen kann ich bezeugen, daß kein Mann sich rühmen konnte, ihr gefallen, irgend einen Platz in ihrem Herzen eingenommen zu haben. „Nimmer“, sagte sie bisweilen zu mir, „nimmer werde ich meiner lieben Freiheit entsagen; Du wirst mich auf Deinen Briefen nie Madame nennen können.“

(Schluß folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die Frühjahrshüte haben, gegen die allgemeine Erwartung, die Form der Winterhüte nicht aufgegeben, sie scheinen dieselbe vielmehr noch übertreiben zu wollen. Nur ist an der Stelle des Sammet der Krepp und der Tülle getreten. Man sieht Hüte von gezogenem weißem Krepp, die am Schirmrande ein dickes Gefräusel von schwarzen Spitzen haben, das eine ziemlich große Rose birgt und von dem aus Barben bis zum Barte gehen. Eine Spitzenschnepe oben fällt so, daß sie eine zweite Rose über der Stirn umhüllt. Die Bindebänder sind von weißem Taffet.

Die Kragen zum Negligé sind von Ranzuf oder feiner Leinwand. Die schmalen sind die beliebtesten.

Für die Saison hat man bereits Fichus und Belerinen von Spitzen, mit schwarzen und weißen Einsatzstreifen. Auch viel Guipüre trägt man.

Außerordentlich beliebt sind die spanischen Jäckchen, die aus Bäuschchen von Muslin, Einsatzstreifen von Spitzen, kleinen Ruchen u. s. w. bestehen und zwar auf rosa, blauem oder lilas Taffet mit einem Spitzenvolant rundherum. Die Ärmel daran sind halbweit, bis an den Ellbogen offen und mit einem Spitzenvolant garnirt. Auch an diesen Jäckchen sieht die Verbindung von Schwarz und Weiß sehr gut aus. Einsatzstreifen von schwarzer und weißer Guipüre auf rosa Taffet machen eine reizende Wirkung. Dies Jäckchen ersetzt das Zuavenjäckchen, ist aber um vieles kleiner, denn es reicht nicht bis an die Taille und ein Schweizer-Gürtel muß den Raum zwischen dem Jäckchen und der Taille ausfüllen. Dieser Gürtel ist immer von Taffet in der Farbe der Unterlage. Mit einem Node von Muslin giebt es das reizendste Sommernegligé.

Die Kopspuße sind in der jetzigen Saison nicht sehr mannichfaltig. Sie bestehen noch immer zumeist aus Kränzen von schwarzen Spitzen oder Taffetband, auf denen man Blumen anbringt. Federn trägt man auf Kopspußen nicht mehr.

Was die Ueberzieher betrifft, so scheint der neue Postillon-Pallete am meisten zu gefallen. Er ist kurz, originell, liegt vorn und hinten nicht fest an und die Ärmel sind nicht sehr weit. Wir sahen einen von königsblauem sehr leichtem Tuche, vorn, an dem Kragen und an den Ärmeln mit Soutaschstickereien und mit Ärmelausschlägen von gestepptem Taffet. Er läßt sich aber auch ganz von schwarzem Taffet herstellen, man könnte ihn auch mit farbigem Cashemir füttern und mit schwarzer Seide soutaschiren. Die Knöpfe daran wählt man am liebsten von Schmelz oder von Stahl.

Die Farben der neuen Seidenzeuge sind dieses Jahr alle hell, aber in sanften Nüancen.

Zu Kleidern auf das Land empfehlen sich besonders

die von gelbem oder grauem Piqué, weiß oder schwarz soutaschirt; auch die von carrirtem oder kleingestreiftem Perkal mit weißem Grunde, die ebenfalls weißgrundigen Musline mit Blümchen und die hellgrauen Barèges mit satinirten Bouquets.

Die Hüte für das Land sind wieder rund mit halb-breitem Rand, ausgeputzt mit Federn oder Feldblumen. Die von weißem Stroh sind die beliebtesten.

Die Sonnenschirme sind von Taffet mit einem großen Bolant und vier kleinern darüber.

Der Foulard scheint in der That dem Taffet u. s. w. eine gefährliche Concurrenz machen zu wollen, und zu seinem Glücke scheint die eben herrschende allgemeine Beliebtheit der Soutaschstickerei beizutragen, die ganz besonders für Foulard sich eignet. Man trägt zu den Foulardkleidern Zuaven und große runde Pelerinen. Die beliebtesten Farben sind namentlich die verschiedenen Nuancen in Grau. Sehr hübsch sind aber auch die kleingestreiften Foulards.

Modenblatt N^o 18.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. und 2. Die neuesten Mädchen- und Knabenanzüge.

3. Hut von weißer Seide mit vorn hohem Schirm, an der Seite und über der Stirn mit Rosen ausgeputzt; nicht sehr großer Bart; weiße Bindebänder; Kleid von braunem Taffet mit hohem rundem Leibchen ohne Auspuß wie auf dem Rocke; Mantille von schwarzem Taffet, oben in knapper Balletotform, mit halblangen und halbweiten Ärmeln; an der Taille mit Oliven zusammenge- nommen, dann in zwei schmale Blätter auslaufend, die unten und an der Seite mit schwarzen Spitzen garnirt sind, wie solche Spitzen oben einen Kragen und den Besatz der Ärmel bilden; kleiner weißer Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; goldene Armbänder; Stiefelchen.

4. Rothseidener Hut mit nicht spitzem Schirme, mit einer weißen Spitzen-Echarpe belegt und mit Blumen ausgeputzt, die sich auch unter dem Schirme wiederholen; ziemlich absteigender und weit nach vorn reichender faltiger Bart und rothe Bindebänder; Kleid von geblühtem Taffet mit hohem rundem Leibchen und halblangen nicht sehr weiten Ärmeln, auf dem Rocke unten guirlandenartig mit schwarzem sich kreuzendem Gefräusel garnirt, auf dem sich hier und da, oben und unten, Rosetten von schwarzen Spitzen befinden; Ueberzieher von schwarzem Taffet mit hohem knappem Leib-

chen und halblangen sehr weiten Ärmeln, vorn offen- stehend, ringsherum, vorn hinauf und an den Ärmeln mit farbigen Sammetstreifen besetzt, die mit Schnürchen eingefaßt sind; die Ärmel weiß gefüttert; geschlossene weiße Unterärmel mit zurückgelegten Manschetten; Glacéhandschuhe; keine Armbänder; Stiefelchen.

5. Weißer Zeughut mit kurzem rundem, nicht spitzem Schirme, einfach mit einer Bandschleife oben und an jeder Seite des kleinen Bartes, über der Stirn mit Blumen ausgeputzt; Bindebänder in der Farbe des Auspußes; Kleid von Seide mit hohem rundem Leibchen, obenherum mit einem Faltenbesatz, in der Mitte mit einem schrägen Taffetbesatz in der Farbe des Hutauspußes, der in Falten eingeschlossen ist; Gürtel; halb- lange Ärmel, ebenfalls mit einem farbigen Seidenstrei- fen zwischen zwei Faltenreihen endigend; ein gleicher Aus- puß, etwas breiter, unten auf dem Rocke und mit ähn- lichen Falten darüber; offene weiße Unterärmel, ebenfalls mit Falten unten; neuer nicht sehr großer Shawl; Glacéhandschuhe; keine Armbänder; Stiefelchen.

Stahlstich N^o 18.

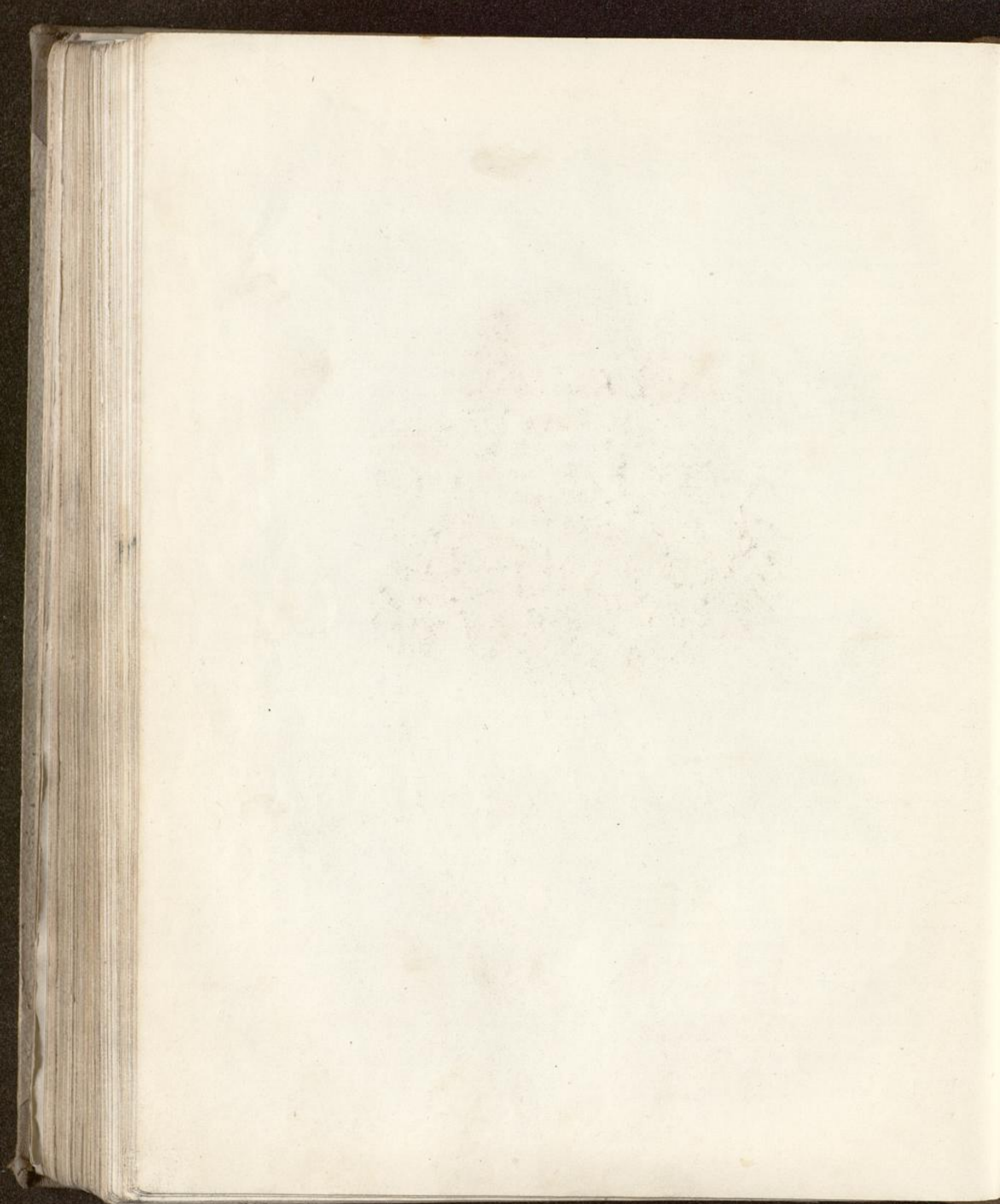
Alphons Karr.

(Nach einer Photographie.)

Leon Baptiste Alphonse Karr, einer der geistreichsten französischen Schriftsteller, von deutschen Voretern stam- mend, wurde 1805 in Paris geboren, wo sein Vater Musiklehrer war, erhielt die gewöhnliche französische ge- lehrte Erziehung und wendete sich bald journalistischen Arbei- ten zu, die Beifall fanden. Sein erster Roman nament- lich: *Sous les Tilleuls* (1832) erregte Aufsehen und wurde sogar von seinen Freunden dem Goetheschen „*Wer- ther*“ gleichgestellt. Noch bekannter als durch seine Feuille- tons und seine Romane machte er sich durch seine witzige und satyrische Zeitschrift *Les guêpes*, die mehrere Jahre lang in zwanglosen Hefen erschien. In der letzten Zeit hat er seine literarische Thätigkeit sehr beschränkt und nur gelegentlich kleine geistreiche aphoristische Schriften, wie „*Les Femmes*“, „*L'amour*“ u. s. w. erscheinen lassen, weil er sich anderen Liebhabereien zuwendete, namentlich der Gärtnerei und Blumenzucht. Früher besaß er bei Rouen einen Garten, über den er 1845 sein *Voyage autour de mon jardin* schrieb; seit einigen Jahren hat er bei Nizza einen Garten angelegt, in welchem er prächt- ige Blumen, besonders aber ausgezeichnete, bewunderns- werthe Früchte, z. B. Erdbeeren u. s. w. zieht. Als Schriftsteller ist er fast gar nicht mehr thätig.



ALLGEMEINE MODEZEITUNG





Nach dem Druck v. Riger in Leipzig

Alphonse Kauls

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Ankündigungen aller Art in die

- | | | |
|--|---|--|
| <p>Aachener Zeitung,
Altenburger Zeitung für Stadt und Land,
Aeschaffenburg Zeitung,
Augsburg: Abendzeitung,
Augsburg: Allgemeine Zeitung,
Augsburger neue Zeitung,
Augsburger Postzeitung,
Augsburger Tagblatt,
Berliner Börsen-Zeitung,
Berliner Montagpost,
Berlin: Allgemeine Zeitung,
Berlin: Bank- und Handels-Zeitung,
Berlin: Nationalzeitung,
Bern: Bund,
Bern: Eidgenössische Zeitung,
Bonner Zeitung,
Braunschweigischer Courier,
Braunschweig: Deutsche Reichszeitung,
Bremer Handelsblatt,
Bremen: Weser-Zeitung,
Breslauer Zeitung,
Brüssel: L'Economiste Belge,
Budapesti Hirlap,
Bukarest: Deutscher Correspondent,
Carlsruher Zeitung,
Cassler Zeitung,
Cassel: Hessische Morgenzeitung,
Chemnitz: Sächsische Industrie-Zeitung,
Chemnitzer Tagblatt,
Coburgische Zeitung,
Coburg: Wochenschrift des Nationalv.
Colberg: Pommer'sche Zeitung,
Colberger Zeitung,
Cölner Zeitung,
Crefelder Zeitung,
Danzig: Dampfbot,
Danziger Zeitung,
Dortmund: Westphälische Zeitung,
Dresden: Constitutionelle Zeitung,
Dresdner Journal,
Dresden: Dorfzeitung,
Düsseldorf: Niederrheinische Zeitung,</p> | <p>Düsseldorfer Zeitung,
Duisburg: Rhein- und Ruhrzeitung,
Elberfelder Zeitung,
Elberfeld: Bergische Zeitung,
Erfurter Zeitung,
Erfurt: Thüringische Zeitung,
Frankfurt: Arbeitgeber,
Frankfurter Journal,
Frankfurter Neue und Handelszeitung,
Frankfurter Postzeitung,
Genf: L'Espérance,
Genf: La Nation Suisse,
Genua: Corriere mercantile,
Gera: Generalanzeiger für Thüringen,
Geraische Zeitung,
Glauchauer Anzeiger,
Halle'sche Zeitung,
Hamburg: Börsenhalle,
Hamburger Correspondent,
Hamburg: Eisenbahnzeitung,
Hannover'scher Courier,
Hannover: Zeitung für Norddeutschland,
Harburg: Elbzeitung,
Heidelberg: Süddeutsche Volkszeitung,
Hildesheim: Allgemeine Zeitung,
Königsberger Zeitung,
Leipzig: Allgemeine Modenzeitung,
Leipzig: Agronomische Zeitung,
Leipzig: Deutsche Allgemeine Zeitung,
Leipzig: Dorfbarbier,
Leipzig: Eisenbahnzeitung,
Leipzig: Faust,
Leipzig: Königliche Zeitung,
Leipzig: Adler,
Leipzig: Kosmos von Dr. Reclam,
Leipzig: Mitteldeutsche Volks-Zeitung,
Leipzig: Glocke,
Leipziger Illustrirte Zeitung,
Leipzig: Illustrirtes Familienjournal,
Leipzig: Novellenzeitung,
Leipzig: Allgem. Zeitung d. Judenthums.
Lübecker Zeitung,</p> | <p>Magdeburger Zeitung,
Mailand: La Perseveranza,
Mainzer Zeitung,
Mannheimer Journal,
Meerane: Wochenblatt,
München: Neue Münchener Zeitung,
München: Neueste Nachrichten,
München: Süddeutsche Zeitung,
Nienburg: Hannoversche Landeszeitung.
New-Yorker Handelszeitung,
Nürnberg: Correspondent,
Nürnberg: Fränkischer Courier,
Pester Lloyd,
Pesth-Ofener Zeitung,
Petersburger Deutsche Zeitung,
Plauen: Voigtländischer Anzeiger,
Prag: Tagesbote aus Böhmen,
Rigaer Zeitung,
Stettin: Neue Stettiner Zeitung,
Stuttgart: Hackländers Illustr. Zeitung,
Stuttgart: Schwäbischer Mercur,
Stuttgart: Allgemein. Deutscher Telegraph,
Tilsiter Zeitung,
Triester Zeitung,
Turin: L'Italie,
Warschauer deutsche Zeitung,
Weimarische Zeitung,
Weimar: Deutschland,
Wien: Botschafter,
Wien: Fortschritt,
Wien: Vorstadtzeitung,
Wien: Ostdeutsche Post,
Wien: Oesterr. Zeitung (früher Lloyd),
Wien: Neueste Nachrichten,
Wien: Stimmen der Zeit,
Wien: „Wanderer“,
Wiesbaden: Mittelrheinische Zeitung,
Würzburg: Neue Würzburger Zeitung,
Zürich: Neue Züricher Zeitung,
Zürich: Schweizerische Handels- und Gewerbe-Zeitung,
Zwickauer Wochenblatt,</p> |
|--|---|--|

sind bei der grossen Verbreitung dieser Zeitungen im In- und Auslande vom besten Erfolg und werden von **deren unterzeichnetem Agenten** angenommen, schnell weiter befördert und **zu den Originalpreisen berechnet.**

Auch wird die Besorgung von Inseraten in allen übrigen deutschen, französischen, englischen, dänischen, schwedischen und russischen Zeitungen, sowie für ganz Italien, Griechenland und die Levante auf Verlangen gern übernommen.

Annoncenbureau von Heinrich Hübner in Leipzig.

Pariser Châles

und

NOUVEAUTÉS

empfehlung und empfiehlt für die Frühjahrsaison

J. G. Schaedel,

Leipzig, Markt Nr. 10, Kaufhalle, 1. Etage.

Da beinahe in allen Gegenden Deutschlands, sowie auch in hiesigen Blättern

Thomson's Crinolines

angekündigt, aber dem Publikum Waaren verkauft werden, die nicht aus unserer Fabrik hervorgegangen sind, so erlauben wir uns hiermit darauf aufmerksam zu machen,

dass wir nur solche Shirts als unser Fabrikat anerkennen, die mit unserem Fabrik-

stempel und



unserer Firma

(Thomson & Comp.) versehen sind.

Alle Crinolinen, die weder unseren Stempel, noch unseren Namen tragen (aber als unser Fabrikat angepriesen werden), sind nicht von uns fabricirt worden.

Thomson & Co. aus Annaberg.

Commanditen in Paris, New-York, London und Brüssel.

Gesamtausgabe von Theodor Mügge's Romanen und Novellen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theodor Mügge's Romane.

1. bis 3. Band:

Der Chevalier.

Ein Roman in 3 Bänden.

2. Auflage. 8. 51 Bogen. Preis 1½ Thlr.

Theodor Mügge gehört mit Recht zu den beliebtesten Erzählern der Gegenwart und hat sich mit jedem neuen Werke einen wachsenden Ruf erworben. Nicht bloß der Reichtum seiner Phantasie und der Glanz seiner Darstellung — auch der Geist echter Humanität und Freisinnigkeit, der alle seine Werke beseelt, haben ihn zum Liebling unsers Lesepublikums gemacht.

Ein Autor, der sich durch seine Schriften ein Weltpublikum gesichert hat, verdient gewiß, dem deutschen Volke in einer Gesamtausgabe näher gerückt zu werden, aus welcher erst das ganze volle Bild seines dichterischen Schaffens hervortritt.

Die unterzeichnete Verlagshandlung glaubt mit einem solchen Unternehmen gleichzeitig eine Ehrenschuld der Nation gegen die Hinterbliebenen des Dichters abzutragen, und rechnet mit Zuversicht auf die lebhafteste Unterstützung und Theilnahme des deutschen Publikums.

Die Ausgabe erscheint in Bänden zu je 15–18 Bogen in Octavformat mit leserlichen, scharfen Lettern sauber gedruckt, zum Preise von 15 Sgr. pro Band, und umfaßt folgende Romane: 1) Der Chevalier, 3 Bde.; 2) Toussaint, 5 Bde.; 3) Erich Randal, 4 Bde.; 4) Afraja, 3 Bde.; 5) Tänzerin und Gräfin, 3 Bde.; 6) Die Rendeerin, 2 Bde.; 7) Weihnachtsabend, 1 Bd.; 8) Arvor Spang, 2 Bde.; 9) Verloren und gefunden, 2 Bde.; 10) Die Erbin, 2 Bde.; 11) Der Majoratsherr, 1 Bd.; 12) König Jacobs letzte Tage, 1 Bd.; 13) Neues Leben, 2 Bde.; 14) Der Prophet, 3 Bde.; 15) Der Voigt von Silt, 2 Bde. Ferner: Ausgewählte Novellen, 10 Bde.

Breslau, im März 1862.

Verlagshandlung **Eduard Trewendt.**

So eben erschien:

Ein Aufenthalt

bei dem

Groß-Scherif von Mekka.

Von

Charles Didier.

Aus dem Französischen übersezt

von

Helene Lobedan.

Autorisirte deutsche Ausg.

25 Bgn. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 25 Ngr.

Es ist eine unvergleichliche Schilderung, — und weder nach Büchern noch nach den Eindrücken Anderer gemacht, sondern aus eigenen Erinnerungen und aus Notizen hervorgegangen, die von Tag zu Tag und am Orte selbst aufgezeichnet sind.

Die Natur

im Dienst des Menschen.

Für die erwachsene Jugend und alle Freunde der Natur, dargestellt von

Friedrich Körner.

Prof. an der Handelsakademie zu Pest.

Fünfter Band. Zweite Abtheilung:

Lebensweise und Fang des

Haarwildes.

In Buntdruck-Umschlag elegant brochirt.
Preis 27 Ngr.

Leipzig, 20. April 1862.

Bernhard Schlicke.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dreihundertfünfundsechzig

Deutsche Trinklieder

von

ein-hundert-fünfzig Dichtern

herausgegeben von

E. M. Oettinger.

Zweite Stereotypausgabe.

8. broch. 12 Ngr.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Charlotte Cordays Jugend.

(Schluß.)

Weder Barbaraux, noch Einer seiner Collegen, mit denen sie nach meinem Aufenthalte in Caen in Verkehr gekommen ist, vermochte diesen ihren unerschütterlichen Vorsatz zu ändern. Ihre Verbindung mit ihr war eine rein politische. Ihr Heldenherz kannte nur eine Liebe, die edelste von allen, der sie auch alles opferte, — die Liebe zum Vaterlande. — Sie war, wie ich bereits bemerkt zu haben glaube, außerordentlich zurückhaltend, schüchtern sogar und frei von jeder Koketterie. Sie suchte weder zu gefallen noch zu glänzen. Fromm von frühesten Jugend auf, hatte sie während ihres langen Aufenthaltes in dem Kloster ihren religiösen Glauben befestigt, der eben so tief als aufrichtig war. Sie kannte nicht einen einzigen Roman. Ihre Geistesrichtung war eine viel zu ernste, als daß sie an solchen Dichtungen Reiz hätte finden können. Die „Geschichte Indiens“ von dem Abbé Raynal indeß hatte Gnade vor ihren Augen gefunden, aber nie wollte sie eine Schrift von Voltaire oder Rousseau lesen, weil sie, wie sie sagte, „die Reinheit ihres Glaubens“ zu ändern fürchtete. In diesem Punkte war sie ungemein streng. Obgleich sie viel von der Beredsamkeit des Abbé Fouchet gehört hatte, der vor Kurzem constitutioneller Bischof von Calvados geworden war und den selbst mehrere Royalisten predigen hörten, ließ sie sich doch nicht verleiten. Sie bedauere, sagte sie zu uns, daß ihr Gewissen ihr nicht erlaube, selbst ein Urtheil über das Talent dieses Predigers sich zu bilden. Sie beklagte die ärgerlichen Auftritte auf dem Lande, die durch die Geistlichen herbeigeführt wurden, welche die Verfassung beschworen und ihr Herz fühle sich über solche „Saturnalien“ empört. Sie wußte eine Menge von Beispielen aus der griechischen und römischen Geschichte anzuführen, um zu beweisen, wie sehr die schönen Zeiten der Republik des Alterthums solchen gemeinen Versuchen vorzuziehen wären, die nur dazu dienten, diese Regierungsform, die edelste von allen, herabzuwürdigen.

Einmal, als sie in solcher Weise ihr Glaubensbekenntniß unwillkürlich im Eifer aussprach, unterbrach sie meine Mutter mit der Frage: „sind Sie denn Republikanerin, liebe Armont?“ Sie erröthete und antwortete sodann ruhig: „ich würde es sein, wenn die Franzosen der Republik würdig wären.“ Hätte sie zur Zeit der Verfolgungen der Kirche gelebt, so würde sie ohne Zweifel als Märtyrer ihres Glaubens gestorben sein. Die christliche Jungfrau hätte sicherlich alle Qualen erduldet. Da sie in einer minder glorreichen, aber nicht weniger stürmischen Zeit geboren war, so starb sie für ihre politischen Meinungen und das Alterthum kennt kein Beispiel von stoischer Festigkeit, das sie nicht erreicht oder gar übertroffen hätte.

So jung ich damals auch war, setzte ich mir doch in den Kopf, die irrigen Meinungen Charlottens zu berichtigen und so kam es oft zwischen uns zum Streite. Ich verfuhr dabei mit einer Lebhaftigkeit und einem Eifer, der meiner Meinung nach die eingewurzelteste Kezerei hätte überwinden müssen. Charlottens Einreden kamen rasch und sie waren verständig, logisch. Ich meinerseits setzte freilich das Gefühl über den Verstand. Mich rührte das Schicksal Ludwigs XVI., obgleich damals das traurige Ende desselben noch nicht zu ahnen war. Alles für den König, war meine Devise. Charlotte hatte dagegen den Grundsatz: die Könige wären für die Völker, keineswegs die Völker für die Könige da. Das mag wahr sein, aber es verletzte mich in dem Gegenstande meiner Abgötterei. Die unveränderliche Ruhe meiner Gegnerin machte mich ungeduldig und ich verurtheilte mich mit ihr; dann kam ich ihr wieder entgegen und bemühte mich, wenigstens einige Concessionen von ihr zu erlangen. Vergebens. Sie war zu wahrhaftig, als daß sie ihre Gesinnungen auch nur hätte verhüllen können.

Eines Tages — dessen ich mich sehr wohl erinnere — saß ich mit meiner lieben Leonore in dem schönen Garten des Palastes Faudral, las mit ihr die Geschichte Englands, beweinte mit heißen Thränen das Unglück Karls I. und begeisterte mich für die Beispiele von Hingebung und Aufopferung, welche die Anhänger der Stuarts unsterblich gemacht haben. „Siehst Du, liebe Charlotte,“ sagte ich zu meiner Freundin, „das könnte ich

auch thun, wenn Aehnliches in Frankreich geschähe. Ich würde mich für meinen König aufopfern und für ihn sterben.“ — „Ei,“ antwortete sie, „ich würde ihm wohl auch mit aller Kraft dienen, aber nicht bis zum Tode. Ich behielte doch lieber meinen Kopf und wenn er mir verkehrt aufgesetzt würde.“ Diese Worte habe ich nicht vergessen seit dem Tage, an welchem dieser reizende Kopf unter dem Beile der Revolution fiel. Sie wollte leben und sie starb. Ich wollte sterben und lebe noch, um so viel liebe Freunde zu beweinen und über das Unglück meines Vaterlands zu trauern.

Bald sollten wir uns noch einmal trennen, denn meine Eltern schickten sich an, Caen mit Rouen zu vertauschen. Die erhitzen und fanatischen Köpfe in Caen versprachen keine Sicherheit mehr. Die Bewohner von Rouen dagegen standen in dem Rufe der Mäßigung und sie sind ihm auch in der Schreckenszeit treu geblieben. Frau v. Bretteville, die uns höchst ungerne scheiden sah und ihre Angst kaum beherrschen konnte, war fast entschlossen uns zu folgen. Auch trieb sie ihre junge Verwandte mit aller Macht dazu an. Ein einziges Hinderniß stellte sich der Ausführung ihres Wunsches entgegen und dieses Hinderniß war nicht zu beseitigen. Die alte Dame hatte nämlich gehört, man müsse über eine Schiffsbrücke, um in die Stadt zu gelangen; sie bildete sich ein, die Brücke könne auseinandergehen gerade wenn sie darauf sei. So lächerlich diese Furcht erscheinen mag, man konnte sie aus dem beschränkten Kopfe nicht herausbringen. Unsere ganze Beredsamkeit scheiterte an dieser Einbildung. Da schlug man vor, über Paris zu reisen, um diese Brücke zu vermeiden. Das war aber noch schlimmer. Paris! Wer eine so gefährliche Reise wagt, hatte ihrer Meinung nach den Verstand ganz und gar verloren. So mußten wir uns denn verabschieden — auf Nimmerwiederssehen.

Vier Monate waren seit der Erneuerung unserer Bekanntschaft mit Fräulein Charlotte von Armont vergangen. Wir hatten sie wahrhaft lieb gewonnen. Auch sie war über unsere Abreise sehr betrübt und vermist namentlich meine Mutter, deren Einfluß auf ihre alte Tante ihr das Leben angenehm machte und die sie an die schöne Zeit ihrer Kindheit erinnerte. Wenn wir bei ihr geblieben wären, würde sie sich vielleicht von der Gesellschaft von Föderalisten fern gehalten haben, die uns gewiß ganz fremd geblieben wären. Guter Rath, angenehmer Umgang, gemeinschaftliche Beschäftigungen hätten ihre Exaltation vielleicht besänftigt.

Kurz vor unserer Abreise gab uns Frau v. Bretteville noch ein Mittagessen. Die Gäste interessirten uns in mehr als einer Hinsicht. Herr von Armont hatte in Folge dringender Briefe meiner Mutter seiner Tochter den Eigensinn verziehen, der sie aus dem väterlichen Hause getrieben. Er glaubte, ihr unruhiges Köpfchen

habe gutem Rathe nachgegeben und erschien deshalb in Caen mit seiner jüngsten Tochter und seinem jüngeren Sohn, der sich nach Koblenz zu den Emigrirten und seinem älteren Bruder begeben sollte. Ein junger Verwandter der Frau v. Bretteville, Herr v. Tournelis, hatte sich in derselben Absicht in Caen eingefunden. Es war also in doppelter Rücksicht ein Abschiedessen. Herrn v. Tournelis schien Charlotte v. Armont sehr zugesallen. Beide nannten Frau v. Bretteville ihre Tante, obgleich sie nur eine entfernte Verwandte war und meine Mutter würde es sehr gern gesehen haben, wenn die beiden Zweige der Familie durch die Verbindung des lebenswürdigen jungen Mannes mit unserer Freundin sich vereinigt hätten, aber die letztere schien gar keine Neigung zu haben, dieses Arrangement zu begünstigen. Aus einem gewissen Widerspruchsgeiste äußerte sie ihre Ansichten, die den Hoffnungen der Emigrirten sehr feindselig waren, offener als je. Herr v. Tournelis versuchte gleich uns dieses verirrte Lamm auf den rechten Weg zurückzuführen, denn er schrieb die Ideen, welche sie aussprach, einer Verirrung zu. Ihre Vorliebe für Rom und Sparta verzieh er ihr, denn er bildete sich nicht ein, daß sie den Sturz unserer alten und ruhmreichen Monarchie wünschen könne.

Dieses Abschiedessen wird nie aus meiner Erinnerung schwinden. Es war am Michaelistage 1791. Charlotte v. Armont, die eines der Kleider trug, welche die alte Verwandte ihr geschenkt hatte, war wahrhaft blendend schön. Ich hatte ihren Anzug und ihren Kopfschmuck mit geordnet, damit die Tochter auch durch ihre Erscheinung das Herz des Vaters gewinne. Ich sehe sie noch vor mir in dem Kleide von weißgestreiftem rosa Taffet, das vorn über einem Unterkleide von weißer Seide offen war. Ihr Wuchs trat in diesem Anzuge reizend hervor. Ein rosa Band schlang sich durch ihr Haar und paßte zu der Farbe ihres Teints, die lebhafter als gewöhnlich war in Folge der Ungewißheit über den Empfang durch ihren Vater und der Aufregung wieder im Kreise der Ihrigen zu sein. Sie war an diesem Tage wirklich ein ideales Wesen.

Herr von Armont und meine Mutter sahen einander mit einem Gefühle von Trauer und Freude wieder. Die Vergangenheit erschien dem achtbaren Manne in diesem Augenblicke ganz. Er umarmte seine Tochter, die meine Mutter ihm zuführte, mit ganz väterlicher Zärtlichkeit. Er sprach kein Wort des Vorwurfs oder Tadelns aus und willigte gern ein, sie noch bei der Frau v. Bretteville zu lassen, die sich über diese von ihr gar nicht erbetene Gunst sehr wenig freute, aber ihrem schwachen Charakter nach auch keinen Versuch machte, sich der Last zu entziehen.

Im Anfange war man bei Tisch sehr heiter, denn man fühlte sich hoffnungreich. Die künftigen Emigrir-

ten glaubten nur eine kurze Vergnügungsreise an den Rhein zu machen und dann in die Winterquartiere in Paris zurückzukehren. Fräulein v. Armont scherzte über die Schnelligkeit ihres Marsches und die so nahe Rückkunft. Sie verglich sie mit Don Quixote. Man lachte, man scherzte und bis dahin ging alles gut. Da brachte man die Gesundheit des Königs aus. Wir waren alle sogleich aufgestanden, ausgenommen Charlotte, die sitzen blieb und ihr Glas stehen ließ. „Auf das Wohl des Königs!“ rief man zum zweiten Male. Charlotte rührte sich nicht. Ihr Vater runzelte die Stirn und schlug sichtbar verlegt die Augen nieder. Meine Mutter stieß das Mädchen leise an, um sie zu veranlassen aufzustehen. Charlotte sah sie mit ihrer gewöhnlichen sanften Ruhe an, rührte sich aber nicht. „Wie, Kind?“ sagte dann meine Mutter leise zu ihr, „Sie weigern sich auf das Wohl eines so gütigen und tugendhaften Königs zu trinken?“ — „Für tugendhaft halte ich ihn, ja,“ antwortete sie mit ihrer Stimme, die so lieblich klang; „aber ein schwacher König kann kein guter König sein; denn er vermag etwas nicht, Unheil von seinem Volke abzuwenden.“ Eine peinliche Stille folgte diesen Worten. Ich war im höchsten Grade erzürnt und auch meine Mutter konnte ihre Verstimmung kaum verbergen. Wir tranken indeß begeistert auf das Wohl des Königs. Dann setzten Alle sich nieder, offenbar verlegt und verstimmt. Gewiß hatte Charlotte keineswegs die Absicht gehabt uns zu mißfallen, aber sie war einer Verstellung unfähig und ihre felsenfesten Grundsätze gestatteten ihr nicht anders zu handeln. Das Festmahl und seine Freude waren und blieben gestört.

Der Zufall wollte, daß der constitutionelle Bischof (der Abbé Fouché) eine Art Einzug an diesem Tage in Caen hielt. Eine große Volksmenge hatte sich versammelt, begleitete ihn und rief fortwährend: „es lebe die Nation! Es lebe der constitutionelle Bischof!“ Die beiden jungen Männer, die wahrscheinlich durch das ihnen unbegreifliche Benehmen des Fräulein v. Armont bereits gereizt waren und durch jene Rufe auf der Straße noch mehr verlegt wurden, traten an das Fenster, unter welchem der Zug eben vorüber kam, und wollten von da aus einen ganz entgegengesetzten Ruf ertönen lassen. Er würde uns einem gewissen Tod ausgesetzt haben. Das Volk hätte uns zerrissen. Wir traten also alle zwischen das Fenster und die jungen Männer, um sie von der Ausführung ihrer unverzeihlichen Thorheit abzuhalten, aber wenn sie auch nicht bis an das Fenster gelangen konnten, riesen sie doch wenigstens in dem Zimmer laut genug: „es lebe der König!“ Da faßte Charlotte Herrn von Tournellis mit fester Hand und zog ihn weiter in das Zimmer zurück, während ihr Vater seinem Sohne Schweigen gebot. „Bedenken Sie nicht“, sagte sie zu dem jungen Manne, dessen Arm sie noch nicht

losgelassen hatte, „bedenken Sie denn nicht, daß die unzeitige Aeußerung Ihrer Meinung allen um Sie her verderblich werden kann? Wenn Sie Ihrer Sache in solcher Weise zu dienen glauben, werden Sie besser thun gar nicht abzureisen.“ — „Haben Sie nicht soeben selbst, mein Fräulein,“ entgegnete Herr von Tournellis heftig, „die Gesinnungen Ihres Vaters, Ihres Bruders und Ihrer Freunde verlegt als Sie sich weigerten, in einen so echt französischen und unseren Herzen theueren Ruf einzustimmen?“ — Sie lächelte. „Meine Weigerung,“ sagte sie dann ruhig, „konnte nur mir allein schaden. Sie setzen dagegen, ohne irgend einen nützlichen Zweck, das Leben aller hier Anwesenden auf das Spiel. Auf welcher Seite ist die Unklugheit?“ — Herr v. Tournellis schwieg. Die Menge draußen hatte sich verlaufen und der Vorgang hatte keine Folgen.

Wir waren übereingekommen einander häufig und bei jeder Gelegenheit zu schreiben. Ich empfing wirklich von Charlotten zehn bis zwölf Briefe, von denen mir leider nur zwei geblieben sind, weil meine Mutter, die sie bei mir gefunden, es für gerathen hielt sie zu verbrennen. Sie fürchtete, sie könnten bei Hausdurchsuchungen, die in jener Aera der Freiheit täglich vorkamen, den Beweis liefern, daß ich in Briefwechsel mit dem Mädchen gestanden, bei dessen Namen schon unsere Tyrannen zitterten. Ich bedauere aufs Höchste diese Briefe nicht bewahrt zu haben, denn sie waren sämmtlich charakteristisch. Vergessen habe ich sie nicht. Die Katastrophe, welche bald genug die Schreiberin traf, grub sie unverilgbar in mein Gedächtniß ein. Man las in denselben Lebensüberdruß, Trauer über ein nutz- und zweckloses Leben und die Enttäuschungen eines Geistes, der so lange glänzende Illusionen genährt hatte. Von Politik sprach sie wenig und dann nur mit einem Anfluge von Ironie. Sie spottete über die Emigrirten und deren chimärische Pläne und sie beklagte die Austritte, welche in vielen Kirchen vorkamen. Einmal erzählte sie von einem Auf-laufe in Berson, bei Caen, wo man Frauen mißhandelt hatte, die ihrem sonstigen Cultus treu geblieben waren. Die Weiber hatten dafür den Beamten die dreifarbigten Schärpen zerrissen. „Selbst den Zaum des Esels beleidigte man,“ drückte sich Charlotte darüber aus. Sie äußerte mehrmals ihr Bedauern darüber, daß sie ihre Tante nicht vermögen könne, zu uns nach Rouen zu kommen. „Warum habe ich nicht einen Zauberstab, um eine festere Brücke bauen zu können als die ist, vor welcher die alte Frau sich fürchtet! — Wäre ich bei Ihnen,“ schrieb sie weiter, „so würde ich wieder Ihre Schülerin werden und zwar eine aufmerksamere als früher. Vielleicht fände ich dann in Ihrer Freundschaft, in der Liebe Ihrer guten Mutter und in der Literatur Entschädigung für die Langeweile, die ich zu tragen habe. Wenn man in der Gegenwart nicht leben kann und keine Zukunft hat,

muß man sich in die Vergangenheit flüchten und in dem Ideal des Lebens das suchen, was seiner Wirklichkeit fehlt.“

Ich antwortete ihr pünktlich, aber die Gelegenheiten wurden seltener — da man der Post nicht traute — und fehlten um das Jahr 1792 ganz. Die Unterbrechung des Briefwechsels that mir weh. Seit mehreren Monaten hatte ich keine Nachricht aus Caen erhalten, als alle Zeitungen die Ermordung Marats durch ein junges Mädchen meldeten, das man Corday v. Saint Armands nannte. Die so verunstalteten Namen konnten uns nicht auf den rechten Weg bringen. Wir wußten also durchaus nichts, bis die öffentlichen Blätter Bericht über die Verhöre brachten. Die Namen waren noch immer unrichtig, aber einen Angstschrei stießen mir aus als wir lasen: „Wo wohnten Sie in Caen?“ — Bei einer Verwandten. — Mit wem gingen Sie um? — Mit Herrn de la Rue.“ — Die Wolke verzog sich und zeigte uns die Gestalt des Fräulein v. Armont in einem für uns ganz neuen Lichte.

Ich werde die schmerzlichen Gefühle nicht zu schildern versuchen, die ich empfand, denn ich erinnere mich sehr ungeru daran. Was kommt auf das an was ich bei der plötzlichen Enthüllung eines Charakters fühlte, den ich so ganz verkannt hatte? Das Leben, das für Charlotte bis dahin seiner Nutzlosigkeit wegen eine Last gewesen war, hatte in ihren Augen einen Werth bekommen, sobald sie dasselbe dem Gegenstande ihrer Verehrung, dem Vaterlande, opfern konnte. Sie glaubte mit ihrem Blute den Frieden, die Vereinigung der Parteien, das Ende des Bürgerzwistes erkaufen zu können. Und sie zögerte nicht.

„Ich habe das Leben,“ sagte sie, „immer nur nach dem Nutzen geschätzt, welchen dasselbe bringen könnte,“ — und später: „Marat wandte sich täglich an die Leidenschaften, um die Gemüther zu verwirren und zu fanatisiren. Ich glaubte, alles würde zur Ordnung zurückkehren, sobald diese Fackel der Anarchie ausgelöscht sei. Ich zitterte vor Freude bei dem Gedanken, daß das Leben eines Mädchens genüge, so viel kostbares Blut zu retten.“

Niemand veranlaßte sie zu ihrem Plane und Niemandem vertraute sie denselben an. Sobald der Entschluß in ihr feststand, schwieg vor demselben das weibliche Zartgefühl und jede Familienrücksicht. Ihr so weiches Herz hüllte sich gleichsam in einen Panzer, um jedem Gefühle unzugänglich zu sein, das ihrem Plane widerstrebte. Sobald sie einmal überzeugt war, daß nach dem Dolchstoße, den sie führen wollte, ein verhaßtes Joch falle, war sie ruhig, gefaßt und hatte für sich selbst keinen Blick des Mitleids. Sie fühlte weder Schwäche noch Gewissenspein; sie vergaß ihre Jugend, ihre Schönheit, die lange Zukunft, die vor ihr lag, den Schmerz,

den sie ihrem Vater, ihren Verwandten und Freunden bereiten würde, sowie die Gefahr, der sie sich aussetzte. Das Opfer mußte gebracht werden.

Wie sie ihren Plan ausführte, weiß man. Man weiß was sie that, was sie sprach, was sie schrieb. Man weiß, mit welchem Muthe sie in den Tod ging, schön, ruhig, stolz, lächelnd. Sie beherrschte das Volk von dem Karren herab; ihre imponirende Würde gebot der fanatisirten Menge Schweigen und sie zwang zur Bewunderung selbst die, welche gekommen waren sie zu schmähen.

Sie hatte ein Verbrechen vor Gott und den Menschen begangen, in ihren Augen dagegen nur eine Pflicht erfüllt; in ihren Augen war dieses Verbrechen eine Tugend. Ihr fortwährender Hinblick auf das Alterthum hatte sie begeistert; ihre Phantasie war entzündet worden an den Beispielen großartiger Aufopferung, welche unsterblich gemacht haben; sie glaubte ebenfalls dem Gemeinwohle sich zu opfern und erwartete Ruhm und gerechte Beurtheilung von der Nachwelt.

Ich richte sie nicht, ich verdamme sie nicht und spreche sie nicht frei. Der Zweck dieser Zeilen war kein anderer als der Wunsch, ihren Charakter und die Beweggründe, die sie leiteten, recht hervorzuheben. Es hat keinen reineren, keinen edlern, keinen uneigennützigern gegeben. Die Geschichte wird ihr Urtheil fällen über die Heldin, ich, ihre Freundin, aber werde bis zu meinem letzten Athemzuge stolz auf diese Freundschaft sein.

Aus zwei Briefen Charlottens.

März 1792.

. . . Mein Bruder ist vor einigen Tagen abgereist, um die Zahl der irrenden Ritter zu vermehren, die wohl Windmühlen auf ihrem Wege finden werden. Ich kann nicht glauben, wie unsere Aristokraten, daß man im Triumphzuge, ohne Kampf, zurückkommen werde, da die Bewaffnung der Nation furchtbar ist. Ich weiß wohl, daß diese Leute nicht disciplinirt sind, aber die Idee der Freiheit giebt etwas wie Muth und überdies kann auch die Verzweiflung wirken. Ich bin also gar nicht ruhig. Was für ein Schicksal würde uns erwarten? Ein entsetzlicher Despotismus. Wenn es gelänge, das Volk von neuem in Fesseln zu schlagen, geriethen wir aus der Charvbbis in die Scylla und würden von neuem leiden . . .

Mai 1792.

. . . Die bis jetzt hier noch zurückgebliebenen rechtschaffenen Leute fliehen nach Rouen. Wir bleiben fast allein und man bedroht uns mit einem Aufstande in der nächsten Zeit. Man stirbt indeß nur einmal und das beruhiget mich in allem Gräuel unserer Tage. Auch wird Niemand in mir etwas verlieren, ich müßte denn in Ihrer Freundschaft etwas gelten . . .

Dahheim.

Ländliche Skizze

von

H. Nordheim.

„Und ich sprech: das ist lauter dumm' Zeug! Geht zu einem ordentlichen Doctor, der in Siebenkreuz ist ein ganz geschaidter Mann, und laßt Euch von dem was verschreiben, aber bleibt von der schwarzen Lies. Ich bin doch nun auch meine dreiundfünfzig und ich hab's noch kein Mal erlebt, daß das Vermessen was geholfen hätte.“

„Ja, Ihr —“

„Nun, was ist's mit mir?“ fragte die Frau, die mit Klachtbläuen vor ihrer Thür inne gehalten hatte, „was ist's mit mir?“

Dabei sah sie den Mann, mit dem sie redete, und der, den Kopf in ein dickes rothes Tuch eingewickelt, vor ihr stand, an. „Ihr wollt wohl sagen: „Ja Ihr, Ihr glaubt an nichts.“

„Nun, an Viel glaubt Ihr auch nicht, Holzbäuerin.“

„Ich glaub' an nicht Viel?“ sagte die Frau, indem sie von ihrem Schemel aufstand und ihr das Blut einen Augenblick in das Gesicht schloß. Aber es war hurtig wieder nieder, sie schüttelte die Denu von ihrer Schürze, wuschte sich die Hände daran ab, legte sie darauf langsam wie zum Gebet zusammen und sagte noch Einmal:

„Ich glaub' an Nichts? Ich meine doch, ich glaubte gerade an Alles was Noth thut: Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden — —“

Die Frau sprach und sprach, bis ihr lutherisches Glaubensbekenntniß zu Ende war und wie sie Amen sagte, neigte sie leise den Kopf, bog die Knie etwas vor, als wollte sie einen Knix machen, nahm ihre Hände langsam wieder auseinander und sah den Mann mit ernsthaften Augen an.

Wie sie gefessen hatte war man nicht gewahr worden, daß sie groß sei, jetzt aber sah man's. Die Holzbäuerin war so groß wie der Mann vor ihr und doch war der kein Kleiner; er maß seine fünf Fuß sechs Zoll, und ihr Gesicht, was erst wie ein Aller-Welts-Gesicht ausgesehen hatte, sah nach dem Glaubensbekenntniß ordentlich schön aus. Das machte, die Frau ließ ihre großen schwarzen Augen funkeln und ihre Backen glühten, ob von der Abendsonne oder weil die innere Gluth widerschien? Vielleicht war beides Schuld daran, daß die Frau so gut aussah.

Der Mann vor ihr sah sie wie verdutzt an; sein Gesicht war auch roth, aber nicht von der Abendsonne und auch nicht von der innerlichen Gluth; er hatte

Kopfreissen und einen himmeldicken Backen, der nur so glänzte. Er sah die Frau an und dachte, er habe doch in seinem Leben keine so tolle Hoppel gesehen, wie die Holzbäuerin. Während er das dachte, saß diese schon wieder auf ihrem Schemel und bläute ihren Klach. „Das glaub' ich,“ sagte sie nun, „aber von Eurem einfältigen Gethu glaube ich keinen Pfifferling, ja, ich meine gar, es ist eine Sünde so was zu glauben. Meint Ihr denn, unser Herrgott brauchte die schwarze Lies' dazu, wenn Er was Wunderbares vollbringen will? Die zu allerlegt, denn Ihr wißt's doch, sie hat ihr Lebtag nichts getaugt. Da heißt's aber: In der Jugend jubilirt, im Alter kurirt, und die soll die Leute gesund machen, wenn sie sie in die Länge und über die ausgespannten Arme in die Breite mit einem Faden mißt und dabei Sprüchle vor sich hin brämmelt, die kein Christenmensch verstehen kann? Laßt mich ungeschoren mit Eurem dummen Zeug; von der schwarzen Lies' ihren Sprüchle und Fädle wird Keins gesund.“

(Fortsetzung folgt.)

M o d e n b e r i c h t.

(F.) Die Hüte bessern sich zum Glück, denn gewiß sahen die Hüte, die in einer Spitze hoch nach oben liefen, weit von der Stirn hinweg und nur oben auf dieser Spitze Auspuß hatten, nichts weniger als schön aus.

Nicht dasselbe läßt sich von den Kopfpuzen sagen, die gegenwärtig eine große Rolle spielen, zumal jede Dame einen Kopfpuz für sich besonders haben will, der zu ihrem Gesicht paßt. Die Folge davon ist, daß man viele häßliche Kopfpuze sieht, denn der gute Geschmack ist leider noch kein Gemeingut. Im Ganzen muß man leider sagen, daß die Kopfpuze wohl ins Uebertriebene gehen und daß selbst elegante Damen dergleichen tragen. Das Haar wird gegenwärtig hinten sehr hoch hinaufgenommen, denn die Mode, die es kürzlich tief herunter machen ließ, ist ganz verschwunden. Sehr hübsch und jugendlich sieht das unten gekräuselte, in Büschel auf die Stirn so gelegte Haar aus, daß die Stirn und das Ohr frei bleibt.

Die langen Locken, die bis auf die Brust fielen, werden nicht mehr getragen, namentlich nicht unter einem Hut. Jetzt ist es unbedingt nöthig, das Haar gerade nach der Stirn zu nehmen oder doch wenigstens eine Frisur, eine Sammettschleife, Bänder oder Blumen in der Mitte der Scheitel anzubringen, um einigermaßen der Mode zu folgen.

Die Federn werden, wie die Blumen, vorn auf der Stirn angebracht, an der Seite nichts.

Die Hüte folgen dieser Mode, selbst die runden, Wir sahen einen sehr hübschen zu einem Reitanzug.

Er war von schwarzem Stroh, mit einem schwarzen Bande umgeben und der Federbüschel kleiner Federn mit Kornblumen ging nach vorn.

Ein anderer hübscher Hut, ebenfalls von Stroh, hatte einen umgelegten Schirm und darauf ein kleines Gefältel von rothem Sammet, so wie ein anderes von schwarzem, in der Mitte dagegen einen Büschel schwarzer und rother Federn, so wie unter dem Schirme einen schwarzen Busch mit Klatschrosen. Schwarze Bindebänder.

Auch die Fußbekleidung ist von Wichtigkeit, namentlich da jetzt die Kleider, wenn sie aufgenommen sind, den Fuß ganz sehen lassen, darf derselbe nicht schlecht bekleidet sein.

Zu Besuchen trägt man Stiefelchen von braunem englischem Leder mit Absatz und Spitze in derselben Farbe. Die Stiefelchen von schwarzem Ziegenleder bekommen indeß oft rothe Absätze, wie sie mit rothem Atlas gefüttert, eben so gesteppt sind und eine Rosette von rothem Taffet auf der Fußbiege haben.

Zu Hause oder zum Diner in Halbtoilette sind die grünen oder rothen Maroquinschuhe mit eben solchem Absatz und solcher Rosette modisch. Am meisten trägt man die grünen oder auch violetten. Zu einem weißen Kleide sehen die rothen sehr gut aus, nicht bloß für Kinder. Auch junge Mädchen und Frauen tragen sie. Zu dem Marie-Antoinette-Schuh gehören weiße seidene oder baumwollene Strümpfe mit farbigen Tüpfeln.

Seidene Strümpfe mit farbigen Zwickeln trägt man besonders gern zu Kleidern von Barège, Organdi oder Seide, eben so wie die genannten Schuhe oder Schuhe von Taffet.

Die Anzüge für das Land werden dies Jahr sehr prononcirt aussehen: runder Strohhut, Ziegenleder-Gamaschen, Balletot von schwarzem Tuche oder schwarzer Seide, Absatzstiefelchen und Wildleder-Handschuhe. Die Reitpeitsche in der Hand soll nothwendig selbst für die Damen sein, die nie reiten. In die Balletots macht man jetzt zwei Taschen auf der Brust wie an den Herren-Balletots; in die eine steckt man das Taschentuch, in das andere das Portemonnaie. Das Taschentuch von Batist hat eine farbige Bigarette oder Chiffre. Spitzen hat nur das Taschentuch zu Visiten und Ball.

Schwer zu begreifen und hübsch zu finden sind die neumodischen Hüte. Sie sind von schwarzem oder weißem Stroh und rund wie die der Matrosen; in der Mitte des Schirmes ein Busch langer Federn, die wie ein Schleier auf die Augen fallen und den obern Theil des Gesichts ganz verdecken. Die Fürstin von Metternich war eine der Ersten, die sich in einem solchen Hute zeigte. Wir behaupten nicht, daß sie schön sind, aber es scheint, als ob sie von der ganzen vornehmen Modenwelt angenommen werden würden.

Man trägt jetzt sehr viele kleine Tüchchen oder besondere Leibchen mit einer gestickten Percale-Chemifette darunter. Die Zuavenform hat das Leibchen nicht.

Die Fichus zu den ausgeschnittenen Kleidern zur Abendtoilette sind modischer als je.

Modenblatt N^o 19.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Zughut von Krepp, oben über der Stirn ein Büschel schwarzer Federn mit einer blauen Bandrossette in der Mitte; Kleid von einfarbig grauem Foulard mit hohem glattem Leibchen und schwarzem Band- und Possamentirbesatz vorn; ähnlicher Besatz an den halblangen Ärmeln unten, sowie in größerem Maßstabe unten auf dem Rode; geschlossene bauschige weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Weißseidener Hut mit kurzem, nicht spitz zulau fendem Schirme, um den Bart ein rothes Band, oben an der Seite mit weiß und rothen Federn und in der Mitte über der Stirn mit zwei Rosen und Blättern ausgeputzt; rothe lange Bindebänder; Kleid von grauem Taffet mit kurzem hohem rundem Leibchen, mit übereinandergehendem schwarzartigen Besatz von drei kleinen Volants, deren jeder mit braunen Sammetbändchen garnirt ist; sehr schmaler brauner Sammetgürtel; ziemlich lange und enge Ärmel mit drei gefältelten Volants, die mit braunen Sammetbändchen garnirt sind; auf dem Rode, an jeder Seite, fünf Sammetbänder, die von dem Gürtel in der Länge hinunterlaufen; geschlossene Unterärmel; Glacéhandschuhe; gesticktes Taschentuch; Stiefelchen.

3. Grünseidener Hut, mit schwarzen Spitzen, schwarzem Band und an der Seite mit schwarzen Federn ausgeputzt; grüne Bindebänder; Kleid von grünem Taffet mit hohem glattem Leibchen und halbweiten Ärmeln, unten auf dem Rode mit mehreren geglödeltten kleinen Volants; ganz kleiner Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen; Cashmir-Shawl-Burnuß, hinten und vorn zusammengehalten, so daß er vorn und hinten eine Art Capuchon bildet.

4. Sehr kurzschirmiger weißer Hut, am Schirm und am Barte mit lilas Band besetzt, unter dem Schirme, über der Stirn, mit Weintrauben und Blättern; weiße Bindebänder mit lilas Band; Kleid von grauer Seide mit rundem hohem Leibchen ohne Ausputz, auf dem Rode unten mit lilas Atlasband reich garnirt; kleine kurze Mantille von schwarzem Taffet mit Capuchon und Pelierine von schwarzen Spitzen; kleiner Kragen; geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Taschentuch; Stiefelchen.



AL. L. LEVANTINE. MONDRIJNEN. 1870.

19 1870



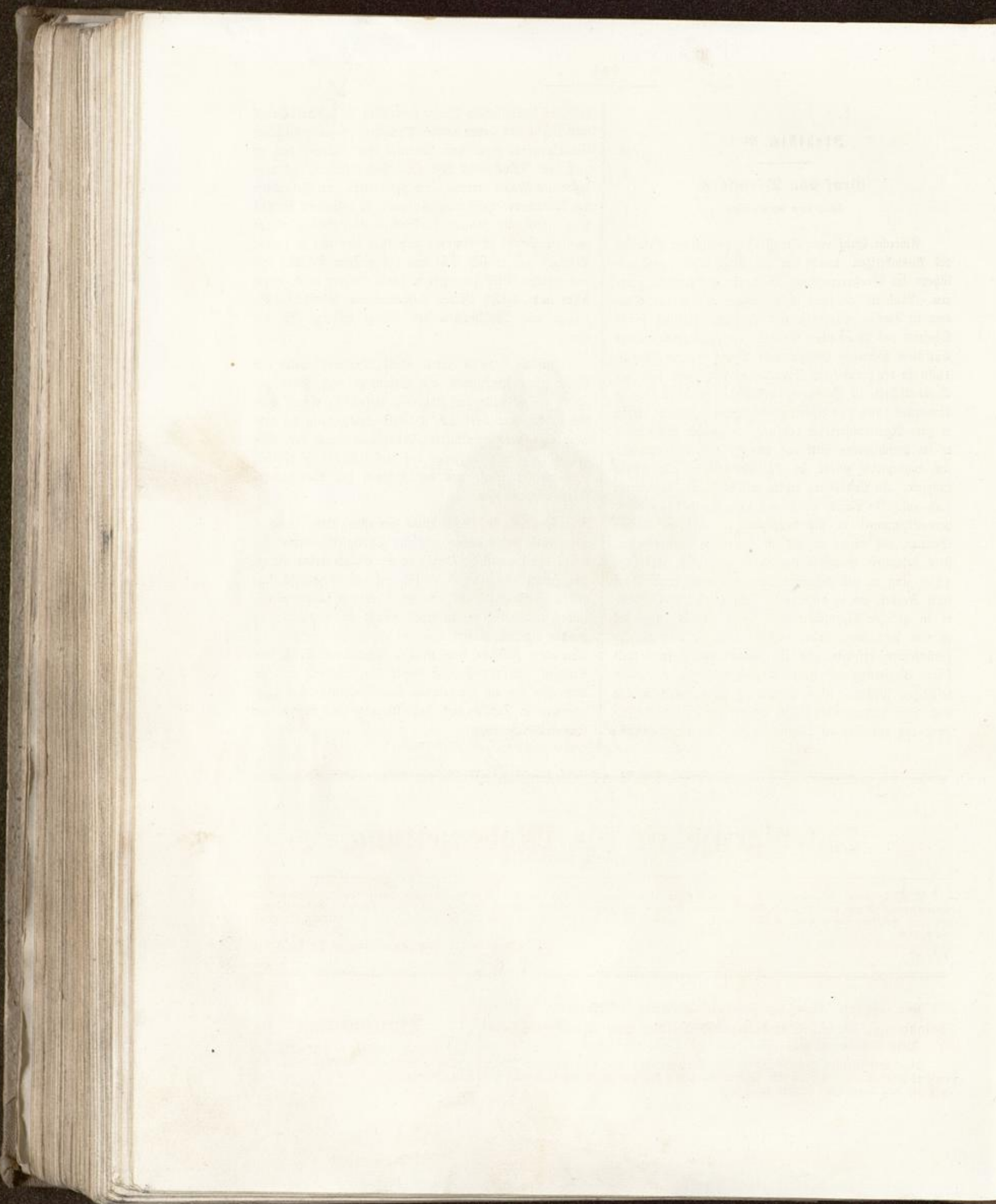


Stich v. A. Hübner

Druck v. Nege in Leipzig

Berustoff

Verlag v. Baumgärtner Buchh.



Stahlstich N^o 19.**Graf von Bernstorff.**

(Nach einer Photographie.)

Albrecht Graf von Bernstorff, preussischer Minister des Auswärtigen, wurde am 22. März 1809 zu Dreylißow im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin geboren. Nachdem er seine in Göttingen begonnenen Studien in Berlin vollendet, trat er unter Leitung seines Oheims, des preussischen Staats- und Cabinetsministers Christian Günther Grafen von Bernstorff, im August 1830 in den preussischen Staatsdienst und ward bald der Gesandtschaft in Hamburg attachirt. Nachdem er im November 1833 das diplomatische Examen gemacht, ward er zum Legationssecretär ernannt, in welcher Eigenschaft er bei verschiedenen mittleren und größeren Gesandtschaften, namentlich zuletzt in St. Petersburg und Paris fungirte. In Petersburg rückte er 1837 zum Legationsrath auf. In Paris, wo er bis zum Jahre 1839 blieb, vervollkommnete er sich vorzüglich in der französischen Sprache, auf welche er, als für sein Fach unentbehrlich, stets besondere Sorgfalt verwendet hat. Im Frühjahr 1840 ging er, als Geschäftsträger, in besonderer Mission nach Neapel, wo er anderthalb Jahr blieb. 1842 ward er in gleicher Eigenschaft nach Paris geschickt und als er von dort im October desselben Jahres nach Berlin zurückkehrte, erfolgte, als ein Zeichen der Zufriedenheit seiner Regierung mit seiner Geschäftsführung auf jenem wichtigen Posten, seine Ernennung zum Legationsrath und zum vortragenden Rath in der politischen Abtheilung des auswärtigen Ministeriums. In dieser wichti-

gen und interessanten Stellung verblieb er fast drei Jahre und führte den bedeutendsten Theil der großen politischen Correspondenz unter dem Minister von Bülow, den er auch, bei Abwesenheit oder Krankheit desselben, zu verschiedenen Malen vertrat. Im Jahr 1845 zum Gesandten am Münchener Hofe ernannt, hatte er besonders zu Anfang gegen die damals in Bayern übermächtige ultramontane Partei zu kämpfen und that dies mit so gutem Erfolg, daß er sich nicht nur des vollsten Beifalls seines eigenen Hofes zu erfreuen hatte, sondern auch, durch festes und zugleich offenes Auftreten das besondere Vertrauen und Wohlwollen des Königs Ludwig sich erwarb.

Im Mai 1848 wurde Graf Bernstorff unter den schwierigsten Umständen als Gesandter nach Wien geschickt, wo er volle drei Jahre in dieser Eigenschaft verblieb. Er war dort am 6. Juli gegenwärtig bei dem Empfange der Frankfurter Deputation durch den Erzherzog Johann und Zeuge wie dieser Fürst die deutsche Reichsverweigerung aus den Händen der Nationalversammlung annahm.

Nachdem er 1851 Wien verlassen hatte, war er anderthalb Jahre außer amtlicher Thätigkeit, vertrat indessen die Hauptstadt Berlin in der Ständeversammlung. Im Herbst 1852 begab er sich auf den Gesandtschaftsposten in Neapel. Er war jedoch noch nicht anderthalb Jahre dort, als er im April 1854 zum Gesandten in London ernannt wurde. Hier unterhandelte er 1857 die Ehepacten zwischen dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und der Prinzessin royal von England und er blieb hier bis er, wie bekannt, das Ministerium des Auswärtigen in Berlin nach dem Abgange des Herrn von Schleinitz übernahm.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Neu erschienen. Verlag von Friedrich Fleischer in Leipzig:
Brinkmann, Dr. F., **Studien und Bilder aus Süddeutschem Land und Volk.** 2 Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese interessanten Schilderungen und Erinnerungen aus dem schönsten Theile unseres Vaterlandes, werden bei näherer Beachtung sich dem gebildeten Publikum gewiß als eine angenehme Lectüre empfehlen.

Bandwurm

beseitigt (auch brieflich) in 2 Stunden gefahrlos und sicher Dr. **Cruft** in Neudnitz (Leipzig).

Da beinahe in allen Gegenden Deutschlands, sowie auch in hiesigen Blättern

Thomson's Crinolines

angekündigt, aber dem Publikum Waaren verkauft werden, die nicht aus unserer Fabrik hervorgegangen sind, so erlauben wir uns hiermit darauf aufmerksam zu machen,

dass wir nur solche Shirts als unser Fabrikat anerkennen, die mit unserem Fabrik-

stempel und unserer Firma



(Thomson & Comp.) versehen sind.

Alle Crinolinen, die weder unseren Stempel, noch unseren Namen tragen (aber als unser Fabrikat angepriesen werden), sind nicht von uns fabricirt worden.

Thomson & Co. aus Annaberg.

Commanditen in Paris, New-York, London und Brüssel.

Die „Recensionen.“

Kritisches Fachblatt für Theater, Musik und bildende Kunst,

begannen am 6. April Sr Jahrg. ihr zweites Quartal.

Das erste Quartal brachte an größern abhandelnden oder kritischen Artikeln: Das Zauberdrama der Chinesen. — Musikalische Skizzen aus Alt-Wien. — Gounods „Faust“. — Kritische Rundschau über das Wiener Theater- und Musikleben. — Kirchenmusik und religiöse Musik. — Das Wiener Ausstattungskunst. — Die dramatische Illusion. — Die Wiener Vorstadttheater. — Zu K. M. v. Webers Familien- und Jugendgeschichte. — Der Declamationston und sein Umrug. — Aubers Geschichte der Musik. — Die Heranbildung für die Tragödie. — Sebastian Bach und Joseph Haydn. — Ueber Journalkritik. — Zehn Jahre aus dem Prager Musikleben. Das politische Tendenzdrama. — Ferner neben den kritischen Besprechungen aller Novitäten an sämtlichen Wiener Theatern und aller namhaften Concerte, größere Original-, Theater- und Musikberichte und Correspondenz-Nachrichten aus: Berlin, Braunschweig, Brunn, Christiania, Danzig, Darmstadt, Dresden, Hannover, Leipzig, München, Olmütz, Pest, Prag, Schwerin, Stuttgart.

Die „Monat-Beilage für bildende Kunst

brachte im ersten Quartal unter andern: Die Kunst und das Budget. — Die Aufgabe der modernen Architectur. — Das neue Opernhaus in Wien. — Zeitgemäße Kunstzustände. — Gallais Pio Rono. — Das städtische Museum in Leipzig. — Photographie und Kunst. — Das Prinz Alberts Denkmal in London. — Leipziger Kunstzustände. — Neue Berliner Denkmäler. — Oesterreichischer Kunstverein (Januar, Februar- und März-Ausstellung). — Zur Kunst-Literatur.

Das Hauptblatt der „Recensionen“ erscheint jeden Sonntag; die Beilage für bildende Kunst einmal monatlich.

Man abonniert: Expedition der „Recensionen“, Wien, hoher Markt No. 541. im ersten Stod, so wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes. Vierteljähriger Pränumerationspreis 2 Thlr. oder 3 fl. De. W., ganzjährige 8 Thlr. oder 12 fl. De. W.

Probenummern wurden an alle namhafteren Buchhandlungen versandt und können von denselben abgegeben werden.

Wien, im April 1862.

Die Expedition der „Recensionen.“

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Accouchement secret

in der Familie eines renommirten Arztes und Geburtshelfers auf dem Lande im Sächsischen. Näheres sub C. W. S. 1000. poste restante Leipzig franco.

Im Verlage von Hermann Coste-noble in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Der Flüchtling.

Eine Erzählung.

aus Neu-Mexico

und dem angrenzenden Indianergebiet; im Anschluß an den „SalbIndianer“

von

Balduin Möllhausen.

4 starke Bände. 8. broch. 5³/₄ Thlr.

Der Herr Verfasser führt den Leser dies Mal im „Flüchtling“ in die merkwürdigen Ruinen untergegangener Städte der verschollenen Urvölker Mexicos. Die Contraste, welche durch die Berührung der Civilisation mit jenen wenig bekannten, jetzt dort lebenden wilden Indianerstämmen hervortreten, verleihen obiger, annehmlichen Erzählung nicht weniger Reiz, als die darin verwebten wahrheitsstreuen Schilderungen und Verhältnisse der Sklavenzüchter zur Neger-Race.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

The first Letter writer

Collection of one Hundred Letters on the most familiar Topics.

By James M'Lean, Esq.

Mit Noten und Wörterbuch.

Zweite verbesserte Auflage.

Preis 9 Ngr.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Daheim.

Ländliche Skizze

von

S. Nordheim.

(Fortsetzung.)

„Die Lis' mag in der Jugend gewesen sein wie sie will, jetzt sagt ihr schon lang kein Mensch mehr was nach; sie geht jeden Sonntag zweimal in die Kirche und es geht mancher Tag hin, wo der Herd bei ihr nicht raucht, das Gerinste ist ihr gut genug.“

„Wenn der Teufel Hunger hat, so frisst er Mücken und wenn er alt ist, wird er ein Betbruder,“ sagte die Alte wieder, „aber ich will ihr weiter nichts nachsagen, habe ich doch wohl in sechs Jahren nichts von ihr gesehen und wenn sie gesündigt hat, muß sie's verbüßen. Verbüßt doch ein Jedes,“ dabei seufzte sie tief auf, „ja, Jedes seine eigene Schuld.“

Der Mann, er hieß Peter Diez, war seines Zeichens nach ein Kubbauer und Schneider dazu. Er war sein Lebtag kein zu Geschaidter gewesen; die Dämmsten aber, das ist bekannt, dünken sich immer noch andert-halbmal geschaidter wie unser Herrgott selber, so ging's dem Peter Diez auch; er schüttelte lachte mit dem Kopfe, blinzelte mit den Augen und that wie Einer der meint, er wisse doch Alles besser. Da schlug er auf seine Westentasche und sagte endlich:

„Anne-Gret ich hab's aber in meiner Tösch.“

Die Frau lachte und sagte:

„Habt wohl auch noch ein Pülverle drin oder so was Guts? Nun ja, wenn Ihr zu dem Vermessen und zu den Sprüchen auch noch was schlucken müßt, da laß ich mir's gefallen, da glaub' ich auch an's Kuriren. Weist einmal her, was Ihr da rares habt.“

Der Peter brachte ein dreieckiges Papierkästchen heraus, das ausah als wenn schwarzer Zwirn drauf gewickelt gewesen wäre, das hielt er der Frau hin.

„Das möcht' ich schier nicht in die Finger nehmen, geschweige denn in den Mund; wickelt's erst auf, es

muß doch zweimal eingewickelt sein, denn unter drei Papieren thun's die Wunderdocter nicht.“

Der Peter wollte ein wichtiges Gesicht machen, aber der dicke Backen gab's nicht her und er fing an aufzuwickeln.

„Laßt mich's einmal angucken —.“

Der Peter that als getraue er sich's nicht.

„Ich guf Euch nichts weg, will nur einmal dran riechen, kann mir aber schon denken was es ist.“

Der Peter hielt das Päckchen hin.

„Nichtig!“ lachte die Alte. „Ein Pülverle, pure blanke Senneblätter und ein Paar Blüthe Hollerthee dabei. Das kann helfen, da s glaub' ich selber, denn das läßt unser Herrgott selber wachsen, und dem sein Vermessen das hilft.“

Der Peter wußte nicht was er sagen sollte, steckte sein Pulver wieder ein und ging weiter. Die Alte sah ihm eine Weile nach, dann sagte sie für sich:

„So machen's die Schafköp', aber dagegen giebt's kein Kraut. Bei den Katholiken ist's Brauch, daß sie den Tag lang, ich weiß nicht wie viel Vaterunser beten müssen; ich möcht' ohne mein Vaterunser auch nicht leben, aber wenn ein Jeder, der sein Vaterunser beten muß, vorher sagen müßte: „Ich bin ein Schafköp',“ so trügen unsere Vaterunser doppelte Frucht. Dann erst lernte ein Jedes was die eigene Klugheit werth ist. Ach Du lieber Gott, hätt' ich's bei Zeiten gelernt, daß ich ein Schafköp' wäre, wie anders ständ's um mich, wie anders könnt' ich getrost zu meinem Herrngott aufsehen. Ich hätte gethan was meine Eltern wollten, und hätte den Michel laufen lassen; meine Eltern hatten Recht, der Michel taugte nichts; was habe ich davon gehabt, daß ich meinen Kopf durchsetzte? Ein halbes Jahr lang jubilirt, das ganze Leben lamentirt. Der liebe Gott meinte es gut mit mir, wie er ihn zu sich nahm, aber ich Schafköp' war auch da noch nicht klug geworden. Weil ich selber meinen Eltern nicht gefolgt hatte, meinte ich, mein Jonathan wäre mir nur aus Eigensinn nicht zu Willen; ich wollte an meinem Kinde strafen, was ich an meinen Eltern verbrochen hatte; aber mein Jonathan —“

Die Alte merkte es nicht, daß die Denn vom

Flachs in ihrem Schooß sich mit dem Wasser mengten, das aus ihren Augen tropfte und sie fuhr fort:

„Aber mein Jonathan konnte nicht von der Marie lassen, ach, und er hatte Recht, er hätte keine Bessere finden können; aber weil er sie nicht haben sollte, ging er davon, fort, unter die Soldaten und dann in die weite Welt, derweil ich allein bin, Mutterseelenallein. Es ist freilich wahr, daß die Kinder den Eltern das Leben zu danken haben, aber haben sie uns denn gebeten, daß wir sie auf die Welt setzen sollen? Ach, ach.“

Die Holzbäuerin hatte es nicht bemerkt, daß zwei Männer, die aus der Nebengasse getreten waren, schon eine Weile vor ihr standen und sich nicht getrauten sie anzureden; sie sahen sich nur bisweilen gegenseitig an und nickten sich zu, als wüßten sie, warum die Frau in ihren Flachs hinein weinte, aber wie das Ach hervorbrach traten sie näher und der Eine sagte zu ihr:

„So traurig, Holzbäuerin?“

„Ach, Sie sind's, Herr Pfarrer, und Ihr, Steinhäuser!“ schluchzte sie auf, indem sie sich erhob und Jedem die Hand reichte. „Es kam einmal wieder über mich, daß ich selber nicht wußte wie's zugeht.“ Sie wischte mit ihrer Schürze die Bank ab und die beiden Männer setzten sich darauf; die Bäuerin behielt den Schemel und sagte: „Ich hab' Euch lange nicht gesehen, Steinhäuser, und es dünkt mir, als wär' mir schon leichter um's Herz, daß Ihr nur wieder da sitzt; es taugt nichts, wenn sich alte Freunde verlassen, denn wenn man in unseren Jahren ist, wachsen neue nicht zu.“

„Ihr habt Recht,“ sagte der Pfarrer, „und ich kann's bezeugen, wie weh es dem Steinhäuser gethan hat, daß ein schlimmer Regen zwischen Euch gefallen war, soviel ich aber weiß, war's nicht seine Schuld.“

„Nein, es war nicht seine Schuld,“ sagte die Bäuerin und hielt dem Manne die Hand wieder hin. „Ich weiß, er hat's immer gut mit mir gemeint.“

Der Mann hatte bis jetzt noch nichts gesagt, aber auch ohne Reden konnte der Fremdeste erkennen, daß er ein Mensch von gutem Schrot und Korn war. Er gehörte zu denen, die nicht alt werden, und das war ihm selber hoch anzurechnen, denn so fest es in ihm stand, daß der Mensch kein Unrecht thun dürfe, so fest stand's auch, daß nicht Unglück noch Plage das Menschenherz niederdrücken, noch die Gottesfreudigkeit aus ihm verdrängen dürfe. Er war jetzt nahe an den Sechzigern, hatte in der Jugend seine Hoffnungen und im Alter sein Glück begraben müssen, aber er wurde nicht alt, sondern er tröstete sich damit, Andern beizuspringen, wenn sie Unglück traf. Er und die Bäuerin kannten sich von Jugend auf, denn der Steinhäuser hatte sie gern gehabt, und ihre Eltern hatten sie ihm zugesagt, aber die Tochter wollte einen Andern und nach viel Kampf bekam sie ihn. Der Steinhäuser konnte es lange nicht

vergessen und so gingen seine besten Jahre freudlos hin, der Holzbäuerin ihre aber auch, denn ihr Michel war ein lieberlicher Mensch, lag im Wirthshaus als wär's sein eignes Haus, trank und spielte Fisi (ein Hasardspiel) von Früh bis in die Nacht und war in Zeit von acht Jahren an Leib und Seele ein verlorener Mann. Er fand den Tod in der Gasse und die Anne-Marie blieb mit ihrem Jonathan in der Armuth zurück, aber sie war fleißig und nährte sich nicht nur, sondern brachte bald wieder an sich, was sie durch den Mann eingebüßt hatte.

Der Steinhäuser hatte sich, nachdem er lange allein geblieben war, erst ein Paar Jahre vor des Michels Tod verheirathet; er lebte glücklich mit der Frau und hatte eine Tochter und einen Sohn von ihr; aber sein Weg und der Holzbäuerin Weg gingen weit auseinander, denn die Steinhäuserin, sonst eine gute Frau, konnte die Eifersucht auf die Anne-Gret nicht lassen, nicht weil ihr der Mann Anlaß dazu gab, aber weil sie wußte wie gern er sie gehabt hatte. Eifersucht brennt unter der dicksten Asche. So ging Jahr um Jahr hin, da verlor der Steinhäuser in Zeit von acht Monaten die Frau und die Kinder an einer hitzigen Krankheit. Wie der brennendste Jammer zerrieben war, sah er sich wieder um, wo es Andere noch schlechter hatten wie er selber, und da fiel sein Auge auf den Jonathan.

Der Jonathan war zwanzig Jahre alt, ein schöner und ein braver Bursche und hatte die Tochter von einer Wittfrau gern. Seine Mutter hatte erst nichts dawider gehabt, aber Geld verkehrt die Welt, und die Anne-Gret gehörte auch zur Welt. Nachdem sie eine Erbschaft von einer Dote gemacht, war ihr die Marie nicht mehr gut genug für den Jonathan. Der Pfarrer und der Steinhäuser wußten, daß sie das beste Lob verdiente, sie wußten auch, daß der Jonathan ein heißes Herz und einen heißen Kopf hatte, und daß er nicht von der Marie ließe, sie legten sich in das Mittel, aber es half nichts, im Gegentheil, je mehr sie der Mutter zuredeten, je eigenstünniger wurde sie. Am hartnäckigsten machte sie das Zureden vom Steinhäuser; von ihm verdroß es sie gerade zu; weil er doch am Besten wissen mußte, wohin der Ungehorsam gegen die Eltern sie geführt hatte. Darauf fußte sie nun und weil sie selber ihren Eltern nicht gehorcht, und unglücklich geworden war, sollte ihr Sohn der Mutter gehorchen; und so geschah es, daß der Jonathan, nachdem er wieder einmal einen harten Stand mit ihr gehabt, in Nacht und Nebel das Haus verließ und davon ging. Seitdem waren sechs Jahre vergangen und wenn die Mutter auch gehört hatte, er sei unter den Soldaten und später, er sei in Amerika, so wußte sie doch nichts, gar nichts Gewisses von ihm; aber Ungewißheit macht das zäheste Herz mürbe. Erst hatte die Frau von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr

geglaubt und gehofft, er müßte wieder kommen; da er aber nicht kam, ward auch ihr Herz müde.

Die Marie war schon seit drei Jahren aus dem Dorf, man sagte, sie sei nach dem Tode ihrer Mutter in Dienst gegangen; die Anne-Gret wußte nichts von ihr, seitdem der Jonathan fort war, wußte sie ja von Niemand etwas; sie lebte so still und stumm weiter und arbeitete für Zwei. Mit dem Steinhäuser hatte sie kein Wort wieder geredet, sie getraute sich nicht ihn aufzusuchen und er ging ihr aus dem Wege. So stand's mit der Anne-Gret. Da war vier Monate zuvor ehe sie vor der Thür saß und ihren Flachs bläute, ein Brief von einem Siebenkreuzer Mann, der ausgewandert war, in einer Zeitung abgedruckt worden, und in dem Briefe hieß es, jetzt ginge es schlimm in Amerika zu, die Deutschen Alle rüsteten sich, um gegen den Süden und die Sklavenhalter zu kämpfen, er selber habe auch sein Bündel geschnürt und sich gestellt. Unter den Deutschen, mit denen er nun zusammenstehe, habe er auch einen Landsmann aus der Nähe von Siebenkreuz getroffen, der im ersten Gefecht verwundet worden sei. Gefahr habe es nicht mit ihm, nur sei es ihm anzumerken, daß er eine große Sehnsucht nach der Heimath habe. Drauf stand noch mancherlei über den Krieg in dem Briefe und daß er, der Schreiber, einem Jeden rathen wolle, in der Heimath zu bleiben, und dergleichen mehr.

Der Pfarrer und der Steinhäuser hatten die Zeitung gelesen, und da Oberweißbach das nächste Dorf bei Siebenkreuz, auch in der Gegend seit langer Zeit Niemand ausgewandert war, so waren Beide überzeugt, der Landsmann, von dem die Rede, könne kein Anderer wie der Jonathan sein. Sie sagten der Anne-Gret nichts davon, sondern schrieben einen langen Brief an den Jonathan, den der Pfarrer an das Consulat nach New-York einlegte, und nun warteten und warteten sie Wochen und Monate lang. Da endlich, an dem Abend mit dem wir anfangen, war eine Antwort eingetroffen, um derenwillen sie sich zusammen auf den Weg zur Holzbäuerin machten.

„Ja,“ sagte sie wieder, „es ist mir ein Stein mehr vom Herzen, daß Ihr wieder da sitzt. Ich hab' in der Jugend genug an Euch gesündigt, möcht' es im Alter lieber in Freundschaft als in Feindschaft abverdienen.“

„Was man ernstlich will, kann man auch,“ sagte der Pfarrer und nickte dem Steinhäuser zu.

„Ja,“ sagte dieser und reichte der Anne-Gret die Hand hin, „Ihr habt es in der Hand, daß Ihr Alles wieder gut macht.“

„Ach Du lieber Gott, wenn ich das könnte!“ seufzte sie auf. „Was kann denn ich thun, die arm und verlassen ist?“

„Ihr braucht nur Euren Sohn zu vergeben —“

„Meinem Sohne,“ schrie sie und sprang auf, „mei-

nem Sohne! Steinhäuser, ja denkt Ihr denn, ich hätte meinem Jonathan nicht Alles vergeben? Und wenn er vor mich träte und sprach: Mutter, ich will mit der Tochter von der schwarzen Pis in die Ehe treten, so sprach ich: Nimm sie, Jonathan, sie soll meine Tochter sein. Ja, ja, Steinhäuser, und wenn sie Tränkle kochte und Sprüchle sprach, so wollt' ich nichts sagen, ich wollte nur Gott auf meinen Knien danken, daß ich mein Kind, mein einzig Kind wieder hätte.“

Dem Steinhäuser stand das Wasser in den Augen und dem Pfarrer stand es auch darin, als er sagte:

„Gott sei gelobt und gedankt, daß Euer Herz so spricht, Holzbäuerin!“

„Und daß wir Euch eine gute Nachricht bringen können, dafür sei Er's auch,“ fiel der Steinhäuser ein.

„Herr Gott im Himmel! Kann's auch noch eine gute Nachricht für mich geben? Ach, wenn's wahr ist, Herr Pfarrer, Steinhäuser, so haltet nicht zurück damit; das Glück wirft mich nicht zu Boden, lechz' ich doch danach wie der dürre Halm nach einem Tröpflein Thau. Redet, ach redet und deckt mich zu mit guter Volkshaft. Sprechet, lebt mein Jonathan, und wo wächst das Stroh, auf dem sein müder Leib gebettet ist? Denn ach, auf Stroh wird er liegen, nicht auf weichem Pfahl, ist's doch die Fremde die sein Lager richtet, nicht die eigene Mutter.“

„Ja Frau, Euer Jonathan lebt,“ sagte der Pfarrer, „und so Gott will, legt er sein Haupt bald nicht mehr auf fremder Erde zur Ruh.“

„Er kommt, er kommt, mein Jonathan kommt!“ jauchzte sie auf, „hab Dank, Du Vater im Himmel! Du giebst mir unzählig Male mehr als ich verdiene.“ Sie mußte sich niedersetzen, die zwei Männer setzten sich zu ihr und nun ging es an's Fragen und Erzählen. Der Jonathan war wirklich, wie die Beiden es geglaubt, der Landsmann des Siebenkreuzer Brieffschreibers gewesen und durch ihn hatten sie auch die Nachricht, daß er sich in kürzester Frist auf den Heimweg machen werde. Die Anne-Gret wollte immer noch mehr hören, obgleich die beiden Männer ihr Alles was sie selber wußten, schon mehr als einmal erzählt hatten. Aber das höchste Wasser muß endlich wieder fallen, und so geht's auch mit der Fluth menschlicher Freude, menschlichen Leids; sie fällt und fällt um so geschwinder, je höher die haushohen Wellen gingen.

Die Sonne sank und ein Jedes mußte an seine Arbeit denken; aber der Pfarrer sah, daß die Holzbäuerin allein daheim keine Ruhe fände, und lud sie ein, sie solle mit ihrem Rad noch eine Stunde zu seiner Frau kommen, der Steinhäuser käme auch noch. Das war ein Wort, und noch kein Mal war die Anne-Gret so hurtig fertig geworden; sie durfte ja nicht einmal vesperrn, denn der Pfarrer hatte sie eingeladen. Nach einer Stunde

schloß sie die Thür zu und ging in den Pfarrhof. Der Pfarrerin war es eingeboren, daß sie Theil an Andre's Freund und Leid nahm, der Steinhäuser ließ nicht lang auf sich warten und wie der Pfarrer sein:

„Herr Jesus Christ sei unser Gast
Und segne was Du bescheeret hast.“

gesprochen hatte, stand Keinem der Mund mehr still.

„Ja, Frau Pfarrerin, was stell' ich nur an, wenn mein Jonathan kommt? Ob ich jetzt schon das eine Käuferle schlachte, damit der Schlot voll hängt wenn der Sohn kommt? Freilich, noch sechs Wochen hin giebt es noch einen halben Stein mehr aus, aber —“

„Aber das Mal,“ lachte der Steinhäuser, „schlachte ich das Kalb für den verlorenen Sohn, denn ich hab' ihn gefunden. Bei mir kann er auch wohnen, denn Ihr wißt's ja, mein Haus steht leer und bei der Anne-Gret ist der Schlot eingefallen.“

„Ja wahrlich, der Schlot! Ei du liebe Zeit!“

„Thut nichts,“ hub der Steinhäuser wieder an, „der Jonathan wohnt bei mir und morgen, daß ich's nicht vergesse, Herr Pfarrer und Frau Pfarrerin, müssen Sie bei mir essen, die Anne-Gret auch. Ich hab' heut' geschlacht, da giebt's Schlachtschüssel, Sauerkraut und Riebeskuchen.“

„Ach, Riebeskuchen, das ist mein Jonathan sein Leibessen.“

„Mein's auch,“ sagte der Steinhäuser.

„Mein's wär's auch,“ sagte die Pfarrerin, „aber ich kann's nimmer vertragen.“

„Sie kriegen was Anderes, Frau Pfarrerin, es giebt auch Nierenbraten.“

„Ihr könnt wohl Alles vertragen, Steinhäuser?“

„Alles, Herr Pfarrer, aber die gelben Rüben, mein Vater selig hieß sie nur die Galgennägel, die darf ich nicht ansehen, oder es wird mir grün und gelb vor den Augen, sonst kann mir Eins Kiesel und Schneckenhäuser kochen, ich vertrag sie. Mein Vater selig war grad' so und ist neunundachtzig Jahr alt geworden. Bis zuletzt brauchte er keinen Stock. Einmal fragte ihn ein reicher Herr, er war bei der Regierung angestellt: „Wie macht Ihr's nur, daß Ihr so alt geworden und doch nicht alt seid?“ Da sagte mein Vater: „Das macht, ich hab' nur gegessen und getrunken, wenn ich tüchtigen Hunger und Durst hatte und habe mit Essen und Trinken aufgehört, wenn ich noch nicht dickfett war.“

„Eure Mutter hab' ich nicht gekannt,“ sagte der Pfarrer, „aber sie muß auch eine brave Frau gewesen sein?“

„Das will ich meinen, und mein Vater selig sagte, meiner Mutter hab' er's auch zu verdanken, daß er so alt geworden, weil“ — dabei seufzte er tief auf — „weil sie gerade die Frau gewesen sei, die für ihn taugte. Und wenn man ihn fragte, wie sie für ihn getaugt habe,

so hieß es: Wie sie für einen Sitzkopf taugt; ich war arg hitzig, aber meine Frau schwieg, wenn ich's war. Hinterher freilich, da kriegte ich mein Fett, aber da nahm ich's an.“

„Hat Euer Vater viel Bier und Schnaps getrunken?“ fragte der Pfarrer weiter.

„Schnaps, keinen Tropfen; Bier, was recht war.“

„Was ist denn recht?“ fragte die Pfarrerin.

„Recht ist, daß man aufhört, wenn man denkt, nun könnt's einem erst recht schmecken.“

„Wie war's mit der Arbeit?“

„Mein Vater hat so viel gethan wie der Fleißigste, aber ohne Lärm, auch was recht ist, aber nicht mehr.“

„Was ist denn recht bei der Arbeit?“

„Daß man dabei keinen Augenblick seine Gedanken verliert. Der Mensch muß immer eingedenk sein, daß er ein Mensch und kein Stück Vieh ist. Mein Vater selig hat den Ruhm mitgenommen, daß es auf weit und breit keinen braveren Mann gab wie ihn.“

„Aber auch keinen Glücklicheren,“ fiel die Anne-Gret ein, „und wenn man von Einem reden wollte, dem Alles glückte, so war er's.“

„Das ist wahr, er sagte es auch selbst immer, nur Eins hat er nicht erreicht.“

„Und das war?“

„Er hat kein Kind von mir gesehen.“

Alle schwiegen, aber die Holzbäuerin, die wohl wußte, daß der Steinhäuser ihrthalben so spät gefreit hatte, sagte:

„Ich will mich nicht noch einmal verüßigen, drum möcht' ich wohl wissen, was aus der Marie Dreher geworden ist. Wissen Sie's, Herr Pfarrer, oder wißt Ihr's, Steinhäuser?“

Beide sahen sich an, dann sagte der Pfarrer:

„Ich weiß, daß sie in Dienst gegangen ist, was Näheres kann man schon erfahren.“

„Wenn der Jonathan da ist, soll sie kommen,“ sagte die Frau, indem sie die Hände fest ineinander legte, und ein Paar dicke Tropfen ihr über die Backen liefen.

„Das ist recht, Holzbäuerin,“ sagte die Pfarrerin.

„Ja, und wenn Hochzeit ist, geb' ich den Tanz,“ sagte der Steinhäuser.

„Ach du lieber Gott!“ zuckte die Frau zusammen. „Ihr sagtet ja, mein Jonathan wär' verwundet worden.“

„Es hat keine Gefahr damit,“ beruhigte sie der Steinhäuser.

„Ja, es ist wahr, aber es ist mir immer noch als könnt', als dürft' ich mich nicht freuen; es geht mir mit der Freude wie's mit dem unrechten Gut geht, die Freude kommt mir nicht zu, ich verdiene sie nicht, und denk' immer:

Unrecht Gut muß erstehen,
Der Dritte darf's nicht erben.

„Ach, wenn's mit meiner Freude auch so wär'!“

„Seid ruhig, Frau,“ beruhigte sie der Pfarrer, „wie's kommt ist's zu tragen.“

„Ja, Sie haben recht, Herr Pfarrer, und vor der Zeit soll der Mensch nicht klagen.“

„Besonders aber nicht, wenn die Sonne wieder zu scheinen beginnt, und bei Euch, Anne-Gret, thut sie's. Verlangt doch der liebe Gott nicht einmal das Opfer von Euch, daß Euer Jonathan eine Tochter von der schwarzen Lisi freuen soll.“

„Ja wahrlich, daß hab' ich schier vergessen,“ lachte der Steinhäuser, „denken Sie nur Frau Pfarrerin, selbst das hätte die Anne-Gret zugegeben; freilich, sie muß vergessen haben, daß die Frau ihr Lebtag keine Tochter gehabt hat.“

Jetzt mußte die Holzbäuerin selbst mitlachen, aber nun war sie auch auf ihrem alten Steckenpferd, denn das wußte ein Jedes, daß sie die schwarze Lisi nicht leiden konnte.

„Ja, da fällt mir auch ein,“ hub sie an, „daß ich grad' heute meine Noth mit dem Peter Diez gehabt habe, der sich wieder von der schwarzen Lisi hat vermess'n lassen.“

„Ach, was,“ sagte der Steinhäuser, „was kummert Euch der Peter Diez? Der gehört von der Geburt an zu den Leuten, von denen man nur sagen muß: sie wissen nicht was sie thun. Wenn man sich um Jedes wollte graue Haare wachsen lassen, was zu der Gemeinde gehört, da könnte man sich nur gleich in die Grube legen.“

„Ei, ärgere ich mich denn über den Peter Diez? Denke nicht dran, über die schwarze Lisi' bos' ich mich nur, denn die gehört nicht unter die Einfältigen, und es ist doch gar zu arg, wenn so eine meint, sie dürfe unserm Herrn Gott in's Handwerk pfeifen, und das sollten Sie, Herr Pfarrer, partout nicht leiden.“

„Ihr habt wohl recht, Holzbäuerin,“ sagte der Pfarrer und sah den Steinhäuser lächelnd an, „Jeder von uns versteht's anders was Gott von ihm verlangt und Keiner denkt, daß er ihm in's Handwerk pfeift, wenn er handelt wie er es versteht. Der Eine meint, er müsse überall dabei sein, wenn Alles in die Ordnung kommen soll, der Andere dreht den Kopf nicht um, wenn des Nächsten Haus brennt, und denkt auch, daß er's recht macht; aber der Eine und der Andere muß abwarten, ob Gott den Segen, sei's Regen oder Sonnenschein, zu seinem Thun geben will.“

„Nun, Herr Pfarrer, Sie werden aber doch nicht sagen wollen, daß zu solchem Treiben, wie der schwarzen Lisi ihrem, Gottes Sonne scheinen könne?“

„Ich will's nicht loben,“ sagte der Pfarrer, „aber

ich will mich auch nicht vermessen zu sagen, es sei blos zum Schaden da.“

„Ach, Herr Pfarrer, ich kann Sie nicht begreifen. Wenn Sie so was gut heißen.“

„Heiß ich denn gut, was ich nur nicht verdammen will? Und wißt Ihr, Holzbäuerin, ob die schwarze Lisi nicht, vielleicht ohne ihren Willen, manches zum Guten kann gelenkt haben, was Andere, die den besten Willen hatten, verderben mußten?“

„Das sagte mein Vater selig auch,“ fiel der Steinhäuser ein, „der sagte: ein Jeder muß und kann nur für den eigenen Herd stehen.“

Die Holzbäuerin schwieg und die Pfarrerin sagte:

„Wie war nur das mit dem Zettel, den Ihr nach des Vaters Tode in seiner Lade angenagelt fandet?“

„Haben Sie das auch gehört?“ lachte der Bauer. „Nun, das war halt so ein Stückle von meinem Alten und manche Leute meinten darum, er sei kein Frommer gewesen. Mit Worten war er's freilich nicht, aber mit Herz und Seel' in Zucht und Ordnung. Mein Vater selig hieß Alles gerad' so wie's hieß. In seiner Lade stand geschrieben:

Willst Du sein ein guter Christ:
Bauer halt auf Deine Mist',
Laß die Narren Freiheit singen;
Mist' geht vor allen Dingen.

Der Pfarrer lachte, daß ihm das Herz zitterte, die Pfarrerin und die Bäuerin lachten auch und der Steinhäuser fuhr fort:

„Es ist mir recht, daß Sie lachen, Herr Pfarrer, denn ich seh, daß Sie's verstehen, wie's gemeint ist, daß das Wort ein ernstes und daß nur das Gewand ein närrisches ist. Sie schütteln nicht mit dem Kopf, als wollten Sie sagen: So ein Bauer ist doch ein roher Mensch; Sie meinen nicht, daß mein Vater, weil er das schreiben konnte, ein schlechter Christ war. Sie wissen, daß ich's auch nicht bin, aber den Vers unterschreib' ich vom Anfang bis an's Ende. Wenn ich sag': Bauer halt' auf Deine Mist', so soll das nicht heißen: Denk an weiter nichts als wie Dein Feld Dich reich macht, ich sag' damit: arbeit' ordentlich auf dem Feld was Dein ist; horch nicht hin, wenn draußen andre Vögel pfeifen, Ordnung hält zusammen, auch den Kopf und das Herz, und kann ich da drin Ordnung halten, wenn ich nichts von meinem Schöpfer und unserm Herrn Christus weiß? Ordnung drinnen, Ordnung draußen.“

Der Pfarrer reichte dem Steinhäuser die Hand und sagte:

„Wenn es doch Viele so gäbe wie Ihr seid, Steinhäuser.“

Ueber all' dem Hin- und Herreden war es neun Uhr geworden, eh' Eins es dachte und die Bäuerin meinte, sie wäre wohl in zwölf Jahren nicht so spät

ins Bett gekommen; aber wie sie daheim war, konnte sie doch nicht ans Schlafen denken, und war es auch seit langen Jahren die erste Nacht, wo sie frohen Herzens ihre Lampe auslöschten konnte, und wo ihr dafür ein Stern der Freude aufging, so war sie doch noch wach, wie der Hahn wieder krächte.

Am andern Tage um elf Uhr schloß sie ihre Thür zu und ging zum Steinhäuser. Sie hatte ihren Sonntagstaat an und sah stattlich aus wie sie durch das Dorf ging. Sie grüßte ein Jedes so freundlich wie in langer Zeit nicht; war's ihr doch als müßte sie Jedem der ihr begegnete, zuzufen: wißt Ihr's schon, daß mein Jonathan kommt? Aber immer war es ihr wieder als hielte sie etwas zurück, als habe sie mit dem Sonntagrock was Feierliches angezogen und als könnte sie nur in dem Ton reden, den ein Jedes annimmt, wenn es auf die Kirche zuschreitet. So kam Sie zum Steinhäuser; die Pfarrleute waren schon da.

Dreißig Jahre lagen hinter ihr, seit sie das Haus nicht mehr betreten hatte, aber da stand noch Alles wie es vor dreißig Jahren gestanden hatte, nur die achteckigen, mit Blei eingelegten Fensterlein waren von hellen vieredigen Scheiben hinausgeworfen worden. In der untern Stube, in die sie trat, und die leer war stand sie still und holte tief Athem, derweil ihre Augen in der Ecke ausruhten.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(M.) Die Anzüge mit langer und halblanger Taille stehen bei der eleganten Welt in gleicher Gunst. Die Fracks und Röcke haben indeß meist die halblangen, die Balletots und Saquetten dagegen die lange Form.

Die Kragen bleiben sehr niedrig und schmal, laufen indeß noch breiter nach vorn.

Die Klappen sind gewöhnlich klein, außer an Putzanzügen, an denen sie shawlförmig ziemlich breit und weit herunter fallen.

Die Schößen sind wenig weit, von mittlerer Länge und fallen vorn gerade.

Die Ärmel sind weit vom Ellbogen an, öfters ohne Naht und endigen unten in einem kleinen Aufschlage oder in einer Steppnaht, die einen scheinbaren Aufschlag vorstellt.

Obgleich die Taille sichtbar ist, erhält sich doch die bequeme Form, namentlich vorn, so daß die Brust weit ist, wenn auch nur eine Knopfreihe sich findet.

Die Taschenpatten sind seltener als sonst, wie

überhaupt die Menge der Taschen, die man bisher liebte, abzunehmen anfängt.

Die Ueberzieher behalten die Sackform, während die Anzüge, die man ohne Ueberzieher trägt, diese Form nicht gern mehr haben.

Die Shawlwesten, die etwas offen stehen, wie die geraden ohne Krage stehen in gleicher Gunst. Alle sind von einfarbigen oder kleingemusterten Stoffen, von englischem oder Wollenpique oder von dem Veinkleiderzeuge.

(F.) Man wird viel Blumen auf den Hüften tragen, überhaupt viel und vollen Auspuß, Federn und Bänder, Blumen und Bänder, Krepp-Kuchen u. s. w. Gerade des Gegentheil zu den Kleidern, die einen sehr langen, sehr weiten Rock, aber mit wenig Auspuß haben. Zwei kleine Bolants unten, meist mit schwarzer Einfassung, trägt man meist zur Morgentoilette. Bei Barège zieht man die Falten wieder vor, die bisweilen mit einem kleinen ähnlichen Gefältel eingefast sind.

Die runden Hüte werden von jungen Damen auf der Reise, im Bade u. s. w. ausschließlich getragen werden, wahrscheinlich später, im vollen Sommer, auch in der Stadt.

Wir sahen neue gestickte Gürtel in allen Farben, die breit sind wie ein kleines Leibchen und gern auf einfarbigen Kleidern getragen werden. Viele Damen lieben sie sehr.

Die Netze aller Art sind noch immer der allgemeine Kopfschuß. Wir sahen reizende neue von vegetabilischer Seide, die diademartig waren mit Bandlöckchen.

Die Sonnenschirme sind mit schwarzen oder weißen Spitzen belegt, viele dunkelfarbige auch weiß oder hellfarbige dunkel gefüttert.

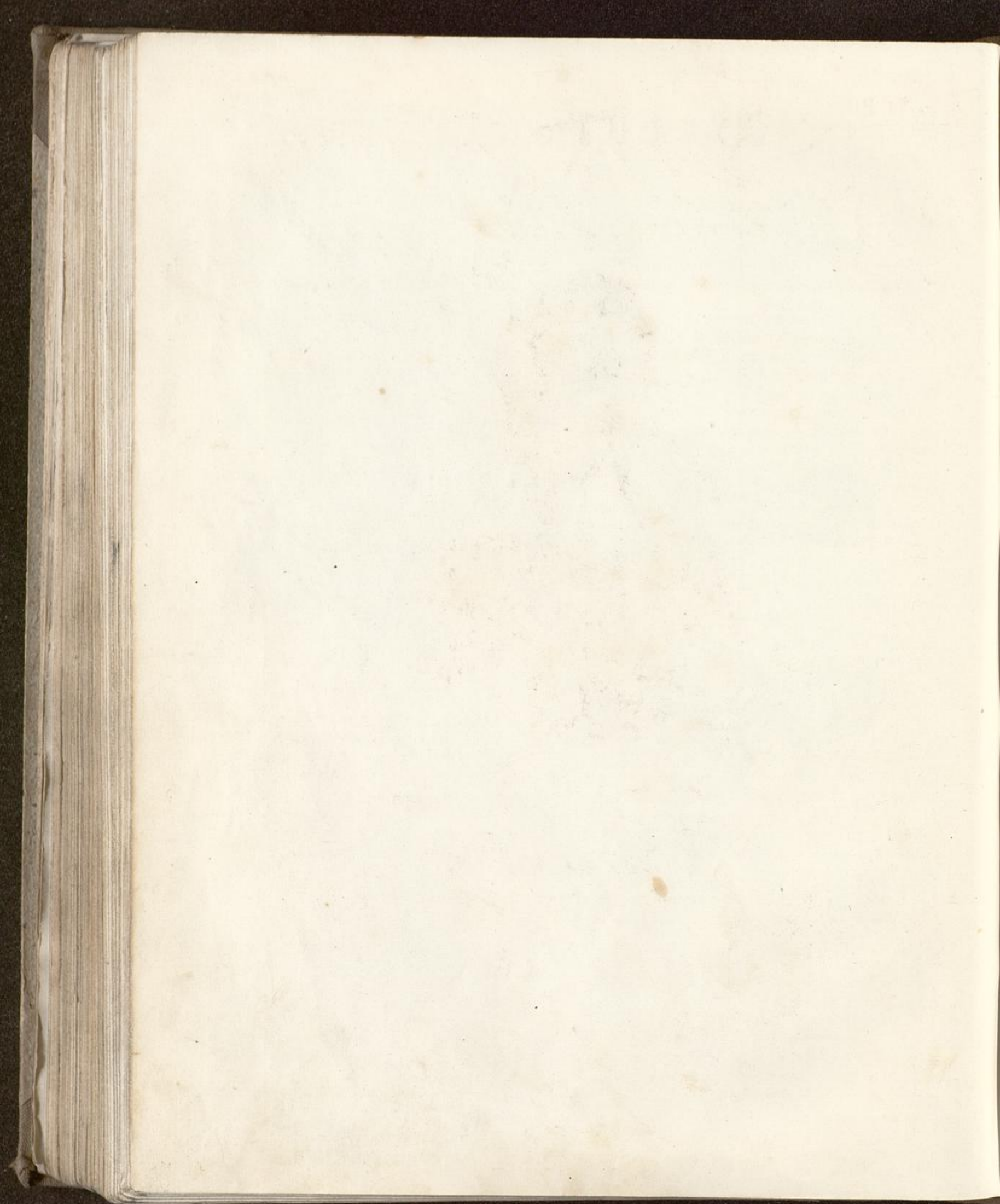
Die Mode gestattet noch immer die Ueberwürze von demselben Stoffe wie das Kleid, aber nur in der Form von kurzen Bäckchen oder in der eines langen Kragens.

Die Hüte von weißem, grauem oder schwarzem Pferdehaar sind bereits zahlreich zum Vorschein gekommen. Wir würden sie freilich noch lieber gesehen haben, wenn sie die übertriebene Form der Winterhüte nicht behalten hätten. Die weißen pußt man mit einem mäßig großen Blumenbouquet unter einer Tülle-Scharpe aus, was sehr grazios aussieht. Die schwarzen haben als Auspuß meist rothe Blumen. Zu eleganten Toiletten freilich gehören solche Hüte nicht, diese verlangen Hüte von Krepp, Tülle, Reisstroh und Federn. Rosa, Lilas und Weiß stehen in großer Gunst, besonders das reine Weiß mit Auspuß in derselben Farbe.

Einige Anzüge nach der jetzigen Mode beschreiben wir ausführlicher. Zuerst einen Negligéanzug.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG



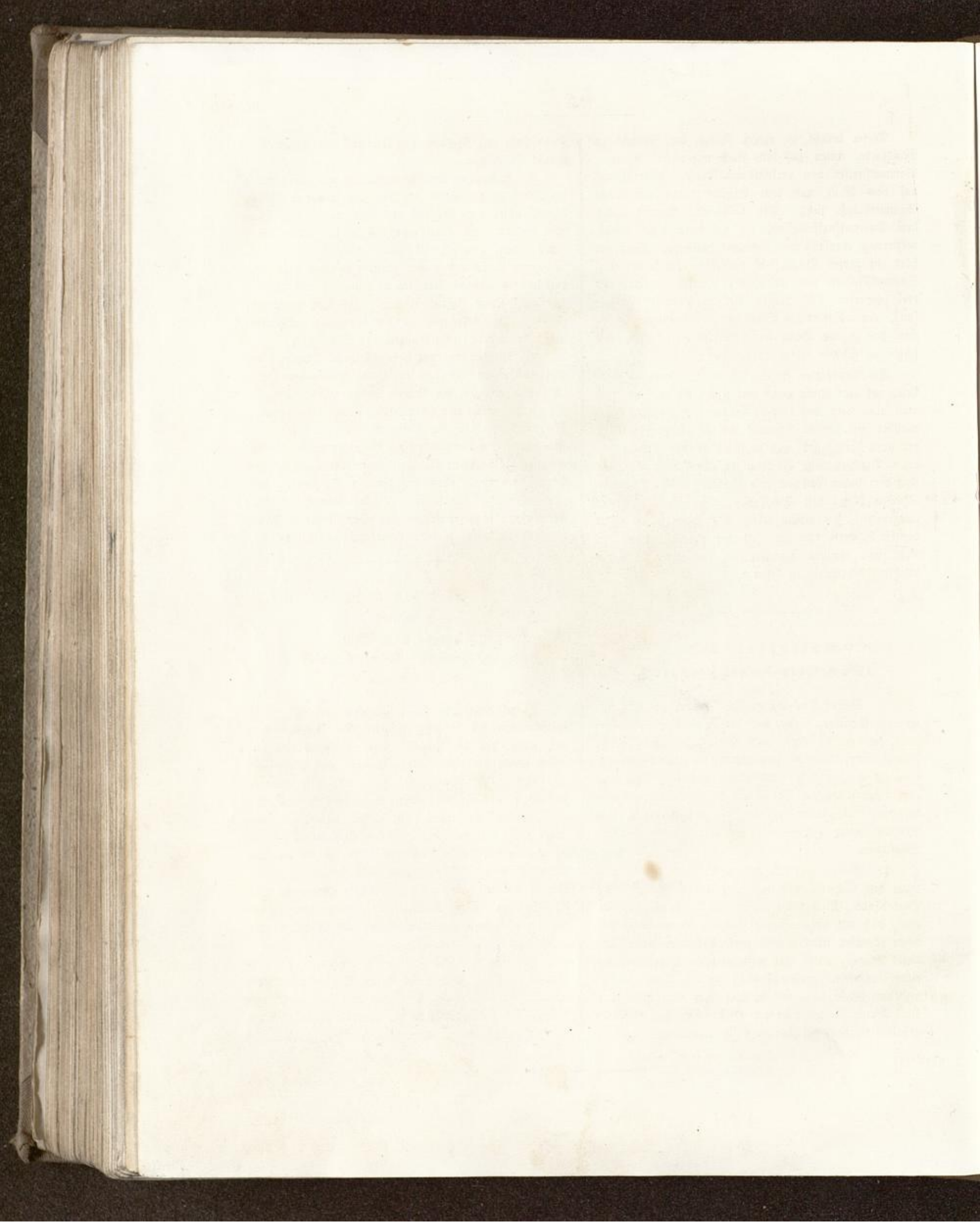


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Meyer in Leipzig

Therese v. Loh

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



Dieser besteht in einem Kleide von Foulard in Maisfarbe, unten auf dem Rocke mit vielen schwarzen Sammetstreifen von verschiedener Größe, während sich auf dem Rocke und dem Leibchen hinauf eine Reihe Sammetknöpfe zieht. Die halbweiten Aermel haben drei Sammetstreifenreihen, die sich unter einer Achselverzierung ebenfalls von Sammet verlieren. Dazu gehört ein großer Kragen von demselben Stoffe mit fünf Sammetbändern und ein Hut von weißem Stroh mit drei schwarzen Tülle-Puffen mit maisfarbiger Einfassung, ein maisfarbiges Querband mit schwarzen Spitzchen, das zu dem Barte von maisfarbigem Taffet, mit schwarzen Spitzen belegt, geht.

Ein eleganterer Anzug ist ein lichtbraunes Taffetkleid, auf dem Rocke unten mit einem Bolant, auf dem man eine weiß und schwarz soutaschirte Stickerei sieht; darüber ein zweiter kleinerer Bolant ebenso soutaschirt, der vorn hinauf geht und so scheinbar eine Tunica bildet. Darüber eine Stickerei in Weiß und Schwarz. Auf dem hohen Leibchen eine Stickerei, die ein Postillon-Jäckchen bildet mit Schößchen. Die Aermel ähnlich ausgeputzt. Zu diesem Kleide ein kurzer Balletot mit breiter Stickerei und ein Hut mit Reistrohschirm und Kopf von weißem Blondentülle, an der Seite ein weißer Fliederzweig in Blonde.

Modenblatt N^o 20.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Weißer Hut mit bunten Blumen auf und unter dem Schirme, sowie mit schwarzen Spitzen ausgeputzt, die von der Seite nach hinten herabfallen; weiße Bindebänder; Balletot von grauem leichtem Stoffe mit braunen Seidenstreifen und Borte garnirt; Kleid von geblühtem schwarzem Taffet mit hohem rundem glattem Leibchen, halbblangen Aermeln und weitem Rocke ohne Ausputz; weiße geschlossene Unterärmel; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

2. Weißer Hut mit kurzem Schirme, mit Blumen unter dem Schirme und sehr abstehe dem Barte; lilas Bindebänder; Kleid von Foulard mit hohem glattem Leibchen, das mit vielen kleinen Knöpfen zugemacht ist und einen schmalen lilas Gürtel hat; halbblange und halbweite Aermel, unten mit faltigem lilas Bandbesatz und einer ebensolchen großen Schleife an der Seite garnirt; auf dem Rocke statt der Bolants drei Bäuschchen von lilas Band, die vorn an der Seite durch zwei Schleifen gehalten werden; geschlossene weiße Unterärmel; dänische

Handschuhe mit Armbändern; Unterrock mit faltigen Bolants; Stiefelchen.

3. Schwarzer kleinschirmiger Hut mit einer schwarzen Feder an der Seite, der Bart mit schwarzen Spitzen belegt, unter dem Schirme mit Tüll und rothen Blumen garnirt, die Haarscheitel in der Mitte durch kleine neue goldene Kämmen gehalten; Kleid von schwarzem Taffet mit hohem glattem Leibchen ohne Ausputz und halbblangen Aermeln, an denen sich zwei Bäuschchen nebst einem Bolant befinden; auf dem Rocke sehr zahlreiche Bäuschchen wie an den Aermeln; geschlossene weiße Unterärmel; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

4. Weißer Hut mit hohem spitzem Schirme, sehr weit nach unten fallendem Kopfe und abstehe dem Barte, an diesem und um den Schirm herum mit Spitzen, sowie an der Seite mit einer weißen Feder garnirt; weiße Bindebänder; Kleid von Taffet mit rundem hohem Leibchen und einem ziemlich großen Pelerinentragen, der mit Schnürchen benähet ist; halbblange ebenso ausgeputzte Aermel und weiter Rock, auf dem sich ein gleicher Ausputz wiederholt; geschlossene weiße Unterärmel; keine Armbänder; schmaler Kragen mit einer schwarzen kleinen Cravatte darunter; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahllich N^o 20.

Therese von Soll,

Herzogin. Braunschweigische Hofschauspielerin.

(Nach einer Photographie.)

Therese von Soll ist in München geboren, machte in Stuttgart bei Professor Hemme ihre Gesangstudien und betrat den 11. August 1854 in Mannheim zum ersten Male die Bühne in „Mauver und Schloffer“. Sie wurde darauf engagirt, sang alle vorkommenden Altpartien, und spielte auch im Schauspiel kleine Rollen.

In der Folge wurden ihr größere anvertraut, worunter einige im Fach der tragischen Liebhaberin und da sie dieselbe mit Beifall spielte, entschloß sie sich die Oper zu verlassen und sich ganz dem Schauspiele zuzuwenden. Sie verließ deshalb im October 1857 Mannheim, um ein Engagement in Stettin anzunehmen, das sie mit einer von ihr nie gespielten Rolle, als Marie Stuart, antrat.

Im Januar 1858 gastirte sie am herzoglichen Hoftheater in Braunschweig als Marie Stuart und wurde da engagirt. Seitdem spielt sie nun dort unter dem Beifall des Publikums und hat neuerdings wieder einen Contract auf mehrere Jahre abgeschlossen.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Die Saison des Königl. Preussischen Bades
Oeynhaus (Rehme) in Westfalen
 (kohlen-saure Sooltherme-, Sool-, Dunst-, Gas-Bäder)
 währt vom 18^{ten} Mai bis 21^{ten} September.

Auskunft über Wohnungen und sonstige Angelegenheiten ertheilt

Die Königl. Bade-Verwaltung.

Die „Recensionen.“

Kritisches Fachblatt für Theater, Musik und bildende Kunst,

begannen am 6. April Sr Jahrg. ihr zweites Quartal.

Das erste Quartal brachte an größern abhandelnden oder kritischen Artikeln: Das Zauber-drama der Chinesen. — Musikalische Skizzen aus Alt-Wien. — Gounod's „Faust“. — Kritische Rundschau über das Wiener Theater- und Musikleben. — Kirchenmusik und religiöse Musik. — Das Wiener Ausstattungstück. — Die dramatische Illusion. — Die Wiener Vorstadt Bühnen. — Zu R. W. v. Webers Familien- und Jugendgeschichte. — Der Declamationston und sein Unfug. — Aubers Geschichte der Musik. — Die Heranbildung für die Tragödie. — Sebastian Bach und Joseph Haydn. — Ueber Journalkritik. — Zehn Jahre aus dem Prager Musikleben. Das politische Tendenz-drama. — Ferner neben den kritischen Besprechungen aller Novitäten an sämtlichen Wiener Theatern und aller namhaftesten Concerte, größere Original-, Theater- und Musikberichte und Correspondenz-Nachrichten aus: Berlin, Braunschweig, Brunn, Christiania, Danzig, Darmstadt, Dresden, Hannover, Leipzig, München, Olmütz, Pest, Prag, Schwerin, Stuttgart.

Die „Monat-Beilage für bildende Kunst

brachte im ersten Quartal unter andern: Die Kunst und das Budget. — Die Aufgabe der modernen Architectur. — Das neue Opernhaus in Wien. — Zeitgemäße Kunstzustände. — Gallais Pio Rono. — Das städtische Museum in Leipzig. — Photographie und Kunst. — Das Prinz Albert's Denkmal in London. — Leipziger Kunstzustände. — Neue Berliner Denkmäler. — Oesterreichischer Kunstverein (Januar, Februar- und März-Ausstellung). — Zur Kunst-Literatur.

Das Hauptblatt der „Recensionen“ erscheint jeden Sonntag; die Beilage für bildende Kunst einmal monatlich.

Man abonniert: Expedition der „Recensionen“, Wien, hoher Markt No. 541, im ersten Stock, so wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes. Vierteljähriger Pränumerationspreis 2 Thlr. oder 3 fl. De. W., ganzjähriger 8 Thlr. oder 12 fl. De. W.

Probenummern wurden an alle namhafteren Buchhandlungen verandt und können von denselben abgegeben werden.

Wien, im April 1862.

Die Expedition der „Recensionen.“

Verlag v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leben in der Alten Welt.

Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen. Erster bis achter Theil. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Dieses neueste Werk der beliebten schwedischen Schriftstellerin enthält ihr Tagebuch während vierjähriger Reisen im Süden Europas und in Palästina. Die ersten sechs Theile behandeln die Schweiz und Italien, während mit dem siebenten Theil die Schilderung von Palästina und der Türkei begonnen hat, welcher später die von Griechenland folgen soll. Die vorliegende Uebersetzung ist eine von der Verfasserin autorisirte. Das Werk erscheint zugleich in besonderer Ausgabe als Fortsetzung der billigen deutschen

Gesamtausgabe von Frederike Bremers Schriften, von der bis jetzt 42 Bände (à 10 Ngr.) ausgegeben wurden.

Verlag v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rosmarin

oder die

Schule des Lebens.

Roman von Alexander Jung.

In fünf Theilen. Erster bis dritter Theil 8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser neue Roman des geistvollen Schriftstellers führt uns vor, wie eine so merkwürdige Zeit als die jetzige hat werden können. Ernst und Komik, Tragisches und Burleskes wechseln in bunter Scenerie mit einander ab. Salon und Laverne, Hotel und Dorfchenke, weltlicher Verein und geistliche Conventikel, Residenz und Landtag, parlamentarische Versammlung und Stillleben erschließen sich dem Leser in lebendiger Anschaulichkeit.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Daheim.

Ländliche Skizze

von

S. Nordheim.

(Vorfikung und Schluß.)

Dort im Winkel an der Wand war richtig noch das blaue Eckbrett und drauf stand der blaue Krug mit dünnem Deckel, aus dem der alte Steinhäuser immer trank und den sie ihm, wie hundertmal, reichen mußte; das war in der Zeit, wo sie noch die in Schule ging. Darunter stand die Bank mit dem großen zinnernen Schenkfessel darauf, er glänzte wie aus Silber, gerade wie damals, wo sie der Magd half die Gläser spülen; damals mochte sie siebzehn Jahre alt sein. Der Bäuerin war's als müßte sie laut aufweinen, aber es konnte jeden Augenblick Eins kommen und sie scheute sich, ihr Herzwasser vor anderer Augen zu verschütten. Da kam auch richtig die Magd herein und sagte, sie sollte in die obere Stube gehn, es würde heute, weil so hehre Gäste kämen, oben gegessen. Die Anne-Gret nahm ihr Herz fest in die Hand und stieg die Treppe hinauf. Da war's freilich ganz anders geworden, da sah's ja aus, als sollte noch einmal ein Haushalt da wohnen. Sonst war es finster oben, ein Winkel am andern, jetzt Alles hell und Platz die Menge. Sie klopfte an und wie's herein hieß, wurde es ihr leichter um's Herz, noch leichter, wie der Pfarrer beim Eintreten zu ihr sagte:

„Ihr werdet Euch auch wundern, wie schön der Steinhäuser Alles ausgebaut hat; laßt's Euch nur zeigen, man denkt ja, er wollte grad' noch einmal von Born anfangen.“

„Das will ich auch, Herr Pfarrer, aber nicht mit mir selber und weil wir nun grade davon reden, will ich's Ihnen und der Anne-Gret, die doch meine älteste Freundschaft hier ist, zuerst sagen, daß ich mir ein Kind angenommen habe, eine Tochter und es wird gar nicht lang' dauern, so zieht sie ein.“

Eh' die drei Gäste Zeit hatten sich nur recht zu

verwundern, hörten sie die Gasse herauf einen Wagen fahren und in der Nähe halten.

„Das ist die Siebenkreuzer Post,“ rief der Pfarrer. „Und wenn sie am Anker hält, so bringt sie Briefe ins Dorf —,“ fuhr es der Bäuerin heraus. „Ach, wenn einer von meinem Jonathan dabei wäre!“

Der Steinhäuser war schon die Treppe unten, und die Andern traten an das Fenster. Es war richtig die Post, und hielt am Anker gegenüber, aber sie gab nicht nur Briefe her, gerade stieg eine junge Frau aus, im Arme trug sie ein Kind. Die Holzbäuerin wollte sich wundern, was nur die schwarze List an der Post thäte, da ging die Thür hinter ihr auf und der Steinhäuser sagte mit einer Stimme, wie sie sie noch nicht von ihm gehört hatte:

„Gott segne Deinen Eingang! Holzbäuerin, Euer Jonathan ist da.“

Da hing er auch schon am Hals von der Mutter und in dem Steinhäuser seiner oberen Stube wurde eine ganze Weile kein Wort gesagt. Da richtete sich der Jonathan auf einmal in die Höhe, hielt die Hände der Mutter fest in den Seinen, sah ihr so fest in die Augen, als wollte er seinen Blick hineinbegraben und sagte:

„Mutter, ich komm' aber nicht allein.“

„Nicht allein?“ fragte die Mutter. „Wer ist denn noch bei Dir?“

„Ich bringe eine Frau mit.“

„Eine Frau? Aus Amerika?“ und der Mutter stockte schier der Athem.

„Ja, aus Amerika.“

„Barmherziger Gott! Laß mich das nicht entgelten!“ schrie sie auf. „Ach, Jonathan! So bald hast Du die vergessen, um derentwillen Du Dein Vaterhaus verließest? Ach, Jonathan, was spricht denn die Marie dazu? Die arme Marie.“

Der Jonathan sah die Mutter an, als dächte er, sie wär' im Kopf nicht richtig, aber der Steinhäuser machte die Thür auf und rief:

„Laßt's Euch von der Marie selber sagen, Anne-Gret.“

In der Thür stand die junge Frau mit dem Kinde die aus dem Postwagen gestiegen war und getraute sich

nicht herein; die Bäuerin starrte auf sie hin, aber nicht lange, so stürzte sie auf sie zu, faßte ihren Kopf mit beiden Händen und rief:

„Ist's wahr? Bist Du's, Marie? Und bist Du die Frau von meinem Jonathan?“

„Ja, Mutter, ich bin's,“ nickte sie, „und das ist unser Anne-Gretle.“

„Euer Anne-Gretle? Anne-Gretle heißt's?“ schluchzte die Frau. „Ach Du grundgütiger Gott, wo soll ich nur hin mit meiner Freud' und mit meinem Glück?“

„Zu dem, der sie Euch gegeben hat,“ sagte der Steinhäuser, und legte seine Hand auf die Achsel der Bäuerin. „Aber,“ fuhr er fort, „die da miteinander sind heut' schon in der Nacht aufgebrochen, und man kann seinem Herrngott danken und dabei doch Hunger haben. Trag' Dein Kind in die Kammer, Marie, eine Wartefrau ist drin, und dann wollen wir essen. Daß ich's nicht vergesse, Holzbäuerin, die Marie da, das ist die Tochter, die ich mir angenommen habe; hätte es schier vergessen, daß sie heut' ihren Einzug hält.“

Es giebt Dinge im Leben, denen man ein Leid's anthut, wenn man sie erzählen will; so ging's jetzt. Und darum ist's auch nicht zu beschreiben, wie es dem Steinhäuser erging; er selber wußte nur, daß er nicht Hände genug habe, für Alle die sich danach ausstreckten. Endlich sagte er zur Marie:

„Gieb mir das Anne-Gretle, ich trag's fort, denn wenn ich nicht bald was zu essen kriege, so fall' ich um.“

Aber das ließ sich die Anne-Gret nicht nehmen; sie ging mit der Marie in die Kammer und lange dauerte es nicht, kam ihnen der Jonathan nach. Da stand schon Alles fertig, das Bett für die Marie, daneben die Wiege von ihrem Kind, und man hätte es nicht denken sollen, auch schon ein Breitiegel stand auf dem Tische.

„Ich geb' ihm den Brei,“ sagte die Anne-Gret.

„Heut' nicht, Mutter,“ redete der Jonathan sie an, „wir dürfen doch den Herrn Pfarrer nicht warten lassen.“

„Ja, wer giebt ihm denn?“

„Die schwarze Lis' soll ihm geben.“

„Die schwarze Lis'? Ach um tausend Gotteswillen, wie kommt Ihr denn zu der?“

„Mutter,“ sagte der Sohn, „der schwarzen Lis' haben wir Alles zu verdanken.“

„Alles zu verdanken? Ja, was hat sie denn gethan?“

„Mutter, sie hat mich aufgenommen, wie mich die Verzweiflung gottlos machte, und ohne sie hättest Du keinen Sohn mehr; am Weiher unten hielt sie mich fest, als wäre sie der Mann und ich das schwache Weib gewesen; ihr Erspartes hat sie mir und der Marie ge-

geben, und durch die schwarze Lis' sind wir in Amerika zusammen gekommen.“

„Gott verzeih' mir meine schwere Sünd,“ sprach die Frau vor sich hin. „Ja, wo ist sie denn, die Mutterstelle an Dir vertrat?“

„Da ist sie,“ sagte eine leise Stimme hinter ihr, und wie sie sich umdrehte, stand sie vor der schwarzen Lis'. Die Holzbäuerin traute ihren Augen nicht, denn sie sah so reputirlich wie sie selber aus. Sie war freilich in Zeit von sieben Jahren, so lange hatte die Holzbäuerin sie nicht gesehen, auch nicht jünger geworden, aber wer wird jünger? Dagegen sah sie jetzt ehrbar aus; die kleinen schwarzen Augen, die sonst so listig gukten, schauten wie bittweise zur Bäuerin auf, die wohl einen Kopf über sie hinragte; um den Mund her, der sonst immer spöttisch verzogen war, lag nur noch Behmuth; die Haare, die sonst struppig um den Kopf herum flogen, waren ein glatter Scheitel geworden, freilich weiß gesprengelt und ränderten ihr das Gesicht ein. Dazu war sie gut angezogen. Die Bäuerin ging auf die Lis' zu, reichte ihr die Hand hin und sagte:

„Verzeiht mir, wie Gott mir verzeihen soll, denn ich hab' Euch Unrecht gethan, und ich seh's: Hochmuth macht nicht gerecht.“

„Ihr habt mir nicht Unrecht gethan, Frau!“ redete die Lis' weiter, „ich war schlecht genug und Euch gar, Holzbäuerin, hätte ich im Zorn umbringen können.“

„Mich?“ fragte die Anne-Gret, „was hab' denn ich Euch gethan?“

„Verachtet habt Ihr mich, verachtet von Klein auf, schon wie wir zusammen in die Schule gegangen sind. Freilich, ich hab's verdient zu aller Zeit, aber daß ich's immer verdient habe, konnt' ich grad' Euch nicht vergeben. Ich war von Kindheit auf wie hungrig nach Ehre, die Ehre von einer Stund', die Ihr mir erwiesen hättet, und ich war auf Jahre lang glücklich; aber sie ist mir nie zu Theil geworden, nicht von Euch, nicht von Andern, und ich schlug die Ehr' immer mehr in die Schanze. Euch ward, so lang' der Himmel auf Euch scheint, in Ehre gebettet, mir ging die Schande nach, wohin ich trat; darum haßt' ich Euch. Da fand ich Euren Sohn, wie er verzweifeln wollte, und half ihm, daß er Euch verließ, auch der Marie half ich weiter, damit die zusammen kämen, die Ihr trennen wolltet. Aber Gott hat meinen bösen Willen in Segen verwandelt, und wie ich vor einem Jahr einen Brief aus Amerika bekam, aus dem ich las, daß ich, die schwarze Lis', vor der die Leute nur die Kappe zogen, wenn sie sich vor ihr fürchteten, ein Paar Menschen glücklich gemacht habe, da stand's fest bei mir, daß unser Herrgott mir die Ehre geben wolle, die die Menschen mir verweigerten. Und da hab' ich mir's gelobt, daß es nicht das letzte Mal sein solle, wo ich mir Ehre gewänne. Ich schrieb

an Euren Sohn und schickte ihm Geld zur Heimreise, und sagte ihm, wie groß Euer Jammer sei. Aber der liebe Gott wollte mich nicht auf Einmal zu reichlich segnen, denn Ehre muß hart verdient werden, und Euer Sohn war zu den Freiwilligen gegangen wie mein Brief ankam; er hatte Mangel an Verdienst gehabt und ging unter die Soldaten. Da erfuhr er's nicht durch mich, daß ihm die Heimathstür offen stände, der Brief vom Herrn Pfarrer an den Siebentkreuzer Mann hat es ihm verkündigt."

Während die schwarze Lis' redete und der Marie die Thränen, eine um die andere in das Käppchen ihres Kindes tropften, hatte das Anne-Gretle seinen Brei ausgeessen und war von der Mutter in die Wiege gelegt eingeschlafen. Da trat der Pfarrer herein. Er nahm die Anne-Gret bei der Hand und schritt der Thür zu:

„Jetzt soll Freude sein und der Leib soll sich auch stärken," hieß es, aber die Holzbäuerin drehte sich zu ihm und sagte:

„Nicht wahr, Herr Pfarrer, die Lis' geht auch mit?"

Da war's wie wenn der Blitz die schwarze Lis' getroffen hätte; sie zitterte am ganzen Leib, hob die Hände hoch auf und sagte:

„Nein, ach nein, Herr Pfarrer, dahin gehö' ich nicht."

Aber der Pfarrer lehrte sich nicht daran, er nahm sie an seine andere Hand und trat mit Beiden in die andere Stube. Der Jonathan und die Marie folgten ihnen nach. Dort wendete sich die Lis' noch Einmal zur Holzbäuerin und sagte:

„Anne-Gret, ich hab' gemeint, ich kenne Euch innen und auswendig, aber es ist nicht wahr."

„Ich Dich auch nicht, Lis'. Wir haben freilich noch keine Meze Salz zusammen gegessen, ja, keine Hand voll, aber viel Ohme von Eimer Luft haben wir doch von Kindesbeinen zusammen getrunken, und kannten uns doch nicht; ich bekenn's, die Schuld war mein."

An den Tisch getreten, sagte der Pfarrer ein Dankgebet, dann setzten sie sich Alle zum Essen, da trug die Magd auch schon den Riebestuchen auf, und stellte das Kraut dazu. Der Jonathan und die Marie sahen sich an, und standen Beide auf.

„Was giebt's?" hieß es, und der Jonathan sagte:

„In der Fremde — hat uns kein Kuchen und auch kein Brod geschmeckt — und wohl zehn Mal, wohl hundert Mal ist's passiert, daß wir ungeessen aufgestanden sind, wenn uns am Sonntag beim Essen einfiel: Heute ist ein Jedes daheim sein Kraut, seinen Riebestuchen. Da haben wir's uns gelobt, wenn der liebe Vater im Himmel es uns gewähre, daß wir in der Heimath wieder am Tische sitzen sollten, so wollten wir unseren ersten Bissen vom Riebestuchen ein jedes Mal im Stehen

essen — und unsere Kinder sollten es auch, daß wir es nie vergäßen, wie hart Einem die Fremde ankommt; jetzt sind wir da — Gott sei gelobt und gedankt!"

Während der Jonathan sprach, war seine Mutter aufgestanden, die Andern thaten es ihr nach, und ein Jedes aß im Stehen den ersten Bissen von seinem Riebestuchen, dann setzten sie sich Alle — und es gab eine frohe Mahlzeit.

Wenn Ein's jetzt an der Anne-Gret ihren Laden klopft, so gukt sie nicht selber heraus, aber die schwarze Lis' thut's, denn sie wohnt da; die Anne-Gret ist zu ihren Kindern in's Haus vom Steinhäuser gezogen; da ist Platz für Alle — und zu thun genug auch für Alle; das Anwesen von der Anne-Gret versteht die Lis'; aber es ist wie wenn sie auch beim Steinhäuser wohnte, denn sie ist alle Augenblicke dort, oder Eins bei ihr. Sie und die Anne-Gret sind die besten Freunde; der Lis' fällt's auch nimmer ein, zu „vermessen"; Kräuter sucht sie aber — und die Anne-Gret, wenn sie grad' abkommen kann, hilft ihr sie trocknen.

Die erste Bitte.

Historische Novelle

von

C. Nissel.

Der Große Mißbrauch ist, wenn von der Macht Sie das Gewissen trennt.

Shakespeare.

Die Dunkelheit eines Herbstabends hat sich bereits breitfältig über die Straßen Londons herniedergesenkt, als vor dem Palaste des Lord Statthalters von Irland, des Grafen von Strassfort, ein Wagen hielt, aus welchem eine verschleierte Dame stie. Als sie von dem Thürsteher erfahren, daß der Gra anwesend, bedeutete sie dem Kutscher zu warten und betrat das Innere des Palastes. Genau mit der Derichkeit vertraut, gelangte sie ungehindert bis an das Cabinet des gefürchteten Ministers Karls I., und den Schlei zurückwerfend betrat sie unangemeldet dasselbe. Bei dem durch ihren Eintritt erzeugten Geräusch fuhr der Gas von seinem Sessel empor und war einen Moment sichtlich überrascht und erzürnt, aber als er einen Blick auf die Eintretende geworfen, verschwand die Zorneswolke von seiner Stirn. Es war ein blendend schönes Weib, die da vor ihm stand, eine üppige, junonische Gestalt, der zum Bezaubern nur die Jugendfrische fehlte, die sich jedoch der Macht ihrer Reize bewußt schien. Sie hatte etwas Herausforderndes und doch auch Gebieterisches in Mienen und Wesen.

„Gräfin Carlisle, Ihr hier?“ rief der Graf überrascht aus und trat einen Schritt auf sie zu, ihr die Hand entgegenstreckend, die jedoch von ihr nicht ergriffen wurde.

„Erinnert sich der Lord Statthalter wirklich noch an Lucy Percy?“ sagte die Gräfin und es klang ein wenig Bitterkeit aus dem festen Stimmton. „Doch ja, es klingt auch mir ein leises Echo vergangener Tage im Gedächtniß.“

„Gräfin, Ihr seid grausamer als Ihr scheint. Wer von uns Beiden hat zuerst vergessen?“

„Lord Statthalter, die Gräfin Carlisle hat allerdings vergessen was die unbefangene leichtsinnige Lucy Percy gethan und geträumt.“

„Gräfin, Ihre grausame Kälte könnte mich tödten, wäre ich noch Thomas Wentworth.“

„Männer Euresgleichen sterben nicht an der Neigung zu einem Weibe, selbst wenn sie echt wäre.“ Der Pfeil, der in diesen Worten lag, saß.

„Sie sterben nicht, aber sie verderben daran,“ erwiderte Strassfort schwerbetonend.

„Ich finde nicht, daß der Lord Statthalter verdorben wäre an einer Neigung, die er einst die Seligkeit seines Lebens nannte.“ Ein bitteres Lächeln spielte bei diesen Worten um den schönen Mund der Gräfin. „Selbst die Untreue, mit der er sie erkaufte, hat ihm keinen Nachtheil gebracht.“

„Lucy, Ihr irrt Euch! Ich bin wohl größer, aber nicht glücklicher geworden.“

„Werdet nicht sentimental, Strassfort! Was Thomas Wentworth zierte, ziert Seine Herrlichkeit nicht mehr.“

„Also kühlt wirklich in Eurer Brust kein Funken jener Gluth mehr, die einst mein ganzes Wesen wonnig durchflammete?“

„O doch, Graf! Deshalb seht Ihr mich heute hier.“

„Wie? Ihr wäret um meinwillen gekommen?“

„Um des Vaterlandes willen,“ versetzte sie mit Nachdruck. „Es ist Euch ja bekannt, Graf, daß ich eine gute Engländerin bin.“

„Ich weiß“ sagte er ein wenig kühl. „Und Ihr wünscht?“

„Lord Statthalter, eine Anzahl unserer bittersten Feinde treffen bereits Anstalten England zu verlassen, um der gerechten Strafe zu entgehen, ihren Haß in die neue Welt zu tragen und dem Vaterlande ihr Vermögen zu entziehen. Das darf nicht geschehen!“

„Und wer sollte es hindern?“

„Ihr, Graf!“

„Ich? Und wodurch?“

„Aus Eurem Munde klingt die Frage seltsam. Verbieht die Auswanderung!“

„Der Gedanke ist kühl. Doch könnten wir nicht froh sein, eine Menge Feinde loszuwerden?“

„Ich wußte nicht, daß Strassfort Furcht hege,“ antwortete die Gräfin mit verletzender Schärfe.

„Gräfin!“ zürnte Strassfort; doch sich schnell fassend sagte er: „Ihr seid ja zu sehr vom Gegentheil überzeugt, als daß ich Euren Worten eine schlimme Deutung unterlegen könnte.“

„Deshalb werde ich mich mit meiner Bitte direct an Karl I. wenden.“

„Um nichts zu erlangen. Indes verdiene ich Euren Vorwurf nicht. Ihr kennt meinen Wahlpruch „durch“, dem ich noch niemals untreu geworden bin. Aber wen soll der Streich treffen?“

„Wen? Hollis, Hampden, Cromwell, Pym —“

„Pym?“ Strassfort zuckte zusammen. „Derselbe Pym, der mich einst um die ganze Seligkeit meines Lebens betrog! Derselbe, der —? Lucy spricht —!“

„Derselbe, der mich einst vor Euch warnte und Euer Weib vor mir.“

„Aus Eifersucht, wie man sagte. Um Seinetwillen würde ich alle Gesetze übertreten! Ihr habt den rechten Fleck getroffen, Gräfin, denn ihn an den Boden zu fesseln würde die süßeste Frucht meiner Rache sein. Aber sagt mir doch, Gräfin, sind es keine anderen Gründe, die Euch zu diesem Schritte treiben? Es geht die Sage, daß gerade Pym das Herz der schönsten Frau Englands gewonnen! Wie nun, wenn ich statt dem Vaterlande nur Eurem Herzen einen Dienst leistete?“ Die Frage war böshaft.

„Gewiß, Strassfort! Ihr leistet meinem Vaterlande und meinem Herzen einen Dienst. Denn die Rache ist ja wie die Liebe Herzenssache. Oder ist das ein Hinderniß für Euch?“

„Ihr habt Recht, Lucy. Und welchen Lohn verheißt Ihr mir?“

„Welchen Lohn? Ich vergaß, daß Männer Euresgleichen nur für Lohn dienen! Bestimmt, Lord Statthalter, Ihr wißt, ich habe mich noch niemals karg gezeigt.“

„Auch der süßeste Dank ist ein Lohn, Gräfin. Und Euch gegenüber fühle ich mich berechtigt zu solcher Forderung. Beglückt mich wieder mit Eurer Gunst, denn ich habe Frauenliebe lange entbehren müssen, und ich bin belohnt genug.“

„Ihr beliebt zu spotten, Graf! Meine Gunst ist für Euch ein werthlos Gut.“

„Beim Himmel, Lucy, das ist sie nicht. Laßt mir einstweilen ein Zeichen der Gewährung zu Theil werden. Schenkt dem Grafen von Strassfort was Ihr einst dem Thomas Wentworth verweigertet, Euer Bild!“

„Mein Bild, Strassfort? Van Dyl hat mich in meiner Jugendblüthe gemalt und besitzt dies Bild noch,

es ist dasselbe, was Ihr Euch einst ersehntet. Ich biete es Euch als ersten Lohnabschlag, und werde es Euch selbst überreichen. Seid Ihr damit einverstanden?"

„Ja, Gräfin, ich bin mit diesem ersten Lohnabschlag einverstanden.“

„Gut, Lord Statthalter. Ich ahnte wohl, daß ich nicht unbefriedigt von Euch gehen würde. Und wann erlaßt Ihr das Verbot?"

„Sobald ich mit dem Könige gesprochen, also zwischen heute und morgen.“

„Ich bin zufrieden mit Euch, Graf. Und Ihr dürft Euch versichert halten, daß Lucy Percy niemals vergessen wird, was Thomas Wentworth dem Vaterlande Gutes gethan.“

„Dann bin ich doppelt belohnt. Doch muß ich Euch sagen, Gräfin, daß Eure Bitte die erste ist, die seit meiner Zurückkunft aus Irland an mich gerichtet wurde. Und ich schlage nicht gern eine erste Bitte ab, selbst wenn sie weniger nach meinem Sinne wäre und mich ein schweres Opfer kosten sollte.“

„Meine erste Bitte erhob einst den schlichten Thomas Wentworth zum Grafen von Strassfort!“

„Aber sie kostete ihm sein Herz, Gräfin. Und wenn ich die Erfüllung dieser ersten Bitte mit einem hohen Preise bezahlen müßte, so würde Strassfort entweder ein sehr armer, oder ein sehr stiller Mann werden.“

„Lord Statthalter, Ihr habt Euren Humor in der That nicht in Irland verloren. Man wollte damals behaupten, daß Eure Untreue — doch schweigen wir davon, denn wir sind Beide älter und verständiger geworden.“

„Aber nicht besser, Lucy! Und vielleicht lohnt Ihr mir jetzt mit süßerer Huld den Beweis meiner Ergebenheit als damals.“

„Vielleicht. Ich bin ja ein Weib und Männern gegenüber, die uns nicht gleichgiltig sind, überrascht uns oft ein Gefühl der Schwäche, das alle unsere guten Vorsätze verschüttet. Und ich mache wohl keine Ausnahme von der Regel.“

„Ihr verheißt viel, Lucy, aber Ihr sollt es nicht bereuen!“

„Wollen sehen!“ Die Gräfin reichte ihm zum Abschiede die Hand, die er an seine Lippen drückte; dann hüllte sie sich in ihren Schleier und verließ den Grafen. „Er ist wirklich älter, doch nicht besser geworden,“ murmelte sie. „Aber Dich habe ich mit seiner Hilfe an die Scholle gefesselt, Pym! Dafür soll er seinen Lohn erhalten. Und Du sollst nun fühlen, wie ein verschmähtes liebendes Weib sich zu rächen versteht. Entweder wirfst Du mein Sklave, oder mein Opfer!“

2.

„Wohnt hier Meister Van Dyt?"

„Ja, Herr!“

„So geh' und sage ihm, daß ein Mann da sei, der seinem Pinsel Arbeit geben wolle.“

Der auf den Portalstufen des Palastes stehende paggenähnliche Diener trat einen Schritt zurück und betrachtete sich den Auftraggeber von Kopf zu Fuß, mit einer Miene, als wolle er sagen: Du willst Dich bei meinem Herrn malen lassen? Es war dies eine gedrungene Gestalt mit scharfausgeprägten, doch keinesweges gewinnenden Zügen, in einfach bürgerlicher Tracht von dunkler Farbe, das Haar der herrschenden Mode entgegen kurzgeschnitten, sonst mit allen Zeichen der Wohlstandigkeit und Wohlhabenheit.

„Nun, was hast Du an mir zu schauen?“ fragte der Mann ziemlich barsch. „Freilich gehöre ich nicht zu den Herren, die gewöhnlich hier aus- und einzugehen pflegen und mehr Silber an den Füßen tragen als im Beutel, aber ich denke so viel werth zu sein wie diese Cavaliere, und mein Geld ist obendrein wohlverwahrt.“

„Verzeihung, mein Herr,“ versetzte der Diener ein wenig verschüchtert. „In diesem Augenblicke darf ich Euch nicht vorlassen, weil eben der Prinz von Wales mit dem Prinzen Kupprecht von der Pfalz bei meinem Ritter sind. Ihr müßt Euch deshalb noch eine Weile gedulden, oder zu gelegenerer Zeit wiederkommen.“

„Muß ich das wirklich? Meine Zeit ist zwar gemessen, aber ich kann schon eine Weile warten und sei es nur, um den Prinzen von Wales noch einmal näher zu betrachten. Wir schlichten Leute vom Lande, die wir weder Komödien noch sonstige ähnliche Häuser besuchen, haben so selten das Vergnügen den von Angesicht zu schauen, der uns einst regieren soll.“

In diesem Momente wurden im Innern des Hauses Thüren geöffnet und Stimmen laut.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die Ueberwürfe zum Ausgehen sind sehr mannichfaltig. Die Mode hat noch keine definitive Wahl unter denselben getroffen und sie thut es vielleicht auch nicht. Der sehr kurze Balletot, der arabische Burnus, von heller Farbe wie der Balletot, die lange Jacke und der Balletot von schwarzem Taffet mit Spitzen, der gestickte schwarze Cashemir-Shawl, ebenfalls mit Spitzen-

besatz, alles dies ist modisch und geschmackvoll. Häufig wird man den kurzen Balletot von demselben Stoffe wie das Kleid tragen; das nennt man den Boot-Anzug; dazu gehört der runde Schifferhut. Dieser kurze Balletot, eigentlich nur eine Jacke und deshalb auch Matrosenjacke genannt, ist sehr beliebt; wir können sie aber nicht schön finden. Sie sieht zu herrenhaft und nicht graciös aus.

Neu oder vielmehr wieder neu ist als Ueberwurf auch der Camail mit sehr breitem Spitzenbesatz. Er wird namentlich von Damen getragen, die nicht mehr sehr jung sind.

Der englische Alpaca wie der Foulard ist mehr als je modisch. Man trägt beide gern soutaschirt oder gestickt. Der Foulard ist so vervollkommenet, daß man ihn ganz so verwendet wie den Taffet. Die Farben sind Gelblich, Weißlich, Perlengrau, Violett, Azulinblau, mit Camail oder Balletot von demselben Stoffe schwarz soutaschirt wie das Kleid. Das giebt sehr modische Anzüge. Der milchweiße Foulard mit schwarzem oder rothem Soutaschbesatz sieht namentlich reizend aus.

Zu Sommerkleidern dürfte sich namentlich der weißgrundige Foulard mit bunten kleinen Bouquets eignen.

Die großen Volants scheinen entschieden den Rücken, Falten und andern ähnlichem Besatz weichen zu müssen, der ganz unten auf dem Rocke angebracht wird.

Wir sahen neuerlich auch Kleider mit Sammetapplication in den reichsten und mannichfaltigsten Mustern, z. B. ein Kleid von violettem Taffet mit schwarzer Sammetapplication unten in der Form von Tulpen.

Die eigentliche Modefarbe ist blau, das blasse und Kornblumenblau.

Die Kleider sind vorn offen, westenförmig mit Aufschlägen, die Ärmel entsprechend.

Bereits kommen Sommertoiletten zum Vorschein; wir sahen eine reizende von rehfarbiger Chambery-Gaze mit Carreaus von dünnen weißen Atlasfäden. Das Kleid hatte eine Kuche von demselben Stoffe um den Rock unten herum und auf jeder Naht vorn herauf eine ähnliche, die nach dem Gürtel zu außerordentlich klein wurde. Die Ärmel hatten Aufschläge mit Kuchen, das Leibchen ebenfalls.

Die englischen Stoffe werden hauptsächlich zu Reiseanzügen verwendet werden, die Piqués aller Arten, die Leinenzeuge, die Rankins, die Alpaccas, die Grenadinen, Barèges und Gazen.

Zu bescheidenen Promenadetoiletten hat man sehr hübsche Kleider von Poil de Chevre. Wir sahen eines in Grün und Weiß, unten auf dem Rocke mit drei kleinen ausgezackten Volants und einem Bäschen darüber. Das Leibchen war hoch, vorn geknüpft, westenartig mit grüner Einfassung, die sogenannte Figaro-Weste durch

ein besonders geschnittenes und aufgenähtes Stück angedeutet.

Zu einem solchen und ähnlichen sieht nichts hübscher aus als ein kleiner nur gesteppter Leinwandkragen, der hinten steht, an den Seiten aber umgeschlagen ist wie ein Herrenkragen. Die Unterärmel müssen diesem Kragen auch entsprechen und werden von Malachitdoppelnöpfen in matter Goldfassung gehalten.

Ein schöner Diner-Anzug war von blaßlilas Taffet, auf dem Rocke fast ganz durch zwei große schwarze Spitzen-Volants bedeckt. Schwarze schmale Atlassänder trugen die Volants an sechs Stellen und hielten sie draperieartig. In der Ausbiegung befand sich jedes Mal eine blumenartige Bandrossette mit Strohgelb in der Mitte. Das Leibchen war ausgeschnitten und hatte da einen breiten Volant von Spitzen, der ebenfalls draperieartig von schwarzen Atlassändern gehalten wurde. Auch befanden sich in den Biegungen kleine Rosetten. Die Ärmel waren kurz mit Bäschen von gesticktem schwarzem Tülle und endigten in einem Spitzenvolant, der drei Mal aufgenommen war. Dazu ein echter weißer algierischer Burnus. Der Kopfsputz bestand in Rosetten wie auf dem Kleide in schwarzen Spitzenschleifen. Ein reiches Collier und Armbänder von Amethysten vervollständigten diesen Anzug nebst eigenthümlichen Stiefeln, halb von lilas, halb von schwarzem Taffet mit Rosetten wie auf dem Kleide.

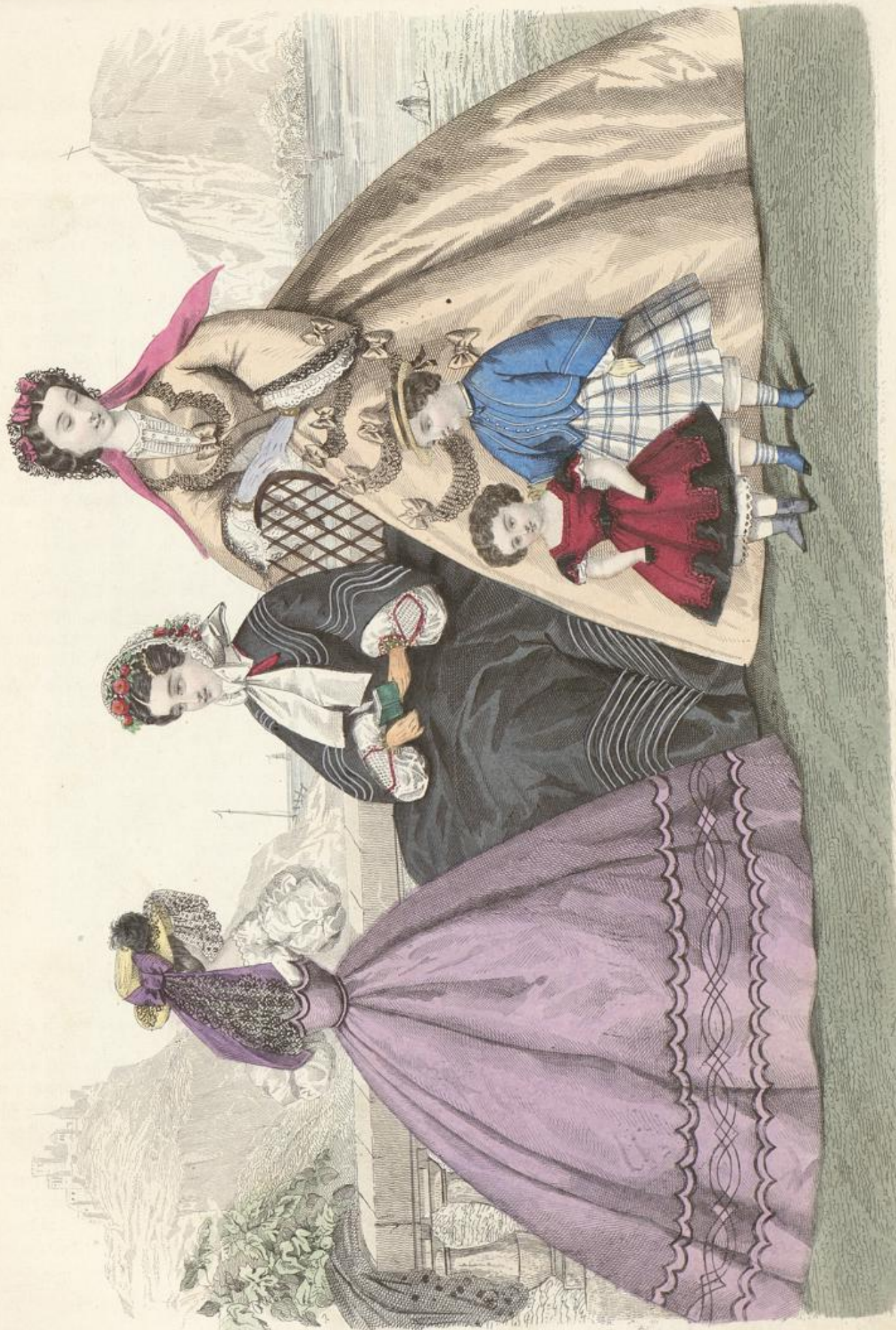
Ein hübscher Anzug für das Land ist ein Kleid von weißem Piqué, unten auf dem Rocke mit einer Grecque von kirchrother Wollenschnur soutaschirt. Das Figaro-leibchen stellt ein Unterleibchen vor mit rothem Soutasch, der wie Corallknöpfe aussieht. Das obere Leibchen ist lose rundherum. Die Ärmel eben so soutaschirt wie auch der Gürtel. Der Kopfsputz eine Art Netz von feiner kirchrother Wolle.

Modenblatt N^o 21.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Sogeannter Schifferhut, von Stroh, rund, mit niedrigem Kopfe und breitem Rande, rundherum mit schwarzen Spitzen belegt, an der Seite mit einer schwarzen Feder ausgeputzt, vorn ein schwarzer Spitzenschleier, hinten eine Bandschleife mit langen hinabhängenden Enden und schwarzen Spitzenbarben; Kleid von einfarbiger Seide mit Schweizer-Leibchen und einem ganz schmalen Gürtel; weißes Unterleibchen mit weiten bauschigen weißen Ärmeln; auf dem Rocke unten schwarze Soutaschstickerei; Glacéhandschuhe; Stiefeln.

2. Hut von weißer Seide mit ganz schmalen, aber



ALICE MEINE MODENZZEITUNG

MARET



Druck v. Wagner in Leipzig

Ein Architecturbild aus London

Verlag v. Bismarck'scher Buchh.



rundem Schirme, mit Spitzen und Blumen an der Seite und über der Stirn unter dem Schirme ausgeputzt; weiße Bindebänder; goldene Kämmen in den Haarscheiteln vorn; Kleid von schwarzer Seide mit hohem knappen Leibchen, das eine kleine Schneppe hat und mit weißen Schnürchen besetzt ist, die sich auch unten auf den halblangen und halbweiten Ärmeln, sowie auf dem sehr weiten Rocke befinden; sehr schmaler Kragen mit einem kleinen rothen sehr schmalen Cravattenbände darunter; geschlossene weiße Unterärmel mit einem gestickten, roth eingefassten Einsatzstücke; reiche Armbänder; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. u. 4. Anzug eines kleinen Mädchens und eines etwas größeren Knaben.

5. Häubchen von schwarzen Spitzen mit rosa Schmetterlingschleifen und hinten lang hinabfallenden Bändern; Kleid von nanfinsfarbigem Foulard mit hohem rundem Leibchen, das oben halb offen ist wie ein Herrenrock mit Klappen, die mit schwarzen Spitzen und unten mit einer Schleife besetzt sind; schwarze Spitzen und eine Schleife auch an den Ärmeln und bogenförmig vorn hinunter auf dem weiten Rocke; Chemisette mit Falten und ganz kleinem Kragen; offene weiße Unterärmel mit Spitzen; Armabänder; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahlrich N^o 21.

Ein Architekturbild in London.

Eine der reichsten und merkwürdigsten Gebäudegruppen in der Welt ist sicherlich die in London, welche wir heute im Bilde den Lesern vorlegen und die man von den Fenstern des neuen Westminster-Hotel (links auf unserem Stiche) sieht. — Das Hauptgebäude im Vordergrund ist die westliche Front der gewaltigen und geschichtlich so merkwürdigen Westminster-Abtei. Die Granitsäule vor derselben, mit dem heiligen Georg und dem Drachen darauf, ist erst kürzlich zum Andenken an die „Westminsterer“ errichtet worden, welche in dem Krimkriege fielen. Rechts von dem Thurme der Abtei sieht man den Victoria-Thurm, der zu dem neuen Parlamentsgebäude gehört. Links, zunächst der Abtei, ist die St. Margarethen Kirche, in welcher mehrere berühmte Personen begraben liegen, z. B. Sir Walter Raleigh, der Buchdrucker Caxton und Miltons Frau Katharina. Darüber hinaus erscheinen Theile des Parlamentsgebäudes, zunächst der zierliche Uthurm desselben. Den Raum zwischen diesem und dem der Victoria zeigt von der ungeheuren Ausdehnung dieses großartigen Parlamentsgebäudes.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Enthaltung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Hierdurch empfehle ich meine seit einer Reihe von über 20 Jahren hier bestehende concessionirte Lotterie-Collection zur gef. Entnahme von Loosen der **Königl. Sächs. Landes-Lotterie**, deren Einrichtung den Spielern sehr viel Vortheile gewährt, wie aus dem Plane derselben, welcher gratis zu haben, leicht zu ersehen ist. — Die Hälfte sämmtlicher 80,000 Nummern erhält Treffer (also 40,000), die auf 5 Classen vertheilt sind, und worunter Hauptgewinne zu 150,000 Thlr., 100,000 Thlr., 80,000 Thlr., 50,000 Thlr., 40,000 Thlr., 30,000 Thlr., 20,000 Thlr., 15,000 Thlr., 12,000 Thlr., 10,000 Thlr., 8000 Thlr., 6000 Thlr., 5000 Thlr., 4000 Thlr., 3000 Thlr., 2000 Thlr., 1000 Thlr. u. s. w. Die Ziehungen finden stets hier in Leipzig statt, und zwar die der 62. Lotterie: 1. Classe

d. 30. Juni, 2. Classe d. 28. Juli, 3. Classe d. 18. August, 4. Classe d. 8. Sept. 5. Classe vom 29. Sept. bis 14. Oct. 1862. — Wer sich daran betheiligen und Fortuna die Hand bieten will, wolle gef. Antheile gegen franco-Einsendung der Beträge verlangen. Für jede Classe kostet 1/8 Loos 1 Thlr. 8 1/2 Ngr. — 1/4 2 Thlr. 16 1/2 Ngr. — 1/2 5 Thlr. 3 Ngr. — 1/10 10 Thlr. 6 Ngr. — Die Verlosung geschieht in alle Gegenden.

Pünktliche Expedition der Loose, prompteste Auszahlung resp. Uebersendung der Gewinne, strengste Discretion in allen Fällen werden im Voraus zugesichert.

C. F. Schmidt.

Buchhändler u. concess. Lotterie-Collecteur in Leipzig.

Verlag v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Arbeit adelt.

Ein Bild aus der Wirklichkeit von **Marie Sophie Schwarz**. Aus d. Schwedischen von Aug. Krehlsmar. Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Erwartung, daß die deutsche Lesewelt die von dem Uebersetzer dieses Romans zuerst zu ihr eingeführte Verfasserin freudig willkommen heißen würde, hat sich erfüllt, da ihr erster von demselben auf deutschen Boden verpflanzter Roman: **Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke** (zwei Abtheilungen, 2 Thlr.) mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. Ein Gleiches steht von dem vorliegenden zu erwarten, welcher die Fortsetzung des erstern bildet und den siegreichen Kampf der Arbeit gegen Mißgeschick und Standesvorurtheile schildert.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. C. Gruner's

vollständige

Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierpflanzenzucht, sowie die sämmtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von

C. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,

correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues u. zu Berlin, sowie der pomolog. Gesellsch. zu Altenburg, Ehrenmitgl. d. prakt. Gartenbaugesellsch. f. Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft u.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturalistische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

Supplement zu Schiller's Werken.

Friedrich v. Schiller's

Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse

über

sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften.

Nebst

seinen Urtheilen über berühmte Personen und Werke, Ansichten über Welt und Menschen, Religion und Philosophie, Kunst und Literatur.

Geschrieben von ihm selbst.

Geordnet von A. Diezmann.

Zweite, mit Schiller's Portrait und 7 Ansichten in Stahlstich vermehrte Auflage. Format der Cotta'schen Classiker. 16. Eleg. broch. Preis 24 Ngr.

Alle Besitzer der Taschenausgaben von Schiller's Werken werden auf dieses höchst interessante Supplement, das unter andern auch eine vollständige Selbstbiographie des gefeierten Dichters enthält, aufmerksam gemacht. Die der neuen Auflage beigegebenen sieben Stahlstiche stellen folgende Ansichten dar: Schiller's Geburtshaus zu Marbach — die Schillerhäuser in Gohlis — Weimar — Loshwitz — Lorch — Schiller's Garten bei Jena und die Schillerlinde zu Blauswitz.

So eben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig die dritte Lieferung der

Goethe-Galerie von Pecht und Ramberg,

die in 50 Stahlstichen die beliebtesten Figuren aus Goethes Werken nebst erläuterndem Texte vorführen wird. Sie erscheint, als ein Seitenstück zu der bekannten „Schiller-Galerie“, in 10 Lieferungen zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Die drei ersten Lieferungen (Goethe in Rom, Faust, Gretchen, Mephistopheles, Philine; Graf Egmont, Leonore von Este, Antonio, Leonore Sanvitale, Macchiavelli; Iphigenie, Der Harfner, Marianne, Wilhelm von Oranien, Margarethe von Parma) sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen, wo auch ein Prospect gratis zu haben ist und Unterzeichnungen angenommen werden.

Nebst einer literar. Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

In der C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig und Heidelberg ist so eben erschienen:

Fremdes u. Eigenes

von

Georg Pertz.

Mit Portrait von Henry W. Longfellow.

16. Geheftet 1 Thlr. Elegant gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegendes Werk besteht zum großen Theile aus einer Sammlung englischer und amerikanischer Gedichte in trefflicher Uebersetzung. Vorzugsweise sind darin die Dichter Edmund Spenser, Robert Burns, Thomas Moore, Henry W. Longfellow und William Cullen Bryant in besonders reicher Auswahl vertreten.

In derselben Verlagsbuchhandlung sind früher erschienen:

Berwandte Klänge. Eine Auswahl englischer und amerikanischer Gedichte, übertragen von Georg Pertz. Mit dem Portrait von F. Hemans. 16. 1860. Geheftet 1 Thlr. Elegant gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegende Sammlung ist Ihrer K. H. der Frau Kronprinzessin von Preußen gewidmet.

Lieder von Robert Burns. Uebersetzt von Georg Pertz. Nebst einer biographischen Skizze von Albert Traeger. Mit dem Portrait von Burns. 16. 1850. Eleg. geh. 24 Ngr. Gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig. (Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

England und Schottland.

Reise-Tagebuch

von

Fanny Lewald.

Zwei Bände. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 5 Thlr. 20 Ngr.

In einer Reihe von Briefen, die unmittelbar nach den Beobachtungen, Wahrnehmungen und Erlebnissen eines jeden Tages niedergeschrieben sind, sucht die Verfasserin ihre Leser mit Allem dem bekannt zu machen, was England, zumal die Hauptstadt, Merkwürdiges insbesondere für den Fremden bietet. Das Werk ist daher den Besuchern der diesjährigen großen Industrieausstellung besonders zu empfehlen.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Die erste Bitte.

Historische Novelle

von

E. Nissel.

(Fortsetzung.)

„Gott befohlen, Ritter!“ sagte eine überlaute hartklingende Stimme. „Ich hoffe, daß Ihr uns nicht zu lange warten laßt.“

„Du brauchst unsern Meister nicht erst anzusprechen,“ meinte eine noch sehr jugendlich klingende Stimme. „Er besitzt eben so viel Ehrgeiz als Eigensinn, wie die Mutter sagt. Im übrigen wäre es hohe Zeit, wenn sich der Herr Ritter wieder einmal in Whitehall sehen ließe! Man vergißt sonst ganz, daß Ihr nach England zurückgekehrt seid.“

Der Diener öffnete hurtig die Thürflügel und trat ehrfurchtsvoll zurück, denn rasche klirrende Tritte näherten sich und ein großer junger Mann von trotzigem Aussehen und übermüthigem Wesen, in glänzender Reiterrüstung, Prinz Rupprecht von der Pfalz und ein eben in das Jünglingsalter tretender Knabe, prächtig in rothen Sammet gekleidet, Prinz Karl von Wales, traten aus der Thür. Der Landmann war zur Seite getreten, ohne indeß ein Zeichen besonderer Ehrfurcht zu zeigen. Vielmehr war der Blick, den er auf den Prinzen Rupprecht warf, weder freundlich noch achtungsvoll zu nennen.

„Wo sind die Pferde?“ sagte Rupprecht sich verwundert umschauend. „Weiß denn der Bursche nicht, wo er hingehört?“

„Dadrüben hat sie der Reitknecht im Schatten jener Bäume angebunden,“ versetzte der Prinz von Wales, auf einige jenseits der Straße stehende Kastanienbäume deutend, in deren Schatten einige reichaufgeschirte Pferde standen. „Komm, Better.“ Damit faßte er Rupprechts Hand und wollte ihn die Stufen hinabziehen.

„Ei wozu wäre denn das dienende Volk auf der Welt, wenn wir uns selbst bemühen wollten?“ erwiderte Rupprecht unwirsch den Prinzen von Wales zurückhaltend. „Ihr da, guter Freund!“ wandte er sich an

den Landmann, der besonders Wohlgefallen an seiner blühenden Rüstung zu finden schien, „geht und holt uns dort die Pferde!“

Der Angeredete betrachtete sich den Prinzen so gleichmüthig, als ob ihm die Aufforderung gar nicht gegolten und rührte sich nicht von der Stelle.

„Seid Ihr harthörig, Mann? Oder ist es Euch nicht gefällig, meinem Befehle zu gehorchen?“

„Wenn Ihr mich meint, Prinz,“ antwortete festen Tones der Landmann, „so muß ich Euch sagen, daß es mir nicht gefällig ist. Ihr scheint zu vergessen, daß Ihr auf englischem Grund und Boden steht und daß jeder Engländer ein freier Mann ist. Und ich gehöre nicht zu denen, die sich dies Recht rauben lassen.“

„Holla, was ist mir das? Ihr weigert Euch also Eurem zukünftigen Könige einen Dienst zu leisten?“ fragte Rupprecht zornglühend.

„Ich gehorche Gott und den Gesetzen Alt-Englands, wie sehr man sie auch verdrehen mag, aber Niemand sonst,“ erwiderte der Landmann in würdigem ein wenig stolzem Tone. „Und die Dienste, die ich meinem zukünftigen Könige zu leisten habe, dürften wohl nicht in denen eines Stallknechts bestehen.“

„Und mir sollt Ihr sogleich gehorchen, oder, bei Gott, Ihr sollt es fühlen!“ brauste Prinz Rupprecht und machte eine drohende Bewegung mit seiner Reitpeitsche.

Der Landmann richtete sich hoch auf und warf dem Prinzen von der Pfalz einen so funkelnden Blick zu, daß dieser den gehobenen Arm sinken ließ.

„Euch gehorche ich weder, noch fürchte ich Euch, wer Ihr denn auch immerhin sein mögt! Aber es könnte vielleicht die Zeit kommen, die Euch darüber belehrt, wer zum Gehorchen und wer zum Befehlen geboren ist. Doch wie Gott will!“

„Laß gut sein, Better,“ sagte beschwichtigend der Prinz von Wales. „Der Reitknecht bringt die Pferde schon. Und Ihr, Sir, ereifert Euch nicht, wir haben Euch nicht beleidigen wollen.“

„Giebt es noch viel solch trotziges Gesellen in England?“ fragte mit scharfer Betonung Prinz Rupprecht. „Dann ist es freilich kein Wunder, daß Karl I. einen so schweren Stand hat. Aber mit Strafforts Hilfe wol-

len wir diesen Uebermuth zu Boden treten, daß er sich nicht wieder aufrichten kann.“

Damit entfernten sich die beiden Prinzen.

Der Landmann sah ihnen so lange nach, bis sie eine Häusergruppe verdeckte.

„Also mit Strafforts Hilfe?“ murmelte er ingrümig. „Das muß ein böses Ende nehmen, denn diese Stuarts kennen weder Treu noch Glauben. Und mit solchen Grundsätzen wird unser zukünftiger König großgefäugt? Gott beschirme Alt-England!“

Indeß hatte ihn der Diener angemeldet und geleitete ihn in das Arbeitszimmer seines großen Meisters. Van Dyl stand vor einem Bilde, dem er ganz besondere Beachtung zu schenken schien, und begrüßte den Eintretenden nur mit einer leichten Neigung des Kopfes. Dergleichen Erscheinungen waren überhaupt Seltenheiten in diesen Räumen.

„Ihr wollt Euch malen lassen, Sir?“

„Ja, Meister Van Dyl.“

„Und von mir?“

„Deshalb bin ich hier. Oder erscheint Euch mein Gesicht nicht gut genug dazu?“

„Ich habe Euch nicht aus diesem Grunde gefragt, Sir! Aber Ihr wißt vielleicht nicht, daß Euch das viel Geld kosten wird?“ sagte Van Dyl, den schlichtgekleideten Mann mit prüfenden Blicken musternd.

„Nicht mehr als ich bezahlen kann,“ war die lakonische Antwort. „Uebrigens, denke ich, ist das meine Sache! Und Ihr fragt doch wohl sonst nicht, wer Euch sein Geld für Eure Arbeit bietet, ob es ein Cavalier des Hofes oder ein Bürger vom Lande ist?“

„Ihr mögt wohl Recht haben, Sir! Aber es ist meine Pflicht, Euch daran zu erinnern, damit Ihr hinterher nicht Klage zu führen braucht.“

„Sorgt nicht darum; ich klage nie zu spät.“

„Und dann ist auch mein Pinsel für manches Antlitz zu spröde.“

„Doch nicht für das meine, hoffe ich?“

„Ich will den Versuch wagen und sogleich zum Werke schreiten.“

„In diesem Anzuge will ich jedoch nicht gemalt sein, sondern in Reiterrüstung, ungefähr wie sie der grobe Prinz von der Pfalz trug.“

Ein feines Lächeln umslog momentan Van Dyls Lippen.

„Nach Eurem Wunsch, Sir! Indeß bedarf ich nur Eures Antlitzes, die Tracht ist Nebensache. Und wenn Ihr in Reiterrüstung gemalt sein wollt, die gut zu Eurem Antlitz passen wird, so wird es geschehen, ohne daß Ihr Euch besonders zu bemühen braucht.“

„Wenn das ist, mögt Ihr immerhin an die Arbeit gehen, denn Ihr erspart mir dadurch weite Wege und

Zeit, und ich habe deren in England nicht mehr viel übrig.“

Van Dyl wies dem Mann seinen Platz an, der sich nach der Anweisung des Meisters schweigend der Procedur des Sitzens unterzog und mit keiner Miene zuckte. Als Van Dyl das Zeichen gab, daß es nun genug sei, stand der Mann auf und trat an einige Bilder heran, die auf den Staffeleien umherstanden, auf denen er seine Blicke lange forschend, fast wie ein Kenner, haften ließ.

„Ihr versteht es wirklich, die Natur zu bestehlen, Van Dyl! Und wenn es auch Sünde ist, so muß man sie doch anstaunen.“

Wieder überflog ein leichtes Lächeln Van Dyls Antlitz, doch blieb es dies Mal länger haften.

„Dann sind wir Künstler insgesammt Sünder, da wir alle die Natur zu bestehlen trachten. Aber was würde der sein, der uns das Talent dazu verliehen hat?“

„Wie nun, wenn Ihr das was Ihr Talent nennt, und was doch nur das Pfund ist, mit dem Ihr wuchern sollt, mißbraucht?“

„Wollt Ihr mir vielleicht mit Bestimmtheit sagen, wer es recht benützt?“

„Ich bin so wenig allwissend als Ihr! Doch seid Ihr wirklich ein Meister in Eurer Kunst, wenn Ihr auch heidnische Allotria gemalt habt, denn alle diese Gesichter scheinen Leben zu athmen. Besonders das hier!“ sagte er vor dem Bilde eines Mannes in reicher Kleidung stehen bleibend. „Das ist ein rarer, ein sehr theurer Kopf, Meister, der Euch ohne Zweifel Eure Arbeit gut bezahlen wird.“

„Ihr meint den Kopf des Lord Statthalters von Irland, des Grafen Straffort?“

„Der Mann wandelte einst auf guten Wegen, da ließ er sich verlocken und folgte der Sünde — doch das ist eine gleichgiltige Sache für Euch, Meister! Euer Staat ist Eure Kunst und Eure Steuern erhebt Ihr nur von denen, denen Ihr Dienste leistet.“

Die Worte wurden allerdings mit scharfer Betonung gesprochen, aber der Sprecher machte ein so unbefangenes Gesicht dabei, daß Van Dyl daraus keine andere als eine sehr gleichgiltige Bedeutung folgern konnte.

„Werdet Ihr es glauben, Sir, daß ich das Bild aus dem Gedächtniß gemalt? Denn ich habe seit meiner Rückkehr nach England Straffort noch nicht gesehen.“

„Dann müßt Ihr Euch wirklich seine Züge sehr fest eingepägt haben. Indeß verkehren diese ersten Lords ja stets bei Euch, und es darf mich also nicht zu sehr wundern, wenn Ihr gerade den Hervorragendsten so gut im Gedächtniß behalten habt. Jetzt werdet Ihr es wohl

an den Mann bringen, denn Thomas Wentworth ward ja von dem Könige nach London berufen.“

„Davon habe ich gehört, und die Nachricht war mir eine erfreuliche.“

„Das war sie Vielen nicht. Und doch fängt man den Fuchs am leichtesten im eignen Bau.“

„Wie meint Ihr das, Sir?“ fragte ein wenig betroffen Van Dyl.

„Nehmt es nur für eine bedeutungslose Redensart, die es im Grunde für Euch auch ist. Was mein Bild anlangt, so wird dies in meinem Namen abgeholt werden, da ich binnen kurzem England verlasse. Doch wird Euch der Abholer ehrlich bezahlen, es ist meine Mutter.“

„Ich trage auch keine Sorge darum. Darf ich Euch jedoch um Stand und Namen bitten?“

„Gewiß. Ich bin nur ein schlichter Mann vom Lande und heiße Oliver Cromwell.“

3.

In das dicht am Themseufer gelegene Gasthaus zum St. Georg trat ein königlicher Beamter mit mehreren bewaffneten Begleitern, die offenbar einen ernstern Auftrag hier auszurichten hatten. Es war in jener Zeit nicht ungewöhnlich, daß man politischen Verbrechern an Orten nachspürte, wie das Gasthaus zum St. Georg war, denn hier verkehrten die Patrone der Auswanderungsschiffe, und Karl I. sorgte dafür, daß es der Unzufriedenen genug gab, denen es in Alt-England zu eng zu werden begann und die ihre sehnsüchtigen Blicke auf die neue Welt richteten. Der Wirth des Gasthauses blickte deshalb auch diese Art Gäste mehr erstaunt als erfreut an, aber als guter Engländer geleitete er sie nichtsdestoweniger sehr bereitwillig in das Gastzimmer der Auswanderer, in das der Beamte zu treten beehrte.

„Welches ist Master Warren?“

„Master Warren, man will Euch sprechen!“ rief der Wirth nach dem Hintergrunde des ziemlich menschengesüllten Zimmers.

Eine herkulische Gestalt erhob sich von einem Tische im Hintergrunde, um den mehrere Männer, dem Anscheine nach stille ehrbare Gentlemen, Platz genommen und trat vor.

„Master Warren bin ich! Was wünscht Ihr von mir?“

„Ihr seid Eigenthümer eines Schiffes, welches Auswanderer nach Amerika und Indien befördert?“

„Ja, Sir! Es ist dies mein Nahrungszweig, und ein ehrenwerther, hoffe ich.“

„Mag wohl sein,“ erwiderte kaltblütig der Beamte. „Ihr steht eben wieder im Begriff Auswanderer nach Neu-England zu befördern?“

„Jene ehrenwerthen Gentlemen dort,“ sagte er auf

seine Tischgenossen deutend, die mittlerweile aufmerksam geworden. „Es ist keiner darunter, der mit Euresgleichen zu schaffen haben dürfte, es sei denn in der achtbarsten Weise.“

„Mag schon so sein, Master,“ versetzte kaltblütig der Beamte. „Unter diesen Gentlemen befinden sich Sir Pym, Squire Hampden, Sir Hollis und Sir Cromwell?“

„Lauter gute Namen, denke ich.“

„Was Ihr denkt, Master Warren, ist nicht meine Sache zu prüfen, obwohl ich an Eurer Versicherung nicht zweifle. Sind diese Männer gegenwärtig?“

„Bis auf Sir Cromwell sind sie es.“

„Wollt Ihr sie einmal hierher rufen, denn ich habe auch ihnen eine Mittheilung zu machen.“

„Ihr mögt, was Eures Amtes ist, am Besten selber thun.“

Die drei von den vier genannten anwesenden Männer waren indeß schon aufgestanden und näher getreten.

„Bemüht Euch nicht, Sir, da sind wir schon!“ versetzte Hampden.

„Es scheint mir, als ob wir in Alt-England noch eine unangenehme Neuigkeit erfahren sollten,“ meinte Hollis.“

„Was wollt Ihr von uns, Sir?“ fragte Hampden.

„Ihr seht, wir stehen im Begriff England zu verlassen, und hätten nicht gern mit Euresgleichen noch zu schaffen.“

„Im Namen des Königs eröffne ich Euch, Master Warren,“ sagte der Beamte sich in die Brust werfend und seine bewaffnete Begleitung mit einem Seitenblicke zu seinem etwaigen Beistand auffordernd, „daß Ihr von Stund an keinen Menschen aus dem vereinigten Königreich in das Ausland als Auswanderer befördern dürft, bei dem Verlust Eurer Freiheit und Eurer Habe!“

„Ihr seid ein lustiger Mann, Sir, der gern seinen Spaß mit ehrlichen Leuten treibt,“ sagte Warren, doch war der Ton, in dem er es sagte, keineswegs unbefangen zu nennen. „Das hieße mich ja zum Bettler machen.“

„Vermuthlich die neueste Heldenthat Sr. Herrlichkeit des Lord Statthalters,“ nahm Pym das Wort. „Wundert Euch nicht darüber, Master Warren, es wird schon seine Wichtigkeit haben, wenn es Euch auch nicht gefällt.“

„Master Warren, ich spaße nie! Ich habe Euch nur verkündigt, was ich Euch kraft des neuen Gesetzes verkündigen mußte. Ihr mögt Euch darnach richten. Und Ihr, ehrenwerthe Gentlemen,“ wandte sich der Beamte mit der feierlichsten Amtsmiene zu den drei Männern, „Ihr seid angewiesen, den Boden Alt-Englands nicht zu verlassen, weil sonst Euch oder Eure Angehörigen dieselbe Strafe treffen würde. Und ein guter Engländer gehorcht den Gesetzen!“

„Das ist unerhört!“ schrie Pym. „Nicht einmal der Tyrannei zu entfliehen ist uns erlaubt?“

„Was ist jetzt noch unerhört in Alt-England?“ fragte Hollis. „Für die Ungerechtigkeit giebt es kein Maß. Aber warte, Wentworth, die Folgen dieses Gesetzes treffen Dich vielleicht selbst.“

„Aber das ist ja ganz unmöglich,“ jammerte der Schiffseigenthümer. „Ich bin jetzt ein ruinirter Mann, wenn ich mein Gewerbe nicht treiben darf.“

„Beruhigt Euch, Master!“ versetzte Hampden. „Ihr werdet nicht zu verzweifeln nöthig haben, so lange man Euch Eure Schiffe noch läßt. Euch, Sir,“ sagte er zu dem Beamten sich wendend, „danken wir, und geben Euch die Versicherung, daß wir jedes Gesetz zu respectiren wissen, selbst wenn es einen Verfassungsbruch enthält. Geht darum in Gottes Namen und seid unbesorgt.“

Der Beamte gab seinen Begleitern einen Wink und entfernte sich mit ihnen.

„Stehenden Fußes begeben wir uns jetzt zu dem Lord Statthalter.“

„Wie? Du wolltest zu Straffort gehen, Hampden?“

„Das will ich, denn er ist gegenwärtig in London. Entweder wir ziehen zu unserm Heile, oder bleiben zu seinem Nachtheile.“

Hampden nahm seinen Hut und verließ das Haus.

„Er spricht wieder für uns Alle,“ sagte Pym. „Was wird jedoch Cromwell dazu sagen?“

(Fortsetzung folgt.)

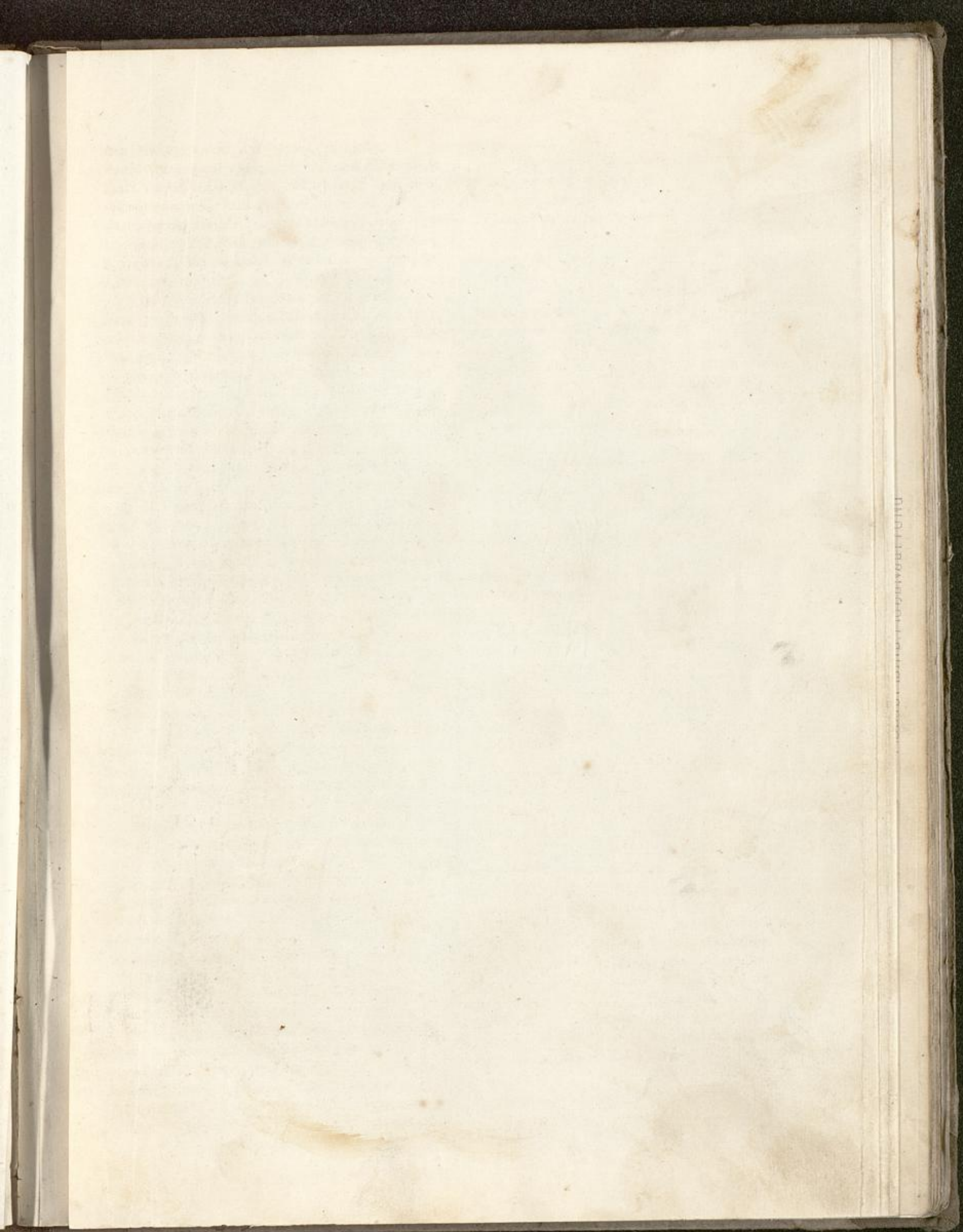
Modenbericht.

(F.) Die frühzeitige Wärme hat bereits die offenen Leibchen modisch gemacht, namentlich an Kleidern von leichten Stoffen. Die Kuchen, das Gefältel, das Gefräusel und die Applicationen, womit man solche Kleider auspuzt, sind fast alle von Taffet in derselben Farbe. Die Soutaschstickerei indeß bleibt ebenfalls in Gunst. Man verziert damit die Mäntel, die Kleider und die Volants. Vorzugweise eignen sich zu solcher Stickerei die leichten Muster und unter diesen wiederum die bekannten Grecques. Bisweilen begnügt man sich sogar mehrere Reihen solcher Soutaschbürtchen über einander anzubringen, wie vor einiger Zeit schmale Sammetbänder. Mit schwarzem Soutasch verziert man eine große Anzahl Kleider und Jacken von weißem oder maisgelbem Piqué.

Die Ueberwürfe trägt man dieses Jahr entschieden kürzer als im vorigen.

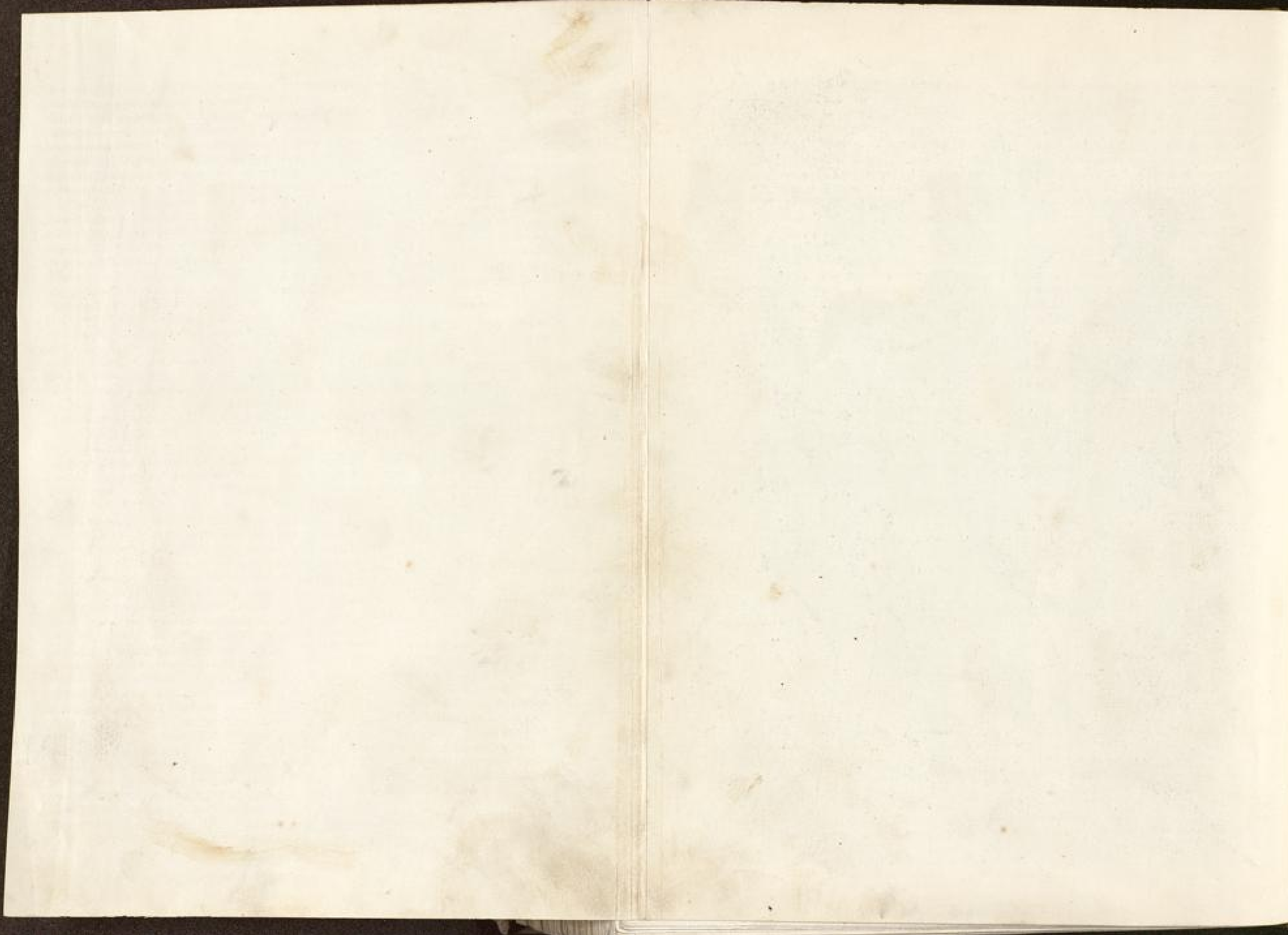
Der Anzug für das Land wird dies Mal noch entschiedener von dem gewöhnlichen Stadtanzuge abweichend. Der Palletot mit zwei Täschchen auf der Brust wie an einem Herren-Palletot, Stiefelchen mit hohen Absätzen, Wildlederhandschuhe und der runde Hut machen die Haupttheile aus. Außer diesem Palletot, der besonders kurz getragen wird, läßt man aber auch den Burnus von demselben Stoffe wie das Kleid und den runden Krage gelten. Der modischste Stoff dazu ist der kleingestreifte englische Alpaca in Braun, Grau oder Rausfarbe. Der Krage wird mit weißen oder schwarzen Soutaschbürtchen besetzt wie das Kleid unten. Der kurze Palletot (die Schifferjacke) ist namentlich sehr modisch; man trägt ihn selbst auf der Straße, am liebsten indeß als Negligeanzug, immer aber von dem Kleidstoffe. Der seidene Palletot ist minder kurz. Ein anderer modischer Fuß ist der kleine Shawl von chinesischem Krepp oder von Cashemir in Blau, Weiß, Roth oder Violet. Er hat einen breiten einfachen oder doppelten Besatz von sehr breiten Spigen. Junge Mädchen tragen ihn ohne Spigen oder mit einer nur schmalen, am meisten mit vollen Franzen. Einen solchen blauen Shawl mit breiten schwarzen Spigen trug kürzlich die Kaiserin von Frankreich und einen rothen die Fürstin von Metternich, dazu hatte Letztere einen Hut von weißem Stroh mit schwarzen Streifen und einer langen rothen Feder, die unter dem Schirme angebracht war und von da an der Seite horizontal bis zu dem Barte ging, der von weiß eingefaßtem schwarzem Taffet war. Weiße Bänder.

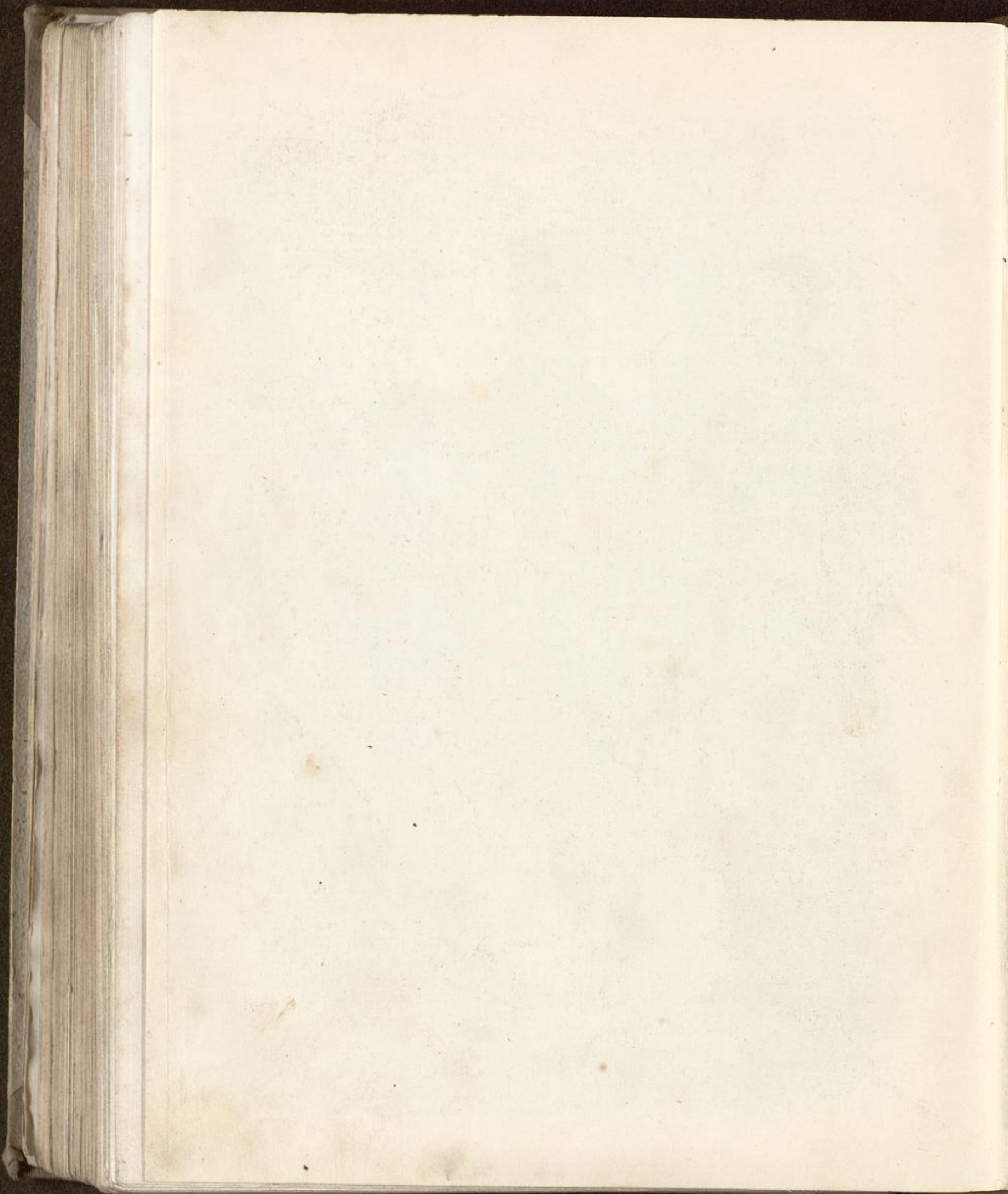
Man macht zwischen den Stadt- und Landanzügen einen scharfen Unterschied. Keine Dame auf dem Lande darf Besuche in der Umgegend in seidnem Kleide mit Spigenvolant und mit gewöhnlichem Hute machen. Eine solche Stadttoilette würde in diesem Falle weit entfernt von Eleganz sein. Alles, bis zum Sonnenschirm, bis auf die Strümpfe, die Stiefelchen und das Taschentuch muß entsprechend sein. Die erforderlichen Stiefelchen sind von schwarzem Ziegenleder mit roth und lilas eingefassten Gamaschen und schwarz und weiße, rothe, violette oder graue Strümpfe. Weiße Strümpfe trägt man nur noch Abends bei großer Toilette so wie den Unterrock mit zwei Reihen Volants, der bei dem Kleide von Barège oder Seide unentbehrlich ist, bei der Morgentoilette, auf dem Lande, aber wegfällt. Ueberhaupt scheint bei der Fußbekleidung eine bedeutende Umwandlung vorzugehen, um sie der übrigen Toilette mehr anzupassen. Die Schuhe und Stiefelchen von farbigem Leder und Lasting erhalten selbst für die Stadt ihre ehemalige Gunst wieder und in der Sommer-Saison wird man Schuhe von violetterm, grünem und rothem Maroquin tragen. Zu diesen Schuhen wählt man ausschließlich baumwollene Strümpfe, die in der Farbe des Schuhs





ALLGEMEINE MODENZEITUNG.

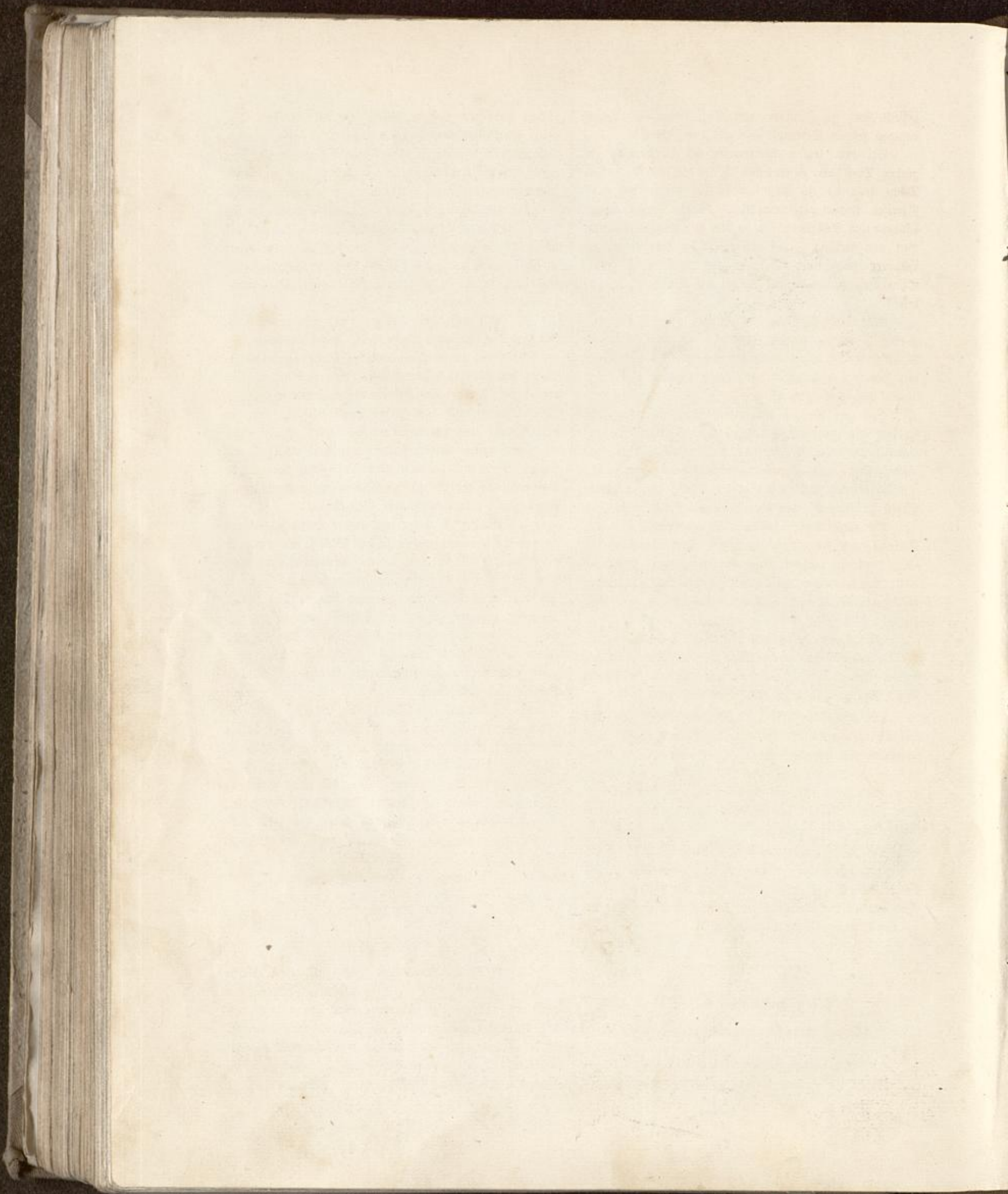






26. 1869

ALLGEMEINE MODENZEITUNG



gesleckt sind, zu Schuhen von Satin turc oder Tasset dagegen seidene Strümpfe mit gestickten Zwickeln.

Bei dem letzten Wettrennen bei Paris war ein großer Theil der elegantesten Welt versammelt. Eine Dame trug da ein Kleid von weißem Tasset mit lilas Streifen, kleinen gefältesten lilas Volants, Berthe, Tragbändern und Achselverzierungen von gerucheter lilas Seide; Hut von weißem Stroh mit schwarzer Feder, weißen Bändern und einer Schleife von ponceau Sammet. Sonnenschirm von weißer Seide mit schwarzen Spitzen belegt.

Eine schlanke Dame mit bräunlichem Teint und großen schwarzen Augen erschien in einem staubgrauen Kleide mit gerucheten Volants, einem weißen Krepphute mit schwarzem Schleier und einem weißen Cashemir-mantel mit schwarzem Soutasch.

Von zwei blonden Schwestern trug die erste große schlanke ein grauseidenes Kleid mit schwarzen Spitzen, einen prachtvollen Spitzenshawl, einen weißen Hut mit blauer Feder und Korallenohrgehänge; die andere ein blaues seidenes Kleid mit einem ebenfalls blauen chinesischen Kreppshawl, den eine prächtige Broche hielt.

Bei einer andern festlichen Gelegenheit erschien die Kaiserin von Frankreich in einem Kleide von weißer Gaze, das mit weißem Atlas ausgepust war. Im Haar hatte sie nur vorn auf der Stirn eine Schmetterlings-schleife in Gelb und Schwarz, hinten dagegen zwei blaue.

Die Kinderanzüge sind sehr verschiedenartig. Mankin mit schwarzem, rothem oder weißem Soutasch, weißen Piqué mit schwarzem Soutasch tragen häufig kleine Knaben und kleine Mädchen.

Die ausgeschnittenen Leibchen sind immer neu. Die Garibaldihemden und Zuavenjäckchen werden auch noch getragen, wir bemerken aber, daß die Höschchen der Knaben im allgemeinen über dem Knie zusammengenommen, nicht mehr lose, sind, sie mögen Gamaschen dazu tragen oder nicht. Die runden Hütchen stehen namentlich den kleinen Mädchen vortrefflich.

Die Netze, die unentbehrliche Vervollständigung der Hüte auf dem Lande, sind auch noch immer die beliebtesten Kopfsuße im Hause, namentlich für junge Damen. Sie werden für dieselben sogar oft Soirée-Puße, wenn sie mit Blumen geschmückt sind.

Modenblatt N^o 22.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Weißseidener Zughut mit einer blauen Echarpe und weißen und blauen Federn garnirt über der Stirn;

blauer Bart mit weißem Besatz und blauen Bindebändern; Kleid von dunkelgrauem Tasset mit hohem glattem Leibchen und halblangen, unten sehr weiten Ärmeln, die breite Aufschläge mit Tassetrosetten haben; auf dem Rocke unten vier in Falten genommene glatt aufgesetzte Volants, deren letzter (viertes) vorn an beiden Seiten sich hinauf und tragbandartig über das Leibchen zieht; zwischen den beiden aufsteigenden Theilen auf dem Rocke große Tassetrosetten; ganz kleiner Kragen; weite geschlossene Unterärmel; kleine goldene Armbänder; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

2. Hut mit Spitze vorn, einer Spitzen-Echarpe auf dem Kopfe, einem Spitzenbart, Blumenauspuß über der Stirn und gelben Bindebändern; Kleid von einfarbiger Seide mit glattem hohem Leibchen und halblangen Ärmeln; auf dem Rocke mit einem guirlandenartig aufgesetzten Volant und einer Reihe Vorte darüber, die mit dem Volant vorn in der Mitte des Rockes zu dem Gürtel hinauslaufen; kleiner Palletot von leichtem Tuche mit weißer Vorte und goldenen Knöpfen besetzt, zwei Täschchen vorn an der Seite; geschlossene weiße Unterärmel; Armbänder; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

3. Weißer Tüllehut mit einer braunen Schleife an dem Barte, einer großen solchen Schleife und einer Feder über der Stirn und braune Bindebändern; Kleid von einfarbigem Foulard mit hohem glattem Leibchen, auf dem man in Falten gezogene braune Tragbänder bemerkt; brauner Gürtel mit Schleife und langen Enden; an den Ärmeln ebensolcher Besatz, der sich auch unten auf dem Rocke wiederholt; geglädelter kleiner Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; Armbänder; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Häubchen von Tülle und Spitzen, über die Mitte hin mit schwarzen Spitzen belegt und vorn an der Seite mit Rosen ausgepust; rosa hängende Bänder; Kleid von grüner Seide, Leibchen und Rock aus einem Stück; die Ärmel halblang, oben mit einer Achselverzierung und unten mit breiten Aufschlägen, beide mit doppelter Grecque von Sammet; unten auf dem Rocke als Auspuß ebensolche Grecques, aber in größerem Maßstabe; ganz kleiner Spitzenkragen; offene weiße Unterärmel; kein Armband; Glacéhandschuhe; Schuhe.

Extrablatt.

1. Rock von melirtem Tuche mit einer Reihe Knöpfe, sehr niedrigem und sehr schmalen Kragen, der nach vorn zu an den Klappen etwas breiter wird und mit breiter Vorte garnirt ist; Ärmel am weitesten in der Mitte, nach der Hand zu eng zulaufend mit großen Aufschlägen; carrirte Beinkleider; ganz schmale kleine Cravatte unter dem umgeschlagenen gestickten Kragen

den ein goldener Doppelknopf hält; dänische Handschuhe.

2. Nicht sehr hoher Hut mit sehr schmalen Krempe; Piletot, Beinkleider und Weste von einem Stoffe, der Kragen an dem Piletot sehr schmal und niedrig, die Ärmel lang und weit; kleine bunte Cravatte; Glacéhandschuhe.

3. Ungarisches Hütchen; kurzer Rock, Beinkleider und Weste von einem Stoffe; kleine Cravatte.

4. Rock von fiedigem Tuche mit niedrigem Kragen, aber ziemlich breiten und lang sich umschlagenden Klappen, weiten nach unten enger werdenden Ärmeln mit Aufschlägen, überall mit breiter Vorte eingefast; einfarbige Beinkleider und Weste von demselben Stoffe mit kleiner Oeffnung oben; große Cravatte; dänische Handschuhe.

5. Rock mit verschwindend kleinem Kragen, ziemlich langem Schoß und langen in der Mitte weiten Ärmeln; modische Beinkleider, ziemlich weit; kleine bunte Cravatte; dänische Handschuhe.

6. Piletot von dunkelgrauem melirtem Tuche mit weißer Vorte, auch an den Taschen und an den Ärmelaufschlägen eingefast; bunte Cravatte; modische Beinkleider; dänische Handschuhe.

7. Dame in weißem Tüllhute mit sehr abstehendem Barte, vorn oben mit schwarzen Spitzen und mit Blumen ausgeputzt; Kleid von Foulard mit hohem rundem Leibchen, zugeknöpft, mit Tragbändern von braunem Sammet und schwarzen Spitzen; schmaler Gürtel; halbweite und halblange Ärmel; auf dem Ruche unten mit breitem braunem Sammet und schwarzen Spitzen garnirt; kleiner Kragen; geschlossene Unterärmel mit großen zurückgeschlagenen Manschetten; dänische Handschuhe; Stiefelchen; schwarzer Spitzenshawl.

8. Hut mit schmalen Krempe; Rock mit einer Knopfreihe, schmalen Kragen und langen in der Mitte weiteln Ärmeln; schmale Cravatte; dunkle Weste mit kleiner Oeffnung; modische Beinkleider.

Stahlstich N^o 22.

Urban Ratazzi.

(Nach einer Photographie.)

Urban Ratazzi ist am 29. Juni 1808 in Alessandria geboren, stammt aus einer Familie, die sich in der Advocatur und Politik bereits früher ausgezeichnet hat, wurde nach vollendeten Studien Advocat in Turin und vertauschte später diese Stellung mit der gleichen bei dem neu errichteten Appellationsgerichtshofe in Casale (1838), wo er sich durch seine Kenntnisse und sein oratorisches Talent auszeichnete. Nach der Revolution von

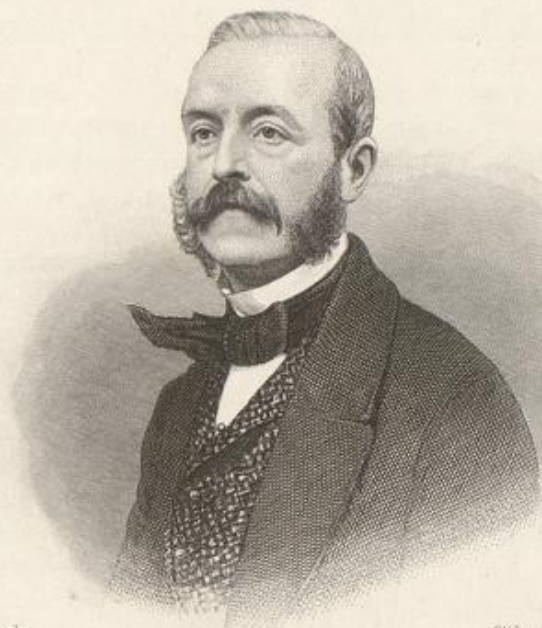
1848, als Karl Albert dem Königreiche eine Verfassung gegeben hatte, wurde Ratazzi in die Deputirtenkammer zu Turin gewählt, wo er seinen Sitz unter den Liberalen und Patrioten nahm. Nach der Niederlage von Custoza berief ihn der König ins Ministerium, welches damals gebildet wurde, aber sich nur acht Tage hielt. Hierauf wies sich Ratazzi in die Arme der Oppositionspartei, deren Führer Gioberti war. Als diese Partei am 15. December den Sieg errungen hatte, erhielt Ratazzi das Portefeuille des Ministers des Innern und später das der Justiz. Aber er schied aus der Partei, weil dieselbe die Idee der piemontesischen Expedition nach Rom, welche die Wiedereinsetzung des Papstes zum Zwecke hatte, verfolgte. Dieses Project wurde bekanntlich vom Parlament verworfen, ein Umstand, der den Sturz Giobertis herbeiführte. Ratazzi indessen blieb im Ministerium und stand dem Departement der Justiz vor, als vor der Reorganisation des Heeres und der Finanzen der Waffenstillstand zwischen Piemont und Oesterreich in der bekannten Weise durch Piemont gekündigt wurde. Die Folge davon war die gänzliche Niederlage bei Novara.

In Folge der Thronentsagung des Königs Karl Albert wurde Ratazzi drei Monate nach jenem Ereigniß gestürzt und nahm wieder seinen Platz auf den Bänken der Opposition ein. Später näherte er sich der Regierung und nahm wieder unter den hervorragenden Führern des linken Centrums seinen Platz ein, in deren Gemeinschaft er die Maßregeln einer gemäßigten Reform verlangte. Er wurde Vicepräsident und später (1852) Präsident der Kammer.

Bald darauf wurde er von neuem in das Ministerium berufen, um das Portefeuille der Justiz zu übernehmen. Dort hatte er seinen frühern Gegner, den Conseilpräsidenten Cavour, zum Collegen. Damals erklärte er, er habe die Oppositionspartei nur darum unterstützt, um von der Freiheit dasjenige zu retten, was Piemont von dem allgemeinen Ruin seiner liberalen Verfassung bewahren könnte. Die Ausrede wurde acceptirt und der Minister wußte in Turin und ganz Piemont seine Popularität zu erhalten. Uebrigens muß man ihm das Verdienst lassen, daß er Urheber der Gesetze ist, welche in Piemont die Trennung der Kirche vom Staate durchgeführt haben.

Im Jahre 1858 trat er aus dem Cabinet, da er die Politik Cavour's bekämpfte und ward in seinem Departement von Cavour selbst ersetzt.

Im folgenden Jahre, als Cavour in Folge des Friedens von Villafranca aus dem Cabinet geschieden war, ward er mit der Bildung des damaligen Ministeriums betraut. Sechs Monate später wurde Cavour wieder zur Präsidentschaft des Ministeriums berufen 1860 und Ratazzi schied aus. Im Mai desselben

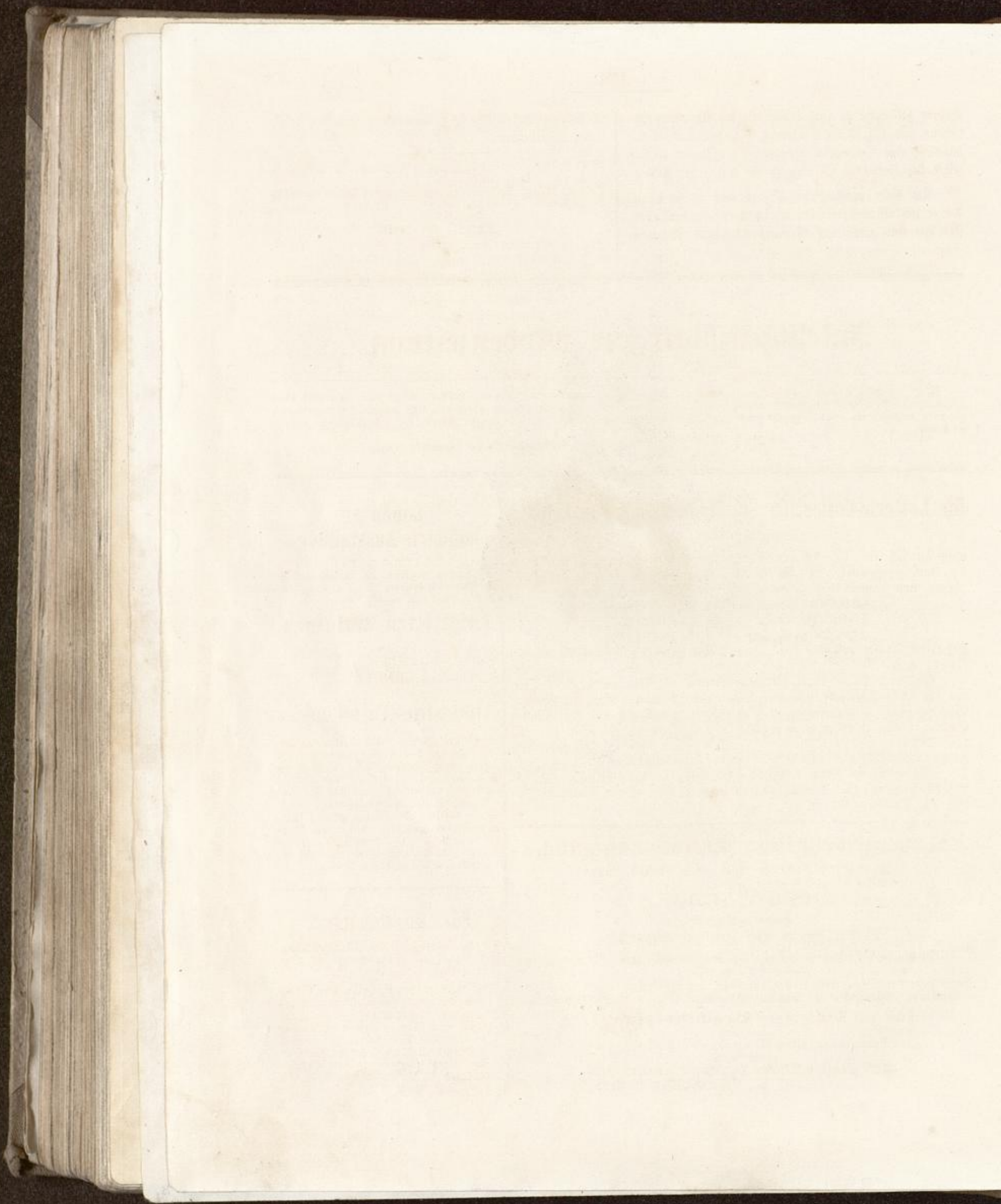


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Meyer in Leipzig.

Ratzeff

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



Jahres bekämpfte er aufs Lebhafteste die Abtretung Savoyens und Nizzas an Frankreich, die, wie Cavour behauptete, eine Consequenz der italienischen Politik sei und zeigte sich überhaupt als Gegner der kaiserlichen Allianz.

Am Ende vergangenen Jahres war er in Paris, wo er sich offenbar mit dem Kaiser über Mancherlei verständigte und nach dem Rücktritt Ricafolis übernahm

er bekanntlich den Vorsitz in dem neuen von ihm gebildeten Ministerium.

Druckfehler.

In No. 20. des Beiblattes zur Modenzeitung soll es Seite 159 heißen:

Stabstich No. 20.
Therese von Sell.

Seite 18 von unten Prof. Hamma.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

⚡ Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreisilbige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nebmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir franco.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Die Lotterie-Collection: C. Louis Taeuber in Leipzig

Burgstraße No. 1.

empfehlte sich zur 62. Königl. Sächs. Landes-Lotterie, deren 1. Classe am 30. Juni gezogen wird, mit Loosen aller Gattungen zu geneigter Berücksichtigung, und bemerkt, daß sie an größern Gewinnen bis jetzt erhielt:

150,000 Thaler auf No. 17,888 (1859)

150,000 Thaler = = 42,621 (1857)

100,000 Thaler = = 64,232 (1860)

20,000 Thaler auf No. 4541 (1856), 10,000 Thaler auf No. 25,788 (1862) u. c.

Die Loose kosten durch die ganze Lotterie 51 Thlr. pro 1/1, 25 1/2 Thlr. pro 1/2, 12 3/4 Thlr. pro 1/4, 6 5/12 Thlr. pro 1/8, und werden, bei Franco-Eingang dieser Einsatzbeträge in Vollloosen, welche für alle fünf Classen Geltung haben, außerdem aber gegen eine Anzahlung von 20 Thlr. pro 1/1, 10 Thlr. pro 1/2, 5 Thlr. pro 1/4, 2 1/2 Thlr. pro 1/8 in Classenloosen, welche von Classe zu Classe erneuert werden, abgelassen.

Zu gewinnen sind: 150,000, 100,000, 80,000, 50,000, 40,000, 30,000, 2 à 20,000, 15,000, 12,000, 4 à 10,000 u. c. Ende der Lotterie 14. October 1862.

Außergewöhnliche Preisermäßigung.

⚡ Statt 8 Thaler für nur 2 Thaler. ⚡

Haus-Chronik.

Herausgegeben von

Kaspar Braun und Friedrich Schneider.

Vollständig in 2 Bänden kl. Folio. 768 Seiten auf starkem Velinpapier in prachtvoller Ausstattung.

Außer seinem trefflichen Inhalt (Charakterbilder aus der Völker-, Länder- und Menschentunde, Geschichtsbilder, Romantik, Novellen u. s. w., u. s. w.) glanzvoll mit

140 zum Theil großen Prachtholzschnitten

von den
hervorragendsten Münchener Künstlern
angehört.

⚡ Statt 8 Thaler für nur 2 Thaler. ⚡
A. M. Goldig in Leipzig.

Londoner Industrie-Ausstellung.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig die erste Lieferung des:

Illustrierten Katalogs,

der

Londoner

Industrie-Ausstellung.

Allen, die an der Industrieentwicklung unserer Zeit Antheil nehmen, kann dieses reich illustrierte Werk, welches die ausgesuchtesten Gegenstände der diesjährigen Welt-Ausstellung durch Bild und Wort erläutert, als der zuverlässigste und gründlichste Bericht über diesen grossen Industriecongress empfohlen werden. Das Ganze erscheint in 8 - 10 Lieferungen in gross Quart, jede Lieferung (mit über 100 Abbildungen) zum Preise von 20 Ngr.

Für Auswanderer.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Eine kurzgefaßte Darstellung ihrer Geschichte, Verfassung, Statistik und Geographie. Mit einer Tabelle über Münzen, Maße und Gewichte und einer Karte. Nebst einer kurzen Beschreibung der britischen Colonien in Australien von L. A. Albert. cart. Preis 9 Ngr.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. G. Gruner's

vollständige

Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierpflanzenzucht, sowie die sämtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von

C. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,

correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues etc. zu Berlin, sowie der pomolog. Gesellsch. zu Altenburg, Ehrenmitgl. d. pratt. Gartenbaugesellsch. f. Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft etc.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturistische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

Supplement zu Schiller's Werken.

Friedrich v. Schiller's

Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse

über

sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften.

Nebst

seinen Urtheilen über berühmte Personen und Werke, Ansichten über Welt und Menschen, Religion und Philosophie, Kunst und Literatur.

Geschrieben von ihm selbst.

Geordnet von A. Diezmann.

Zweite, mit Schiller's Portrait und 7 Ansichten in Stahlstich vermehrte Auflage. Format der Cotta'schen Classifier. 16. Eleg. broch. Preis 24 Ngr.

Alle Besitzer der Taschenausgaben von Schiller's Werken werden auf dieses höchst interessante Supplement, das unter andern auch eine vollständige Selbstbiographie des gefeierten Dichters enthält, aufmerksam gemacht. Die der neuen Auflage beigegebenen sieben Stahlstiche stellen folgende Ansichten dar: Schiller's Geburtshaus zu Marbach — die Schillerhäuser in Gohlis — Weimar — Leoschwitz — Lorch — Schiller's Garten bei Jena und die Schillerlinde zu Blasewitz.

Verlag von F. A. Brockhans in Leipzig.

Die Jobstade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen

von Dr. C. M. Kortum.

Zehnte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobstade“ das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist, wie das jetzige Erscheinen einer zehnten Auflage beweist, obwohl es 1784 entstand. Immer wieder kehren die Liebhaber einer naive-humoristischen Lectüre aus den Wirren des Tages zu der „Jobstade“ zurück.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Nähmaschinen

für den

Privatgebrauch!

Diese kleinen Nähmaschinen arbeiten in der oberen Naht „Stepp“ und in der unterern „Kettelstich.“

Inclusive Verpackung pr. Stück 4 Thaler Courant. Briefe und Gelder erbitte ich franco.

Raumburg a. S., im Mai 1862.

Woldemar Paessler,
Fabrikant.

mit Gebrauchsanweisung!

Neue Musikalien.

Im Verlage von Fr. Kistner in Leipzig erschien so eben:

Genée, Rich. Op. 85. „Das Geheimniß“. Komisches Duett für Tenor und Bass mit Pianoforte. 25 Ngr.

Gotthard, J. P. Op. 17. Drei Gesänge für Sopran oder Tenor mit Pianofortebegleitung. 10 Ngr.

Graben-Hoffmann. Op. 49. No. 1. „Der schönste Engel.“ Gedicht von Eduard Neumann für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.

Neue Ausgabe

Für eine tiefe Stimme	10 Ngr.
Für mittleres Stimmage	10 Ngr.
Für Piano allein	7 1/2 Ngr.

Kontski. Apollinaire de. Op. 14. „Sentimens de Bonheur.“ Ballade pour Violon avec accompagnement de Piano 1 Thlr.

— Op. 15. Tristesse et Galté.“ Fantaisie-Mazourka pour Violon avec accompagnement de Piano 1 Thlr.

Mayer, Charles. Op. 335. „Méditation élégiaque“ pour Piano. 10 Ngr.

— Op. 340. 25 leichte Übungsstücke für die Jugend mit Weglassung der Octaven für Pianoforte. Heft I. 15 Ngr. Heft II. 20 Ngr. Heft III. 15 Ngr.

— Op. 341. „Tyrolienne sentimentale“ pour Piano 10 Ngr.

— Op. 342. Grande Valse brillante de Concert pour Piano 15 Ngr.

Schumann, Robert. Op. 58. Skizzen für den Pedal-Flügel, für das Pianoforte zu vier Händen eingerichtet von Aug. Horn. 1 Thlr.

Stiehl, Heinrich. Op. 41. „Die Elfenkönigin.“ Gedicht von Fr. v. Matthiesson für Frauenchor und Solo mit Begleitung des Orchesters. Partitur 2 Thlr. Clavierauszug vom Componisten 25 Ngr. 3 Chorstimmen 16 Ngr. Orchesterstimmen 1 Thlr. 10 Ngr.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Die erste Bitte.

Historische Novelle

von

C. Nissel.

(Fortsetzung.)

Ein junger Bursche in reicher Dienetracht hatte das Zimmer betreten und sich an Pym unbemerkt herangeschlichen.

„Ich suche Euch, Sir!“

„Was wünscht Ihr von mir?“ fragte verwundert der Angeredete.

„Dieser Brief wird es Euch sagen.“

Pym nahm das dargereichte Schreiben, als er aber das Wappen des Siegels erblickte, warf er es ungelesen in das lodrende Kaminfeuer.

„Das erspart mir, wie Ihr seht, jede Antwort,“ sagte er zu dem darüber betretenen Diener. „Ihr könnt jedoch Eurer Herrin sagen, daß ich in England bliebe, aber wahrlich nicht ihretwegen. Pym wäre kein Thomas Wentworth, der sich zum Schemel des Verrathes an Vaterland und Freiheit machen ließ. Zum Lieben seien wir Beide zu alt, und ich verlangte obendrein Treue! Wir würden also wohl beim Hassen stehen bleiben, und darin will ich ihr den Vorzug gönnen.“

Der Diener entfernte sich schweigend.

„Wer war das? Und was hast Du gethan?“ fragte Hollis.

„Es war der letzte Versuch der Gräfin von Carlisle, mich in ihr Netz zu ziehen.“

„Dann muß Strafforts Sonne im Untergehen sein.“

„Vielleicht will sie Untreue durch Untreue rächen.“

„O nein! Dies Weib dient immer nur ihrer Partei mit ihren Reizen. Doch komm, wir verlieren hier nur unsere Zeit.“

Die beiden Männer verabschiedeten sich von dem immer noch sehr betrübten Schiffseigenthümer und verließen in ziemlich gereizter Stimmung das Gasthaus.

Indeß hatte sich John Hampden zu dem Lord Statthalter begeben.

Der Graf empfing den bescheiden eintretenden Squire mit einem stolzen Lächeln.

„Was verhilft mir zu der seltenen Ehre, Euch bei mir zu sehen, Sir Hampden?“

„Wir wollen ohne Umschweife reden, aber bei Seite lassen was uns gegenseitig reizt.“

„Von Euch erwartet man, was ich gern thue.“

„Herr Graf, ich beabsichtigte mit meinem Verwandten Cromwell und einigen Freunden nach Neu-England auszuwandern. Wir haben dazu bereits alle nöthigen Vorkehrungen getroffen und stehen im Begriff abzureisen, als uns heute plötzlich die Nachricht gemeldet wird, daß ein Gesetz von Euch erlassen worden, welches die Auswanderung verbietet und schon auf uns Anwendung findet.“

„So ist es, Hampden. Jedoch ist das Gesetz auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs erlassen worden, der es nicht länger duldet, daß seine Unterthanen vor ihm fliehen.“

„Graf, das ist eine Rechtsverletzung, vor der Ihr den König hätte warnen sollen. Kein braver Engländer würde daran denken aus seinem Vaterlande zu fliehen, wenn darin Recht und Gerechtigkeit geübt würden!“

„Meint Ihr?“ fragte Straffort gereizten Tones. „Wir haben keinen Ueberfluß an Menschen, können namentlich so gute Engländer, wie Ihr und Eure Freunde seid, gar nicht entbehren!“ fügte er spottend hinzu. „Und dann, Sir Hampden, macht Ihr uns einen Vorwurf, der sehr viel Aehnlichkeit mit einer Beleidigung des Königs hat.“

„Lord Statthalter, ich bin nicht hiehergekommen, um mich verspotten zu lassen, sondern nur Euch zu bitten, dieses rechtswidrige Verbot aufzuheben. Ihr werdet Euch an den Engländern, die Ihr im Lande zu bleiben zwingt, schwerlich Freunde erwerben!“

„Das thut mir leid, Sir! Indeß wer weiß. Aber die Auswanderung mißt Ihr Euch schon aus dem Kopfe schlagen. Das Gesetz ist kein Rechtsbruch, sondern ein weises Gesetz und wir werden ihm Geltung zu verschaffen wissen.“

„Straffort, es giebt Thaten, die uns keinen guten Ruf erwerben.“

„Beherzigt Euch das, Sir. Ihr habt uns schon viel und mancherlei Beschwerden gemacht, dennoch wollen wir Euch im Lande behalten. Auch ist das kein guter Patriot, der persönlicher Rücksichten wegen seinem Vaterlande den Rücken kehrt.“

„Lord Statthalter, Ihr habt mir da etwas gesagt, was ich mir beherzigen will. Dennoch sage ich Euch, daß Ihr es einst vielleicht bereut uns zurückgehalten zu haben. Doch kein Wort weiter, nun bleiben wir.“

„Ja, Sir! Ihr bleibt und zahlt ruhig Eure Steuern. Und was die Neue anlangt, so denke ich, werdet Ihr wohl den meisten Grund dazu haben. Baut Ihr in Zukunft ruhig Eure Aecker und überlasset uns den Staat, dann werden wir Beide nicht klagen dürfen.“

Hampden warf dem Grafen noch einen langen Blick zu, unterdrückte aber das Wort, das ihm schon auf die Zunge getreten war und verabschiedete sich. Unterweges traf er Cromwell.

„Nun, Better, was ist Euch denn begegnet, daß Ihr so seltsam dreinschaut?“

„Eine gute Lehre habe ich von Strassfort erhalten, für die ich ihm sehr dankbar bin.“

„Von Strassfort eine gute Lehre? Das wäre seltsam!“

„Er hat ein Gesetz erlassen, welches die Auswanderung verbietet, und zwar aus dem Grunde, weil ein braver Mann den Heimathboden nicht verlassen soll, so lange er ihm nützlich sein kann. Wir werden also in England bleiben.“

„Dann sind wir zu großen Dingen ausersehen, Better!“

„Ueberhebt Euch nicht, Oliver. Wir müssen der Gewalt gehorchen, das ist Alles.“

„Bis wir sie brechen. Gott hat allen Dingen Bahnen vorgezeichnet, wie weit sie gehen dürfen, auch der Gewalt und Tyrannei, und wir sind vielleicht die schwachen Werkzeuge, durch die er ausruft: bis hierher und nicht weiter! Ein neues Parlament soll einberufen werden und wir dürfen darin nicht fehlen, Hampden!“

„Euren Glauben theile ich zwar nicht, Oliver, aber ich will reblich meine Pflicht thun, diese schrankenlose Willkür zu bekämpfen, und dazu ist das Parlament der Ort.“

„Und ich sage Euch noch einmal, Bohn, die Hand der Vorsehung hält uns zum Verderben der Frevler hier zurück.“

4.

„Geda, Page, melde mich Deinem Herrn! Nun, was zögerst Du? Ach, Du bist neu im Dienste Ban Dyls und willst wissen, wen Du zu melden hast?“

„Mylord, ich muß dem Befehle meines Herrn gehorchen!“ sagte ehrerbietigen Tones der Page zu dem

stattlichen reichgekleideten Manne, der fast um Kopflänge die zierliche Gestalt überragte.

„Nicht mehr als billig, Bursche! Also melde den Lord Statthalter von Irland.“

Der Page flog die Treppensucht hinan, indes sich der Lord Statthalter an einen der vorspringenden Portaltäfel lehnte und sinnend hinauschaute auf das Häusermeer der Residenz. Es war in der That ein stolzer Kopf, ein Antlitz mit scharfem geistvollem Gepräge, eine Denkerstirn, die dem ganzen Gesichtsausdruck Energie und Entschlossenheit verlieh, und Augen, in denen ein tiefverhaltene Feuer zu brennen schien, das nur zuweilen aufleuchtete um versengende Blitze zu schleudern. Der Page kehrte nach kurzer Weile zurück und sagte mit einer zierlichen Verbeugung zu dem Lord Statthalter:

„Der Herr Graf sind willkommen.“

Ohne ein Wort zu erwidern stieg Strassfort die Stufen hinan und betrat durch die geöffneten Flügelthüren ein prächtiges Zimmer, das bei aller Eleganz doch nichts weiter als das Atelier eines Malers war, denn Staffeleien, Paletten und andere Malergeräthschaften, angefangene und halbvollendete Bilder, zumeist Portraits, standen und lehnten bunt durcheinander. In dem Augenblicke als der Lord Statthalter das Zimmer betrat, waren darin nur einige Diener und Kunstjünger gegenwärtig, die Pinsel und Paletten in Ordnung brachten und sich dann schweigend entfernten. Der Eingetretene schritt als ob er an dergleichen schon gewöhnt sei, betrachtend an die Bilder heran.

„Ah sieh, da treffe ich ja gleich einen ganzen Kreis von Bekannten!“ sagte er halb laut vor sich hin. „Die Kegerrichtermiene Lunds hat sich auch im Bilde nicht wegbringen lassen. Der Mann ist zum Inquisitor geboren und nur durch ein Versehen Primas der Kirche von England geworden.“ Er schritt weiter und blieb plötzlich wie angefesselt vor einem Bilde stehen, dem Portrait einer jungen schönen Dame, auf deren Antlitz über all der Jügendfrische und dem Schönheitszauber eine leichte Wolke zu schweben schien, wie sie nur aus den oft unergründlichen Tiefen einer weiblichen Brust auftauchen kann, um zu beseligen oder zu verderben. Strassfort war in den Anblick des Bildes so versunken, daß er es nicht wahrte, als durch eine Seitenthür ein Mann in ritterlicher Kleidung das Zimmer betrat und an ihn heranschrift. Ein tiefer schwerer Seufzer rang sich gleichsam los aus des Lord Statthalters Brust.

„Strassfort, so ist es mir endlich vergönnt, Dich zu begrüßen.“

Der Angeredete wandte sich rasch um.

„Ban Dyl, sei mir gegrüßt in Alt-England!“

„Warum seufzest Du eben?“

„Weil dies Bild hier den ganzen Schmerz meiner

Seele aufleben läßt. War die Gräfin von Carlisle hier?"

„Vor einigen Tagen.“

„Und was wollte sie?"

„Sie fragte nach diesem fast vergessenen Bilde und befahl mir, mit meinem Leben dafür zu haften, daß es nicht verloren gehe.“

„Und fügte sie nicht hinzu, wem dies Bild bestimmt sei?"

„Kein Wort.“

„Seltsam. Das ist ein Räthsel, welches ich lösen muß, denn dies Bild darf kein anderer Mensch besitzen. Eher mag es der Vernichtung anheimfallen! Seligkeit und Verdammniß leuchtet mir daraus entgegen, zu Liebe und Haß entflammt mich sein Anblick! So, in aller Reizesfrische trat sie einst vor mich hin, Sirenenlieder in mein Herz girend und — du bist nicht mehr Thomas Wentworth, und der Graf Straffort darf den lockenden Preis mit kühner Hand erfassen.“

„Ich hätte nicht gedacht, daß der kalte Staatsmann in einem Winkel seines Herzens noch heißes Gefühl für andere Dinge als Staatsfachen habe!"

„Du hast Recht, mich daran zu erinnern, Van Dyl! Aber es giebt eben Dinge die man nicht vergessen und nicht verschmerzen kann. Vorüber! Komm," sagte er weiter schreitend. „Ich bemerkte, daß Du Dich wieder heimisch in England eingerichtet hast, und freue mich aufrichtig darüber, da auch ich wieder in London meinen Wohnsitz aufgeschlagen. Frankreich war kein Boden für Dich, und obendrein scheint man Dir dort einen argen Streich gespielt zu haben. Ja, man darf den Launen der Großen nur dann vertrauen, wenn man sie zu lenken vermag.“

Ein Schatten huschte über das feine geistreiche Antlitz Van Dyls, dessen zierlich frisirten Haare bereits Spuren von Silber zeigten, doch war dies weniger vom Alter, sondern mehr von innerer Sorge gebleicht.

„So ist es auch, Straffort! Ludwig XIII. hat mich eine gute Strecke dem Grabe näher gebracht.“

„Hättest Du meinen Rath befolgt und wärest bei uns geblieben, so hättest Du klüger gethan.“

„Es wurde mir zu eng hier. Der König mißmüthig, Du nach Irland — die Lockung groß, ich konnte nicht widerstehen und so kam es denn.“

„Künstlerart! Doch hat sich Dein Ruhm erhöht, und was Du verloren hast, wächst auf dem Felde der Einbildung.“ Er war wieder zurück vor das Bild der Gräfin von Carlisle gegangen. „Anton, dies Weib machte mich einst zu einem Gotte! Als ich sie kennen lernte, war ich noch der schlechte Thomas Wentworth, der Mann des Volks. — Um sie zu erringen opferte ich meine Popularität, versuchte es zu Ruhm und Würden emporzuklimmen, stieg auch glücklich von Stufe zu Stufe, ge-

fürchtet und bewundert und doch —“ Eine schmerzliche Erinnerung schien den Grafen zu packen und machte ihn einen Moment wortlos. „Ich hatte das Verbrechen der Untreue begangen, doch nicht an ihr — sie hatte mich aufgegeben und war spurlos meinen Blicken entschwinden, so drang ich unaufhaltsam vorwärts, über den Leichenhügel meines Weibes empor zum Lord Statthalter von England. Mit meinem Herzen glaubte ich nun im tiefsten Frieden zu leben, da erschien sie plötzlich wieder vor mir in aller ihrer Schöne, als wären die Jahre spurlos an ihr vorübergestreift, und in der alternden Brust brechen die längstvernarbten Wunden auf. Ich muß und will Weib und Bild besitzen.“

„Straffort, so liebst Du dies Weib noch?"

„Ob es Liebe oder Haß ist, weiß ich nicht, Anton, dies brennende Verlangen nach ihrem Besitz. Vielleicht beides. Doch darf mir jetzt die Hand nicht zittern, die das Ruder des Staates lenkt, denn wir steuern durch eine Brandung.“

„Leider haben sich die Zeiten sehr verändert," sagte Van Dyl mit einem Seufzer. „Das lustige Alt-England ist kaum wieder zu erkennen. Der König muß obendrein ganz vergessen haben, daß ein Meister vom Pinsel auch Bedürfnisse hat, die nicht bloß mit Licht und Farben zu befriedigen sind. Versuche es, ihn darüber aufzuklären. Mein Jahrgeloh ist schon seit mehreren Jahren rückständig, und meine Gläubiger lassen sich nicht mit Versprechungen oder einem kühnen Griff in die Staatskasse abfinden.“

„Van Dyl, ich danke Dir, daß Du mir meine Besonnenheit zurückgegeben. Könige und Künstler brauchen stets Geld! Und denn, Straffort wird es Beiden verschaffen.“

„Das neue Parlament wird sich aber nicht so leicht Geld abdringen lassen! Es ist Dir und Lund feindlich gesinnt. Wir werden also wohl darben müssen.“

„Nein, ich breche durch! Habe ich die heißen irischen Schädel zum Gehorsam gebracht, so werde ich nicht vor einem Dutzend Hundköpfen bangen. Beugen sie sich nicht, so gehen sie.“

„Wenn sie aber nicht gehen?"

„Sie werden zahlen und dann gehen, und wenn es in den Tower sein sollte.“

„Der Tower, Freund, ist ein schlechter Aufenthalt; er liegt zu nahe an Towerhill.“

„Es ist eine gute Wiege für unruhige Kinder.“

Straffort blieb vor dem in der Vollendung begriffenen Gemälde der Familie König Karl des Ersten stehen.

„Van Dyl, der Anzug des Prinzen von Wales sieht aus als ob er in Blut gefärbt sei.“

„Der Prinz liebt die rothe Farbe.“

„Weil er noch ein leichtsinniger Bube ist, dem aller

Ernst fehlt. Ach, wie häßlich dieser Jakob ist! Es geht mit den Stuarts zu Ende.“

„Du bist in bitterer Stimmung.“

„Wohl möglich, weil ich alle Fehler durch ein trübes Medium erblicke. Aber was hast Du hier für einen sonderbaren Kopf unter dem Pinsel? Und obendrein einen Rundkopf!“ rief Straffort staunend aus, vor der letzten Arbeit Van Dyks stehen bleibend. „Mir ist als ob ich das Gesicht schon irgendwo gesehen hätte. Es macht einen verzweifelt unheimlichen Eindruck.“

„Gesehen magst Du das Gesicht schon haben, es gehört einem der neuen Parlamentsmitglieder, die Du gezwungen hast in England zu bleiben. Also keinesfalls zu Deinen Freunden. Uebrigens ein scharfmarkirtes Gesicht, an dessen Vollendung ich gehen mußte, weil ich Geld brauche.“

„Und dieser Kopf sicher nichts schuldig bleibt. Also fangen die Rundköpfe an, sich malen zu lassen, seid wir Einigen die Ohren gestutzt. Wir werden also vielleicht nähere Bekanntschaft mit einander machen!“ sagte er zu dem Bilde gewendet. „In dies Parlament sind alle meine Feinde gewählt, damit ich sie mit einem Schlage treffen kann. Aber in welcher Kleidung will sich dies Gesicht malen lassen? Was Du da angefangen, sieht ja nicht aus wie dunkle Armenländertracht dieser Leute!“

„Er will in Reiterrüstung gemalt sein.“

„Zum Fenster, wie kommt ein Rundkopf auf diesen Einfall! Ich möchte ihn wohl darin sehen, um mich wieder einmal herzlich auslachen zu können.“

„Und doch kann der Kopf eine große Bestimmung haben,“ meinte Van Dyk.

„Und wenn es für den Fenster ist. Deine Bilder haben mich so aufgeregt, daß ich nothwendig der Zerstreuung bedarf. Leb wohl, Van Dyk.“

Straffort entfernte sich. In der Nähe der Stadt begegneten ihm zwei Männer, die in eifrigem Gespräch langsam des Weges dahergewandert kamen. Einer von Beiden war der Rundkopf, über den er sich lustig gemacht. Der Lord Statthalter war überrascht, und da die Männer ohne aufzusehen gerade auf ihn zugeritten kamen, so hielt er sein Pferd einen Moment an, um den Mann besser betrachten zu können. Nun blickten jedoch auch die beiden Männer auf, und waren nicht wenig überrascht, den Grafen Straffort vor sich zu sehen. Auch sie brachten ihre Rosse zum Stehen und blickten den Grafen verwundert an, daß es diesen endlich zu verdrießen begann.

„Sir Hampden,“ rief er dem Einen zu sich hochemporrichtend. „Wollt Ihr so gut sein, und mir ein wenig aus dem Wege reiten? Ich denke, an mir ist nichts Absonderliches zu schauen.“

„Lord Statthalter, ich wollte Euch auch nicht den Weg verlegen,“ sagte Hampden und lenkte sein Pferd

zur Seite. Aber Cromwell hielt noch die Mitte der Straße, den Grafen mit einem funkelnden Blicke messend.

„Guter Freund, Ihr scheint viel Zeit übrig zu haben. Wollt Ihr vielleicht dem Lord Statthalter die ihm gebührende Achtung zollen und ihm Platz machen, damit er seines Weges ziehen kann?“

Cromwell warf sein Pferd herum.

„Der Weg ist frei für den Grafen von Straffort! Heute für Euch und morgen für uns!“

5.

König Karl I. hatte soeben den französischen Botschafter entlassen, und war wie es schien nicht in der besten Laune. Er brauchte Geld, viel Geld, seine Kasse gleich dem Wagen Erisichtons, aber das neueinberufene Parlament war ungesügiger als seine aufgelösten Vorgänger und stellte ihm unerwartete Hindernisse in den Weg. Die Zeit des Nachgebens war für den König gekommen, aber er wollte doch vorher kein Mittel unversucht lassen, was ihn dessen überhebe. Nur mit schwerem Herzen war er zur Einberufung eines neuen Parlaments geschritten, aber die Nothwendigkeit zwang ihn dazu und er mußte dem ungestümen Volke endlich diese Concession machen. Dieses Parlament, in der Geschichte unter dem Namen des „langen Parlamentes“ bekannt, war aber ebensowenig zum Nachgeben geneigt und wagte eher das Aeußerste, ehe es nur ein Bota seines guten Rechtes ausgab. Die geheimen Absichten des Königs waren auf die Herstellung einer unbeschränkten Monarchie gerichtet. Straffort wollte, um dies Werk zu fördern, ein stehendes Heer errichten, aber dazu brauchte er eben Geld, viel Geld, und wie der König dies erlangen sollte, ohne seine geheimen Pläne zu verrathen, das wußte er nicht. In seinem Sinnen wurde er durch den Eintritt des Erzbischof von Canterbury, Lund, unterbrochen.

„Lord, ich bedarf Eures Rathes, denn ich befinde mich in der allerschlimmsten Lage. Dieses Parlament stellt mir Bedingungen, die unerhört sind und ich brauche Geld. Ihr habt leider auch durch Euren allzugroßen Eifer in religiösen Dingen beigetragen, daß das Volk so wider mich aufgeregt ist.“

„Majestät, ich that nur meine Pflicht! Ich habe nur das Holz verbrannt, das zum Verbrennen reif war und ich hoffe, daß wir mit Gottes Beistande auch dies Mal den Sieg erringen werden.“

„Erzbischof, Ihr habt einen festeren Glauben als ich. Wißt Ihr auch, daß das Parlament Euch und Straffort alle Schuld der geschehenen Dinge beimißt und Eure Entfernung fordert? Ja, daß es diese Bedingung allen anderen voranstellt?“

„Majestät, ich weiß das und bange dennoch nicht. Reinige ich doch die Herzen für unser großes Werk.“

„Aber Eure Reinigungsmethode will meinen guten Engländern nicht recht gefallen, denn sie erinnert zu sehr an die Zeiten der Maria.“

„Nur die Verstockten bestrafen wir streng.“

„Nicht immer, Erzbischof! Auch mag es dann wohl in Euren Augen der Verstockten sehr viele geben?“

Den Vorwurf, den diese Worte enthielten, machte den Erzbischof stutzen.

„Was soll ich jedoch anfangen,“ fügte der König hinzu, „wenn das Parlament mir Geld verweigert?“

„Majestät, Gewalt gebrauchen.“

„Gewalt? Das Mittel ist abgenützt und obendrein gefährlich jetzt. Ihr müßt mir dies Mal einen besseren Rath geben.“

„Ihr habt die Macht. Und wer die Macht hat, hat auch das Recht.“

„Mylord, es scheint als ob wir uns heute nicht verstanden,“ erwiderte Karl I. mit einem ironischen Beiklange. „Diese Rundköpfe haben keine Furcht vor meiner Macht und setzen mir einen unerhörten Trotz entgegen.“

„Wir wollen ihn mit Gottes Hilfe beugen.“

Ein feines Lächeln umspielte flüchtig des Königs Lippen.

„Ich fürchte, daß er nur zum Brechen geht.“

In diesem Augenblicke trat der Lord Statthalter ein.

„Straffort, habt Ihr Hoffnung, daß es sich zum Guten wenden wird?“ wandte sich der König fragend an diesen. „Mein Vertrauen beginnt zu sinken.“

„Majestät, ich habe die Hoffnung noch niemals verloren. Das Parlament muß gereinigt werden, gewaltfam gereinigt! Die Rädelesführer Hampden, Essex, Pym, Bane, Cromwell verhaftet, dann breche ich durch mit meinem Plane und Englands Krone ist für immer unantastbar. Doch dürfen wir dabei ein wenig Rebellenblut nicht scheuen.“

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) Der Palletot wird wieder das bevorzugte Kleidungsstück, namentlich der kurze, saute-en-barque genannt. Er ist allerdings sehr bequem und für das Land und auf Reisen kann es nichts Besseres geben; in der Stadt freilich sieht der kurze, der nicht länger ist als ein Nachcamisol, weder hübsch noch graciös aus. Der große, von schwarzem Taffet, mit Spitzen oder Soutasch garnirt, verdient weit mehr vorgezogen zu wer-

den, selbst zum Negligé und ist eben so bequem zu tragen.

Den großen Kragen von demselben Stoffe wie das Kleid liebt man zum Ausgehen eben so sehr als den kleinen Palletot. Am besten gefällt er, wenn er von Alpacca ist. Dieser englische Stoff ist ganz ausgezeichnet, er zerbrüht sich nie, ist dauerhaft und doch sehr leicht. Für den Sommer ist er jedenfalls nebst dem Foulard das Beste.

Selbst die Herren werden diesen Sommer auf dem Lande Anzüge von Foulard oder englischem Alpacca tragen. Schon im vorigen Jahre zeigten sich einmal einige Mitglieder des Pariser Jockey-Clubs ganz in violetten Foulard gekleidet: Palletot mit großen Metallknöpfen, die schwarze Chiffern trugen, russische Beinkleider, am Knie durch ein Band von parfümirtem Leder zusammengenommen und lange Gamaschen. Dies Jahr sahen wir mehrere in eben solcher Tracht von Solferino Foulard.

Das Rankin- und Naturellfarbige wird weniger getragen, weil es nicht neu mehr ist.

Die Damen werden vorzugsweise einfarbigen Foulard, mit Soutasch oder seidenen Börtchen tragen, zum Theil auch aus dem Grunde, weil die Herren sich ähnlich kleiden.

Weniger, wir gestehen es, gefällt uns der ganz weiße Anzug der Herren, der Müller-Anzug, wie man ihn mit Recht nennt. Wenn er ganz vollständig sein soll, gehören dazu Schuhe, weiße Gamaschen und ein fast ganz weißer Strohhut.

Die Steine werden neuerdings von den Damen sehr gesucht zu Armbändern und andern Schmucksachen. Am liebsten wählt man sie so, daß sie den Namen der Besitzerin bilden. Heißt eine Dame z. B. Rosalie, so läßt sich ihr Armband zusammensetzen von Rubin, Opal, Saphir, Amethyst, Lapis lazuli, Iris und Email. Diese Mode, die unter den Medici sehr allgemein war und dann nach Frankreich kam, verbreitete sich von neuem sehr schnell. Jeder Bräutigam schenkte gewiß seiner Braut ein solches „sympathisches Armband“, wie sie sonst in Frankreich hießen, während man sie in Italien ein „Geheimniß“ nannte.

Die Strohhüte haben nach immer sehr häufig schwarze Bänder. Die lange Dauer dieser Mode wird allmählig etwas Unerhörtes. Man sieht keinen Anzug, keinen Hut ohne schwarzes Band oder Spitzen. Zu tabeln ist diese Mode freilich nicht, denn Schwarz kleidet bekanntlich außerordentlich gut.

Wir haben von der neuen Mode der seidenen Strümpfe gesprochen. Die feinsten kosten das Paar 50 Fres.; minder feine 35 Fres. Die ebenfalls schon erwähnten gefleckten oder geblühten baumwollenen Strümpfe verkauft man das Paar mit 5 Fres. Man trägt sie mit Stiefelchen oder

Schuhen von grünem, rothem oder violettem Cassian mit ziemlich hohen Absätzen. Diese Fußbekleidung ist vortreflich zu Kleidern von Muslin, Barège oder Foulard.

Sehr beliebt und neu sind die gestickten Shawls in Violett und Schwarz, so wie die von rothem Cashemir, die man mit schwarzer, violetter oder blauer gestrickter Wolle garnirt. Man trägt sie früh, wenn man z. B. ins Bad geht, auf dem Lande wohl auch statt des Balletots.

Die entschiedenste Mode diesen Sommer dürfte die Gleichheit der Farben in den Promenaden- oder Visitenanzügen sein: Kleid, Ueberwurf und Hut genau von derselben Farbe.

Unter den runden Hüten, die noch immer getragen werden, wenn auch nicht so zahlreich wie im vorigen Jahre, ist das Netz unentbehrlich. Die zweckmäßigsten sind die weitmaschigen von außerordentlich feinen Schnürchen mit einer Perle auf jedem Knötchen. Sie halten das Haar fest, ohne es zu verhüllen.

Auch der Gürtel verdient eine besondere Beachtung, zumal er diese Saison von großer Wichtigkeit bei der Toilette ist. Der sogenannte Bebe-Gürtel paßt besonders zu Kleidern von Muslin. Die hübschesten dieser Art sind von breitem Bande mit hellen Blumenbouquets. Indes darf die Breite nicht übertrieben werden, weil sonst die Zierlichkeit der Taille darunter leiden würde.

Auch zu andern Kleidern, selbst denen von hellfarbigem Taffet, ist die Wahl des Gürtels von Wichtigkeit. So rathen wir z. B. zu einem Kleide von lilas oder weißem Taffet einen Gürtel von lilas Taffet mit langen Enden, die mit einem schmalen weißen Gefältel eingefast sind.

Modenblatt N^o 23.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von Seide mit sehr kurzem Schirme und voll ausgepuzt; Kleid von einfarbigem Taffet mit hohem rundem Leibchen und sehr weitem Rocke ohne Auspuß außer dem kleinen Besatz ganz unten am Saume; Balletot von schwarzer Seide mit weißem Besatz, eigenthümlichem Auspuß und ziemlich langen fast schließenden Aermeln; dänische Handschuhe; Taschentuch; Stiefelchen.

2. Grüner Hut mit kurzem Schirme und großem Bart, an der Seite mit weißen Federn, unter dem Schirme mit Blumen ausgepuzt; grüne Bindebänder;

Kleid von einfarbiger Seide mit dem neuen kurzen Leibchen, das hoch hinaufgeht, in der Mitte aber offen ist, mit einer Chemisette und an der Seite reich mit schwarzen Spitzen besetzt; Schweizer-Gürtel von schwarzer Seide, mit Weiß besetzt; halblange und halbweite Aermel, vorn mit schwarzen Spitzen besetzt, welche auch den Auspuß des Rockes unten bilden; ganz kleiner Kragen; geschlossene weite Unterärmel; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

3. Runder Strohhut, schwarz eingefast, vorn eine schwarze Feder, von dieser ausgehend eine sehr lange weiße; einfarbiges Kleid mit etwas ausgeschnittenem rundem Leibchen, das einen schmalen Gürtel mit goldener Schnalle hat, um den Leibchenauschnitt mit einer breiten schwarzen Spitze besetzt; halblange Aermel, die aus zwei Puffen bestehen, unten mit schwarzen Spitzen besetzt; der weite Rock ohne Auspuß; Chemisette mit sehr kleinem Kragen und unter demselben als Cravatte ein kleines schwarzes Spizentuch; geschlossene weite Unterärmel; goldene Armbänder; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Spizenhäubchen mit Auspuß von schmalen grünem Band; Spencerleibchen von dem Kleidstoffe, vorn heraus mit kleinen grünen Bandstückchen garnirt, die von weißen Spitzen eingefast sind, mit halblangen Aermeln, an der Außenseite reich mit grünem Soutasch ausgepuzt; darunter geschlossene Unterärmel, auf die eine kleine grüne Bandruche gesetzt ist; auf dem weiten Rocke eine reiche Garnirung von grünem Soutaschbürtchen; dänische Handschuhe; goldene Armbänder; Schuhe.

Stahlisch N^o 23.

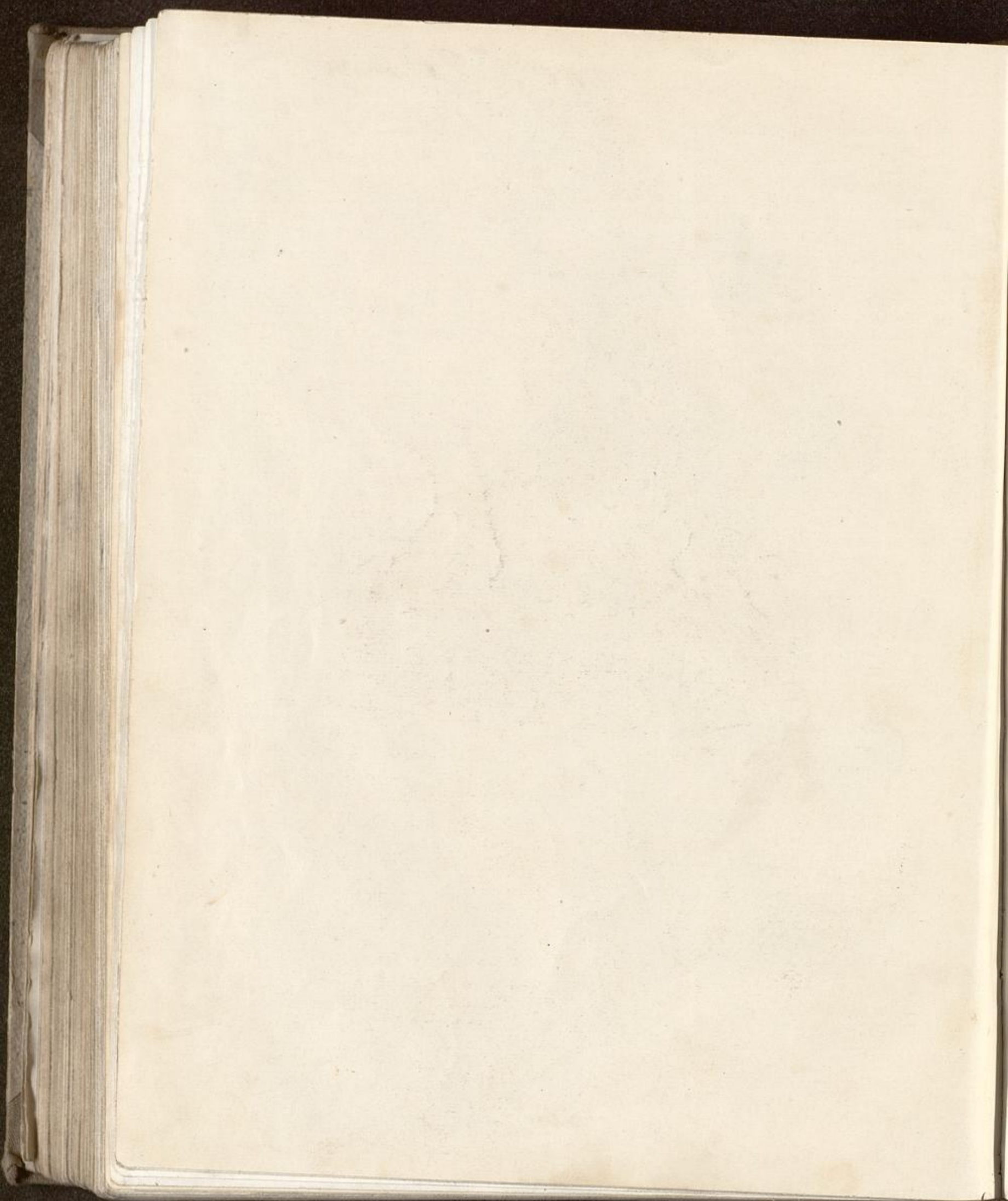
Der französische Minister Baroche.

(Nach einer Photographie.)

Pierre Jules Baroche, geboren 1801, war sonst ein vielbeschäftigter Advocat in Paris, der sich durch sein Rednertalent auszeichnete, durch das er sich auch in der Deputirtenkammer bemerklich machte. Am 22. Februar 1848 unterzeichnete er den Antrag auf Anklage des Ministeriums Guizot. Schon im März 1850 übernahm er das Ministerium des Innern und seitdem hat er die Politik Napoleons III. in allen Phasen derselben vertheidigt. Gegenwärtig ist er Präsident des Staatsraths und Minister ohne Portefeuille. In der letztern Eigenschaft hat er namentlich die Aufgabe, die Regierung in der gesetzgebenden Versammlung und im Senat zu vertreten, d. h. zu vertheidigen.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG



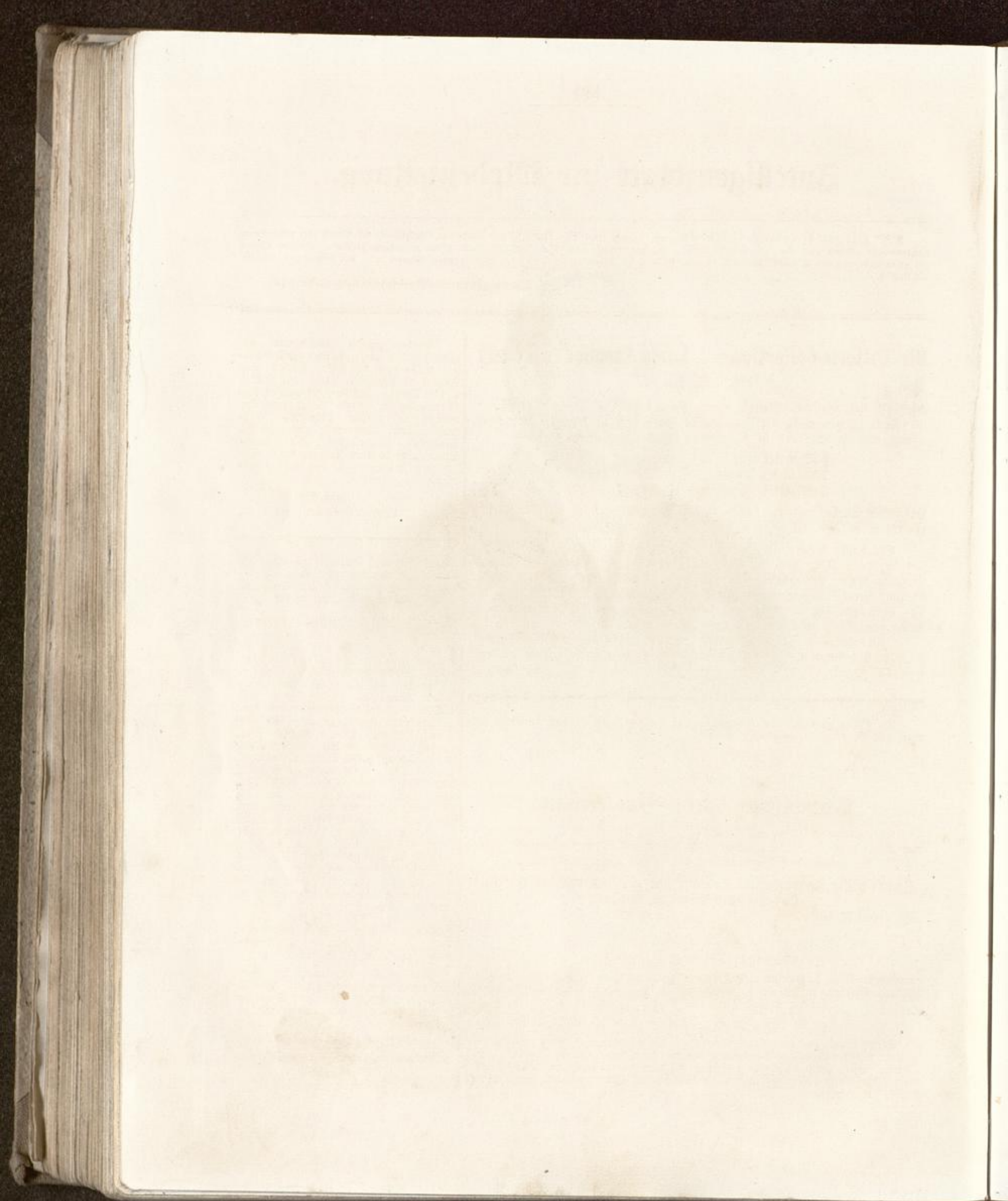


Nach einer Photographie

Grich u. Druck v. Meyer in Leipzig.

Baroche

Verlag v. Baumgärtner Buchh.



Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen $1\frac{1}{2}$ Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und $4\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Die Lotterie-Collection: C. Louis Tauber in Leipzig

Burgstraße No. 1.

empfehlte sich zur 62. Königl. Sächs. Landes-Lotterie, deren 1. Classe am 30. Juni gezogen wird, mit Loosen aller Gattungen zu geneigter Berücksichtigung, und bemerkt, daß sie an größern Gewinnen bis jetzt erhielt:

150,000 Thaler auf No. 17,888 (1859)

150,000 Thaler = = 42,621 (1857)

100,000 Thaler = = 64,232 (1860)

20,000 Thaler auf No. 4541 (1856), **10,000** Thaler auf No. 25,788 (1862) u. c.

Die Loose kosten durch die ganze Lotterie 51 Thlr. pro $\frac{1}{1}$, $25\frac{1}{2}$ Thlr. pro $\frac{1}{2}$, $12\frac{3}{4}$ Thlr. pro $\frac{1}{4}$, $6\frac{5}{12}$ Thlr. pro $\frac{1}{8}$, und werden, bei Franco-Eingang dieser Einsatzbeträge in Vollloosen, welche für alle fünf Classen Geltung haben, außerdem aber gegen eine Anzahlung von 20 Thlr. pro $\frac{1}{1}$, 10 Thlr. pro $\frac{1}{2}$, 5 Thlr. pro $\frac{1}{4}$, $2\frac{1}{2}$ Thlr. pro $\frac{1}{8}$ in Classenloosen, welche von Classe zu Classe erneuert werden, abgelassen.

Zu gewinnen sind: 150,000, 100,000, 80,000, 50,000, 40,000, 30,000, 2 à 20,000, 15,000, 12,000, 4 à 10,000 u. c. Ende der Lotterie 14. October 1862.

In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. G. Gruner's

vollständige

Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierpflanzenzucht, sowie die sämtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von

C. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,

correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues u. c. zu Berlin, sowie der pomolog. Gesellsch. zu Altenburg, Ehrenmitgl. d. prakt. Gartenbaugesellsch. f. Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft u. c.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturistische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

Pariser genähte Taillenbunde mit Schloß à $1\frac{1}{2}$ Thlr., Pariser genähte Corsets à $2\frac{1}{2}$ und $2\frac{1}{2}$ Thlr., Corsets ohne Naht à 25 Ngr., $1\frac{1}{2}$ Thlr., mit Schloß à $1\frac{1}{2}$ Thlr., elastische Morgenleibchen, Unterrockbunde, weiße 6 C. weite, Unterrocke in reicher Auswahl, Mohrhaar- und Moireröcke und Stoffe, Stablröcke, Victoriaröcke, neue Patent-Victoriaröcke in allen Farben, voller Ersatz der Crinolinen à $4\frac{1}{2}$ Thlr., empfiehlt

Carl Netto,

Leipzig, Grimmaische Str. 24.

L Hierdurch empfehle ich meine seit einer Reihe von über 20 Jahren hier bestehende concessionirte Lotterie-Collection zur gef. Entnahme von Loosen der

Königl. Sächs. Landes-Lotterie,

deren Einrichtung den Spielern sehr viel Vortheile gewährt, wie aus dem Plane derselben, welcher gratis zu haben, leicht zu ersehen ist. — Die Hälfte sämtlicher 80,000 Nummern erhält Treffer (also 40,000), die auf 5 Classen vertheilt sind, und worunter Hauptgewinne zu 150,000 Thlr., 100,000 Thlr., 80,000 Thlr., 50,000 Thlr., 40,000 Thlr., 30,000 Thlr., 20,000 Thlr., 15,000 Thlr., 12,000 Thlr., 10,000 Thlr., 8000 Thlr., 6000 Thlr., 5000 Thlr., 4000 Thlr., 3000 Thlr., 2000 Thlr., 1000 Thlr. u. s. w. Die Ziehungen finden stets hier in Leipzig statt, und zwar die der 62. Lotterie: 1. Classe d. 30. Juni, 2. Classe d. 28. Juli, 3. Classe, d. 18. August, 4. Classe d. 8. Sept. 5. Classe vom 29. Sept. bis 14. Oct. 1862. — Wer sich daran betheiligen und Fortuna die Hand bieten will, wolle gef. Antheile gegen Franco-Einsendung der Beträge verlangen. Für jede Classe kostet $\frac{1}{8}$ Loos 1 Thlr. $8\frac{1}{2}$ Ngr. — $\frac{1}{4}$ 2 Thlr. $16\frac{1}{2}$ Ngr. — $\frac{1}{2}$ 5 Thlr. 3 Ngr. — $\frac{1}{1}$ 10 Thlr. 6 Ngr. — Die Verlosung geschieht in alle Gegenden.

Pünktliche Expedition der Loose, prompteste Auszahlung resp. Uebersendung der Gewinne, strengste Discretion in allen Fällen werden im Voraus zugesichert.

C. F. Schmidt,

Buchhändler u. concess. Lotterie-Collecteur in Leipzig.

Herrenoberhemden

weiße hübsche dreifaltige à 1 1/2 Thlr.,
schmalfaltige 1 1/2 und 1 3/4 Thlr., bunte
1 1/2 Thlr., mit Bique-Einsätze à 2 Thlr.,
feine Sommerstrümpfe, Leibjacken, Unter-
beinkleider empfiehlt

Carl Netto,

Leipzig, Grimmaische Str. 24.

Nähmaschinen

für den

Privatgebrauch!

Diese kleinen Nähmaschinen arbei-
ten in der oberen Naht „Stopp“ und
in der unteren „Kettelstich.“ —

Inclusive Verpackung pr. Stück:
4 Thaler Courant. Briefe
und Gelder erbitte ich franco.

Raumburg a. S., im Mai 1862.

Woldemar Paessler,

Fabrikant.

In Baumgärtner's Buchhandlung
in Leipzig ist erschienen und durch alle
Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte Griechenlands

von den ältesten Zeiten bis zur Zer-
störung Korinths

von

Leonhard Schmitz,

Doctor der Philosophie und der Rechte,
Rector der hohen Schule von Edinburgh,
Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissen-
schaften daselbst u. s. w.

Nebst einem Anhange

über die Civilisation, Religion, Literatur
und Kunst der Griechen.

Mit 131 in den Text gedruckten eng-
lischen Holzschnitten und 1 Stahlstich:
Plan von Athen.

gr. 8. Preis 2 Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr.
7 1/2 Ngr.

Dieses Werk erschien 1850 in englischer
Sprache in London und fand so viel Bei-
fall, daß bereits Fünf starke Auflagen
nöthig wurden; wohl die beste Empfehlung
für dasselbe. Bei der vom Herrn Verfasser
selbst besorgten deutschen Original-Ausgabe
haben alle möglichen Verbesserungen statt-
gefunden.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Illustrierte Prachtwerke zu bedeutend herabgesetzten Preisen

bei A. M. Colditz in Leipzig zu haben:

Goethe's Werke in 92 Stahlstichen illustriert. (Ladenpreis 3 Thlr.) für nur 20 Ngr.

Die malerischen Ufer der Saale. Mit 60 Ansichten nach der Natur und 120 Seiten Text. kl. Folio. (9 Thlr.) für nur 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Donau und ihre malerischen Ufer. 4. Mit 75 Prachtstahlstichen und Holzschnitten und 244 Seiten Text von Prof. Wolff in Jena. (8 Thlr.) für nur 2 Thlr.

Die Haus-Chronik. Herausgeg. von Braun und Schneider. Vollständig in zwei Bden. kl. Folio. (Enthaltend: Romantische Erzählungen, Novellen, Geschichtsbilder, Charakterbilder aus der Menschen-, Völker- und Länderkunde u. s. w.) 778 Seiten auf Belin-Papier, glanzvoll mit 146 Pracht-Holzschnitten ausgestattet von den hervorragendsten Münchener Künstlern. (Ladenpr. 8 Thlr.) für nur 2 Thlr.

Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen und Erfindungen auf dem Gebiete der angewandten Naturwissenschaften. 16 eleg. ausgestattete Bände 1861. (Ladenpr. 16 Thlr.) für nur 4 Thlr. 10 Ngr.

Bilder der Zeit. 2 Bde. Fol. 1855 und 1856. Mit über 1000 prachtvollen Illustrationen. (Ladenpreis 8 Thlr.) für nur 2 Thlr.

Album der Bühnen-Costüme mit erläut. Texte von F. Diez. 16 Lief. in 4. Compl. mit vielen prächtig color. Costümbildern. (Ladenpreis 24 Thlr.) für nur 4 Thlr.

Briefe und Gelder werden franco erbeten. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Buchhandlung von A. M. Colditz in Leipzig.

Für die leidende Menschheit. Nicht J. Hoff, sondern H. W. Hoof.

Frage: Was ist eine oft anerkannte Wahrheit? — Antwort: Daß der Gesundheit nicht leicht Etwas zuträglicher ist, als das Lachen — denn dieses erheitert das Gemüth, indem es die trüben Gedanken verstreut und die Grillen vertreibt, bringt das Blut in Bewegung, stärkt die Verdauung und reizt den Appetit. — Frage: Wodurch wird das Lachen gründlich erregt? — Antwort: Durch das so eben unter dem Titel:

H. W. Hoof's aromatischer Anekdoten-Kraft-Extract. Bereitet aus wichtigen Anekdoten, spaßhaften Zeitungsanzeigen, poetischen Anzüglichkeiten, launigen und verärglichen Räthseln, pikanten Zwiegesprächen, heiteren Stammbuchversen, drolligen Grabchriften, Räthseln eigener Art, zeitgemäßen Einfällen und humoristischen Gedankenspielen. In buntem Misch-Masch zu Ruh und Frommen der leidenden Menschheit. 8. 10 Bogen. Gebestet.

in geschmackvoller Ausstattung erschienene Buch, welches für nur 10 Sgr. vom Central-Verlage in Dessau, so dessen Generaldebit übernommen, zu allen Jahreszeiten echt und gefahrlos durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden kann.

Der Herausgeber schmeichelt sich um so mehr mit der Hoffnung, daß sein mit großer Sorgfalt und in der menschenfreundlichsten Absicht bereiteter und zur Befestigung und Erhaltung der Gesundheit, dieses kostbarsten aller Erdengüter, so recht geeigneter Kraft-Extract die wohlverdiente Anerkennung durch allgemeinste Verbreitung finden werde, als sein Gebrauch auch nicht im Entferntesten ein Aufgeben der gewohnten Lebensweise bedingt und im Vergleich mit anderen, rücksichtlich des Erfolgs häufig zweifelhaften Auren einen lächerlich kleinen Geldaufwand erheischt.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Die erste Bitte.

Historische Novelle

von

E. Nissel.

(Fortsetzung.)

„Lord Statthalter, Ihr gehört nicht zu denen, die einen sonderlichen Abscheu vor Menschenblut haben!“ sagte der König und wieder machte sich eine leise ironische Betonung der Worte geltend. „Indeß verspricht Ihr etwas, was uns am Ende selbst die Köpfe kosten kann.“

„Höchstens den meinen,“ versetzte Straffort. „Majestät, Ihr kennt meinen Plan. Gebt mir freie Hand zum Handeln, leiht mir erforderlichen Falles die Macht dazu, und in kurzer Zeit liegt dieser ganze Aufruhr gebändigt zu Euren Füßen.“

„Seid Ihr dessen wirklich so sicher, Graf?“

„Wie meines Lebens,“ antwortete festen Tones Straffort.

„Und Eure Majestät kennt Strafforts Willen,“ fügte Lund hinzu.

„Also zunächst die Auslieferung der genannten Männer fordert Ihr? Gedenkt also den Weg nach Towerhill mit guten Köpfen zu pflastern?“

„Nur wenn es nöthig sein sollte.“

„Und es wird nöthig sein. Nun denn, ich werde noch einmal prüfen und erwägen und Euch morgen meinen Willen kund thun. Wie die Dinge jetzt stehen, müssen wir sehr vorsichtig handeln.“

„Majestät, Ihr werdet das Rechte zu finden wissen,“ sagte salbungsvoll Lund.

Straffort ließ einen langen forschenden Blick auf dem Könige ruhen, denn so war er ihm noch niemals erschienen.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ versetzte er dann. „Das Parlament darf vor allen Dingen keine moralischen Eroberungen machen. Wir müssen unsere Gegner durch List oder durch Gewalt zu Boden werfen. Der letzte Weg ist der sicherste. Jede andere Bahn kann uns ins Verderben führen.“

„Habt keine Sorge. Karl I. weiß, was er zu thun hat. Das Haus der Lords ist mir treu gesinnt, und von heut zu morgen werden wir wohl nichts zu fürchten haben. Mylords, ein frohes Wiedersehen.“

Die beiden höchsten Würdenträger Englands entfernten sich.

Karl I. machte einen raschen Gang durch sein Zimmer.

„Gewalt und immer Gewalt!“ murmelte er. „Es ist ohne Zweifel der kürzeste und mir liebste Weg, aber ich darf ihn noch nicht betreten. Mein Vetter von Frankreich hat mir Milde und Klugheit angerathen. Ich will einmal versuchen, wie weit ich auf diesen Krücken hinken kann, denn allzulange werden sie nicht halten.“

Prinz Rupprecht von der Pfalz kam außergewöhnlich heftig aufgeregt hereingestürmt.

„Was ist Dir begegnet, Vetter?“ fragte der König.

„Die Mission der schlaunen Carlisle ist verunglückt. In dem puritanischen Starrkopfe ist für die weibliche Schönheit kein Sinn.“

„Das dachte ich mir. Pym ist kein Wentworth. Was weiter?“

„Und dann hat das Parlament schier einstimmig den Beschluß gefaßt: den Primas von England und den Lord Statthalter zur Rechenschaft zu ziehen.“

„Schon? Also hat man wirklich die Absicht, Hand an die Rätze meiner Krone zu legen? Bis jetzt hielt ich es nur für eine leere Drohung. Nun, ich hoffe, daß die Sache nicht so schlimm verlaufen wird.“

„Nöthigenfalls treib' ich mit meinen Reitern dies widerspenstige Parlament zu Paaren! Es würde mir ein ganz besonderes Vergnügen gewähren, wenn ich diese frechen Hundköpfe so breit schlagen könnte, daß sie ihren Troß bis zum jüngsten Tage vergäßen.“

„Ereifere Dich nicht allzusehr, Vetter. Wir wollen auch ohne Reiter fertig werden.“

„Willst Du etwa den Rebellen nachgeben?“

„Nein. Reinigen muß ich das Parlament, nach Strafforts Vorschlag; und das, denke ich, wird sich in der Nacht am sichersten thun lassen, da es nun einmal so weit gediehen ist.“

„Und zu dieser Reinigung wirst Du meiner Hilfe bedürfen?“ fragte Rupprecht.

Eine Deputation des Parlaments, bestehend aus Essex, Hollis, Pym und Hampden, beehrte vorgelassen zu werden.

„Da hätten wir ja die Vögel beisammen!“ sagte Karl I. seltsam lächelnd.

„Weise die frechen Gesellen ab!“ rieth der Prinz. „Was willst Du noch mit ihnen unterhandeln!“

„Du kennst meine Engländer nicht, Kupprecht. Es ist besser, ich leihe ihnen Gehör. Vielleicht behalte ich sie dann hier.“

Die Abgeordneten traten ein, und legten in geziemender Ehrfurcht dem Könige den auf Pym's Antrag gefaßten Beschluß, Straffort unter Anklage zu stellen, zur Unterschrift vor.

„Die Sache ist zu wichtig und bedarf reiflicher Erwägung,“ sagte der König. „Morgen werde ich dem Parlamente meine Entscheidung zugehen lassen.“

„Wir haben vom Parlamente die Weisung, nicht ohne Eure bestimmte Willensmeinung zurückzukehren,“ erwiderte ehrfurchtsvoll doch fest Pym.

„Wagt mir das Parlament Vorschriften zu machen in Sachen, die die heiligsten Prärogative meiner Krone betreffen? Das Parlament hat überhaupt mit diesem Beschlusse seine Befugniß überschritten.“

„Nein, Herr König, das hat es nicht,“ versetzte Hampden mit ruhigem Tone. „Die Rätthe der Krone haben die Rechte des Landes verletzt, und es ist des Parlamentes Pflicht, sie dafür zur Rechenschaft zu ziehen.“

„Ei, Sir, von Euch wundere mich diese Sprache nicht! Ihr seid ja stets meiner Regierung abhold gewesen.“ Der Ton, in welchem der König diese Worte sprach, war gereizt. „Aber was würde das Parlament thun, wenn ich mich weigerte, seinen Beschluß gut zu heißen?“

„Dann würde es auch ohne Euren Willen den Verbrecher zur Rechenschaft ziehen,“ antwortete Pym. „Und würde denselben nöthigen Falls auch ohne Eure Erlaubniß strafen.“

„Hoho, das klingt ja schon mehr als kühn!“ brauste Prinz Kupprecht den Abgeordneten drohende Blicke zuschleudernd. „Das ist eine förmliche Drohung!“

„Besser, wir werden am Ende doch Deine Reiter gebrauchen,“ wandte sich der König zu dem Prinzen, „damit sie dem Parlamente meinen Willen und meine Macht zugleich begreiflich machen.“

„Majestät, treibt es nicht zum Aeußersten! Die ganze Stadt ist in hellem Aufstande für das gute Recht Alt-Englands,“ sagte Essex bittenden Tones.

„Die ganze Stadt?“ fragte Karl I. mit Bitterkeit. „Wie wäre es denn, wenn ich die Herren sammt und sonders nach dem Tower bringen ließ, damit sie

Zeit gewinnen, den Uebermuth zu bereuen? Ich denke die gute Stadt würde dann sehr still werden!“

„Das werdet Ihr nicht thun, Majestät!“ versetzte Hollis fest und furchtlos.

„Und warum nicht?“ fragte höhneud Karl I.

„Weil Euch diese daran hindern würden!“ ergänzte Pym durch das Fenster deutend. „Blickt hinaus! Jene geharnischte Schaar getreuer Engländer hat sich dem Parlamente zur Verfügung gestellt. Eure Reiter, Prinz, würden das Uebel nur verschlimmern. Gebt nach, Majestät. Laßt der Gerechtigkeit ihren Lauf und rettet dadurch die heiligen Rechte Eurer Krone, daß Ihr unsere Rechte achtet.“

Der König warf einen funkelnden Blick durch das Fenster, in dessen Nähe er stand und wurde bleich, denn eine große Schaar geharnischter Reiter füllte den Platz vor dem Palaste und blickten erwartungsvoll in drohender Haltung nach dem Fenster empor. Dem Prinzen von der Pfalz entfuhr bei diesem Anblick ein zorniger Ausruf.

Der König schritt nach der entgegengesetzten Seite des Zimmers, und überlegte offenbar, was in dieser kritischen Lage anzufangen sei.

„Kein Nachgeben, Better!“ rief ihm Kupprecht mit zornbebender Stimme zu. „Du bist sonst ein verlorener Mann, und der Glanz Deiner Krone ist auf immer dahin, wenn Du den Rebellen Furcht zeigst.“

„Majestät, gebt so unheilvollen Rathschlägen nicht Gehör, und laßt es nicht zu einer blutigen Entscheidung kommen, damit nicht um einiger Hochverräther willen das Haus Stuart den Thron Alt-Englands verliert!“

„Den Thron Alt-Englands?“ fragte Karl I., und seine Stimme verrieth ein leises Beben, denn zum ersten Male flog eine dunkle Ahnung durch seine Seele. „Ist es schon dahin gekommen, daß mir das Parlament Solches zu bieten wagt?“

„Ja, Majestät, es ist durch Eurer Rätthe Schuld zum Aeußersten gekommen,“ wagte Pym dem Könige zuzurufen. „Wir können nur noch siegen oder mit Ehren unterliegen.“

„Majestät, wir verlangen nichts als Sühne für unsere schwergetränkten Rechte!“ sagte Hampden dringend.

Der König, einsehend daß jede Weigerung jetzt nur vom Uebel sei, beschloß nachzugeben, um zu gelegener Zeit diese Scharte auszuweken. Auch klang die Forderung des Parlamentes loyal, und hatte er nur erst wieder freie Hand, so konnte er ja genügende Rache nehmen. Er wendete sich deshalb mit huldvoller Miene zu den Abgeordneten und sagte:

„Wohlan, wenn Ihr nur dem guten Rechte seinen Lauf lassen wollt, so werde ich Euch willfahren! Aber ich hoffe, daß Ihr nicht Rache nehmen und meine Rechte

fränken wollt, und daß Ihr Euch bereitwillig zeigen werdet, meinen dringendsten Forderungen nachzukommen.“

Er nahm die Schrift, überflog und unterschrieb sie und reichte sie Esfer.

„Es lebe Karl I. und die Freiheit Alt-Englands!“ riefen die Männer sich entfernend und bald rollte dieser Ruf jubelnd durch die Straßen Londons.

„Verflucht sei die Feder,“ sagte Prinz Kupprecht, die von dem Könige zur Unterzeichnung gebrauchte Feder zerstampfend, „die solche Schmach auf Deinen Namen häufte, und vielleicht das Todesurtheil eines treuen Dieners unterschrieb.“

6.

Ban Dyl stand in schwermüthige Betrachtungen versunken vor seinem leztvollendeten Bilde, dem Portrait Cromwells. Er war betrübt bis in die Seele hinein. Seinem Künstlergenius fehlte der Impuls, der ihn sonst in reicher Fülle umwogt, Glanz, Ruhm, Liebe. Der lustige, heitere Sinn war ihm seit seiner letzten Ueberseelung nach Frankreich verloren gegangen. Das rauschende Leben mit den Cavalieren von ehemals war fast verschwunden, und die stolzen Kunden, die sich sonst in diesen Räumen gedrängt, schienen wie gebannt auf ihren einsamen Stammsitzen zu haufen. Dem großen Meister fröhkelte, trotzdem die helle Frühlingssonne durch die Fenster lachte. Der unheimliche pressende Druck, der auf den Gemüthern in England lastete, hatte auch der leicht empfänglichen Künstlerbrust einen reichlichen Antheil verliehen. Sein heftigster Schmerz war, daß er entbehren mußte und daß ihm nichts mehr gelingen wollte. Er war zu stolz, um seine hohen Schuldner zu erinnern und Wohlthun war ihm Bedürfnis. Gar manches edle Kleinod war ihm schon aus den Händen gerollt, und doch hatte er für die Zukunft wenig zu hoffen, da den Himmel der Gegenwart düstere Wetterwolken verhingen. Nebenbei nagte ihm aber auch jene Krankheit am Lebensmarke, für die es nur in seltenen Fällen Rettung giebt. Er war heute trüber denn je gestimmt, und würde seinen düsteren Gedanken noch lange Audienz ertheilt haben, wenn ihn nicht klirrende Tritte im Vorzimmer aufgeschreckt hätten. Ein lichter Strahl überflog seine Züge als er den Lord Statthalter eintreten sah, und freudig aufathmend schritt er ihm entgegen. Straffort war aufgeregt, ja sogar übermüthig lustig.

„Ei, was ist denn unserem großen Meister in die Glieder geschlagen? Siehst Du doch aus als ob Dir das Allerliebste auf der Welt verloren gegangen sei.“

„Beinahe hast Du es errathen, Straffort. Und deshalb habe ich auch Ursache zur Traurigkeit.“

„Die Lust kehrt mit der Kraft und der Genuß mit der Lust wieder. Thue darum Deine Schwermüth ab.

Bin ich denn kopfhängerisch? Und doch wird gerade mir der Kopf schwer genug gemacht. Aber dafür stehe ich am Staatsruder. Die Goldquellen werden bald wieder fließen und Meister Van Dyl braucht nicht mehr zu darben. Komm, laß uns einen Gang ins Freie thun. Der Tag ist sonnig und schön und es wird uns Beiden Zerstreuung bieten. Eine Fahrt durch den Mastenwald der Themse ist die beste Medicin für Stubenhocker.“

„Der Leibarzt des Königs hat mir Ruhe verordnet, und ich fühle mich auch heute selbst zur leichtesten Körperanstrengung zu matt. Die jüngste Vergangenheit hat sich wie ein ungeheures Gewicht auf meine Seele gelagert und verdirbt mir die Freude an Kunst und Leben. Dies Bild hier,“ fügte Van Dyl auf das Brustbild Cromwells deutend hinzu: „ist mein leztes.“

„Thorheit ohne Ende! Aber bei Gott, der Rundkopf sieht wirklich stattlich genug aus. Er hat sogar etwas Imponirendes und ein Schimmer von Hoheit blüht aus diesen Augen. Du hast dabei des Guten zuviel gethan, Anton, und wenn dies Bild wirklich Dein leztes wäre, dann muß der Mann eine ganz absonderliche Bestimmung haben, und es ist mir nur lieb, daß ich ihm den Weg in die neue Welt verlegt habe. Doch fehlt es Dir nur an Bewegung. Dein Blut ist zu träge, wir müssen es wieder in Fluß bringen.“

„Wenn Dir der Versuch gelingt, will ich Dir sehr dankbar sein. Aber ich fürchte, es ist zu spät damit.“

„Meinst Du in Wahrheit, daß der Sand Deiner Lebensuhr dem Verrinnen nahe sei? Wenn Du ein liebes Mädchen wärest, wollte ich es gelten lassen, so verdienst Du tüchtig gescholten zu werden. Jedoch was hast Du hiezu gemacht?“ sagte Straffort vor seinem Bilde stehen bleibend mit sonderbarer Betonung. „Was soll der rothe Strich um meinen Hals? Beim Himmel, als ob der Hentler das Maß zu seiner Arbeit genommen hätte!“

Ban Dyl trat an das Bild des Lord Statthalters und betrachtete es genau; es lief richtig eine feine rothe Linie um den Hals desselben.

„Es ist weiter nichts als ein Bißchen Rothstift. Entweder ein Versehen, oder ein loser Streich, den einer meiner Böglinge dem anderen gespielt hat.“

„Und hat sich dazu meinen Hals ausgesucht! Wäre ich abergläubig, so würde ich sagen, es sei ein böses Omen; aber die Waffe ist mir zu harmlos. Doch möchte ich wohl den Thäter kennen lernen, um den Grund dieses Frevels zu erfahren.“

Straffort durchmaß einige Male raschen Schrittes den Raum des Zimmers, um eine leichte Aufregung niederzukämpfen, indeß Ban Dyl nach einer Glocke griff und schellte.

„Rufe mir den Bernhard,“ sagte er zu dem eintretenden Diener, worauf sich dieser wieder entfernte. „Dieser

deutsche Tränmer hat an der Gewandung des Bildes gemalt, und wird wohl das Versehen gemacht haben, denn seine Gedanken schweiften oft auf ganz anderen Dingen herum, als auf seinen Bildern.“

Ein hochaufgeschossener Blondkopf trat ein.

„Betrachte Dir einmal das Bild hier genau. Was ist damit vorgegangen?“ fragte Van Dyl.

Bernhard zuckte zusammen als er den feinen rothen Strich erblickte.

„Herr Ritter, das ist mir unbegreiflich!“ stotterte er. „Außer mir ist Niemand hier gewesen.“

„Jedenfalls hat eine unsichtbare Hand den Frevler begangen,“ spottete Straffort.

„Also war Niemand hier, während ich mich bei dem Leibarzt des Königs befand?“

„Nur ein Herr Pym, der sich nach dem Lord Statthalter erkundigte.“

„Es ist das erste Mal, daß sich der Tiger nach dem Löwen erkundigt. Das Strichräthsel ist gelöst! Doch that Pym nur an meinem Bilde, was ihm in Wirklichkeit geschehen könnte.“

Der Page meldete einen Mann, der dem Grafen Wichtiges mitzutheilen habe.

„Herein mit ihm!“ sagte barsch Straffort. „Was soll ich heute noch Wichtiges vernehmen?“

Der Page entfernte sich, um im nächsten Augenblicke einem Manne die Thür zu öffnen, der schier athemlos von angestrengtem Ritte war. Straffort trat ihm entgegen.

„Was bringt Ihr, Sir? Und noch dazu in solcher Hast?“

„Lord Statthalter,“ keuchte der Gefragte, „das Parlament hat einen Beschluß gefaßt, Euch unter Anklage zu stellen.“

„Nun und was weiter?“ versetzte kaltblütig Straffort. „Zu dieser Nachricht hättet Ihr der Eile nicht bedurft, denn ich habe den Beschluß erwartet, wenn auch nicht heute.“

„Lord Statthalter, ich komme in höherem Auftrage. Die ganze Stadt ist in Aufruhr. Die Bürger der City stehen in Waffen, denn der König soll gezwungen werden, dem Beschlusse sofort Gesetzeskraft zu verleihen.“

„Die ehrsamten Bürger der City wird Prinz Ruprecht mit seinen Reitern schon beruhigen. Euch, Sir, danke ich jedoch für die Nachricht. Sie ist wohl wichtig, aber nicht gefährlich für mich.“

„Mylord, die Reiter des Prinzen von der Pfalz würden das Uebel nur vergrößern, denn eine große Schaar Geharnischter unter der Führung zweier Parlamentsmitglieder, Sir John Hampden und Sir Oliver Cromwell, ist plötzlich in London erschienen und hat sich dem Parlamente zur Verfügung gestellt.“

„Das sieht ja aufs Haar einer wohlvorbereiteten Ueberraschung ähnlich!“ sagte Straffort.

„D rette Dich, weil es noch Zeit ist,“ bat Van Dyl. „Ergreife Maßregeln zum Schutze!“

„Das will ich, Anton. Indes geht Deine Besorgniß zu weit, denn ich kenne meine Londoner Ratten. Wenn sie sehen, daß man sie ernstlich fassen will, kriechen sie in ihre Schlupfwinkel zurück. Die Krankheit ist endlich zur Krisis getrieben und zur That. Entweder wir heilen sie, oder wir sterben daran.“

„Noch einmal, Mylord, laßt Euch warnen. Die Gemeinen haben Böses im Schilde, und der König muß Euch am Ende Preis geben.“

„Er muß? Das sieht Karl I. nicht ähnlich, wenn ich auch sonst die Dankbarkeit der Könige nicht hochschätze.“

„Er opfert Euch, um sich zu retten! Beherzigt darum meine Warnung, weil es Zeit ist.“

Straffort fuhr mit der Hand nach dem Herzen als ob er da einen Schmerz empfindet; dann winkte er ungeduldig dem Warner sich zu entfernen. Zögernd gehorchte dieser dem gebietenden Winke.

„Das ist seltsam, Van Dyl, seltsam! Fast hätte mir der Mann ein der Besorgniß verwandtes Gefühl eingestößt. Von einem Beschlusse bis zur That ist jedoch ein weiter Sprung, und inmitten stehen wir und gebieten Halt. Vorüber!“ Er strich sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er da etwas hinwegwischen. „Laß Dichs nicht anfechten, Anton. Es giebt Bestimmungen, denen nicht auszuweichen ist. Ein Glas Wein und dann ein Gang ins Freie werden mir die nöthige Ruhe wiedergeben.“

„Straffort, warum zögerst Du Dich zu retten? Mir schleicht eine bange Ahnung durch die Seele. Wenn Dich nun der König doch opferte?“

„Man opfert die Hand nur, wenn man den Leib dadurch retten kann. Blonder Tölpel,“ wandte sich Straffort zu Bernhard, der mit der Metouche seines Bildes beschäftigt war. „Geh, und hole Wein! Der echte Künstler und der echte Staatsmann bedürfen oft der Anregung. Vorwärts.“

Dem Winke Van Dyls gehorchend, entfernte sich Bernhard, und bald erschien ein Diener mit dem Verlangten.

Straffort stürzte rasch einen Becher des feurigen Burgunders hinab.

„Heute jubeln sie und morgen wir! Noch eine Spanne Raum und Karl I. ist unumschränkter Herrscher der drei vereinigten Königreiche. Und diese rebellischen Hundköpfe sollen noch kürzer geschoren werden, und nicht bloß die Ohren, sondern den Kopf dazu verlieren.“

Das Antlitz des Lord Statthalters zeigte bei diesen Worten das Gepräge der Grausamkeit.

Die Gräfin von Carlisle wurde angemeldet und folgte dem Diener auf dem Fuße.

„Luch Percy, Ihr bringt mir Glück!“ rief Straffort der Eintretenden entgegen.

„Straffort, ich bin keine Glücksverkünderin mehr, heute am wenigsten.“

„Dieser feierliche Ton, Luch, was hat er zu bedeuten?“

„Er ist das Echo eines Todesurtheils,“ antwortete sie mit dumpfer Stimme.

„Aber nicht der Ton Eures Herzens?“

„Meines Herzens? Ihr erinnert mich zur rechten Zeit daran, daß mein Herz eine Quelle des Unheils für mich und Andere gewesen.“

„Ihr glaubt nicht an das, was Ihr da sagt.“

„Gewiß, Straffort! Und dennoch hat mein Herz fast nie allein im Dienste eigener Neigung gestanden.“

„Das ist unmöglich, wenn es nicht teuflisch sein soll, Luch.“

„O nein. Als ich es zum ersten Male verschenkte, war es an einen Mann aus dem Volke, der mir dafür gelobte, seine ganze Kraft und sein Talent seinem König zu weihen.“

„Und hat er nicht Wort gehalten?“

„Er hat Wort gehalten, aber um dies zu können brach er zwei Herzen, wurde er —“

„Gräfin, Ihr seid entsetzlich!“ fiel ihr Straffort heftig ins Wort.

„Ihr seid jetzt ein so verlornere Mann als ich damals ein verlorenes Weib zu sein wähnte, denn mir war nur die schmerzliche Erinnerung, daß ich betrogen sei, geblieben. Aber mein Herz blieb nicht leer, und, seltsam genug, war es wieder ein Mann aus dem Volke, dem ich meine Neigung schenkte und ihn an den König zu fesseln hoffte. Als ich Euch bat, ein Gesetz zu erlassen, welches die Auswanderung verbiete, geschah es nur, um ihn an diesen Boden zu ketten.“

„Unglückselige, so liebtet Ihr doch Pym?“

„Ja, Straffort, er sollte dem Könige den Thomas Wentworth ersetzen, aber er stieß mich von sich, er erhöhte mein Gefühl. — Und meine erste Bitte an Euch schloß eine Schuld in sich, die sich fürchterlich an mir rächt und deren Erfüllung auch Euch mit in das Verderben reißt, denn unsere Feinde triumphiren. Im Begriff England zu verlassen, komme ich Euch zuvor mein Wort zu lösen. Ihr seid wieder was Ihr einst wart, der schlichte Thomas Wentworth! Dies ist Luch Percys Bild,“ sagte sie auf ihr Portrait deutend. „Nehmt es und flieht damit so schnell Ihr könnt, denn bald dürft es zu spät sein.“

(Schluß folgt.)

Modenbericht.

Die Frühjahrsstoffe sind durch die Sommerstoffe noch nicht ganz beseitigt. Man sieht noch Moire und Taffet, bald mit schirnten Blumenbouquets, bald der Länge nach mit drei Seidenstreifen von der Breite zweier Finger, von welchen Streifen der mittlere weiß moirirt ist, während die andern grün sind.

Aber alles dies wird nun bald vorübergehen und der Herrschaft der Musline, Barèges und Gazen weichen. Ganz besondere Gunst verdient der Seidenmuslin, der sich ganz außerordentlich für die weibliche Eleganz eignet. Wir empfehlen folgenden Anzug: Kleid von weißgrundigem Seidenmuslin mit einzelnen kleinen Bouquets, in welchen das Kirschroth vorherrscht. Unten auf dem Rocke drei kleine geglättete Volants, über denen ein schmales kirschrothes Band hinläuft. Diese drei Volants gehen vorn an der linken Seite draperieartig herauf und scheinen durch breite weiße Bouquetbänder gehalten zu werden, welche den Gürtel endigen und bis an den ersten Volant herunterreichen. Das auf dem Rücken sehr hohe Leibchen ist mit drei kleinen Garnirungen an der herzförmigen Oeffnung vorn herum versehen, die übereinandergehen und wie ein Fichu oder Busentuch aussehen. Die Ärmel sind weit, eben so garnirt und die dreifache Garnirung hinten durch ein Band aufgenommen, das von einer Schleife an der Achsel ausgeht.

Ein anderes seidenes Kleid sieht auch sehr elegant aus. Es hat Blätterbouquets in schönem nuancirtem Grün und unten auf dem Rocke eine breite Kuche mit doppelter grüner Einfassung oben. Diese Kuche läuft vorn an jeder Seite bis zur Kniegegend hinauf und dazwischen befindet sich eine dicke grüne Bandrosette. Das Leibchen ist zugleich hoch und halbausgeschnitten, knapp, zugeknöpft und mit zwei Schneppen. Eine mit grünem Taffet eingefasste Kuche garnirt es. Sehr leicht ist es hoch zu machen. Man giebt ihm dann eine Pelierine, welche die Schultern gut umfaßt, etwas tiefer als der Ausschnitt geht und ebenfalls garnirt ist. Die Pelierine hält unten eine große Rosette. Die Ärmel sind blos große Glocken mit entsprechender Garnirung.

Um unsere letzten Mittheilungen über die Anzüge auf dem Lande zu vervollständigen, theilen wir mit, daß der Piqué zu diesem Zwecke sehr benutzt werden wird, besonders in Maisfarbig, Rankinfarbig und Weiß. Man wird die Kleider hauptsächlich soutachiren und zwar in Weiß oder Schwarz. Sehr hübsch ist auch eine Verbindung beider.

Der beliebteste Hut für das Land ist der runde mit schmalen Rändern, fast ganz einem Herrenhute gleich. Der Ausputz ist verschieden, im Ganzen aber muß sich vorn ein dicker Busch bisweilen von Blumen, bisweilen

von Federn, aber zu Kugeln zusammenrollt, befinden. Man hat solche Hüte von italienischem Stroh mit einem Federbüschel vorn, von welchem eine duftige Scharpe von schwarzem Blondentülle ausgeht, die hinten zusammengeschlungen wird und deren Enden auf die Achseln fallen. Der Federbüschel kann auch durch eine Rose ersetzt werden.

In der Stadt trägt man viele Hüte von schwarzem Pferdehaar mit Bart von blauem Band, das mit Blonde garnirt ist und mit einer Rolle auf dem Schirme, die an der linken Seite unter einem großen Büschel Kapuzinernellen gehalten wird, der sich nach unten umschlägt, vermischt mit schwarzen Spitzen.

Modenblatt N^o 24.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Herrenanzug nach der neuesten Mode, wie er in den letzten Berichten aus Paris bereits geschildert worden ist.

2. Runder Strohhut mit Ausputz von schwarzen Spitzen; Netz mit Bandgarnitur; Kleid von indischer Popeline mit rundem Leibchen, oben in der Mitte etwas ausgeschnitten und halblange Ärmel, die in der Mitte zusammengenommen sind, so daß zwei Bausche entstehen, unten am Ende mit einer bunten Blumenguirlande, wie sie sich auf dem Rocke in ansehnlicher Größe zwischen zwei Bändern befindet; sehr hübscher Fichu; Halsbändchen mit einem goldenen Kreuz; Spitzen-Unterärmel; dänische Handschuhe und schmale goldene Armbänder; Schuhe.

3. Sehr kurzschirmiger schwarzer Hut mit sehr vollem Ausputz mit Blumen, Spitzen und blauem Band; breite blaue Bindebänder; Kleid von Taffet mit hohem rundem Leibchen und schmalem Gürtel mit Schnalle; lange weite Ärmel in eigenthümlichem Schnitte; auf dem weiten Rocke unten drei draperieartige schmale Volants in kleinen Falten und über denselben ein breiterer von schwarzen Spitzen; Pelerine von eben solchen schwarzen Spitzen; schwarze Spitzen-Manschetten; dänische Handschuhe; kein Armband; Stiefelchen.

4. Weißseidener Hut mit kurzem Schirm und vollem Ausputz von Blumen und Aehren unter und über dem Schirme; weiße Bindebänder; Kleid von farbigem Foulard mit hohem rundem sehr knappem Leibchen ohne allen Ausputz; halblange Ärmel, an der Außenseite in der Länge herunter mit kleinen Volants und auf diesen mit Spitzenborte in Weiß und Schwarz garnirt; auf dem weiten Rocke zwei Volants, von denen der eine am

Saume rund herum sich zieht, während der zweite vorn an der Seite des Rockes zu der Taille hinaufgeht. Beide in der Mitte mit der schon genannten Spitzenborte belegt; neuer schöner Grenadine-Shawl in Weiß mit breiter Stiderei an der Seite, neben welcher sich rundherum schwarze Spitzenstreifen ziehen und auf welchen große Rosetten von schwarzen Spitzen liegen; ganz kleiner gestickter Kragen; geschlossene weiße Unterärmel; Glacehandschuhe ohne Armbänder; Stiefelchen.

Stahlstich N^o 24.

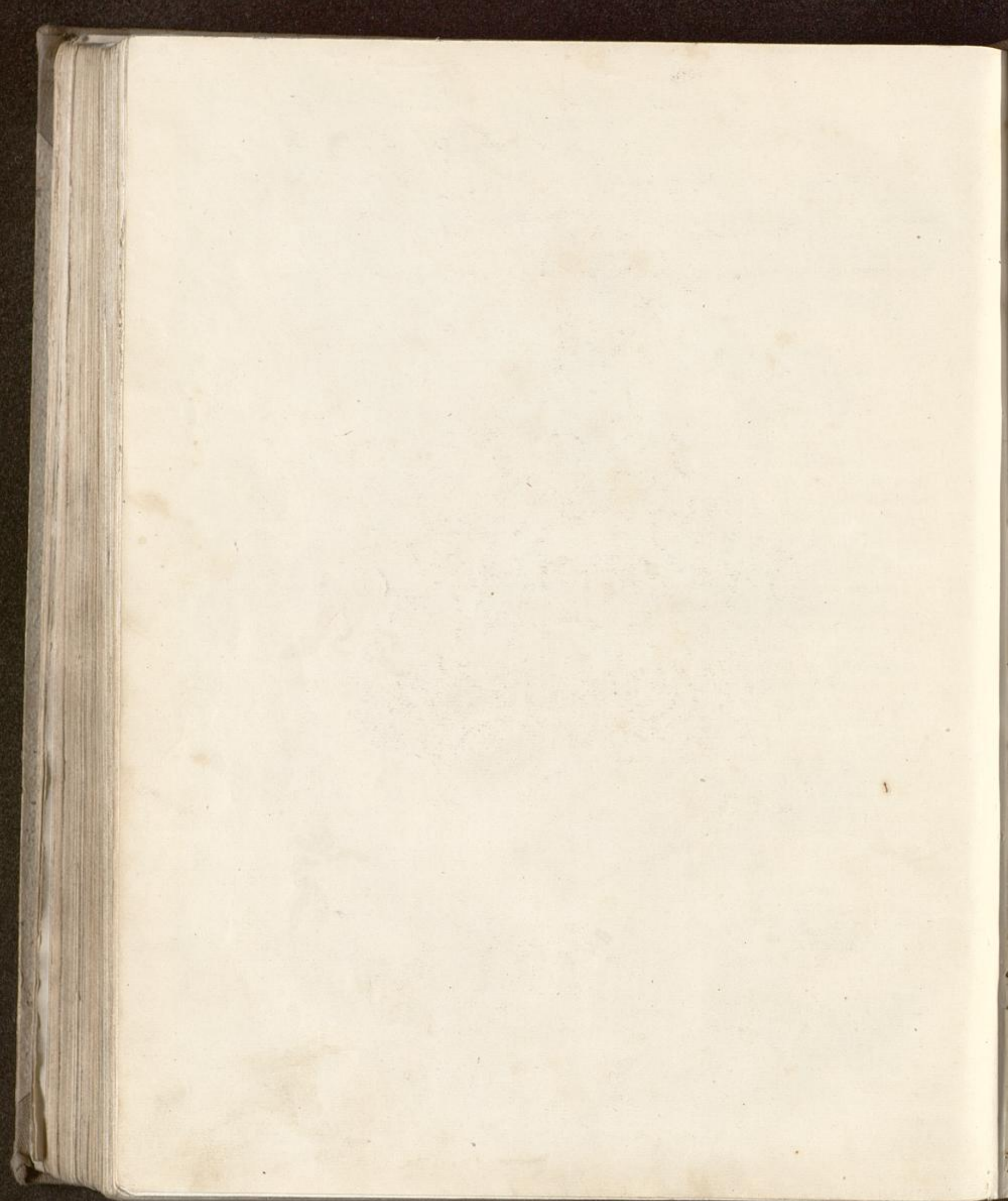
Amélie Bidó.

(Nach einer Photographie.)

Die junge Geigenvirtuosin, welche wir unseren Lesern im Conterfei vorführen, ist eine geborene Ungarin, wurde aber in Wien erzogen. Sie ist die Tochter eines kunstliebenden k. k. Beamten, welcher, lange bevor ihm die kleine Amélie geboren wurde, die Geschwister Milanollo mit Enthusiasmus gehört und sich dabei das Gelübniß auferlegt hatte, eins seiner künftigen Kinder womöglich der Kunst sich widmen zu lassen. Mit fünf Jahren bekam die Kleine die erste Violine, eine Kindergeige, als Weihnachtsgeschenk zu Händen. Die Anleitung des Vaters und ihre angeborene Liebe zur Kunst brachten es dahin, daß die kleine Geigerin in kurzer Zeit die besten Fortschritte machte und auf der Grager Musikschule, welche sie als achtjähriges Mädchen besuchte, binnen weniger denn Jahresfrist die erste Censur erhielt. Von Gratz kam sie nach Prag in die Schule des Professor Mildner. 1853 wurde der Vater nach Wien versetzt, und hier gelang es ihr, den siebenundsechzigjährigen Mayseder zu bewegen, sie als vielleicht letzte Schülerin anzunehmen. 1857 im Mai, gleich nach Vollendung ihrer Studien bei diesem Meister, besuchte sie noch das Brüsseler Conservatorium und blieb daselbst zwei Jahre. Die Schülerin Hubert Leonards erhielt bei ihrem Abgange neben drei anderen angehenden Künstlern den silbernen Lorbeerkranz als Zeichen des ersten Preises. Von nun an beginnen ihre Kunstreisen in Süd- und Norddeutschland, in der Schweiz, Holland, Dänemark, Schweden und Finnland. Ihr Auftreten in Paris, auf dem westphälischen Musikfeste, im Leipziger Gewandhausconcerte, in Berlin begründete am Meisten ihren Ruf, und die Kritiken eines Berlioz, Fiorentino in Paris, eines Kossak in Berlin, Professor Bischoff in Cöln, das Urtheil des Concertmeister David in Leipzig verheißen ihr eine außerordentliche Zukunft.



ALLGEMEINE MODEZEITUNG





Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Weyer in Leipzig

Amalie Bido.

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.

Intelligenzblatt zur Wochenzeitung.

Die Lotterie-Collection: C. Louis Taeuber in Leipzig

Burgstraße No. 1.

empfehlte sich zur 62. Königl. Sächs. Landes-Lotterie, deren 1. Classe am 30. Juni gezogen wird, mit Loosen aller Gattungen zu geneigter Berücksichtigung, und bemerkt, daß sie an größern Gewinnen bis jetzt erhielt:

150,000 Thaler auf No. 17,888 (1859)

150,000 Thaler = = 42,621 (1857)

100,000 Thaler = = 64,232 (1860)

20,000 Thaler auf No. 4541 (1856), **10,000** Thaler auf No. 25,788 (1862) u. u.

Die Loose kosten durch die ganze Lotterie 51 Thlr. pro $\frac{1}{1}$, 25 $\frac{1}{2}$ Thlr. pro $\frac{1}{2}$, 12 $\frac{3}{4}$ Thlr. pro $\frac{1}{4}$, 6 $\frac{5}{12}$ Thlr. pro $\frac{1}{8}$, und werden, bei Franco-Eingang dieser Einsatzbeträge in Vollloosen, welche für alle fünf Classen Geltung haben, außerdem aber gegen eine Anzahlung von 20 Thlr. pro $\frac{1}{1}$, 10 Thlr. pro $\frac{1}{2}$, 5 Thlr. pro $\frac{1}{4}$, 2 $\frac{1}{2}$ Thlr. pro $\frac{1}{8}$ in Classenloosen, welche von Classe zu Classe erneuert werden, abgelassen.

Zu gewinnen sind: 150,000, 100,000, 80,000, 50,000, 40,000, 30,000, 2 à 20,000, 15,000, 12,000, 4 à 10,000 u. u. Ende der Lotterie 14. October 1862.

August Kind in Leipzig (Hôtel de Saxe)

hält sich zu der genehmigten und garantirten 62. K. Sächs. Landes-Lotterie — Ziehung und Sitz der Direction in Leipzig — hiermit bestens empfohlen.

Diese Lotterie, bei welcher das Verhältniss der Gewinne zu der Loos-Zahl netto wie 1 zu 2 ist, bietet an Gewinnen in nachstehenden 5 Ziehungen:

30. Juni 1862.	1	1	1	2	15	30	100	155	2695	Mal.
	10,000,	5000,	2000,	1000,	400,	200,	100,	40,	25	Thlr.
28. Juli 1862.	1	1	1	2	15	30	100	155	2695	Mal.
	12,000,	6000,	3000,	1000,	400,	200,	100,	50,	40	Thlr.
18. Aug. 1862.	1	1	1	1	2	15	45	135	2799	Mal.
	15,000,	8000,	4000,	2000,	1000,	400,	200,	100,	50	Thlr.
8. Sept. 1862.	1	1	1	1	2	15	45	135	2799	Mal.
	20,000,	10,000,	5000,	2000,	1000,	400,	200,	100,	65	Thlr.
29. Sept. bis	1	1	1	1	1	1	1	1	2	Mal.
4. Oct. 1862.	150,000,	100,000,	80,000,	50,000,	40,000,	30,000,	20,000,	10,000	Thlr.	
	15	30	300	400	500	1500	25246	Mal		
	5000,	2000,	1000,	400,	200,	100,	65	Thlr.		

Die Einlage ist für $\frac{1}{1}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$ Loos (Voll-Loos) gültig für alle 5 Ziehungen.
51, 25 $\frac{1}{2}$, 12 $\frac{3}{4}$, 6 $\frac{5}{12}$ Thlr.

Die Gewinn-Auszahlungen geschehen im 30 Thlr.-F. zu Leipzig nach der Ziehung gegen Rückgabe der Loose, abzüglich der planmässigen 15 $\frac{1}{2}$ % innerhalb 3 Monat. Auf Wunsch der Gewinner werden die Beträge auf deren Kosten und Gefahr auch nach jedem Bestimmungsort übermittelt.

Im Gewinnfalle eines Looses in der ersten Ziehung am 16. Dec. 1861, 20. Jan., 24. Feb., 31. März 1862. werden für die späteren Ziehungen, bei welchen es dann ausgeschossen bleibt, 10 Thlr. pro $\frac{1}{1}$ Loos bei der Gewinn-Auszahlung von der Einlage wieder retour gewährt.

Alle mir zugehenden Loos-Bestellungen unter Beifügung des Betrags werden prompt ausgeführt und dabei

15 Pl. St.	15 Frs.	7 $\frac{5}{12}$ Fl.	3 $\frac{1}{2}$ Fl.	3 Doll.	90 S.-R.	8 Schw. Rdr.	4 Dän. Rdr.
für 100 Thlr.	4 Thlr.	4 Thlr.	2 Thlr.	4 Thlr.	87 Thlr.	3 Thlr.	3 Thlr.

etwas mehr oder weniger angenommen; alle übrigen Geldsorten zum bestmöglichen Cours. Eine Liste sende ich jedem Theilnehmer.

Noch sei erwähnt, dass in meine concessionirte Collection folgende Haupt-Gewinne bis Ende 1861 gefallen sind:

3	2	6	1	5	1	1	2	10	2	31	Mal.
150,000,	100,000,	50,000,	40,000,	30,000,	20,000,	15,000,	12,000,	10,000,	8000,	5000	Thlr.

Seit 1. Januar 1862: 2 1 4 Mal.

20,000, 10,000, 5000 Thlr.

Bandwurm

beseitigt (auch brieflich) in 2 Stunden gefahrlos und sicher Dr. Ernst in Rudolfsburg (Leipzig).

Der Pianist,

oder theoretisch-praktisches Handbuch für Musiker, mit besonderer Rücksicht auf Dilettanten, von G. Schilling. 2. Auflage. Hoch 4. 396 Seiten geb. Preis 1 Thlr. 2 $\frac{1}{2}$ Sgr. Verlag der Sorge'schen Buchhandlung. Osterode.

Da das in Rede stehende Werk seiner ausgezeichneten Vorzüge wegen sowohl in der Theorie, als auch in der Praxis unzählige Werke dieser Art weit überstrahlt, indem in ihm der ganze Umfang der Musik bis in die kleinsten Details in einer Weise vertreten ist, die man in vielen andern Werken schmerzlich vermisst, so fühlen wir uns nothgedrungen, den „Pianisten“ allen Musikern zum Nachschlagen, und den Dilettanten zum Studium aus voller Seele zu empfehlen.

In der A. Sorge'schen Buchhandlung in Osterode a. Harz ist erschienen:

Brodmann, Dr. G. S.,

die Kuranstalt zu Grund am Harze, (Fichtelnadelbad) nach ihrer therapeutischen Bedeutung. Geh. 10 Sgr.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dreihundertfünfundschzig Deutsche Trinklieder

von einhundertfünzig Dichtern

herausgegeben von E. M. Oettinger. Zweite Stereotypausgabe. 8. broch. 12 Sgr.

Prato, süddeutsche Küche. 3. Auflage.

Sieben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die süddeutsche Küche auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte mit Berücksichtigung des Thee's, für Anfängerinnen, so wie für praktische Köchinnen, zusammengestellt von Katharina Prato.

Dritte bedeutend vermehrte, verbesserte Auflage. — Gr. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Sehr eleg. geb. in englischen Calico 1 Thlr. 20 Sgr.

Kaum drei Jahre sind verlossen, seitdem die erste Auflage dieses Buches erschien, und schon ist in Folge der Anerkennung, welche dasselbe überall, wo es bekannt wurde, gefunden, und der Beliebtheit, welcher es sich bereits allgemein erfreut, die dritte Auflage nöthig geworden.

Auch diese ist wieder sorgfältig durchgesehen und vielfach vermehrt und verbessert, daher wir dieselbe allen Hausfrauen und denen, die es werden wollen, auf das wärmste empfehlen können. — Es enthält einen wahren Schatz leicht faßlicher Recepte, welche sämmtlich die Probe glänzend bestanden, und in den Stand setzen, mit vergleichsweise geringsten Kosten einen höchst schmackhaften und doch an Abwechslung reichen Tisch zu führen.

Ausführliche Inhalts-Verzeichnisse stehen auf Verlangen gern zu Dienst, auch theilen wir das Buch selbst, denen, die es noch nicht kennen, aber kennen zu lernen wünschen, bereitwilligst zur Einsicht mit.

Gratz, 1862.

Aug. Hesse's Buchhandlung.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. G. Gruner's

vollständige

Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierpflanzenzucht, sowie die sämmtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von

C. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,

correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues u. zu Berlin, sowie der pomolog. Gesellsch. zu Altenburg, Ehrenmitgl. d. prakt. Gartenbaugesellsch. f. Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft u.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturistische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

Supplement zu Schiller's Werken.

Friedrich v. Schiller's

Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse

über

sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften.

Nebst

seinen Urtheilen über berühmte Personen und Werke, Ansichten über Welt und Menschen, Religion und Philosophie, Kunst und Literatur.

Geschrieben von ihm selbst.

Geordnet von A. Diezmann.

Zweite, mit Schiller's Portrait und 7 Ansichten in Stahlstich vermehrte Auflage. Format der Cotta'schen Classiker. 16. Eleg. broch. Preis 24 Ngr.

Alle Besizer der Taschenausgaben von Schiller's Werken werden auf dieses höchst interessante Supplement, das unter andern auch eine vollständige Selbstbiographie des gefeierten Dichters enthält, aufmerksam gemacht. Die der neuen Auflage beigegebenen sieben Stahlstiche stellen folgende Ansichten dar: Schiller's Geburtshaus zu Marbach — die Schillerhäuser in Gohlis — Weimar — Loschwitz — Lorch — Schiller's Garten bei Jena und die Schillerlinde zu Blasewitz.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Neueste Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die drei Grazien.

Roman

von **Karl Frenzel.**

Octav. Drei Bände. Elegant brochirt. Preis 4 1/2 Thlr.

In diesem Romane entrollt der Verfasser ein lebensvolles und ergreifendes Bild unserer socialen Zustände, ihrer Gegensätze und Verwickelungen, von den höchsten zu den niedrigsten Schichten des Volkes. Leicht wird es den Lesern werden, für einzelne dieser Gestalten allbekannte historische Persönlichkeiten der Gegenwart als die Urbilder herauszufinden. Durch ihren von der Kritik anerkannten künstlerischen Werth und ihre klassische Form unterscheiden sich Frenzel's Romane durchaus von den meisthin der Lesewelt gebotenen, sie enthalten, ganz abgesehen von der Erzählung, eine reiche Fülle mannichfaltigster Gedanken und Anregungen, die sich Jedermann als poetische Lectüre empfehlen.

Ein neuer Roman von Robert Prutz.

Verlag v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Oberndorf.

Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Dieser neueste Roman des durch die Vielseitigkeit und Gründlichkeit seiner Leistungen als lyrischer, dramatischer und erzählender Dichter, als Literaturhistoriker, Kritiker und Publicist rühmlichst bekannten Verfassers versetzt den Leser mitten in die Strömung der Gegenwart, deren sociale, politische und religiöse Gegensätze uns hier in einer Reihe frappanter Charaktere und Situationen vorgeführt werden.

Im Verlage der Seyffardt'schen Buchhandlung in Amsterdam ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Francesco dei Pazzi.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Eduard Moer.

Preis 20 Neugroschen.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Die erste Bitte.

Historische Novelle

von

C. Nissel.

(Schlus.)

„Gräfin,“ sagte Strassfort sich stolz hochaufrichtend, „noch bin ich der Graf von Strassfort! Und so lange ein Hauch diese Brust schwellt, werde ich es bleiben. Niemals werde ich mich soweit erniedrigen, die mühsam errungenen Früchte meines Strebens für die bloße Fristung meines Lebens dahinzugeben. Mich kann wohl ein Weib, doch niemals ich mich selbst betrügen.“

„Dann giebt es für Euch keine Rettung.“

„Wie? Noch habe ich meinen Feinden nicht einmal die Stirn gezeigt. Und ich bin wahrlich nicht der Mann, den eine leichte Wetterwolke schreckt.“

„Strassfort, es ist keine leichte Wetterwolke, es ist ein Gewitter, vor dem man bei Zeiten Schutz suchen muß.“

„Ich beschwöre Dich, Strassfort,“ bat Van Dyl. „Folge der Warnungsstimme.“

„Seid doch nicht allesamt thöricht. England ist nicht durch den Lord Statthalter so stolz aufgerichtet worden, daß er wie ein Verbrecher daraus feig entfliehen sollte. Doch wozu die Minuten verbittern, die man der Freude weihen wollte. Holla! Es lebe Karl I. und sein gutes Recht!“

Die Thür wurde geräuschvoll geöffnet und hereintrat in glänzender Reiterrüstung Sir Oliver Cromwell.

Die Gräfin schrak erblaffend zusammen, Van Dyl überlief es eiskalt und er mußte sich auf die Lehne seines Sessels stützen. Auch Strassfort war einen Moment betroffen.

„Ah, Sir Oliver Cromwell kommt sich sein Bild zu holen, von dem unser Meister fabelt, daß es sein letztes sei. In der That, ein treueres Konterfei giebt es kaum! Nicht wahr, Sir Cromwell?“

„Ihr seid in guter Laune. Der Himmel erhalte sie Euch bis an das Ende.“

„Sir Cromwell, es ist der Lord Statthalter mit dem Ihr sprecht!“ sagte stolz Strassfort.

„Mylord, ich weiß es und komme auch nur zu dem Lord Statthalter!“ Und einen feierlich strengen Ton annehmend, schritt Cromwell dicht vor Strassfort: „Im Namen des Parlamentes seid Ihr, Thomas Wentworth, Graf von Strassfort, Lord Statthalter von Irland mein Gefangener und werdet mir unverzüglich in den Tower folgen!“

Van Dyl sank mit dem Aufschrei „Heiliger Gott!“ schier besinnungslos in einen Sessel.

Strassfort fuhr jedoch zornig auf und faßte nach seinem Schwerte.

„Im Namen des Parlaments treibt man in England nur noch Possenspiele? Zieht Eures Weges, Sir, oder, bei Gott, Ihr sollt den Strassfort kennen lernen.“

„Erzürnt Euch nicht, Graf, und laßt ruhig Euer Schwert in der Scheide. Die Possenspiele des Parlamentes haben von heute an aufgehört, und Ihr werdet die Wahrheit dessen zuerst erfahren. Rüstet Euch, Eure Unschuld zu beweisen, denn Ihr werdet es nöthig haben.“

„Und wessen bin ich angeklagt?“ fragte immer noch heroischen Tones Strassfort.

„Des Hochverrathes!“

„Ich allein?“

„Auch Lund, der bereits verhaftet ist.“

„Und handelt das Parlament also ohne den Willen des Königs?“

„Nein, Graf! Der König hat dem Parlamente die Macht verliehen, Englands Rechte und Freiheiten wieder herzustellen, und Euch dem Richter preisgegeben.“

„Wenn Karl I. dies gethan, dann bin ich verloren, denn was ich vollbracht geschah für ihn. Aber dann wird auch für ihn der Tag der Reue kommen.“

„Wer ein gutes Gewissen hat, der darf vor seinem Richter nicht hangen.“

„Sir, in Euresgleichen erblicke ich keine Richter, sondern Rächer.“

„Die Rache ist in Gottes Hand, Strassfort! Doch ist jeder Richter ein Rächer.“

„Nicht immer, Sir. Leb wohl, Van Dyl. Du

magst Dir den rothen Strich an meinem Bilde von Pom erklären lassen! Gräfin, ich bezahle die Erfüllung Eurer letzten Bitte wirklich sehr theuer, aber ich thue es gern. Lebt wohl und bewahrt mein Angedenken! Und bedenkt, daß der Verrath an Liebe und Freundschaft sich stets rächt! Sir Oliver Cromwell, ich versperrte Euch den Weg aus England. Es scheint als ob ich nicht gut daran gethan.“

„Ihr dientet dabei nur als Werkzeug der Vorsehung,“ versetzte der Puritaner.

Straffort reichte der Gräfin die Hand und umarmte Van Dyl, dann wandte er sich zu Cromwell:

„Kommt, Sir. Ich habe mich nur verspätet und muß dafür mit dem Kopfe zahlen.“

Straffort und Cromwell entfernten sich. Eine Anzahl Geharnischte harrten vor dem Hause des Gefangenen und führten ihn in ihrer Mitte davon. Die Gräfin schaute den Reitern eine Weile durch das Fenster nach, dann verließ sie das Zimmer, in dem nur der in seinen Sessel zusammengesunkene Meister zurückblieb.

Von dem Könige preisgegeben starb Straffort auf dem Schaffot. Er eröffnete einen langen blutigen Reigen. Kurze Zeit nur überlebte Van Dyl des Freundes Tod. Cromwells Bild soll in der That sein letztes gewesen sein.

Das Haus des Verbannten.

Erzählung

von

Anna Löhn.

Nach mehr als zwanzigjähriger Verbannung von Rom und römischem Gebiete, betrat der Patrizier Oddone Pisano bei Pisani im December 1517 wieder die Heimath.

Es war im halben Dämmer eines kühlen Winterabends, welche sich auch in jenen Gegenden des bevorzugten Südens einfanden, daß Oddone, allein begleitet von einem alten deutschen Diener, zum ersten Male wieder vor seinem Hause stand und Einlaß begehrte.

Er hob den Klopfer von Eisen, er schlug damit die drei bekannten Schläge, sie tönten hohl und schauerlich in der weiten Eingangshalle wieder — aber Niemand öffnete. Kein Licht zeigte sich auf stärkeres Klopfen und Rufen an den Fenstern; stumm, grabesstumm und schwarz ragte das dunkle Gebäude in die schwarze Nacht empor, die unterdessen hereingebrochen war.

„Erbrechen wir die Thür!“ rief Oddone dem Diener zu.

„Nein, Herr,“ entgegnete dieser, „seht Ihr nicht, daß hier am Fenster des Erdgeschosses, zunächst der Thür, eine der eisernen Stangen des Gitters ausgebrochen ist? Wenn ich Mantel und Reisefack abwerfe, bin ich dünn genug um hindurch zu schlüpfen. Dann öffne ich von innen, oder Ihr kommt auf demselben Wege nach.“

„Sei es,“ erwiederte Oddone dumpf.

Bald war der alte Balthasar im Hause, aber es schien unmöglich das Schloß ohne Schlüssel zu öffnen. Oddone erkletterte also gleichfalls das Fenster des Erdgeschosses und schwang sich in den Parterreräum. Die Reisenden machten Licht und sahen sich um.

Alles öde, zerstört, vernachlässigt! Wo sie gingen hallte ihr Fußtritt und ihre Stimme von den nackten Wänden zurück; die Spinnen hatten ungestört die Fenster mit ihren Geweben vergittern dürfen; die wenigen Möbel, die übrig waren von der ehemaligen Pracht, welche hier geherrscht hatte, standen als traurige unscheinbar gewordene Zeugen des bessern Einst in den Ecken der weiten Räume und trostlos stand Oddone und starrte in die grausige Verwüstung.

„Und wo sind sie,“ rief er endlich, nachdem er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte, „wo sind meine Lieben, die ich hier gesichert durch das Vermögen und die Verwandten meiner Gattin zurückließ? Hat jener Augustinermönch, der in die Kaiserstadt jenseits der Alpen gepilgert kam, mich falsch belehrt? Sagte er nicht: „Pisano, Dein Haus steht unverfehrt, Deine Gattin, Deine Tochter lebt und der große Leo, der den päpstlichen Stuhl mit neuem Glanz und ächter Hoheit zierte, hat Dir Gnade angebeihen lassen. Kehre zurück nach Rom und sei glücklich im Schoße Deiner Familie!“ Weh!“ rief Pisano, „Alles Täuschung, Lug, Trug!“

Und gräßlich lachte der verzweifelte Mann auf und gräßlicher schallte das Lachen aus den öden finstern Räumen zurück.

Plötzlich fuhr er auf.

„Zu Leo! Nach dem Vatican! Folge mir, Balthasar!“

„Daß ich des Teufels wäre!“ antwortete der derbe Deutsche. „Wer kennt uns hier? Euch kennen höchstens Eure Feinde noch. Und wenn Euch der heilige Vater wirklich wohlgesinnt wäre, was sehr zu wünschen ist, könnt Ihr ihn nur gegen Euch aufbringen, wenn Ihr zu solcher Stunde und in solcher Wuth zu ihm hinstrümt. Man läßt uns gar nicht vor und Ihr habt mir oft genug erzählt, wie unsicher die Straßen Roms bei Nacht sind. Wenn wir Lärm machen, können wir Händel bekommen und auf dem Platze bleiben.“

„Wahr, wahr,“ stammelte Pisano, noch immer in höchster Aufregung. „Aber eine ganze lange trostlose Nacht hier zuzubringen in meinem zerstörten Hause, wo tausend theure Erinnerungen auf mich einströmen, nein,“

hier kann ich nicht bleiben. In der kleinen Herberge am Thore, wo wir unsere Pferde ließen, ist es besser. Kommt! Fort!"

Murrend erhob sich Balthasar.

„Wenn Du bleiben willst, altes schläfriges Murmelthier,“ rief Pisano dem Diener zu, „so bleibe, ich brauche Dich nicht.“

„Oho,“ antwortete Balthasar grob. „Blast Euch nicht auf. Da ist die Wunde, die ich für Euch im Walde zu Ravenna empfing, wo uns das niederträchtige Diebesgesindel anfiel. Ihr waret ermattet, ich hieb mich noch wacker herum und wenn ich nicht war und mein altes Stück Eisen —“

„Ja, ja,“ fiel Oddone ein, „Du schlugst Dich wacker, als ich schon ermattet auf dem Grase lag.“

„Gut, daß es Euch endlich einfällt,“ murmelte Balthasar. „Und als ich zuletzt mit Donnerstimme brüllte: Il diavolo! viene il diavolo! da nahmen die lumpigen Kerle Reißaus. Ist auch das einzige Wort, was mir in Eurer Sprache gefällt: diavolo! Was ich übrigens davon gelernt habe, spreche ich teufelmäßig schlecht aus. Diavolo!“

Beide verließen das ungasliche Haus in derselben Weise wie sie es betreten hatten.

Pisanos Haus lag nahe am Tiberstrom, in der Gegend Roms, wo jetzt der stolze farnesische Palast, der damals noch nicht erbaut war, seine gewaltigen Dimensionen dem erstaunten Auge des Beschauers zeigt. Die Gasse war eng, in der es lag und von ihr aus trat man in ein Gewirr von engen und krummen Straßen, welches noch heute selbst demjenigen, der sich rühmt, mit Ortsinn begabt zu sein, wie ein Labyrinth erscheint.

Wie beide Männer so durch die Nacht und die einsamen Straßen und Winkelgäßchens Roms dahinzogen, Balthasar mit Gedanken an heimliche Hinterhalte beschäftigt, Pisano heiß das Tageslicht und Licht in seinem eigenen Schicksale ersahnend, bemerkten sie nicht, daß ihnen von ferne eine dunkle Gestalt folgte, welche bereits ihre Flucht aus dem Hause des Verbannten beobachtet hatte.

Es schien bisweilen als sei sie ernstlich gesonnen, die Wanderer einzuholen. Sie beflügelte plötzlich ihre Schritte, mäsigte dieselben aber bald wieder, wenn einige der rauhen deutschen Laute aus Balthasars Munde ihr Ohr erreichten.

Einmal war sie ziemlich nahe gekommen, als der Deutsche, der überall Hinterhalte und Raubgesindel vermuthete, sich umsah.

„Schon einer, Diavolo!“ schrie er Pisano zu.

Die Gestalt in einen großen weiten Mantel gehüllt winkte.

„Herr, seht Ihr,“ wiederholte Balthasar, „der Ver-

mummte winkt seinen Helfershelfern! Ehe sie kommen, d'rauf und d'ran, Diavolo!“

Und mit diesem seinen Schlachtrufe stürzte er auf die Gestalt zu, welche stehn blieb und sich hoch aufrichtete. Als er ihr nahe war, zog er sein Schwert und rief: „Nieder mit Dir, verdammter Neuchelmörder!“

Die Gestalt rührte sich nicht, aber sie erhob drohend den Finger, sprach in tiefem feierlichen Tone:

„Hüte Dich, Balthasar!“ und verschwand in einem der nächsten Winkel der Straße.

Balthasar stand wie gelähmt. Sich hier Deutsch angedet zu finden, das hatte er nicht erwartet, aber noch weniger bei seinem Namen genannt zu werden, bei seinem echten Rufnamen, den er noch Niemandem in Rom bekannt gemacht haben konnte.

„Diavolo!“ brummte er in den Bart. „Teufelei! Hererei! So geht es schon los in dem verdammten Neste der Hinterhalte und des Neuchelmords.“

Pisano mit anderen Sorgen beschäftigt, sagte kurz:

„Denkst Du, daß hierzulande Niemand Deutsch spricht, oder daß es keine Deutschen in Rom giebt? Ich werde wohl im Gespräche Deinen Namen genannt haben.“

Man war bei der Herberge angekommen. Eine matte Lampada brannte und einige Gäste saßen noch in dem einem Gewölbe ähnlichen Gastzimmer, tranken Wein und würfelten.

Die deutsche Tracht der beiden Eintretenden erregte nur sehr kurze Zeit einige Aufmerksamkeit. Auch verschwanden die Reisenden sogleich im Pferdestalle. Mit Hast riß Pisano sein Pferd heraus.

„Nur Bewegung, Erschütterung, Galopp wollen wir reiten, Balthasar,“ rief er dem Nachfolgenden zu; „wollen die alte Roma mit donnerndem Pferdehufschlage aus dem Schlafe rütteln.“

Beide trabten fort, die müden Thiere zum Galopp zwingend. Unter dem Constantinsbogen machte Oddone zuerst Halt.

„Die Straße,“ sprach er halb für sich, „kam Giulia meine Gattin einst gezogen, um den Himmel in mein Haus zu tragen. Auf einem weißen Zelter ritt sie, ein dunkelblaues Kleid umfaltete ihre zierliche Gestalt, ein Schleier barg ihre reizenden Züge den Blicken der Gaffer. Zwei Jahre — und all mein Glück sank in den Staub, und durch wen? Durch ihn, durch Papst Alexander VI. und die entfesselte Vanozza, seine Buhle!“ Er gab seinem Rosse von neuem die Sporen und jagte nach dem Janiculus.

Von diesem Hügel aus konnte er das ganze mächtige Rom überblicken. Träumerisch ragten einige Pinien an der Seite des Weges in den Nachthimmel; Pisano lehnte sich an eine und starrte in ihr dunkles Dach empor. Ruhe herrschte darin. Weiterhin zeichneten sich

schlanke dunkle Cypressen scharf gegen das Mondlicht ab. Aber auch sie standen bewegungslos als wären sie aus schwarzem Marmor und nicht aus lebendigen Zweigen geformt.

„Ruhe, überall tiefe Ruhe,“ rief Pisano. „Nur in mir tobt und stüthet es. Könnte ich das sturmbevegte Meer sehen! Sein Anblick wäre mir Wohlthat.“

„Ja, mein Sohn, Du scheinst dem bewegten Meere zu gleichen, das nie Ruhe findet. Das Meer ist ein Bild des Wankelmuthes,“ ließ sich plötzlich eine Stimme hinter Oddone vernehmen.

Der Ueberraschte sah sich um und erblickte einen Mönch aus dem Kloster, welches zu San Pietro in Montorio auf dem Janiculus gehörte. Er war eine würdige Gestalt, die sich seinen Augen zeigte. Obgleich die Nacht kühl war, trug Bruder Agostino keine Kopfbedeckung und sein Haupt war doch ziemlich kahl. Desto länger floß sein weißer Bart herab, er berührte den Strick, welcher um die Hüften gelegt war, das Ordenskleid zusammenzuhalten.

„Wer seid Ihr?“ rief Oddone.

„Das siehst Du!“ antwortete der Mönch gelassen wie zuvor. „Ich bin ein alter Mann, der viel erlebt hat. Mich betrübt es, Dich so unruhig zu sehen, denn das bist Du. Blick hinab auf die ewige Stadt, unruhiges Menschlein, sieh, wie sie schweigend ruht.“

„Du kannst mir einen Theil meiner Ruhe wiedergeben,“ rief Pisano, plötzlich von einem Gedanken erfaßt. „Führe mich mit dem frühesten Morgen zu Leo X.“

„Zu —?“ fragte der Mönch und sah Oddone scharf an.

„Zu dem heiligen Vater,“ wiederholte der Verbannte. „Ein Geheimniß drückt meine Seele,“ setzte er hinzu, um der Neugier des Padre Schranken zu bauen, ein Geheimniß, welches ich nur ihm allein mittheilen kann.“

Nach einer Pause der Ueberlegung antwortete der Mönch:

„Sei es, ich kann Dich hinbringen, denn ich stehe gut bei ihm und bei seiner Umgebung und, weißt Du, die Umgebung ist manchmal noch wichtiger in solchen Fällen, als der Herrscher selbst. Du bist ein Römer, ich höre es am Accent, aber Du scheinst weit herzukommen, hast vielleicht gar wichtige Mittheilungen über das ketzerische Ausland zu machen.“

„Ja, ja,“ fiel Oddone ein, weil er sah, daß der Padre schon begann auf den Strauch zu schlagen. „Aber ich sage Euch, die Ketzer sind ganz vortreffliche ehrliche Leute.“

Weitere Forschungen wurden durch Balthasar verhindert, der langsam den Berg herausgeritten kam.

„Mein Diener, ein Deutscher,“ rief Pisano dem Mönche zu.

„Ah! Ah! Ich sah es an der Tracht,“ sagte letzterer selbstzufrieden, „Du kommst aus dem ketzerisch bewegten Deutschland. Ich führe Dich zu Leo, dem großen Mediceer, Du wirst ihm willkommen sein, wenn Du von Deutschland berichtest. Nur sprich nichts Gutes von den Kettern, das könnte Dir Gefahr bringen. Die Nacht bringe in unserm Kloster zu, es nimmt jeden Fremden gastfreundlich auf.“

„Wo lassen wir die Pferde?“ frug Balthasar.

„Auch für sie wird ein Platz gefunden werden,“ entgegnete mild der Vater.

„Lasset mich bei den Pferden,“ sagte der Deutsche im schlechten Italienisch, „sie verstehen mich besser als Ihre Diavolo!“

„O, mein Freund,“ erwiderte der Mönch lächelnd, „wir haben auch einen Deutschen im Kloster. Leider wirst Du Dich nicht mit ihm unterreden können, denn ein großer Schrecken machte ihn vor zwei Jahren stumm. Aber er hört Alles und versteht Alles und Dich gewiß am Besten.“

Pisano näherte sich seinem Diener und flüsterte ihm zu, während Agostino vorausging:

„Nenne mich nicht Pisano, sondern Vitolozzo, ich nenne Dich Caspar. Unser Gastfreund ist neugierig, aber ich habe Gründe —.“

Hier sah sich Agostino um und Pisano schwieg. Der Mönch aber sprach für sich: „Er war so unruhig, so bewegt und er sprach Gutes von den Kettern. Sollte er selbst — die heilige Jungfrau verhüt' es.“ Und er betkreuzte sich.

Das Erste, was Oddone beim Eintritt in Agostino's Cella auffiel, waren zwei steinerne Särge von antiker Form, ein kleiner und ein großer. Er fragte nach ihrer Bestimmung.

„Ich beschäftigte mich stets gern und viel mit Anatomie,“ lautete die Antwort, „und ließ mir zur Aufbewahrung der Leichen die zwei vor Jahren ausgegrabenen Sarkophage, welche Du hier siehst, hertransportiren. Der eine ist für die Kinder, der andere für die Erwachsenen bestimmt. In den größern lege ich mich heute, weil ich keine Leiche zu analysiren, wohl aber einen lieben Gastfreund zu beherbergen habe, dem ich mit Freunden mein dürftiges Lager überlasse.“

Mit diesen Worten versank der Padre in die Tiefen des Sarkophags und schloß ein. Aber Pisano konnte kein Auge schließen. Er stand auf, schritt in der Zelle umher, sah in die Flammen der mattbrennenden Lampe, zog den Docht heraus, daß Funken emporsprühten und blieb endlich wie gebannt an dem kleinen Sarkophage stehen. Schriftzüge waren auf dem zum Theil geglätteten steinernen Deckel eingegraben. Der Padre

schien alle Namen der Kinder, die er als Leichen zerlegt hatte, hier bemerkt zu haben. Manchmal stand statt des Namens ein Strich und das Wort: Unbekannt! da.

Plötzlich kreischte Pisanos entsetzlich auf, blickte sich immer von Neuem auf den Sarg und schrie wiederholt:

„Mein — mein Kind! Auch meines! Entsetzlicher Bürger meines Kindes,“ schrie er wie rasend und faßte den Padre furchtbar an, der sich bleich wie eine Leiche selbst aus dem Sarkophage erhob und nicht wußte wie ihm geschah. „Bürger meines Kindes,“ schrie Pisanos immer wieder, „taumle zurück in die Behausung, wo Du hingehörst, und zerschmettere Dir Deinen elenden Schädel an ihren steinernen Wänden!“

Er wollte den unglücklichen Padre mit Macht in das steinerne Gehäuse zurückschleudern, als die Thür der Cella aufging und mehrere Ordensbrüder sichtbar wurden, die sich sogleich auf Pisanos stürzten und ihn festhielten.

Agostino konnte vor Entsetzen noch nicht zu sich kommen, er stotterte unverständliche Worte und nannte endlich seinen Gast toll.

Aber dieses Wort erhöhte noch Pisanos Wuth. Er rief sein Kind bei Namen. Er verfluchte die Klöster, die Brüder, die ihn fest hielten, die Päpste als die größten Unheilstifter der Welt — er brach in gräßliche Verwünschungen gegen Alexander VI. und die Banozza, seine Buhle, aus und wurde endlich von den Mönchen einstimmig für einen Ketzer erklärt.

Sie banden ihn und beschloßen ihn als Gefangenen nach der Engelsburg zu bringen.

Da ließen sich rauhe Tritte im Kreuzgange vernehmen und Balthasar mit entblößtem Schwerte wurde sichtbar.

Sein Zorn war groß als er seinen Herrn in solcher Verfassung erblickte. Er fing an auf gut Deutsch fürchterlich zu schimpfen und erklärte den Mönchen, daß, wenn sie seinen Herrn nicht augenblicklich frei geben würden, er sie alle, so sehr es immer gefrevelt sein möchte, in Stücke hauen müßte.

Aber die Mönche fühlten ihre Ueberlegenheit, stürzten sich auf Balthasar und entzogen ihm, zwar nach schwerer Arbeit, seine Waffe. Der wackere Deutsche sah sich schon verloren, als ein schwarzbärtiger Klosterbruder in die Cella stürzte, auf Balthasar zuging, die andern Mönche zurückdrängte, ihnen beruhigende Zeichen machte, den Deutschen mit einer Kraft anpakte, der der alte Kämpfer nicht widerstehen konnte und ihn in eine Art Keller schleppte, den er hinter sich zuschloß und welcher nur durch eine kleine Lampe, die an der Decke hing, erleuchtet wurde.

Dort angelangt, deutete er Balthasar hastig an, daß er stumm sei, aber ein Deutscher wie er, daß er ihn befreien wolle, indem er ihn hiermit einen Schlüssel

überlasse, der eine kleine Thür am andern Ende des Kellers öffne und wodurch er ins Freie gelangen könne. Wenn es möglich wäre, wollte er auch seinen Herrn hierher bringen, aber er, Balthasar, solle nicht darauf warten, sonst wären sie Beide verloren.

„Bruder Deutsch,“ rief Balthasar, „habe Dank. Du bist ein redlicher deutscher Kerl! Versprich mir für meinen armen Herrn zu thun, was Du kannst und suche mich unten in der großen weitläufigen Stadt.“

Beide umarmten sich. Thränen rollten in den Bart des deutschen Mönchs. Er deutete durch Gebärden seinen Wunsch an, Balthasar solle ihn, den jüngeren, segnen.

„Sonderbar,“ murmelte der Alte, „sonst lassen wir uns von Euch segnen.“

Tritte nahen außerhalb, der Stumme stieß Balthasar in einen finstern Gang und verließ ihn, aber nicht durch die Thür, wo Beide eingetreten waren.

Die Mönche oben aber sagten zu einander:

„Der Stumme ist ein Held. Ihm kommt keiner an Stärke und Muskelkraft gleich. Er wird den alten Haudegen aus Deutschland dort unten so zahm hungern, daß er kein Glied mehr rühren kann und endlich in Pader Agostinos anatomisches Cabinet wandert.“

Balthasar begann seine Wanderung in den Kellergang, rannte sich an den Wänden oft fast den Schädel ein und donnerte endlich mit den ausgestreckten Händen an etwas an, was ihm die verheißene Thür zu sein schien.

Er fühlte nach dem Schlosse, fand es, der Schlüssel paßte, die Thür drehte sich in den rostigen Angeln und frische Nachtlust umwehte des alten Kämpfers heiße, schweißtriefende Stirn.

„Bruder Deutsch,“ sagte er leise und blickte zu dem Sternenhimmel empor, „warst doch ein ehrlicher deutscher Kerl!“

Durch hohes wucherndes Unkraut hindurch, welches die Kellertür von außen fast unsichtbar machte, gelangte Balthasar auf einen kleinen unscheinbaren Weg, welcher vom Janiculus nach Rom hinabführte. Er schlug ihn ein, stand aber bald darauf an einer ziemlich hohen Mauer, die erklettert werden mußte, wenn er den Weg nach seinem Gefängniß nicht zurückwandern wollte.

Balthasar schwang sich auf die Mauer und sah jenseits in einen Garten hinab.

Eine Bank in einer dunkeln Laube winkte dem Ermüdeten, der an einem Weingeländer, welches die inwendige Mauer bedeckte, hinabgestiegen war und ohne sich weiter zu überlegen, in wessen Gehege er wohl gerathen sein möchte, ob feindlich oder freundlich, legte sich der alte Krieger zuversichtlich auf die Bank und

schief nach einem kurzen Stoßgebet für seinen Herren ein.

Pisanos Zustand war entsetzlich. Erst im Gefängniß kam er zur Besinnung dessen, was er gethan hatte.

„Ich war außer mir,“ sprach er zu sich selbst; der Name meines Kindes auf jenem Sargdeckel, machte mich wirr und wild. Wehe mir, es mußte ja mein Kind sein, denn es giebt keinen Pisano dei Pisani mehr, als mich Unseligen. Und nun lieg ich hier, als Rezer angeklagt, gefangen, gefesselt, weniger als je im Stande, von dem Schicksale der Meinigen Kunde zu erhalten.

Es giebt nur ein Mittel mich zu retten, ich muß mich wahnsinnig stellen, wie Agostino mich schon wirklich für wahnsinnig hielt. Ich kann annehmen, daß der Padre Andern seine Vermuthung mittheilt. Sie sollen sie begründet finden.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) Was man auch sagen mag, um den runden Hut wieder zu beseitigen, man sieht ihn wieder sehr häufig, selbst in eleganten Equipagen und wir freuen uns darüber, da er jedenfalls jugendliche Gesichter vortrefflich kleidet. Manche Damen tragen ihn sogar wenn sie gehen in Paris. Allerdings geschieht dies nur noch selten, namentlich wagen es die jungen Frauen nicht. Allgemein ist er dagegen auf dem Lande und an Vergnügungsorten. Er hat mehrere Formen und jede derselben hat ihren Namen. In der vornehmen Welt ist die beliebteste Form der runde Frondeur-Hut. Er weicht sehr wenig von dem schon im vorigen Jahre gewöhnlichen ab. Nur die Federn trägt man nicht mehr in der Art wie damals. Man nimmt sie nämlich in Büschel vorn hin und sie fallen von da herunter über die Augen wie ein Halbschleier. Das ungarische Hütchen vom vorigen Jahre wird nicht mehr getragen.

Eine sehr seltsame Mode ist die neue Art den Schleier zu tragen. Er ist sehr kurz und reicht nur bis zur Hälfte des Gesichts; an jeder Seite ist er nach dem Hute zu zusammengenommen und er liegt in dieser Weise auf dem Gesichte fast auf. Man begreift nicht wohl, welchen Nutzen ein solcher Schleier haben soll; aber man darf auch nie nach dem Nutzen einer Mode, einer Phantasie fragen; gewiß ist, daß diese neue Schleiermanier von den höchsten Damen, von der vornehmsten Welt angenommen ist; ja man bemerkt sie bis jetzt nur bei ihnen.

Der Foulard wird, wie schon mehrmals gesagt, vor-

zugsweise zu Morgentoiletten verwendet. Zum Ausgehen ist jetzt der kurze Balletot allgemein genommen, wie der Bureau und der Shawl. Unterschiede giebt es nur in der Garnirung und den Mustern des Zeuges. Die Borte muß von derselben Farbe sein wie die des Kleides und des Säckchens. Manche sind auch nur einfach passpoilirt. Ueber die Farbe ist nichts besonderes bestimmt, doch bemerkt man, daß in den Alpaccakleidern das Einfarbige das Beliebteste ist, grau, naturverfärbt und Nanlin.

Sehr modisch sind bereits die weißen Kleider, selbst am Tage. So sieht man z. B. auf dem Lande oder in Paris in dem Bois und Boulogne viele junge und elegante Damen, die sich nicht scheuen, mehrmals des Tages Toilette zu machen, weiße Kleider tragen. Bei den in Paris sehr modischen Wettrennen erscheinen die Damen der eleganten Welt eigentlich nur in Weiß. Ist das Kleid von weißem Piqué, so ist es häufig schwarz soutaschirt.

Modenblatt N^o 25.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Häubchen mit gelben Rosen an der Seite; weißes Kleid mit hohem rundem knappem Leibchen; großer Kragen; schmaler Gürtel und große Schleifen mit langen Enden; halblange Ärmel mit Aufschlägen; auf dem Rocke zwei Reihen rautenförmiger Besatz in Nanfinsfarbe, wie am Leibchen und an den Ärmeln und aller dieser Besatz mit schwarzem Soutasch eingefast; geschlossene Unterärmel; Taschentuch; Schuhe.
2. Kopfsputz vorn auf der Stirn und tief im Nacken; Kleid von einfarbigem Foulard mit dem neuen doppelten Westenleibchen, das mit rosa Streifen besetzt ist, auf denen schwarze Spitzen liegen; halblange, nach außen offene Ärmel, ebenso mit rosa Streifen garnirt; schmaler Gürtel mit zwei ungemein breiten lang herabfallenden rosa Enden, die mit schwarzen Spitzen belegt sind; ganz unten auf dem Rocke ein schmaler rosa Streifen mit Spitzen belegt; kleiner Stehkragen mit kleiner Schleife; geschlossene weiße weite Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.
3. Weißer Hut in eigenthümlicher, nicht eben schöner Form mit eben so eigenthümlichem Ausputz; einfarbiges Kleid ohne Ausputz; Mantille mit reichem Spitzenbesatz.
4. Weißer Zughut mit ziemlich großem Barte und sehr kurzem Schirme, um den sich vorn ein Kranz von einfachen Blumen zieht, während darunter an der Seite ein kleineres Blumenbouquet angebracht ist; einfarbiges Kleid, Leib und Rock aus einem Stück, das erstere vorn offen in der Form eines Herrenrockes und da an dem Kragen, so wie vorn herunter bis zum Saume des Rockes



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

267/1872



Nach einer Photographie

Steck u. Druck v. Weger in Leipzig

P. Haller

Verlag v. Baumgarten's Buchh.

mit einer Fältchenreihe in Grün besetzt, während andere ganz unten am Rocke rundherum und zwei an jeder Seite vorn hinaufgehen; halb lange und halbbreite Ärmel, ebenfalls mit grünen Fältchen und schwarzen Spitzen garnirt; Shawl von dem Kleidstoffe, rundherum mit einer Doppelreihe grüner Fältchen wie das Kleid und dann mit schwarzen Spitzen garnirt; fein gefältelte Manschetten; geschlossene weite Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahlstich N^o 25.

Jacques Fromental Halevy.

(Nach einer Photographie.)

Halevy wurde zu Paris am 27. Mai 1799 geboren und schon in seinem zehnten Lebensjahre auf das Pariser Conservatorium gegeben. Unter Zustimmung seines berühmten Lehrers Cherubini bewarb er sich in seinem siebzehnten Jahre um den großen Compositionspreis, doch vergeblich. Erst drei Jahre später war es ihm beschieden, denselben zu erlangen. In Folge dessen war Halevy in den Stand gesetzt, eine Studienreise nach Italien zu unternehmen. Er verweilte lange in Rom und kehrte im Herbst 1822 nach Paris zurück. Seiner Neigung folgend, widmete er sich der dramatischen Com-

position, welcher er auch dauernd fast ausschließlich seine Kräfte weihete. Aber erst mit der „Jüdin“ hatte er seinen Zweck erreicht: er wurde ein berühmter Mann, nicht bloß in Frankreich, sondern auch im Auslande. Diese Oper wirkt hauptsächlich durch die außerordentlich geschickte, geistreich speculative Benutzung massenhafter äußerer Mittel.

Nächst der „Jüdin“ hat Halevy noch eine ganze Reihe von Bühnenwerken geschrieben und veröffentlicht. Es befindet sich jedoch kein einziges darunter, das den Erfolg der genannten Oper wieder erreicht, geschweige denn gar überboten hätte. Die bekanntesten sind: „der Blitz“ (1836), „Guido et Genevra“ (1838), „die Königin von Cypern“ (1840), „les mousquetaires de la Reine“ (1846) und „le val d'Andorre“ (1848).

Halevys äußere Stellung war eine vielfach günstige. Er begann 1827 seine Laufbahn als Lehrer beim Conservatorium zu Paris, an welchem er im Laufe der Zeit zu den höheren Professuren gelangte. Zwei Jahre später erfolgte seine Ernennung zum Gesangsdirector der großen Pariser Oper, und im Jahre 1844 erwählte ihn die Akademie der schönen Künste zu Paris zu ihrem Vicepräsidenten. Unerwartet starb er, wie bekannt, vor Kurzem.

Wäre er nicht Musiker gewesen, er würde ein vortrefflicher Schriftsteller geworden sein. Er hatte darin eine auffallende Aehnlichkeit mit Ferdinand Hiller.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Die Saison des Königl. Preussischen Bades
Oeynhausen (Rehme) in Westfalen
 (kohlensaure Sooltherme-, Sool-, Dunst-, Gas-Bäder)
 währt vom 18^{ten} Mai bis 21^{ten} September.

Auskunft über Wohnungen und sonstige Angelegenheiten ertheilt

Die Königl. Bade-Verwaltung.

Verlag v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album

der
 neuern deutschen Lyrik.
 Fünfte Auflage. Miniatur-Ausgabe.
 Auf Velinpapier in elegantem Leinwand-
 band 1 Thlr. 20 Ngr.
 Prachtausgabe auf Chamoispapier in rei-
 chem Lederband 3 Thlr.

Eine vorzügliche Anthologie,
 als elegantes und billiges Geschenk
 besonders zu empfehlen. Vorrä-
 thig in allen Buchhandlungen.

Die Lotterie-Collection: C. Louis Taeuber in Leipzig

Burgstraße No. 1.

empfiehlt sich zur 62. Königl. Sächs. Landes-Lotterie, deren 1. Classe am 30. Juni gezogen wird, mit Loosen aller Gattungen zu geneigter Berücksichtigung, und bemerkt, daß sie an größern Gewinnen bis jetzt erhielt:

150,000 Thaler auf No. 17,888 (1859)

150,000 Thaler = = 42,621 (1857)

100,000 Thaler = = 64,232 (1860)

20,000 Thaler auf No. 4541 (1856), **10,000** Thaler auf No. 25,788 (1862) u. c.

Die Loose kosten durch die ganze Lotterie 51 Thlr. pro $\frac{1}{1}$, 25 $\frac{1}{2}$ Thlr. pro $\frac{1}{2}$, 12 $\frac{3}{4}$ Thlr. pro $\frac{1}{4}$, 6 $\frac{5}{12}$ Thlr. pro $\frac{1}{8}$, und werden, bei Franco-Eingang dieser Einsatzbeträge in Vollloosen, welche für alle fünf Classen Geltung haben, außerdem aber gegen eine Anzahlung von 20 Thlr. pro $\frac{1}{1}$, 10 Thlr. pro $\frac{1}{2}$, 5 Thlr. pro $\frac{1}{4}$, 2 $\frac{1}{2}$ Thlr. pro $\frac{1}{8}$ in Classenloosen, welche von Classe zu Classe erneuert werden, abgelassen.

Zu gewinnen sind: 150,000, 100,000, 80,000, 50,000, 40,000, 30,000, 2 à 20,000, 15,000, 12,000, 4 à 10,000 u. c. Ende der Lotterie 14. October 1862.

August Kind in Leipzig (Hôtel de Saxe)

hält sich zu der genehmigten und garantirten 62. K. Sächs. Landes-Lotterie — Ziehung und Sitz der Direction in Leipzig — hiermit bestens empfohlen.

Diese Lotterie, bei welcher das Verhältniß der Gewinne zu der Loos-Zahl netto wie 1 zu 2 ist, bietet an Gewinnen in nachstehenden 5 Ziehungen:

30. Juni 1862.	1	1	1	2	15	30	100	155	2695 Mal.	
	10,000,	5000,	2000,	1000,	400,	200,	100,	40,	25 Thlr.	
28. Juli 1862.	1	1	1	2	15	30	100	155	2695 Mal.	
	12,000,	6000,	3000,	1000,	400,	200,	100,	50,	40 Thlr.	
18. Aug. 1862.	1	1	1	1	2	15	45	135	2799 Mal.	
	15,000,	8000,	4000,	2000,	1000,	400,	200,	100,	50 Thlr.	
8. Sept. 1862.	1	1	1	1	2	15	45	135	2799 Mal.	
	20,000,	10,000,	5000,	2000,	1000,	400,	200,	100,	65 Thlr.	
29. Sept. bis	1	1	1	1	1	1	1	1	2 Mal.	
4. Oct. 1862.	150,000,	100,000,	80,000,	50,000,	40,000,	30,000,	20,000,	10,000	Thlr.	
	15	30	300	400	500	1500	25246		Mal	
	5000,	2000,	1000,	400,	200,	100,	65		Thlr.	
Die Einlage ist für	$\frac{1}{1}$,	$\frac{1}{2}$,	$\frac{1}{4}$,	$\frac{1}{8}$	Loos (Voll-Loos)			gültig für alle 5 Ziehungen.		
	51,	25 $\frac{1}{2}$,	12 $\frac{3}{4}$,	6 $\frac{5}{12}$						

Die Gewinn-Auszahlungen geschehen im 30 Thlr.-F. zu Leipzig nach der Ziehung gegen Rückgabe der Loose, abzüglich der planmäßigen 15 $\frac{1}{2}$ % innerhalb 3 Monat. Auf Wunsch der Gewinner werden die Beträge auf deren Kosten und Gefahr auch nach jedem Bestimmungsort übermittelt.

Im Gewinnfalle eines Looses in der ersten Ziehung

am 16. Dec. 1861, 20. Jan., 24. Feb., 31. März 1862. werden für die späteren Ziehungen, bei welchen es dann ausgeschlossen bleibt. 40, 30, 20, 10 Thlr. pro $\frac{1}{1}$ Loos bei der Gewinn-Auszahlung von der Einlage wieder retour gewährt.

Alle mir zugehenden Loos-Bestellungen unter Beifügung des Betrags werden prompt ausgeführt und dabei

15 Pf. St.	15 Frs.	7 $\frac{52}{100}$ Fl.	3 $\frac{45}{100}$ Fl.	3 Doll.	90 S.-R.	8 Schw. Rdr.	4 Dän. Rdr.
für 100 Thlr.	4 Thlr.	4 Thlr.	2 Thlr.	4 Thlr.	87 Thlr.	3 Thlr.	3 Thlr.

etwas mehr oder weniger angenommen; alle übrigen Geldsorten zum bestmöglichen Cours. Eine Liste sende ich jedem Theilnehmer.

Noch sei erwähnt, dass in meine concessionirte Collection folgende Hauptgewinne bis Ende 1861 gefallen sind:

3	2	6	1	5	1	1	2	10	2	31 Mal.
150,000,	100,000,	50,000,	40,000,	30,000,	20,000,	15,000,	12,000,	10,000,	8000,	5000 Thlr.
Seit 1. Januar 1862:										
2 1 4 Mal.										
20,000, 10,000, 5000 Thlr.										

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Firschfeld in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Waldows Reiseführer

Cours- und Reisehandbuch für Deutschland.

Enthält die Fahrpläne sämmtlicher Bahnen zugleich als Zusammenstellung directer Reisetouren zwischen allen grossen Städten, so dass man auf grossen Touren nicht nöthig hat, die Fahrpläne der einzelnen zu benutzenden Bahnen nachzuschlagen. Der Führer durch die grösseren Städte enthält die Adresse von guten Hôtels, Restaurationen etc. und Sehenswürdigkeiten, Vergnügungsorte etc. etc. Preis 5 Sgr. mit Karte und in eleg. Einband. Abonnement auf 5jähr. erscheinende Hefte 15 Sgr.

Verlag von A. Waldow Leipzig.

Neue Tänze von Carl Sauff.

Im Verlage von Julius Hainauer in Breslau sind so eben erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Carl Sauff's

neue Tänze für Piano.

Opus 96. Märchen aus schöner Zeit. Walzer. 15 Sgr.

= 97. Silesia. Polka. 7 $\frac{1}{2}$ Sgr.

= 98. Ueber Stock und Stein. Galopp 7 $\frac{1}{2}$ Sgr.

= 99. Für Dich! Polka Mazurka. 7 $\frac{1}{2}$ Sgr.

= 100. Entre nous. Quadrille. 10 Sgr.

= 101. Hundert und eins. Marsch. 5 Sgr.

= 102. Schneeglöckchen. Polka. 7 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Für Orchester kosten

Opus 96. allein . 1 Thlr. 10 Sgr.

= 97 und 98. zusammen 1 Thlr.

= 99 und 102. = 1 Thlr.

= 100. allein 1 Thlr.

= 101. und Peplow, Luna Polka zusammen 1 Thlr.

zur

Allgemeinen Moden=Zeitung.

Das Haus des Verbannten.

Erzählung

von

Anna Löhn.

(Fortsetzung.)

Schon dem Kerkermeister gegenüber sprach nun Pisano, seinem Vorsatze getreu, unzusammenhängend und fortwährend von Lachen unterbrochen.

Der Mann wurde aufmerksam und sah seinen Gefangenen bedenklich an. Dieser starrte ihm wild und unheimlich unter die Augen und begann ein wunderliches Lied zu singen, worin er sagte, daß nur der heilige Vater, wenn er ihm die Hand aufs Haupt legen würde, ihn heilen könne. Dann sang er heftig zu weinen und zu schluchzen an.

In dieser Weise fuhr er fort, sich Tag für Tag zu zeigen und endlich machte der Gefangenwärter Anzeige an das Inquisitionsgericht.

Zwei Väter desselben kamen, um den Teufel zu beschwören, von welchem der Kranke und Gefangene befallen schien. Pisano erzählte halb lachend, halb weinend, man hätte sein Weib und sein Kind getödtet und deshalb habe sich der Teufel sein Erbarmen und wolle ihn nicht mehr loslassen.

Die Padres verließen ihn mit Kopfschütteln.

Ein Quacksalber und Wunderdoctor wurde zu ihm geschickt, der die Kunst zu verstehen vorgab, Wahnsinnige heilen zu können. Er bereitete schon entsetzliche Mittel vor, wodurch er den Kranken einer Art Tortur ausgesetzt haben würde, als dieser einen letzten verzweifelten Entschluß faßte. Er brachte das Gespräch in ziemlich vernünftiger Weise auf Chemie und zeigte sich auf diesem Felde als nicht unbewandert, ja er ließ ahnen, daß er mehr wisse als er zeigen dürfe und daß er die Kunst, aus den Sternen zu weissagen, gründlich verstehe.

„Und wenn Du,“ rebete er den Quacksalber und Alchymisten an, der schon ganz Auge und Ohr war, „mit mir gemeinschaftliche Sache machen willst, so kön-

nen wir uns zu den Herrschern aller Herrscher emporschwingen.“

„Ah,“ rief der überraschte Arzt mit leuchtenden Blicken, „ich sehe ein, weshalb man Dich für einen Wahnsinnigen hält. Theile mir von Deiner Kunst das Wissenswürdigste mit und ich helfe Dir zu Deiner Freiheit.“

Pisano war in Verlegenheit. Er war zwar ein kluger Kopf, der die Welt nicht ohne Nutzen gesehen hatte und im Dunkel seiner Zeit ziemlich hell sah, aber was er dem Quacksalber versprochen hatte, konnte er unmöglich halten. Er sagte daher zu ihm mit einem tief-sinnigen Blicke und zum Himmel erhobenen Händen:

„Werther Herr Doctor, der Vollmond muß in größter Pracht am Himmel stehen, ehe ich zum ersten Male wieder in meine Welt der Sterne bliden darf. Ich habe in Deutschland studirt, dort giebt man viel auf den Beginn eines Curfus mit dem Vollmonde, Sie verstehen mich, College?“

Der Doctor verstand nichts, aber er bejahte eifrig.

„Noch etwas, College,“ fügte Pisano geheimnißvoll hinzu, „ich habe einen Tiefkundigen mit aus Deutschland gebracht, einen alten deutschen Alchymisten der lautesten Sorte. Auch ihn nahmen die Mönche von San Pietro in Montovio fest. Seht, daß ihr zu ihm gelangt, daß Ihr ihn gleichfalls vor dem nächsten Vollmonde befreit und das edelste und mächtigste Kleeblatt ist beisammen, die Welt zu erobern.“

Der Doctor fragte noch nach dem Namen und Signalement des deutschen Gelehrten, unter welchem kein anderer als Balthasar zu verstehen war, versprach Alles und entfernte sich mit tiefen Bücklingen von Pisano.

Im Stillen aber dachte er nur noch daran, den alten Deutschen, der ohne Zweifel Pisanas Lehrer war, für sich allein zu gewinnen.

Balthasar befand sich besser als sein Herr. Als er gestärkt erwachte, war er zwar von der Bank gefallen und lag an der Erde, aber es sah Alles um ihn her heiter, anmuthig und durchaus nicht furchtbar aus. Monatsrosen blüthen, obgleich December war, die ewig grü-

nen Steineichen boten Schatten, Lorbeer und Myrte standen frisch und grün, geschützt von der hohen Mauer.

Balthasar erhob sich und prallte wieder einen Schritt zurück. Vor ihm stand, wie aus der Erde gezaubert, ein schöner Jüngling. Er ging in einfacher leichter Kleidung, das Barett saß ihm schief auf dem braunen Lockenkopfe und ein feiner dunkelbrauner Schnauzbart schwebte fest auf der Oberlippe. Den Hals trug er sehr frei, denn der Hemdkragen war weit über das dunkelfarbige Wamms herausgeschlagen. Balthasar stand überrascht und gloszte den jungen schönen Burschen an.

Dieser brach in Lachen aus und alsobald lachte Balthasar auch mit.

„Mensch,“ begann der schöne Jüngling, „Du siehst merkwürdig aus. Die blonden Haare, die schon in's Weiße übergehen und so struppig um Haupt und Nacken starren — der zweizipfelige rothe Bart, der seine Farbe hartnäckig beibehalten hat, die großen graublauen glotzenden Augen, die Stumpfnase, in welche die rothen Haare des rothen Schnauzbartes hineinragen, wie die Waldbäume in zwei große Schluchten — Dein Anzug ganz von Leder — hahaha, ich glaube Du hast einem Dachsen das Fell abgezogen, um Dich zu kleiden.“

Balthasar war ernst geworden. Er verstand genug Italienisch, um zu merken, daß er verspottet wurde und sagte mit rauhem Tone:

„So einem Burschen wie Ihr seid ziehe ich auch noch das Fell über die Ohren, ohne daß man freilich den Vortheil hat, sich aus dem Häutchen auch nur einen Vortheil machen zu können, geschweige denn eine Hofe. Laßt mich gehn, Herr Spötter!“

„Mit Nichten,“ rief der Jüngling. „Du mußt wieder gut werden, Alter. Ich bin ein Tauchenichts von Maler und habe große Lust Dich abzuconterfeien, Du alte originelle deutsche Haut. Du bist ein Deutscher, ich kenne deutsche und holländische Maler und weiß mehr als einige Worte von Eurer närrischen Sprache. Wollen uns schon verständigen, Alter! Komm, is und trink mit mir!“

Balthasar konnte dagegen nichts einzuwenden haben. Er folgte dem Maler in einen Gartensaal, wo dessen Staffeleien und sonstige zu seiner Kunst gehörige Geräthschaften im wildesten Durcheinander umherlagen. Der Gastfreund warf eine Masse Papiere, Zeichnungen und Pappen von einem Tische und rief gebieterisch: „Giulietta! Giulietta!“

Ehe Giulietta erschien, sagte er zu Balthasar:

„Ihr werdet sogleich meine Geliebte sehen, eine Spanierin, ein wunderschönes Mädchen. Ich sage Euch das aus Vorsicht, damit Ihr Euch nicht in sie verliebt.“

„Hat gute Wege!“ lachte Balthasar. „Schafft lieber was zu essen!“

Giulietta kam. Sie war in der That ein Weib von seltener Schönheit und glich fast jener Madonna Murillo's, die unter den berühmtesten Madonnen die einzige Brünette ist. Das Haar fiel ihr in langen schwarzen Locken um Gesicht und Nacken, ihr Teint war braun, ihre Züge regelmäßig und ein dunkles Augenpaar strahlte unter den schönen Bogen der Brauen hervor, welches selbst Balthasar zu einem Ausrufe der Verwunderung veranlaßte. Sie richtete es ernst, stolz und forschend auf den Gast und ließ es so lange auf ihm ruhen, daß dieser ganz unruhig und verlegen wurde.

Ihre Gestalt war niedrig, ihre Taille nicht schlank, eher etwas massiv, aber Büste und Kopf dafür untadelhaft. Sie ging sehr einfach gekleidet, das weiße frische Hemd, was sie trug, war oben am Halse und vorn an den Armen geschlossen. Im Uebrigen trug sie die bunte spanische halb ländliche, halb städtische Tracht, die noch heute in jenem Lande dieselbe ist.

„Giulietta spricht fertig Italienisch,“ sagte der Maler, „Ihr könnt Euch mit ihr nach Belieben unterreden.“

„Schöne Dame,“ stotterte Balthasar, ich verstehe mehr Italienisch als ich sprechen kann. Habt Geduld mit einem alten rohen Deutschen.“

Giulietta erwiderte mit einem Blick aus ihren dunklen Augen auf den Maler:

„Es ist selten, daß uns ein Mann bittet: Habt Geduld! Darum will ich sie mit Euch haben, Herr Deutscher!“

„Frühstück, Giulietta, Alles, was Du hast!“ commandirte der Hausherr.

Giulietta wandte sich äußerst langsam zum Gehen. Als sie hinaus war, fragte Balthasar:

„Hör' ich recht — Ihr seid mit der Schönen nicht verheirathet?“

„So ist's!“ antwortete der Maler. „Wißt Ihr nicht, wie das so bei uns Künstlern geht? Wir haben unsere Modells, wir verlieben uns endlich einmal in eines derselben, leben mit ihm, nehmen es oft gar ins Haus und damit basta! Giulietta führt mir die Wirthschaft, sie ist Herrin hier und hat es sehr gut bei mir. Nur einen Fehler hat das gute Kind: sie will mich heirathen und das mag ich nicht.“

„Den Teufel auch! Das sollt Ihr aber, Herr Maler,“ donnerte Balthasar, „so wahr ich Balthasar Dpitz aus Sachsen bin.“

„Laßt das,“ sagte der Gastfreund leiser, „da kommt sie. Uebrigens, Herr Dpitz, das geht Euch nichts an. Füllt Euch den Bauch, laßt Euch und erzählt mir was von Deutschland. Giulietta, hinaus an Deine Arbeit!“

Giulietta warf dem Künstler einen stolzen Blick zu und dem gutmüthigen Balthasar einen freundlichen. Der

Alte nickte ihr schmunzelnd zu und schneller als sie gekommen verließ sie mit ein wenig Freude im Herzen den Saal.

Nachdem sich der hungrige Deutsche gesättigt und im Leeren des ostgefüllten Pokales sich als Meister gezeigt hatte, begannen die Vertraulichkeiten.

Balthasar wurde melancholisch bei dem Gedanken an seinen Herrn und da ihn der Maler schon mehrmals gefragt hatte, wie er denn eigentlich in seinen Garten gekommen sei, da konnte der Alte angeregt vom Weine, wie er es war, nicht mehr hinter dem Berge halten und theilte ihm, dem lieben Gastfreunde, offen und ehrlich sein und Pisano's Schicksal mit.

„Mein Herr hat viel zu leiden gehabt, das weiß ich,“ so schloß er seinen Bericht, „und wenn Ihr Lust habt sein Leiden zu studiren, so lest hier das Blatt, es enthält seine Geschichte in der Kürze. Er hat sie aufgesetzt und mir übergeben, wenn ihm was Menschliches passiren sollte.“

Pisano's Schrift lautete:

„Ich, Oddone Pisano dei Pisani, letzter männlicher Sprosse dieser edlen Bürgerfamilie Rom's, wurde im Jahre 1496 von Papst Alexander VI. dem entfeglichen Borgia, auf Anstiften seiner Buhle, Banozza, Mutter des furchtbaren Cesare Borgia, von Rom und römischem Gebiete verbannt, weil ich einen Günstling gedachter Banozza, welcher der Ehre meines Weibes nachstellte, ermordete. Mein tugendhaftes Weib hatte den Clenden mit Verachtung zurückgewiesen, da unternahm er es, ihre Gunst durch Gewalt zu erzwingen. Er glaubte mich entfernt, allein eine seltsame Unruhe, ich möchte es eine Ahnung nennen, hielt mich von der schon beschlossenen Reise zurück. Ich traf ihn, als er Abends das Fenster meiner Gemahlin erklettern wollte und erschlug ihn wie einen Hund. Er schrie erbärmlich, mehrere seiner Freunde und Helfershelfer, die in der Nähe waren, kamen herzu, auch von ihnen tödtete ich einige, die andern flohen. Der Günstling, er hieß Gibbone, war das Factotum der Banozza gewesen. Kein Anschlag, keine Intrigue, keine Niederträchtigkeit brachte ihn außer Fassung. Je entfeglicher, je verabscheuungswürdiger der Auftrag, den man ihm ertheilte, desto kühner war seine Ausführung desselben gewesen. Die Banozza wüthete gegen mich, da ich sie eines so kostbaren Kleinods beraubt hatte, bestimmte Alexander VI. mich zu verbannen und, sowie ich vor die Thore Roms gekommen sein würde, muthwillig ermorden zu lassen. In der Stadt wagten sie es nicht, weil meine Frau vornehme Verwandte hatte, welche mich gerächt haben würden. Ihr Anschlag mißlang. Ich entkam den gedungenen Mördern, floh an das Meer und fiel dort in die Hände von Corsaren, welche mich auf dem Sklavenmarke zu Alexandrien verkauften. Auf diese Weise kam ich in die Türkei. Wie lange ich in

der Sklaverei zugebracht hatte, erfuhr ich erst als ich nach langen ungezählten Jahren als Geschenk für einen Freund meines Herrn wieder eingeschifft wurde. Es waren sechzehn Jahre verflossen. Unser Schiff scheiterte an der portugiesischen Küste und mit einem Male war ich frei. O wie dankte ich Gott! Ich nahm Matrosendienste auf einem englischen Schiffe, später auf einem holländischen. Mein letzter Capitain fand Geschmack an mir und nahm mich mit auf eine Geschäftsreise zu Lande, welche ihn nach Deutschland führte. In Wien erkrankte er und starb. Seine Zufriedenheit mit mir sprach aus seinem Testamente. Er vermachte mir eine Summe, die mich in den Stand setzte, ein kleines aber anständiges Geschäft zu beginnen. Jetzt war es mir zum ersten Male vergönnt, Forschungen über das Schicksal der Meinigen anzustellen. Ich ließ es mir viel Geld kosten, Nachrichten über sie von Rom zu erlangen; Alles war umsonst. Ich reichte ein Gesuch um Aufhebung des Verbannungsdictes bei Papst Julius II. ein, um selbst nach Rom pilgern zu können; aber ich erhielt keine Antwort. Inzwischen starb Julius II. und Leo X. bestieg den Thron der Kirche. Ich erneuerte mein Gesuch. Da tritt vor einigen Menden ein Augustinermönch, der aus der heiligen Stadt nach Wien zurückkehrte, in meine Behausung. Er erzählt mir, wie viele Verbannte seit Leo X. mildem Regimente in das geliebte Vaterland zurückgelehrt seien, er nennt sie mit Namen, er schwört mir, daß auch der meinige unter den Vielgenannten gewesen sei und daß die officielle Freisprechung in nächster Zeit erfolgen werde. Ich war nicht im Stande sie abzuwarten. Der Mönch erzählte mir, mein Haus stehe unverfehrt, meine Familie, Weib und Tochter lebe, — was konnte mich da noch in Deutschland halten? Ich verkaufte Alles was ich besaß und reiste ab, von einem alten Krieger begleitet, der das Kriegshandwerk aufgegeben hatte und in meinem Hause allerhand kleine Dienste verrichtete. Er heißt Balthasar Dpiz, ist aus Sachsen und ich empfehle ihn der Gunst der Menschen, die dieses Blatt vielleicht nicht ohne Interesse lesen werden.“

Der Maler hatte die letzten Sätze laut gesprochen und war nachdenklich geworden.

„Was habt Ihr?“ sagte Dpiz.

„Ich denke über das Schicksal Deines Herrn nach,“ antwortete Giulio Romano, denn er und kein anderer war Balthasars Wirth.

„Verbergt Euch! Verbergt Euch!“ rief plötzlich eine weibliche Stimme schon vor der Thür des Saales und Giulietta kam athemlos hereinstürzt und verkündete, die Mönche von San Pietro in Montorio ließen einen alten deutschen Keger suchen, dessen Beschreibung ganz auf Balthasar passe.

„Seid Ihr ein Keger?“ fragte Giulio weniger besorgt als neugierig.

„Denk nicht daran,“ entgegnete Opitz treuherzig.

Giulietta brachte den Alten, der nur gezwungen folgte, in ein Closet, welches jedem im Hause außer ihr und Giulio unbekannt war. Indessen stellte sich der allgemein geschätzte und als Schüler des großen Raphaels, sowie Günstling des heiligen Vaters rühmlichst bekannte Maler Giulio Romano in die Thür seines Hauses, wurde von den Häschern höflich nach der verdächtigen Erscheinung gefragt, verneinte jede Bekanntschaft mit derselben und entging auf diese Weise der unangenehmen Untersuchung.

Dann kehrte er zu Balthasar zurück und sagte ernst zu ihm:

„Ich glaube Eurer Bethuerung, daß Ihr und Euer Herr keine Ketzer seid. Laßt mir die Schrift; ich habe einen mächtigen Beschützer und treffe ich ihn in guter Stimmung, so ist Euch und Eurem Herrn geholfen. Was freilich Pisanos Weib und Kind betrifft, so fürchte ich sehr, daß sie der Rache der Banozza anheimfielen und keine Spur mehr von ihnen zu finden sein wird. Ich gehe. Ihr haltet Euch indessen ruhig und zeigt Euch Niemanden.“

Giulio ging, Giulietta blieb bei dem Alten.

Als sie allein waren, fing das gute natürliche Mädchen bitterlich an zu weinen und klagte dem betroffenen Balthasar ihres Herzens Noth und Kummer.

„Ach,“ sagte sie, „guter alter Mann, ich bin sehr unglücklich. Eure Freundlichkeit gegen mich giebt mir den Muth aufrichtig mit Euch zu reden. Habt Ihr's nicht schon bemerkt? Giulio liebt mich nicht, aber ich liebe ihn mehr als mein Leben. Er behandelt mich als sein Modell und seine Wirthschafterin ziemlich gut, aber er sagt mir tagtäglich vor, daß er ein Modell nie heirathen werde und könne. Ich aber kann diese Betrachtung nicht ertragen. Tausendmal wollte ich schon davon laufen, aber es ist ein Unglück — ich kann nicht fort, denn ich liebe ihn zu sehr. Seht, alter Herr, ich bin gottesfürchtig und fromm in einem spanischen Kloster erzogen worden, ich habe etwas gelernt und war der Liebling der Aebtissin, die mir wie eine Mutter zugethan war. Ich muß als kleines Kind dahingekommen sein, denn ich habe aus der Kinderzeit nur die Erinnerung an das Kloster. Meine Eltern sind früh gestorben, ich habe sie nie gekannt und erfuhr nur einst durch Zufall, daß die Aebtissin eine Freundin meiner Mutter gewesen sein sollte. Ach, auch sie starb und ich stand allein in der Welt. Um in das Kloster als Schwester einzutreten, fehlte mir das Geld, um die Ausstattung zu bezahlen und die Nonnen waren mir auch feindlich gesinnt, weil die verstorbene Aebtissin mich sehr bevorzugt hatte. Als ich verzweiflungsvoll nachdachte, was ich beginnen könne, trat ein fremder Mönch in meine Zelle und sagte

mir, er habe die Aebtissin des Klosters, die mir so wohl wollte, seit Jahren gekannt; er glaubte in ihrem Sinne zu handeln, wenn er mich mit sich nach Rom nähme, wohin ihn gerade ein Auftrag der Obern seines Ordens führe. Ich ließ mir Alles gefallen und dankte nur Gott, einen Beschützer gefunden zu haben. Die Reise war beschwerlich, aber wir ertrugen Alles geduldig. Hier in Rom angelangt, brachte mich mein Beschützer zu einer alten Frau, die sehr geschickt in schönen Stickerien war, wie man sie hier trägt. Ich hatte im Kloster gleichfalls sehr schöne künstliche Arbeiten machen gelernt und so gewann die Stickerin eine Gehülfin an mir, die sie gerade suchte und bezahlte mich nicht schlecht für meine Mühe. Der Mönch versprach mir, mich oft zu besuchen, aber er konnte leider nicht Wort halten. Man sandte ihn, glaube ich, nach Spanien zurück und ich stand wieder allein. Die alte Frau, obgleich sie brav und gottesfürchtig war, bekümmerte sich nicht viel um mich. Wenn ich nur fleißig und sauber arbeitete, war sie zufrieden, und noch mehr, wenn ich recht viel Geld für unsere Arbeiten nach Hause brachte. Einst trat Giulio bei uns ein und bestellte eine schön mit Perlen gestickte Tasche. Er unterhandelte mit mir, ich mochte ihm gefallen, er kam öfter als nöthig war, ich zählte bald die Stunden bis dahin, wo ich ihn wiedersehen sollte — ach wie sehr, wie heiß liebte ich ihn! Er aber hat mich nie geliebt, er wollte mich nur malen. Eines Abends waren wir über die übliche Zeit hinaus spazieren gegangen, ich konnte nicht mehr in mein Haus und so überredete mich Giulio leicht, zum ersten Male das seinige zu betreten. Ich habe es seitdem nicht wieder verlassen. Er hat manchen harten Kampf mit mir zu bestehen gehabt, ehe ich sein Modell wurde, endlich siegte seine Ueberredung und meine Liebe zu ihm.

So lebe ich nun schon beinahe ein ganzes Jahr, aber ich bin unglücklich. Die Alte hat nicht nach mir gefragt, mein waderer Beschützer würde mich verachten, wenn er mich so wiederfände und mich auch verlassen. Ich fürchte seine Rückkehr, ja, ich versichere Euch, auch seinetwegen bemühe ich mich, Giulio zu einer Heirath mit mir zu bewegen. Möchte er mich dann verstoßen, wie er es doch eines Tages thun wird, da er mich nicht liebt, so hätte ich doch meine Ehre gerettet! Denn seht, Signor Baldassarre,“ sagte das arme Mädchen in trübem weinerlichen Tone, „ich bin nicht dafür geboren, ein solches verächtliches Leben zu führen. Halb bin ich Herrin, halb bin ich Dienerin. Je nachdem ich gut oder schlecht aussehe, werde ich gering geachtet oder geherzt und geküßt und vor allen Dingen — gemalt. Ich habe kein Recht eifersüchtig zu sein, wenn Giulio eine andere Signora schön findet und Abends zu ihr schleicht. Dann werde ich rauh behandelt und bin nur gut für die Küche und für den Garten. Ach, es ist ein elendes Leben und

dennoch kann ich nicht von ihm lassen, denn ich liebe ihn über alle Maßen.“

Giulietta sank auf die Erde und jammerte laut. Balthasar war ganz erschreckt und hob sie mitleidig auf, indem er sagte:

„Na wart, Du Teufelsbraten von Maler, Dir will ich schon meine Meinung sagen! In's drei Teufels Namen, er muß Dich heirathen, armes Kind, ich mache mich zu Deinem Vater. Diavolo! er soll mich fußfällig um die Hand meiner Tochter bitten! Kind,“ fuhr der Deutsche fort, „sei klug — weißt Du was? Sieh ihm den Laufpaß! Geh zuerst, warte nicht darauf, daß er Dich fortjuckt. Mach's kurz — thue mir den Gefallen!“

Giulietta erhob sich ein wenig stolz und entgegnete mit Würde:

„Guter alter Mann, das versteht Ihr nicht! Die Liebe wirft man nicht von sich, ebensowenig wie den Haß. Nein, lieben werde ich ihn ewig — und wenn er mich mit Füßen träte, lieben werde ich ihn dennoch. Das ist er,“ rief sie plötzlich und horchte an der Thür des Closets, „das ist sein Tritt, er kommt, er kommt!“

Und mit diesen Worten verließ sie schleunigst den Alten und stürzte mehr als sie ging die Treppe hinunter, dem undankbaren Geliebten entgegen. Er sah ernst, fast verstimmt aus und sagte barsch zu dem freundlichen Mädchen:

„Aus dem Wege, Giulietta! Was hast Du hier zu suchen? Ich habe mit dem Deutschen allein zu reden. Fort! giebt's gar nichts mehr in der Küche zu thun? Sei nicht zudringlich. Geh!“

Wie ein Dorn drückte sich des jungen Mannes Rede in Giuliettas durch Mittheilung und Vertrauen doppelt weich gestimmtes Herz. Der Schmerz war so heftig, daß sich einen Augenblick lang tiefe Bitterkeit ihrer ganzen Seele bemächtigte und eine Antwort auf ihren Lippen schwebte, die der Maler gewiß nicht erwartet hätte. Aber sie schwieg und ging. Giulio achtete auf nichts, er eilte zu Balthasar und sagte ihm, daß seines Herrn Sache schlecht stehe. Padre Agostino habe die Väter der Inquisition fest zu überzeugen gewußt (was überhaupt nicht schwer halte), daß Pisano ein Ketzer sei, der von verderblichen neuen Ideen und Irrlehren auf dem Gebiete der Religion, welche Deutschland jetzt in Gährung versetzten, heftig ergriffen sei. Pisano solle bald vor ein Inquisitionsgericht gestellt werden und wenn dies einmal geschehen sei, so wäre nicht viel mehr zu hoffen. Die Inquisition ließe nicht leicht eine Beute fahren.

Balthasar war außer sich. Er vergaß mit einem Male Giuliettas Kummer und dachte nur daran, seinen armen Herrn mit Gewalt zu retten.

„Ihr, guter Freund, warnte der Maler, Ihr seid nur ganz ruhig, denn Ihr verberbt mit Eurer Hast mehr als Ihr gut machen möchtet. Laßt mich noch einen Versuch wagen. Unsere Justiz geht den Schneidengang. Ich zweifelse sehr, daß der heilige Vater von Pisanos Lage und Verdächtigung schon in Kenntniß gesetzt ist, er lebt auf seiner Villa unweit Rom und ist mit einer gelehrten Arbeit beschäftigt. Selten kommt er zur Stadt. Mein Meister, der große Raphael, ist der Günstling Papst Leo X. So wie Raphael erscheint, erheitert sich Leos Stirn. Ihn will ich bitten, dem Herrn der Christenheit Eure Schrift zu überreichen; dann wird sie, so hoffe ich, Effect machen. Doch dies kann ich erst morgen thun, wo ich Raphael in den Loggien treffe, deren Vollendung ihm jetzt eifrig am Herzen liegt. Es handelt sich nämlich hauptsächlich darum, daß der Papst vor der Gerichtsverhandlung durch uns und nicht durch die Richter von Pisanos Schicksalen und dem Zwecke seiner Ankunft hier in Rom in Kenntniß gesetzt werde, daß er erfahre, warum der unglückliche Mann auf Papst Alexander VI. und in gerechter, aber sinnloser Wuth auch auf andere Päpste seine Flüche schleuderte.“

Der Maler empfahl seinem Gaste nochmals Ruhe an und bat ihn, das Haus nicht zu verlassen, was Balthasar auch versprach, dann ging er einige Geschäfte zu besorgen.

Als Dpitz im kleinen Garten auf- und abwandelte und viel und schwer seufzte, immer an seinen Herrn dachte und an Giulietta nicht mehr, trat diese plötzlich zu ihm hin und sprach in entschiedenem Tone:

„Ihr wolltet mein Vater sein, ich kann es nicht annehmen, wohl aber nehme ich Euern Rath von vorhin an. Ihr sagtet, ich solle Giulio verlassen, ehe er mich verfließe, „Ihr hattet Recht. — Wohlan denn, obgleich es mir fast das Herz zerreißt, obgleich es mir scheint, daß ich, ohne ihn zu sehen, den morgenden Tag nicht werde erleben können, ich gehe und sollt' ich daran sterben.“

„Brav, brav, wackeres Mädchen,“ rief Balthasar erfreut. „Dein Herr ist zwar gut, er will Alles für einen armen Gefangenen thun, den er nicht einmal kennt, aber an Dir handelt er nicht gut, darum gehe, und alle Heiligen mögen Dich beschützen.“

„Ja, es ist beschlossen,“ sagte Giulietta mit Thränen, „ich verlasse den Ort meines Glücks und meines Unglücks. Ich gehe zu der alten Stickerin zurück, die ich gegen den Willen meines Beschützers verließ, ich biete mich ihr um den halben Lohn an, wenn sie mich nicht behalten will, aber hierher lehr' ich nicht zurück. Habt Dank für Eure milde Freundlichkeit, für den Muth, den Ihr mir eingesprochen, habt tausend Dank und — lebt wohl!“

Balthasar wollte ihr Ihr noch eine große Lobrede

halten, wollte fragen, wo denn die Stickerin wohne, wo er Giulietta finden könne, aber leichtfüßig wie ein Reh war sie schon hinter der Gartenmauer verschwunden ehe dem Erstaunten ein Wort ent schlüpfte.

„Leb' wohl,“ hauchte der alte Mann und dachte mit Herzeleid daran, daß er das holde unglückliche Kind wohl nie wiedersehen werde.

Gegen Abend trat Giulio froh und heiter lachend in den Garten. Er hatte eben einige fröhliche Collegen verlassen und sie unter den lustigsten Vorwänden verhindert, sein Haus zu betreten. Sie sollten Balthasar nicht sehen. Er hatte diesen deshalb als ein wundervolles griechisches Modell ausposaunt, unerreichbar an Schönheit, das er vorläufig geheim halten werde und war entzückt über ihre Leichtgläubigkeit und unmäßige Neugier.

Auf einmal rief er:

„Wo ist Giulietta?“

„Fort.“

„Wohin? Ausgegangen? Um diese Stunde? Das soll sie nicht.“

„Ausgegangen!“ wiederholte trocken der Deutsche.

Giulio wurde heftig. — Es giebt Menschen, besonders Männer, die immer irgend Jemand haben müssen, den sie tyrannisiren können. Ist es kein Mensch, der ihnen zu Gebote steht, so muß es ein Hund, eine Katze, ein Vogel sein.

So war es bei Giulio in Bezug auf das Mädchen.

„Wer hat Giulietta erlaubt, um die Abendstunde auszuhen?“ rief er zornig.

„Ich.“

„Ihr liebet sie gehen?“

„Ich hab' Ihr sogar dazu gerathen. Sie kommt mit Gottes Hilfe nicht wieder. Sie hat mirs versprochen.“

„Was?“ kreischte Giulio. „Nicht wieder? Unmöglich!“

„Nicht wieder!“ versetzte der Deutsche ernsthaft und trocken.

„Wäre mir der Gast nicht heilig,“ rief Giulio, lachend vor innerer Wuth — „und hätte ich mir nicht selbst gelobt Euch zu schützen und zu pflegen, Ihr —.“

„Flöget sofort hinaus auf die Gasse!“ ergänzte Balthasar mit höchster Gemüthsruhe. „Aber laßt mich nur da,“ fuhr er begütigend fort, „Ihr braucht mich jetzt. Ich übernehme Giuliettas Dienste, ich kann Alles was die Weiber können. Ihr sollt gut bedient werden.“

Giulio konnte vor Zorn und Staunen noch gar nicht zu sich kommen. Endlich fragte er mit Donnerstimme:

„Alter Narr, warum riethst Du ihr zu gehen?“

„Weil ich erkannt hatte,“ antwortete Balthasar noch mehr brüllend als der Frager, „daß das kleine Ding zu gut für Eure Hochnastigkeit ist. Sie hat Scham- und Ehrgefühl und kann es nicht ertragen, sich da wie eine Sklavin behandelt zu sehn, wo sie das Recht hat, die Herrin, die geachtete Frau vom Hause zu sein.“

„Ein Modell!“ lachte Giulio höhnißch.

„Aber doch nur Euer Modell!“ schrie Balthasar. „Oder wollt Ihr leugnen, undankbarer Mensch, daß Ihr das arme Kind erst nach schwerem Kampfe dahingebracht, Euer Modell zu werden?“

„Sie hat Euch wohl Alles erzählt, alter verliebter Narr? Ihr scheint mir gut unterrichtet zu sein,“ polterte der Maler höhnißch und zornig. Habt Euch wohl dem ungerupften Gänßchen zum Beschützer, zum zärtlichen Liebhaber angetragen, schöner Graukopf?“

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

Da alle Welt reiset, so müssen wir namentlich von Reiseanzügen sprechen und dies Mal wollen wir uns auf Einfaches beschränken. Die großen Toiletten und die eleganten Seltsamkeiten werden auch ihre Stelle finden; jetzt ist es noch zu zeitig.

Zu Reifelleidern ist dem einfarbigen Foulard und dem Alpacca nichts vorzuziehen. Das Staubgrau gefällt an dem letztern Stoffe ganz besonders und das begreift sich, es ist ja die Farbe, die mit ganz besonderer Geduld die schädlichen Staubwolken aufnimmt, welche jeder Zeit die Reisenden zur Verzweiflung gebracht haben.

Das Alpaccakleid ist meist in Oberrockform und vorn mit einer Reihe Stahlknöpfen zugemacht.

Die Foulardkleider haben unter dem Saume eine Einfassung von neun Soutaschreihen in Schwarz, Braun, Blau oder Solferino. Sie steigen vorn auf dem Kocke und auf dem Leibchen heraus, über die eine Reihe Knöpfe in derselben Farbe in der Mitte geht.

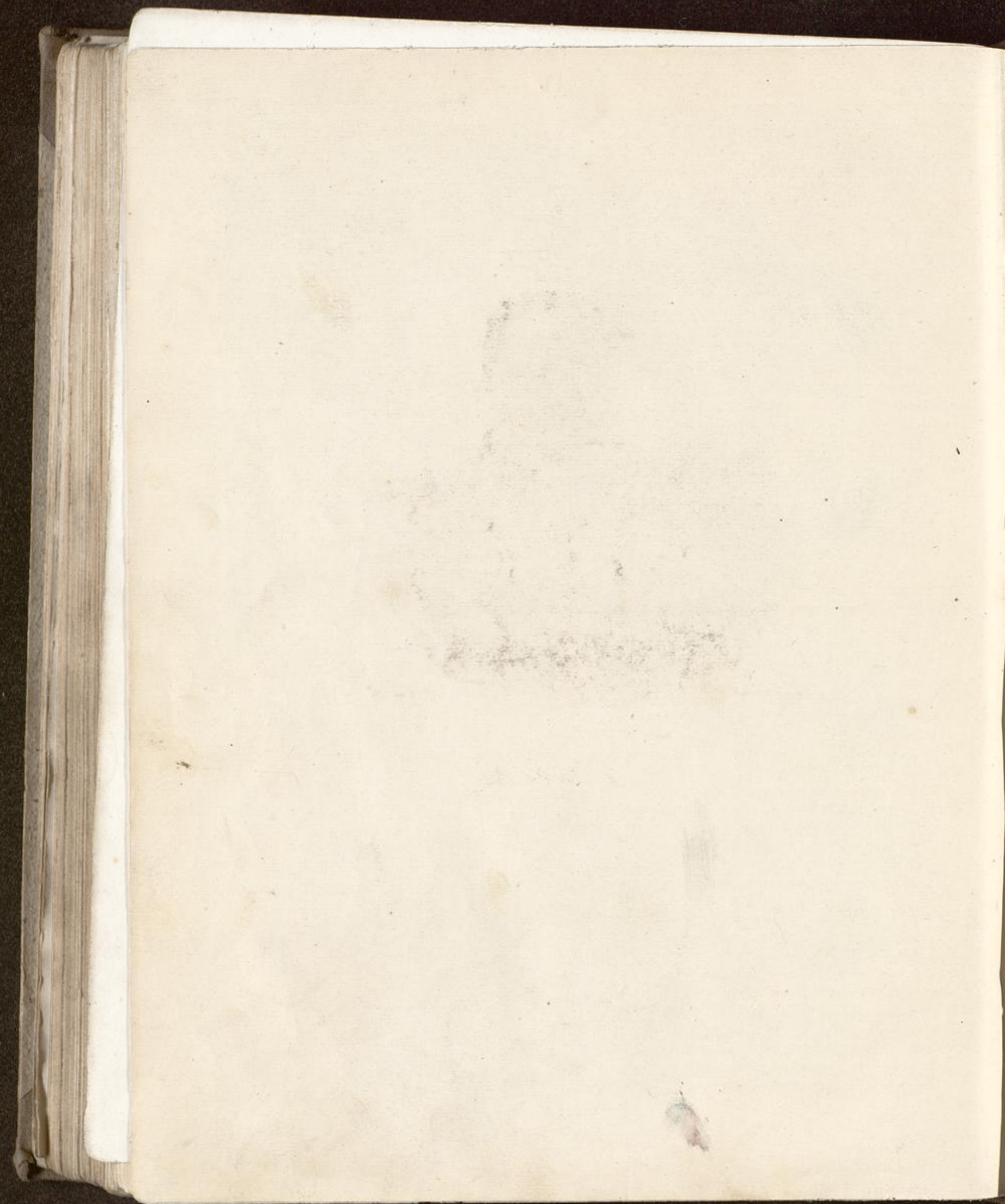
Zu dem Foulard- und dem Alpaccakleide ist der kleine, namentlich braune Palletot unetbehrlich; er ist immer von demselben Stoffe wie das Kleid und eben so ausgeputzt.

Der Schifferhut ist der beliebteste, bekanntlich ziemlich hoch, mit breiter, beinahe gerade stehender Krempe. Obgleich ihn Jedermann den Modehut nennt, findet er doch Opposition. Viele finden ihn gar zu herrenhaft und wir wollen dem nicht widersprechen. Wenn aber dies entscheiden soll, so müssen auch die kurzen Palle-



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

26/1862



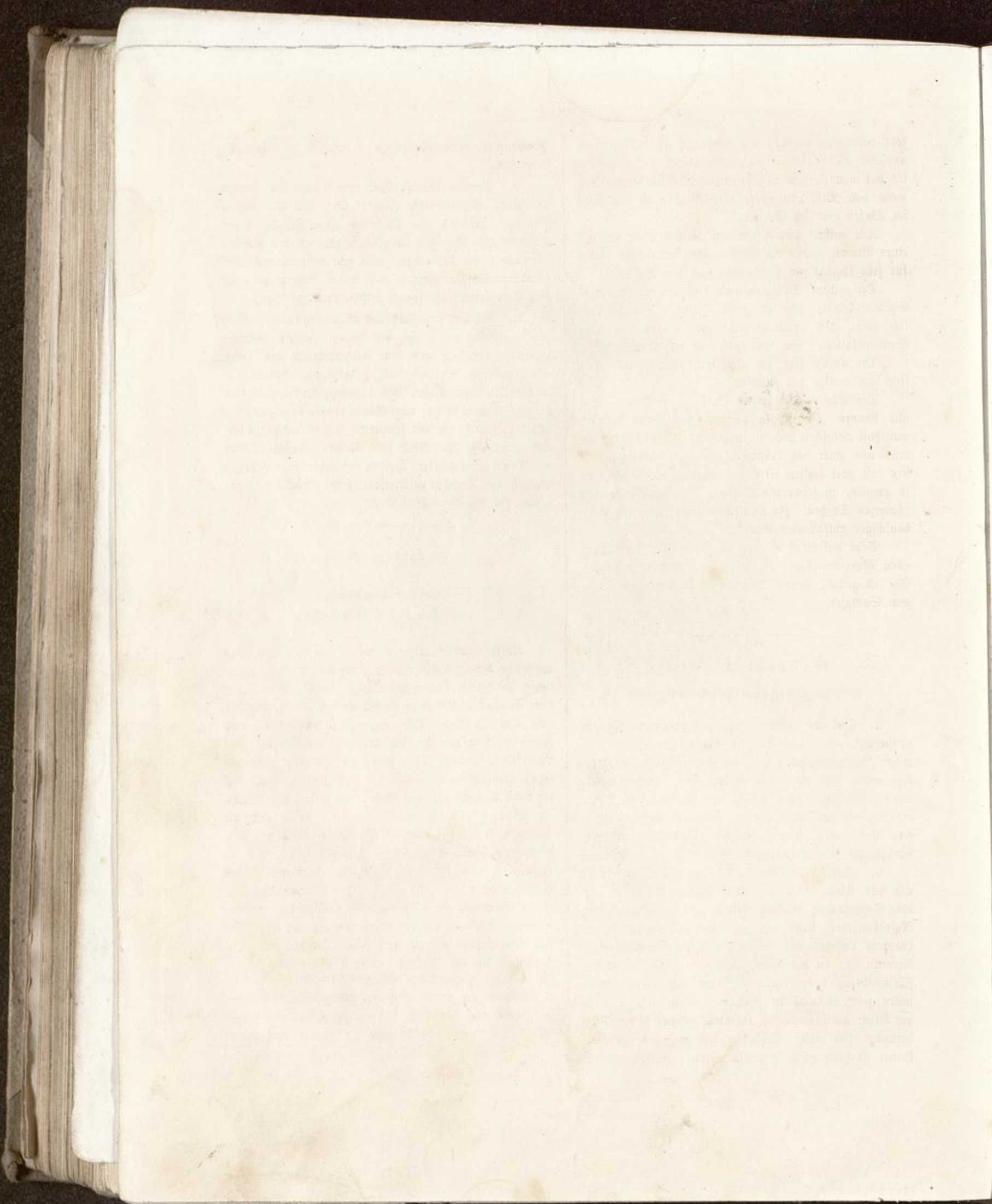


Stich aus Photographie

Stich u. Druck in Wigo in Leipzig

Wilkie Collins

Verlag v. Baumgartner's Buchh.



tots verworfen werden, die ganz wie eine Schifferjacke aussehen und durchaus nichts Weibliches haben. Freilich hat man sie sehr elegant von weißem Cashemir, selbst wenn das Kleid von Gaze oder Muslin ist und zwar im Wagen oder im Garten.

Die weißen Kleider mit dem weißen Hute nur mit einer Blume, welche die Einförmigkeit unterbricht, gelten für sehr elegant zur Promenade und zum Besuche.

Die weißen Sonnenschirme sind oft mit schwarzen Spitzen belegt; das ist große Toilette, für gewöhnlich trägt man naturfarbige mit grauer oder rosa Seide gefüttert. Sie sind groß und mit Rohrstab.

Die Knicker sind gar nicht mehr modisch und man sieht nur wenige mit Fransen.

Der Camail mit breiter Spitze ist vielleicht, wenn alle Paumen der Mode versucht sind, das was die wahrhaft modischen Damen vorziehen. Man sieht ihn bereits und zwar von weißem Cashemir, schwarz gestickt und mit zwei breiten schwarzen Spitzen, in Violetten eben so garnirt, in schwarzem Taffet, in weißem Taffet mit schwarzen Spitzen. Zu demselben gehört aber ein weitbauschiges gutfallendes Kleid.

Sehr wesentlich ist jetzt die Chemisette, die fast zu allen Morgenanzügen, oft selbst zu Fußtoiletten gehört. Sie ist gestickt, kleingefältert mit schwarzem oder farbigem Soutasch.

Modenblatt N^o 26.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von gelbem Krepp mit schwarzen Spitzen ausgeputzt, unter dem Schirme mit weißer Blume und einem Blumenbouquet; Kleid von großcarrirtem Alpaca; sogenannte Basquine à la Ludwig XV., halbanliegend, oben geschlossen, unten offen, mit Spitzen und Posaamentarbeit ausgeputzt; kleiner Kragen; weite geschlossene Unterärmel; schmale goldene Armbänder; Glacéhandschuhe; kleiner modischer Sonnenschirm; Stiefelchen.

2. Hut in neuester Form, von demselben Stoffe wie das Kleid, vorn mit einer Schärpe belegt und an dem Schirmrande in der Mitte, oben und unten mit Rosenbouquets; Kleid von geblühtem Vardé mit hohem knappen Leibchen mit Schleifen vorn und halblangen Ärmeln, die an den Außenseiten halb offen und da mit Fältchenbesatz ausgeputzt sind; auf dem weiten Rocke unten zwei Volants in Fältchen, welche sich vorn in der Mitte guirlandenartig aufwärts ziehen; in der Mitte herunter eine Reihe Schleifen wie auf dem Leibchen; kleiner Kragen; geschlossene Unterärmel; schmale goldene

Armbänder; Glacéhandschuhe; gesticktes Taschentuch; Stiefelchen.

3. Rundes Strohhütchen mit schwarzem Rande und einer langen weißen Feder; Kleid von einfarbigem Foulard, Leibchen und Rock aus einem Stück, vornherunter mit schwarzen Knöpfen besetzt, an den Taschen vorn und an den halblangen, nicht sehr weiten Ärmeln mit schwarzen Spitzen garnirt; sehr kleiner Kragen; geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Weißer Krepphut mit Blumenansatz; Kleid von azulinblauem Taffet mit hohem rundem Gürtelleibchen, auf dem quer eine Faltendraperie von Taffet mit schmalen Spitzen liegt; halblange Ärmel mit Fächerbesatz von Taffet und schwarze Spitzen oben an der Achsel und unten; vom Gürtel hinabfallend zwei sehr breite Streifen, die mit schwarzen Spitzen eingefast sind und unten auf dem Rocke zwei Reihen einzelner Fächer von Taffet mit schwarzen Spitzen und andere von schwarzen Spitzen mit Taffet; geschlossene weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

Stahlstich N^o 26

Wilkie Collins.

(Nach einer Londoner Photographie.)

Unsere Leser erhalten in der Beilage das Bild eines englischen Romanschriftstellers, welcher in den letzten Paar Jahren in seinem Vaterlande sowohl als auch auf dem Continente schnell zu großer Beliebtheit gelangt ist. Wir sind im Augenblicke wegen des Ausbleibens versprochener biographischer Notizen nicht im Stande, eine Lebensskizze von Wilkie Collins zu geben, werden solche aber ehestens nachliefern. Für jetzt genüge, daß der Roman, dem er seinen Ruhm verdankt, „Die Frau in Weiß“ (The woman in white) heißt und ins Deutsche (Leipzig, bei Voigt u. Günther, bis jetzt zwei Auflagen), Französische (Paris, Jung-Treuttel) u. s. w. übersetzt worden ist, und z. B. in Frankreich solches Aufsehen machte, daß der Herzog von Anmale dies vor. J. in seiner bekannten Bankettrede zu London zum Beweise der sich anbahnenden Verbrüderung der englischen und französischen Nation erwähnte. Soeben sind zwei Uebersetzungen ins Deutsche unter Presse, die eine von W. Collins „Begrabene Geheimnisse“ (Leipzig, Voigt u. Günther), die andere von dem allerneuesten höchst interessanten noch gar nicht fertig erschienenen Romane desselben „Namenlos“ (No name), letzterer deutsch von Carl Wilhelm Whistling (Leipzig, Payne).

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Litterarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreifache Druckseite kleiner Schrift, oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nebmen wir gegen Entlohnung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Die Lotterie-Collection: C. Louis Taeuber in Leipzig

Burgstraße No. 1.

empfehl't sich zur 62. Königl. Sächf. Landes-Lotterie, deren 1. Classe am 30. Juni gezogen wird, mit Loosen aller Gattungen zu geneigter Berücksichtigung, und bemerkt, daß sie an größern Gewinnen bis jetzt erhielt:

150,000 Thaler auf No. 17,888 (1859)

150,000 Thaler = = 42,621 (1857)

100,000 Thaler = = 64,232 (1860)

20,000 Thaler auf No. 4541 (1856), **10,000** Thaler auf No. 25,788 (1862) zc. zc.

Die Loose kosten durch die ganze Lotterie 51 Thlr. pro 1/1, 25 1/2 Thlr. pro 1/2, 12 3/4 Thlr. pro 1/4, 6 5/12 Thlr. pro 1/8, und werden, bei Franco-Eingang dieser Einsatzbeträge in Vollloosen, welche für alle fünf Classen Geltung haben, außerdem aber gegen eine Anzahlung von 20 Thlr. pro 1/1, 10 Thlr. pro 1/2, 5 Thlr. pro 1/4, 2 1/2 Thlr. pro 1/8 in Classenloosen, welche von Classe zu Classe erneuert werden, abgelassen.

Zu gewinnen sind: 150,000, 100,000, 80,000, 50,000, 40,000, 30,000, 2 à 20,000, 15,000, 12,000, 4 à 10,000 zc. zc. Ende der Lotterie 14. October 1862.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Supplement zu Schiller's Werken.

Friedrich v. Schiller's

Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse

über

sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften.

Nebst

seinen Urtheilen über berühmte Personen und Werke, Ansichten über Welt und Menschen, Religion und Philosophie, Kunst und Literatur.

Geschrieben von ihm selbst.

Geordnet von A. Diezmann.

Zweite, mit Schiller's Portrait und 7 Ansichten in Stahlstich vermehrte Auflage. Format der Cotta'schen Classiker. 16. Eleg. broch. Preis 24 Ngr.

Alle Besitzer der Taschenausgaben von Schiller's Werken werden auf dieses höchst interessante Supplement, das unter andern auch eine vollständige Selbstbiographie des gefeierten Dichters enthält, aufmerksam gemacht. Die der neuen Auflage beigegebenen sieben Stahlstiche stellen folgende Ansichten dar: Schiller's Geburtshaus zu Marbach — die Schillerhäuser in Gohlis — Weimar — Pöschwitz — Pösch — Schiller's Garten bei Jena und die Schillerlinde zu Blasewitz.

Der Pianist, oder

theoretisch-praktisches Handbuch für Musiker, mit besonderer Rücksicht auf Dilettanten, von G. Schilling. 2. Auflage. Hoch 4. 396 Seiten geb. Preis 1 Thlr. 2 1/2 Sgr. Verlag der Sorge'schen Buchhandlung.

Da das in Rede stehende Werk seiner ausgezeichneten Vorzüge wegen sowohl in der Theorie, als auch in der Praxis unzählige Werke dieser Art weit überstrahlt, indem in ihm der ganze Umfang der Musik bis in die kleinsten Details in einer Weise vertreten ist, die man in vielen andern Werken schmerzlich vermisst, so fühlen wir uns nothgedrungen, den „Pianisten“ allen Musikern zum Nachschlagen, und den Dilettanten zum Studium aus voller Seele zu empfehlen.

In der A. Sorge'schen Buchhandlung ist erschienen:

Brodmann, Dr. G. H.,
die Kuranstalt zu Grund am Harze, (Fichtelnadelbad) nach ihrer therapeutischen Bedeutung. Geh. 10 Sgr.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

The first Letter writer

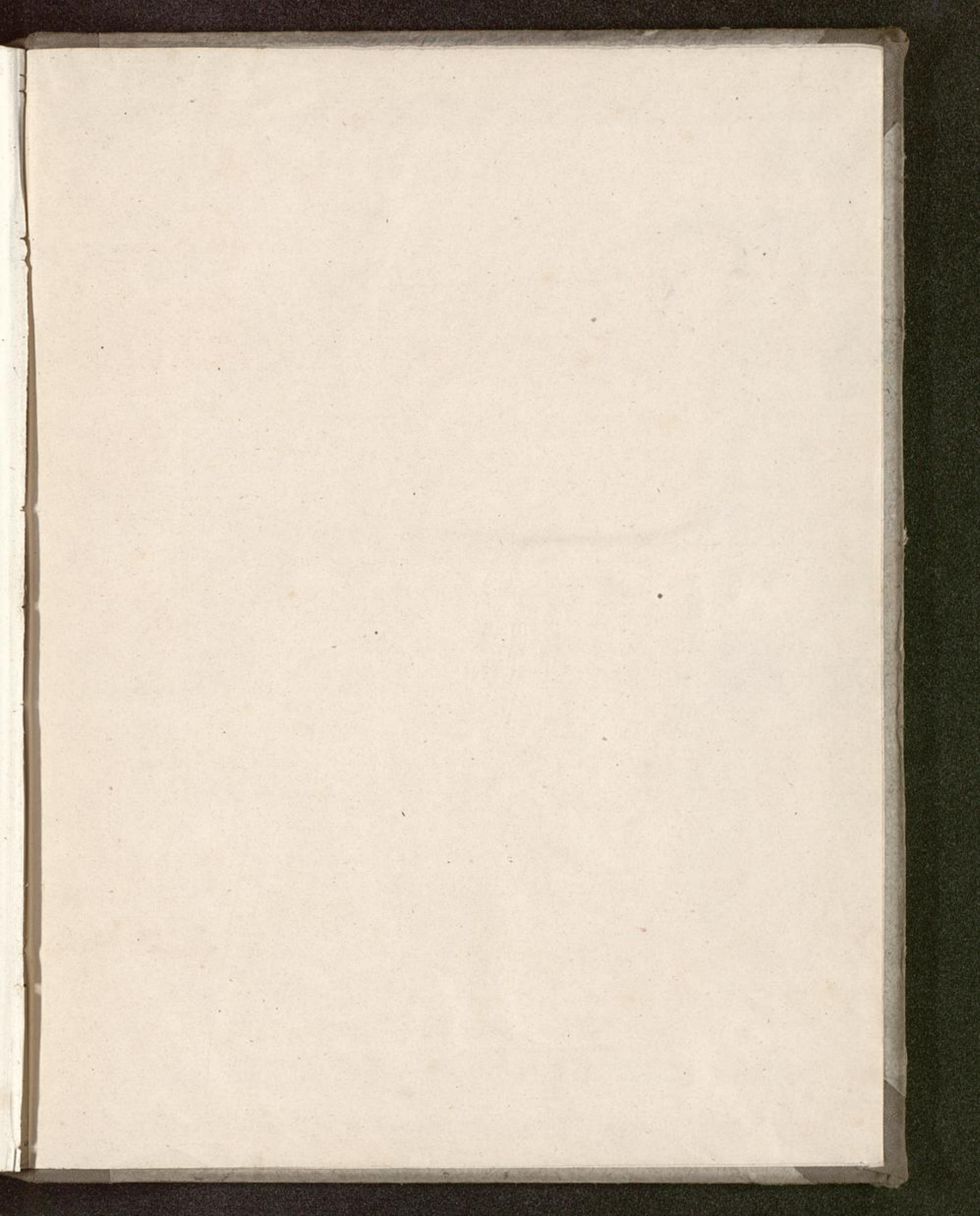
Collection of one Hundred Letters on the most familiar Topics.

By James M'Lean, Esq.

Mit Noten und Wörterbuch.

Zweite verbesserte Auflage.

Preis 9 Ngr.



Intelligenzblatt zur Wochenschrift.

Die Wochenschrift, welche seit dem 1. März 1848 unter dem Titel "Intelligenzblatt zur Wochenschrift" erscheint, wird fortgesetzt. Der Preis beträgt 12 Schilling pro Quartal. Bestellungen sind zu machen bei der Expedition in Wien, am Hof, im 1. Stock, bei der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Die Lasterie-Collection: G. Louis Tauber in Leipzig

Bestehend aus:
1. 10000 Tafeln auf No. 10000 (1847)
2. 10000 Tafeln auf No. 10000 (1847)
3. 10000 Tafeln auf No. 10000 (1847)
4. 10000 Tafeln auf No. 10000 (1847)
5. 10000 Tafeln auf No. 10000 (1847)

Der Wundstich

Wundstichwunden sind die häufigsten Verletzungen, welche im täglichen Leben vorkommen. Sie entstehen durch das Durchdringen eines scharfen Gegenstandes in die Haut. Die Behandlung dieser Wunden ist von größter Wichtigkeit, um die Heilung zu beschleunigen und die Gefahr von Entzündungen zu vermeiden.

Veranstaltung zu Schiller's Werken

Am 1. März 1848
Veranstaltung zu Schiller's Werken
in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei

Verkauf von Schiller's Werken

Verkauf von Schiller's Werken
in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei

Dr. G. S.

Dr. G. S.
in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei

The first letter writer

The first letter writer
in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei